



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

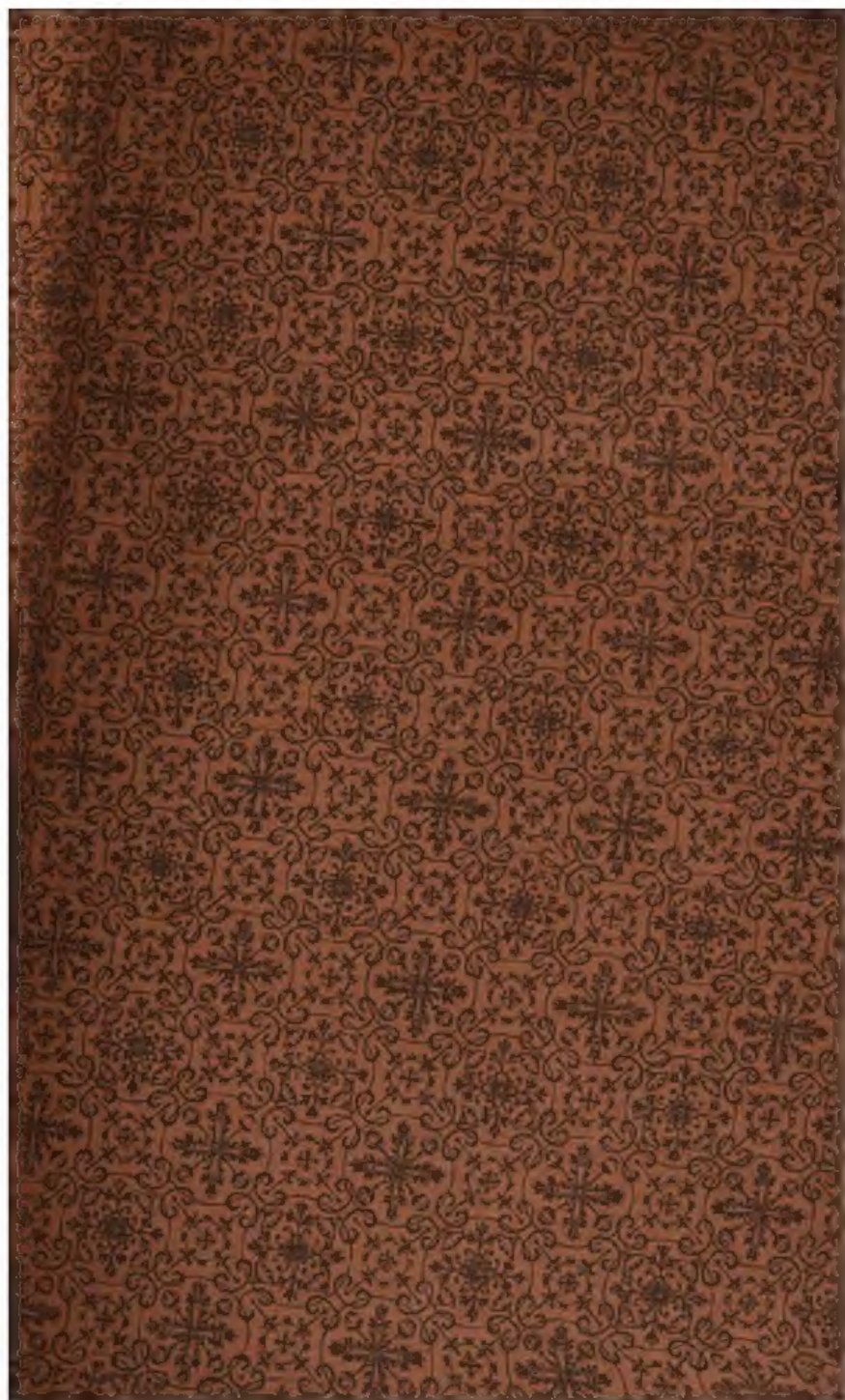






**STANFORD  
UNIVERSITY  
LIBRARIES**







# Deutsch-Afrika

und

seine Nachbarn im schwarzen Erdteil.

## Eine Rundreise

in abgerundeten Naturschilderungen, Sittenscenen und  
ethnographischen Charakterbildern.

Nach den neuesten und besten Quellen,

für

Freunde der geographischen Wissenschaft und der Kolonialbestrebungen,

sowie für den höheren Unterricht.

Von

**Dr. Johannes Baumgarten,**

Mitglied des Kolonialvereins, Ritter des rosen Adlerordens 1. Kl.

Zweite, bis auf die neueste Zeit ergänzte Ausgabe.

Mit einer Karte von Deutsch-Afrika.



Berlin 1890.

Ferd. Dummler's Verlagsbuchhandlung.



---

Alle Rechte vorbehalten.

---

DT 34

B3

1890

## Vorwort zur ersten Auflage.

Bis vor einigen Jahren haben die zahlreichen deutschen Forschungsreisenden und Missionare, welche auf dem afrikanischen Kontinente und in den anderen überseeischen Gebieten unter unsäglichen Mühen und Gefahren für Wissenschaft und Kultur arbeiteten, fast ausschließlich die Ausdehnung der britischen Weltmacht gefördert, die ihren Kolonialbesitz jedes Jahr erweiterte und einen ungeheuren, immer steigenden Gewinn daraus zog. Während England riesige Kapitalkien in seinen Kolonien anlegte und durchschnittlich jährlich 750 Millionen Mark Zinsen daraus erhielt, während es auf allen Punkten der Erde seine Handelsoperationen vervielfältigte, aus seinen zahlreichen Kolonien ganz Europa mit Rohstoffen versorgte, die ganze Welt mit den Produkten seiner Industrie überschwemmte und mit einer Dampferflotte, die noch heute zehnmal zahlreicher ist, als die deutsche (1886: 5792 englische Dampfer mit 6 593 871 Tonnen — 579 deutsche mit 654 814 Tonnen), den ganzen Seehandel an sich zu reißen drohte, begnügten sich die Deutschen mit dem akademischen Vergnügen der Erweiterung der geographischen Kenntnisse und mit einem kümmerlichen Antheil am Welthandel, der zu der Größe und Bildungsstufe der Nation in keinem Verhältnis stand und obendrein von dem herablassend bewilligten, nicht immer sichern Schutze der Engländer und Franzosen abhing. Es dauerte lange, bis unsere Gelehrten, unsere Politiker und Nationalökonomten endlich aus den Lehren des rastlosen, entsetzlichen, internationalen Konkurrenzkampfes in Handel und Industrie die sozusagen mathematische Überzeugung schöpften, daß gegenwärtig eine bloße Kontinentalmacht ohne eigene Kolonien auf die Dauer nicht existenzfähig ist, daß eine Nation, die sich für ihre Industrie die Rohstoffe, für die übermäßig wachsende Bevölkerung in jährlich steigenden Verhältnissen die Nahrungs- und Genußmittel vom Auslande zuführen läßt, ohne daß letzteres, das

selbst eine übermächtige Industrie besitzt, ein genügendes Äquivalent an Industrieprodukten dagegen abnimmt, allmählich, wie Hindostan, der Betarmung entgegengeht und jedenfalls seine politische Unabhängigkeit nicht behaupten kann.

Als endlich diese Überzeugung bei den maßgebenden Stellen feststand, trat zur Überraschung des Auslandes und anfangs zu nicht geringem Ärger unserer kosmopolitischen Träumer die deutsche Kolonialpolitik, durch die Reichskanzlei energisch gefördert, praktisch ins Leben und stellte in kaum drei Jahren eine Reihe von Kolonialgebieten in Afrika und Melanesien, deren Gesamtareal an Umfang 60 000 deutsche Quadratmeilen weit übersteigt, unter den Schutz der deutschen Reichsflagge, sicherte diesen Besitz durch Verträge mit England, Frankreich und Portugal und eröffnete so den nationalen Spannkraften ein weites, für Jahrhunderte ausreichendes Feld der Thätigkeit. Mit dieser großartigen welthistorischen Thatfache ist das Deutsche Reich auf eine seiner Machtstellung würdige Weise in die Reihe der Weltmächte mit überseeischem Länderbesitz getreten.

Als nach der Entdeckung Amerikas England und die romanischen Nationen sich mit Eifer und großartigen Erfolgen auf den überseeischen Handel warfen, blieb Deutschland, durch die Kurzsichtigkeit der Hansestädte und durch seine politische Zersplitterung gelähmt, mit verderblicher Teilnahmslosigkeit in den alten kontinentalen Gleisen stehen und bereitete jenen wirtschaftlichen Rückgang vor, der Deutschland als Handelsvolk mehr und mehr hinter England und Frankreich zurücksetzte und schließlich in unserm Jahrhundert den größten Teil der deutschen Seehandelsflotte für guten Frachtlohn definitiv in den Dienst des englischen Importes zu stellen drohte. Wir stehen an einem ähnlichen Wendepunkt unserer Geschichte wie um 1500, bei dem es sich doch noch weit mehr um die politische Unabhängigkeit und den wirtschaftlichen Wohlstand der Nation handelte.

Aber das heutige Geschlecht, das Kaiserliche Deutschland, wird hoffentlich den welthistorischen Moment nicht verpassen: unsere zahlreichen geographischen Gesellschaften, Kolonial- und Exportvereine haben wenigstens in einem bedeutenden Teil der Gebildeten so viel weltwirtschaftliches Verständnis verbreitet, so viel Teilnahme für Welthandels- und Kolonialdinge geweckt, daß ein Rückschritt nicht mehr zu befürchten ist. Allerdings darf die Thatkraft, die Arbeits- und Unternehmungslust keinen Augenblick erlahmen, denn jeder Stillstand in der Konkurrenz der Kulturvölker ist eine Niederlage.



Die jetzige Generation hat daher patriotische Pflichten zu erfüllen und Aufgaben zu lösen, welche für die ganze Zukunft des Deutschen Volkes entscheidend werden müssen. Sie hat zunächst das bloße Verständnis weltwirtschaftlicher Dinge zu vertiefen und daraus, wie die Engländer, zu festen Werkzeugungen zu gelangen, welche gegen alle Parteilebenshaften sich unverrückt behaupten und vor politischen Abenteuern wie vor staatsökonomischen Mißgriffen bewahren; sie hat die neugewonnenen Auefeldter für unsere Kinder und Enkel vorzubereiten, die stets langsamem und schwierigen Auidange der Kultivation zu machen und Selbstlosigkeit zu üben, indem sie nicht von vornherein auf rasche Gewinne spekuliert oder den Nachkommen durch Raubwirtschaft in Handel und Bodenausbeutung die Grenten der Zukunft vorwegnimmt.

In einzelnen Ständen Deutschlands, von denen nur einer erwähnt werden mag, ist leider noch immer ein Mangel an reger Teilnahme für Kolonial- und Welthandelsdinge vorhanden. Der einem von Bundesbrütern an damit beschäftigten Engländer ganz unverständlich erscheinen muß. Während der englische holländische, ja selbst der französische Kapitalist und Rentner sich an ausländischen Unternehmungen reichlich beteiligt u. d. dadurch das Nationalvermögen steigt (in Holland beträgt es pro Kopf 5600 Mk., in England 1880, in Frankreich 4350, in Deutschland 2700), läßt der Deutsche im allgemeinen sich in kein Unternehmen ein, dessen Gewinn er nicht sofort abschneiden kann. Als es galt, das Niger- und Benuegebiet für England zu erwerben, laubten sich in einigen Tagen Kapitalisten, die 20 Millionen zusammentheilen, um den Franzosen ihre 50 Patoren dort abzukaufen. Die kleinen französischen Rentner sind zahlreich am Senegal, sowie an einer ganzen Reihe überseeischer Banken beteiligt, die ihnen 16 1/2 pCt. Zinsenden auswerfen. Engländer und Franzosen erwarten nicht, wie die überlagen Deutschen, daß man ihnen von überseeischen Unternehmungen die Glorie so gleich auf einem Präsentierteller entgegenbringe.

Der Mangel an Unternehmungslust zeigt auch hier, wie sich in Frankreich Landgreislich gezeigt hat, in enger Beziehung zur Unkenntnis von Kolonial- und Welthandelsdingen. Die Hebung der geographischen Studien in Frankreich seit 1871 führte zunächst zu einer regeren und umfangreicheren Teilnahme an Kolonialunternehmungen und Forschungsreisen dann zur Gründung von nicht weniger als 12 Handelskomiteen mit Sporttschulen und schließlich zu einer

nicht unbedeutenden Steigerung des französischen Seehandels. Nun beweist die oben gestigte Theilnahmslosigkeit für unsere eigenen Kolonien, daß manche renomirte Gebildete von unseren so hochstehenden geographischen Studien, von den vorzüglichen Leistungen unserer Geographen und Forschungsreisenden weniger berührt worden sind, als es zum Gedeihen unserer Kolonialbewegung erforderlich wäre. Sie stehen durch ihre Erziehung und althergebrachte Praxis den Forderungen der Neuzeit fremd und abwehrend gegenüber und werden sich hienzu erst nach gewonnenen besseren Einsicht ändern.

Was dem Vorstehenden wird man die Überzeugungen und Beweggründe kennen lernen welche mich zu der Zusammenstellung des vorliegenden Werkes veranlaßten. Ich will zunächst die geographische und ethnographische Kenntnis unserer afrikanischen Kolonialgebiete in weitere Kreise der Gebildeten verbreiten welche die umfangreichen Quellenwerke zu lesen, weder Lust noch Zeit haben. Ich will ferner durch eine Rundreise in Afrika, welche vor allem in prägnanten Darstellungen Sitten, Charaktereigenschaften und Geistesverfassung der Eingeborenen vor die Augen führt, dazu beitragen, in jenen Kreisen dauerndes Interesse für Geographie anzuregen und zu befestigen. Ich will schließlich meinen höheren Schulen passende abgerundete Stoffe für den Unterricht und die Privatlektüre bieten und in unserer Jugend eine lebendige Theilnahme für die weitere Entwicklung unserer überseeischen Schutgebiete wecken. Man braucht nur einen Blick auf das Inhaltsverzeichnis zu werfen, so wird man erkennen, daß es im ganzen Charakter des Buches liegt, aus dem Leben und Treiben der afrikanischen Völker manches Interessante und Charakteristische, welches man in größeren streng wissenschaftlichen Werken vergebens suchen wird, zur Merkmalsnahme zu bringen. Photographien des wirklichen Lebens sind aber für große Leserkreise wertvoller als abstrakte wissenschaftliche Darstellungen, was wir Deutschen leider noch zu oft vergessen. In dieser Beziehung ist mein eigener Anteil am Buche durch eine Reihe von selbständigen Aufnahmen, Uebersetzungen und Uebersetzungen aus ausländischen Quellen nicht unbedeutend. Ich bitte meine Kritiker dabei nicht zu vergessen, daß ich weniger wissenschaftliche Leistungen, als populäres Verständnis und besonders geistige Anregung und Weckung des Interesses für Geographie und Ethnographie im Auge hatte. Selbstverständlich mußte ich zur Schilderung unserer Kolonien nur die Darstellungen der zuverlässigsten Augenzeugen und Forschungsreisenden heranziehen.

Der Leser soll daraus klare bestimmte, positive Begriffe, keine irreführenden Phantasiebilder gewinnen.

Da ich mit vollkommener Vorurteilslosigkeit die nationalen Interessen stets im Auge behaltend, zu Werke gegangen bin, so habe ich mich durch die entgegenstehende Meinung einiger künft. Leuchtbienen Vorurtheile nicht abhalten lassen die Sache der Deutschen Mission in mehreren Darstellungen entwerfen zu vertreten. Selbst wenn religiöse Gründe, selbst wenn die Rücksicht auf die hohe Kultur aufgebende Teufelsdröge in seinen Kolonialgebieten nicht dafür sprachen, so müßte dieses dennoch die Grundung der Thatfache thun, daß die überaus lebhaft Teilnahme weiler Volksschichten für unsere Kolomeen durch die fortwährende Anregung, welche die Kenntnisaufnahme der Missionsarbeiten zu Wege brachte, vorbereitet wurde, und daß auch in Zukunft für einen großen Teil unseres Volkes die Missionsthätigkeit noch lange eine breitere Grundlage reger Teilnahme an afrikanischen Dingen sein wird als die blauen Handelsunternehmungen. Ubrigens zeigen sich auch unsere Kolonialvereine und geographischen Gesellschaften, sowie die geographischen Zeitschriften fast ohne Ausnahme den Missionen freundlich gesinnt, welchen sie sich seitwähren die wertvollsten Beiträge zur Erweiterung der geographischen und linguistischen Wissenschaft verdanken. Ich habe dies im Buche durch einige höchst interessante Beispiele exemplifiziert.

Central-Afrika ist nur so weit berücksichtigt worden, als es mit unsern Kolomeen in Berührung steht: die betreffenden Darstellungen reihen sich daher interessanter anderen Mittheilungen an, was ich bei der Theilung nicht zu verzeihen bitte. Eine Erwähnung von ganz Afrika konnte nicht im Plane einer „Randnote“ liegen und hätte auch den Umfang des Werkes übermäßig vergrößert.

So übergebe ich denn meine Arbeit den Lesern in der Hoffnung, daß sie daraus Belehrung und Anregung schöpfen werden. In der großen Zeit, in welcher wir leben, muß jeder Deutsche auf seinem Posten es nur eine Ehre und eine heilige Pflicht halten, für unsere nationalen Interessen welche heute mit denjenigen des gesicherten Bestandes und Gedeihens der abeländischen Kultur identisch sind, sein Scherlein, so wenig es auch sein mag, beizutragen; und letzteres habe ich nach Kräften versucht.

Dr. Johannes Baumgarten.



## Vorwort zur zweiten Ausgabe.

---

### Zur Übersicht der Deutschen Kolonien in Afrika.

In den letzten zwei Jahren hat das Verständniß der weltwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Aufgaben Deutschlands durch die eingehende Besichtigung der Journale, der Zeitschriften und zahlreicher Vereine mit denselben in weiten Kreisen der Gebildeten so zugenommen, die Notwendigkeit des Besitzes überzeuher, vom Auslande unabhängiger kolonialer Produktions- und Absatzgebiete wird heute von einer stetig steigenden Zahl von Industriellen und Staatsleuten für so unabweisbar gehalten, daß die letzten jedenfalls baldigst vorübergehenden Hemmnisse und Rückschritte des kolonialen Ausbaues in Ost- und Südwestafrika nicht im stande gewesen sind, im Deutschen Volke eine Entmutigung oder ein Verlangen nach Aufgeben unserer afrikanischen Kolonien hervorzurufen, und Graf Herbert Bismarck dessen Energie es gelang der britischen Kolonialmacht gegen über unsere wertvollsten afrikanischen Besitzungen zu erliegen, hat im Reichstage am 14. Dezember 1888 nur die Überzeugung und Hoffnung der Mehrzahl der Deutschen ausgesprochen, als er im Namen der Regierung erklärte, daß „dieselbe festhalten würde an der großen Aufgabe, Afrika der Gessung, dem Christentum und der Kultur zu erschließen“. So darf man denn auch zuversichtlich erwarten, daß die Reichstag im wohlverstandenen Interesse einer gesunden, weltwirtschaftlich fortschreitenden Gestaltung unseres Handels und unserer von Überproduktion bedrohten Industrie das Festhalten und den weiteren Ausbau unserer Kolonien als eine nationale Ehrentat anerkennen und mit den Mitteln dazu nicht zögern wird. Gelängt es, durch einträchtiges Zusammengehen mit England die berechtigten Interessen des außerordentlich bedeutenden englisch-

deutscher Importgeschäfts und der deutscher Arbeiter sicher zu stellen, zugleich aber auch unsere heutigen kolonialen Besitz ein für allemal den Übergängen, Anzettelungen und Beeinträchtigungen englischer und französischer Privatgesellschaften und Unternehmer zu entziehen, also vor allem die Grenzen der Interessensphären nach allen Seiten genauer als in den Londoner und andern Urmachungen definitiv festzustellen, so wird ohne Zweifel der gesicherte Besitz die zögernde deutsche Unternehmungslust wecken und verwehren und damit auch die materiellen Hilfsmittel herbeiziehen welche bisher den großartigen Zielen gegenüber unverhältnißmäßig gering waren.

Der nahezu bewülligte Aufstand in Deutsch-Ostafrika wird nur eine kurze Unterbrechung des raschen Ausblühens dieser Kolonie bilden. In Westafrika hat sich dank der regelmäßigen direkten Dampfschiffsverbindung die Ein- und Ausfuhr außerordentlich gehoben, so daß z. B. von Hamburg dahin fast ebensoviel als nach China ausgeführt ward und 570 000 Doppelcentner im Jahre 1888 überstieg. In den letzten zehn Jahren ist überhaupt, nach einem Artikel der „Afrika-Post“, der Schiffsverkehr nach Westafrika achtmal größer geworden.

Unsere afrikanischen Kolonien zerfallen bekanntlich in die unter einem kaiserlichen Gouverneur und einem Verwaltungsrate von Europäern und Eingeborenen stehenden Kronbesitzgebiete Togoland, Kamerun Deutsch-Südwestafrika und die Gesellschaftsbesitzgebiete Deutsch-Ostafrika und das Bightsgebiet. Der unmöglich genau zu bestimmende Flächeninhalt wird zusammen auf 50 bis 60 000 Meilen mit 2 000 000 - 2 400 000 Einwohnern angegeben. Das Folgende soll zur Ergänzung der im Buche mitgetheilten Spezialschilderungen das Wichtigste über die Zustände in letzter Zeit und die dringendsten Aufgaben für die nächste Zukunft in kürzester Fassung zusammenstellen.

## Togoland.

Geogr. Ausdehnung und Lage — Ziele und Aufgaben der Kolonie

Nachdem im Jahre 1886 die nordwestlich von Togoland gelegenen Königreiche Fowe, Kewe und Agoume durch den kaiserlichen Kommissar Kallenthal unter deutschen Schutz gestellt worden, vergrößerte sich die Kolonie durch den Anschluß der nördlichen Vie-

Bergslandchaften Agome, Agn und Gbele, so daß heute das ganze Gebiet den von H. Zeller angegebenen Umfang: 18673 (18.673) Kilometer mit 575000 Einwohnern weit überschreitet. Die Reisen von Dr. Henrici im Jahre 1887, C. von François, von Buttlamer (2 Reisen), Dr. Wicke und Dr. Wolf im Jahre 1888 haben die Märe von der undurchdringlichen, meist unschreibbaren Wildnis im Hinterlande der Togoküste und der Wertlosigkeit der ganzen Kolonie gründlich beseitigt und herausgestellt, daß außer herrlichen, der reichsten Ausbeute harrenden Urwäldern viele Landchaften einen äußerst fruchtbaren Boden besitzen, der jährlich zwei Ernten liefert und den lohnendsten Anbau aller wertvollen tropischen Pflanzen gestattet. Nur parasitischen Baumsavannen leben in zahllosen Torschen und Behöften die fleißigen ackerbaunehmenden Gbeweger, die unseren Kolonisten als Arbeiter gern und billig (täglich ca. 2 Mk.) die besten Dienste leisten. (Siehe Dr. Freiherr von Dänkelmann Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. 3. Heft. 1888. 89.)

Dr. Wolf hat das Verdienst im Mai 1888 das Adeli Land (s. u. Pl.) erreicht und dort auf dem 7111 hohen Adaba-Berge die Station Bismarcksburg angelegt zu haben, die später durch den Bau eines Forts eine erhöhte Bedeutung erhielt, namentlich in Bezug auf das nahe unruhige Tschadch. Die Lage der Station macht sie zu einem Sanatorium sehr geeignet. Man stellt sich übrigens unter „Sanatorium“ keine kostspielige Anstalt wie in Europa vor. Ein Häuschen mit 3-4 Räumen, leicht und leicht gebaut in gesunder Lage genügt dazu. — Über die heutigen Verhältnisse des Togolandes ist höchst lesenswert das Werkchen des Dr. Henrici, der zuerst die Gebirgslandchaften durchreiste. Wir geben daraus im Anhange eine ebenso charakteristische als ergötzliche Episode: Ein Reisetag im Togolande. Ein „vielgereister Landwirt“ Herr Krüger hat gegen Dr. Henrici, mit welchem er die Reise unternahm, eine Anklageschrift wegen Zurücksetzung veröffentlicht (Dr. H. Henrici, Die Togogesellschaft und d. d. Togogebiet. Berlin 1888). Aus einem Vergleiche beider Schriften dürfte sich ergeben, daß Dr. Henrici, trotz des ihm vorgeworfenen Schulmeisteriums, ein Feuerschiff ist, wie wir deren noch recht viele übrig hätten, und daß Feuer und Wasser nicht zusammen passen.

Togoland hat seit dem 1. Oktober 1888 dieselben Rechtsverhältnisse wie Kamerun. Es hat ein Gericht erster Instanz; das Be-

rusungsgericht für beide Gebiete ist jedoch in Kamerun, dessen Gouverneur auch über die Todesstrafe entscheidet. Ein preussischer Feldwebel hat eine Anzahl Eingeborener als schwarze Garde zum Polizeidienst ausgebildet. Unter dem hochverdienenden kaiserlichen Kommissar Herrn von Buttkamer hat der Handel (Einfuhr aber 3 Millionen Mark bedeutend) zugenommen und die Einfuhrzölle decken beinahe ganz die Verwaltungskosten, die nicht groß sind, da die Regierung nur aus dem kaiserlichen Kommissar einem Sekretär und einem Jostverwalter besteht. Die Verhältnisse zu den Eingeborenen haben sich so freundlich gestaltet, daß sogar ein einheimischer König zum kaiserlichen Beauftragten eines Verwaltungsbezirktes ernannt worden ist.

Die Fahrt von Hamburg aus dauert 30 Tage und kostet 1. Kasse 200 Mk., 2. Kasse 300 Mk., Frachtgut für jeden Kubikmeter 50 Mk. Monatlich gehen zweimal Boermannsche Dampfer nach Westafrika. Die obengenannten Beamten und Reisenden bezeichnen fast flüchtigend als

### Ziele und Aufgaben der Kolonie:

1. Anlage einer botanischen Versuchsanstalt, hierauf Anlage von Plantagen nicht in Akazien- und Kakaogebieten, sondern in Zimern, namentlich in den Gebirgsgegenden, in Kebu, Apassa, Adeli, sowie in Ober-Towe, Kewe, Ngome, Agotime, Gbele u. a. In manchen Gegenden läßt sich eine sehr erträgliche Viehwirtschaft und Hochkultur damit verbinden. (Siehe hierüber die interessante Mitteilung aus Dr. Bolis Reise im Anhange dieses Buches.)

2. Ein guter fahrbarer Weg durch Agotime bis an das Gebirge. Nach Herrn von Buttkamer mit geringen Kosten herzustellen.)

3. Herstellung einer dauernden Handelsverbindung mit Salaga, dem starkbesuchten in westafrikanischen Markte.

4. Allmähliche Schaffung einer Truppe aus Eingeborenen für Eventualitäten mit Talomeh und den Achanten. Der Anfang dazu ist gescheit.

5. Stationierung eines Arztes, der von den Europäern sehr vermisst wird, da ein solcher, schwer zu erhalten, nur in Kamerun wohnt.

6. Eine Lebensfrage für die Entwicklung der Kolonie ist die Ausdehnung der zu engen westlichen Grenze bis zum Voltaflusse.



Sie wäre vielleicht auf diplomatischem Wege zu erlangen, da die englischen Interessen auf diesem Zwischengebiete durchaus nicht bedeutend genug sind, um ein Festhalten desselben zu erheischen. Außerdem muß England bedacht sein, dem drohenden und allmählich wachsenden Vordringen der mohammedanischen Massen am Niger und Benue nicht allein gegenüberzustehen. Die Franzosen haben am Senegal und oberen Niger sehr damit zu kämpfen gehabt, es wird den Engländern nicht ausbleiben, und zwar in naher Zeit.

Ein großes britisches Niger-Benue-Reich ist im Entstehen, dem der westliche Sudan weit offen steht, ja zum großen Teile zufallen wird. Kein verständiger Deutscher wird die thatkräftigen Briten darum beneiden oder ihnen eiferfüchtig entgegenarbeiten wollen, aber es liegt im eigensten Interesse Englands, eine Macht wie das Deutsche Reich fremdnachbarlich und einträchtig in Afrika neben sich zu haben, um im Falle der Not als Christenmenschen das mohammedanische Barbarentum Schulter an Schulter abwehren zu können. Dieses hohe Ziel wird aber nur dann erreicht, wenn England dem deutschen Reich seinen Kolonialbesitz nicht verflummert und denselben ordentliche Grenzen gewährt und zu Privatunternehmern unangetastet läßt. Die Gefahr, und keine gering anzuschlagende, liegt auf Seiten Englands, wenn bald im Togolande, bald, wie wir sehen werden, in Kamerun, Südwest- und Ost-Afrika die Deutschen über englische Beunruhigungen, Übergriffe, Übervorteilungen u. s. w. klagten und das Deutsche Volk die Überzeugung gewinnt, daß das „Wohlfühlen“ der englischen Regierung dem übermächtigen und rücksichtslosen Vorgehen der Beamten und Privatleute gegenüber entweder thatsächlich ohnmächtig ist oder nach alter Kolonialpraxis wenig thun will, wie die Geschichte aller englischen Kolonien genau beweist.

## Kamerun.

Heutige Zustände. -- Die letzten Forschungsreisen. Die Ergebnisse von Rands Expedition, entscheidend für die Zukunft der Kolonie. -- Notwendige Kultivierung der Grenzen. Zustand der evangelischen Missionen.

Unter der kaiserlichen Verwaltung macht Kamerun langsame aber sichere Fortschritte und wie Togo und ist die Kolonie nahe daran, ihre Ausgaben (im Etatsjahr 1899/00 geschätzt auf 175 000 Mark) durch ihre Einnahmen (167 000 Mark) zu decken und zunächst

die Beamten aus Mitteln des Landes zu bezahlen. Der Postverkehr ergab schon im ersten Jahre, Juni 1887 bis Juni 1888, folgende Zahlen: von Europa 4300 Briefe und Karten, 2250 Drucksachen und Mißlersendungen, 84 Einschreibebriefe und 215 Pakete, von Kamerun nach Europa 3850 Briefe, 170 Drucksachen und Mißlersendungen, 104 Einschreibebriefe und 28 Pakete. Nach den afrikanischen Küstenplätzen ca. 500 Briefe hin und her. Kamerun ist wie Togoland dem Weltverkehr beigegeben. Ein botanischer Garten ist im Entstehen begriffen.

Die geographischen und ethnographischen Verhältnisse des Landes sind im Buche (Seite 215—360) so erschöpfend dargestellt, daß wir wenig hinzu zufügen hätten, weshalb wir hier uns auf Mittheilung über wichtigere Vorläufe aus neuester Zeit beschränken.

Die vollständige Erschließung des Hinterlandes von Kamerun bis zum Benue hat unter den Gouverneuren Herren von Soden und Hammer bedeutende Fortschritte gemacht. Bekanntlich hatte Dr. W. Schwarz Ende 1885 die Gegenden diesseit und jenseit des Kribassiflusses, das Bafonland bis dicht an den oberen Kalabar durchforscht, die schwedischen Kolonisten Balbau und Knutson waren in demselben Jahre rund um das Kamerungebirge bis nördlich an den Richard- und Elefanten See gewandert, was 1887 der Wiener Comber in einem kleineren Bogen wiederholte. Die schwedischen Reisenden umfuhren den See, erforschten das Quellgebiet des Memeh bis zum Muluu und erreichten über Bolundu Boliko (Colli). Spätere Reisen des Herrn von Soden ergaben, daß der Memeh und der östlich von Rio del Rey mündende Numbi gleich sind. Bei Schwarz findet sich auch die Notiz, daß eine einzige deutsche Niederlassung in Klein-Boyo einen jährlichen Umsatz von 2 Millionen Mark und sämtliche deutsche Niederlassungen an der Westküste einen solchen von gut 50 Millionen Mark ergeben, wodurch es erklärlich wird, weshalb eine steigende Konkurrenz und eine zunehmende Theilnahme von Seiten der deutschen Heimat hier nicht sehr erwünscht sein dürfte.

Wichtiger waren die Expeditionen von Dr. Rintgraff, Premier-Lieutenant Kund, der bis Adamaa vordrang, und Tappenbeck, Dr. Weiskorn und Braun (1887—88). Dr. Rintgraff umging in zwei getrennten Zügen das Kamerungebirge von Westen nach Osten, erreichte den Elefantensee und errichtete an dessen Südküste die Narembi-Station. Die Expedition Kund machte den ersten Versuch

in Groß-Batanga im Oktober 1887, den zweiten vom 7. November 1887 bis März 1888. Die geographischen Ergebnisse waren höchst wichtig. Es wurde zunächst das Rätsel des „großen Ndjong“, der für einen Nebenfluß des Kongo gehalten wurde, gelöst. Am 19. Januar 1888 erreichten die deutschen Forscher in einer Höhe von 500 m und in einer Entfernung von mehr als 300 km von der Küste den großen Ndjong, welcher mit einer recht bedeutenden Wassermasse nicht nach Osten, sondern nach Westen fließte. Der große Ndjong oder Zannaga, wie ihn die Eingeborenen nennen, ist ein weit aus dem Innern Afrikas, aus Adamaua kommender Strom, der zwar auf der Stelle wo Kund auf ihn traf, bei 400 m Breite und niedrigstem Wasserstande nicht schiffbar war, aber es weiter unten wurde. Er ist identisch mit dem Kom auf Hohenichts Karte. Auf dem 750—800 m hohen centralafrikanischen Plateau mit Randgebirgen von 1000—1400 m Höhe fanden die Forscher unabsehbare Savannen und damit abwechselnd ungeheure Waldregionen. Sie konnten von hier aus nicht direkt nach Kamerun zurückkehren, da sie von den wilden Bakolos überfallen wurden, wobei Kund und Tappentied sowie die Hälfte der Leute mehr oder weniger schwer verwundet wurden.

Die Randsche Forschungsreise bezeichnet für Kamerun eine neue und höchst wahrscheinlich großartige Epoche der kolonialen Entwicklung, was sich aus einer ganz mäßigen Erwägung der erhaltenen geographischen Ergebnisse und deren Folgerungen ergibt. Die Hauptergebnisse sind folgende:

1. Von den oberhalb der Kataraktenregion des Küstengebietes (schiffbaren Abflüssen) befinden sich im Kamerungebiete zwei: a) der bei Klein-Batanga mündende Beundofluß, im Innern Ndjong oder Mong genannt; b) der bei Malinda mit den beiden „Porea“ und „Bornu“ genannten Flußarmen, bei Kamerun mit mindestens noch einem Arm, dem Diaqua, mündende Zannagafluß, den die Eingeborenen den „großen Ndjong“ nennen. Beide Flüsse haben außer an der Küste weiter im Innern noch eine zweite Kataraktenregion, von ersterer durch eine längere schiffbare Strecke getrennt, oberhalb dieser zweiten Region sind sie wieder schiffbar, sehr wahrscheinlich weit nach dem Innern hinein.

2. Die Wasserscheide des Kongo und der im Kamerungebiete mündenden Flüsse liegt nicht nahe der Küste, ein Nebenfluß des Kongo ist also schwerer zu erreichen, wie man bisher meinte.

3. Die Wasserscheide zwischen den linken Nebenflüssen des Benue und den Flüssen des Kamerungebietes liegt weit im Innern dem Benue näher als Kamerun. Der Jannaya führt zweifellos das Wasser eines großen Flußgebietes bei Kamerun in das Meer.

4. Die Wasserscheide liegt nicht nach dem Benue hin sondern östlich und südlich am Jannayaströme.

5. Vulkanische Bildungen sind auf dem durchforschten Gebiete nicht gefunden worden \*).

Von den außerordentlich wichtigen kommerziellen und kolonialpolitischen Folgerungen, welche sich aus diesen Entdeckungen ergeben, heben wir nur folgende hervor:

a) Die entdeckten Flußläufe werden eine Ausdehnung des Kamerunhandels, ohne Benutzung des Benue auf direktem Wege nach dem Sudan über Adamaua gestatten; die weiten Ländergebiete, welche bisher europäische Produkte lediglich durch mohammedanische Händler vom Benue erhalten, werden dieselben in Zukunft auch von Kamerun aus über den Jannayafluß erhalten, dessen Ufer die Mohammedaner bereits besuchen.

b) Die Ausdehnung des deutschen Kamerungebietes von der Handelsstraße des Benue auf einer Länge von mehr als 200 km durch die Engländer wird die meisten Nachteile für die Entwicklung unserer Kolonie verlieren, wenn einmal der Handelsweg nach Adamaua über den Jannaya hergestellt sein wird. Hierin erkennen auch die neuesten Forschungsreisenden und Sachkenner eines der Hauptziele, die für Kamerun sobald wie möglich zu erstreben sind. Es schließt das nicht aus, daß der Versuch gemacht werden konnte, auf gutlichem Wege von England eine Verstärkung der westlichen und nördlichen Grenzen unserer dortigen Interessensphäre zu erwirken. Die Grenzlinie sollte nicht die bisherige nebelhafte, geographisch unsichere und je nach den verschiedenen Karten des Alt-Nalabar zum großen Nachteil und Entwässerung des deutschen Gebietes gezeichnete Linie behalten, sondern naturgemäß das linke Ufer des Alt-Nalabar bis Arna und von dort bis Scheku oder wenigstens bis Schiru am Benue gehen. Die deutsche Grenze würde dadurch kaum 100 km westwärts gerückt und keine großen englischen Interessen schädigen. Die Engländer sollten erwägen, daß das im Entstehen begriffene eng-

\*) Cf. Dr. Freiherr von Tautermann. Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten 1888. . Heft



liche Niger-Becken-Reich eine viel sicherere Gewähr seines Bestandes und seines ungestörten Ausbaues hat, wenn es einen mächtigen Grenz-nachbarn wie Deutschland hat, mit dem es brüderlich vereint, dem nicht ausbleibenden Aufsturm der auch in Westafrika über den Niger und oberen Nenne in stetigem Fortschreiten begriffenen mohamedanischen Völkermassen in derichten kann. Wir können den ratlos und mit unvertroffenem kolonialpolitischem Verständnis in Afrika vorgehenden Engländern ein westafrikanisches, unermesslich bedeutendes Kolonialreich, das wohl in nicht ferner Zukunft der königlichen Regierung unterstellt werden wird, allein wir hegen den nicht unbilligen Wunsch, daß England mit uns hier und in anderen Kolonien als Fremdnachbar „sicherere“ und weniger phantastische Grenzen vereinbaren möge. Ueberhaupt ist, um künftigen Gerwürfnissen vorzubeugen, eine neue definitive Abgrenzung der englischen, französischen und deutschen Interessensphäre im Niger-Beckengebiet durchaus nötig.

Es sei hier noch bemerkt, daß die Quellengebiete des Alt-Nilabar sowie des Bonny oder Chari, vom letzteren auch der größte Teil des Landes noch unerforscht sind, daß eben dieser Bonny von Reisenden wie Burdo für den Nenne gehalten wird, der Tachbo und Ota gegenüber in drei Armen nach Süden fließt, während der Hauptlauf westwärts bei Fokoya in den Niger mündet, so daß das untere Stromgebiet des Nenne und Niger eine ähnliche Verzweigung der Abflüsse habe wie der Ganges und Brahmaputra.

Die evangelische Kamerun-Mission hat bisher mit vielen Hindernissen zu kämpfen gehabt. Seit 1888 haben die deutschen Missionsgesellschaften 12 Missionare zur Besetzung des von den englischen Baptisten verlassenen Missionsgebietes ausgesandt, von denen bereits 4 gestorben sind. Die Paster haben 110 Gemeindeglieder und 350 Schüler; aber eine kräftige Entwicklung der evangelischen Mission ist aus Mangel an pekuniären Mitteln nicht möglich. Evangelische Missionsüberwacher sind in Bethel, Tokorodorf, Huforn, Dschibary, John-Akwadorf, Dikombari, Wannamba, Mungo, Bakundu, Victoria; diese Arbeitsfelder leiden zum Teil unter dem Mangel an Wohnungen, Schulen u. dgl., wozu die Eingeborenen nur vereinzelt die Kosten haben aufbringen können. Hierfür müssen also die deutschen Missionsfreunde reichlichere Mittel herbeschaffen. Nachbarn wird sich eine starke Konkurrenz der katholischen Mission geltend machen. In deutschen katholischen Erziehungs-



## Südwest-Afrika.

Den fast erschöpfenden Schilderungen von Land und Leuten in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiete (Seite 422—511) aus den Forschungen der Ingenieure, Forschungsreisenden und Missionaren zusammengestellt, haben wir nichts hinzuzufügen, was topographische, klimatologische und ethnographische Verhältnisse betrifft und beschränken auf kurze Notizen über die neuesten Zustände.

Die deutsche Schutzherrschaft von starker Militärmacht unterstützt hat dem weiten Ländergebiete (mehr als 20.000 q. Meilen) weder Frieden noch Ordnung gebracht. Die hohe Meinung von Deutschlands Macht, infolge deren lange vor 1884 der Geburtstag des Kaisers Wilhelm I. mit Flaggen und Kreudenköpfen im Lande der grobenteils deutsch sprechenden Herero gefeiert wurde, ist fast geschwunden und die Wiederherstellung derselben ohne Vorhandensein einer ausreichenden, stets sichtbaren und kühnbereiten Schutztruppe ist aus den gegenwärtigen rechtlosen Zuständen nicht herauszulassen, die vor allem die ungestrakt raubenden und mordenden Nomaden veranlassen. Dem Reichskommissar Goerz selbst wurden Pferde und Ochsen geraubt. Die Verwirrung im Namalande ist aufs höchste gestiegen, Mord und Verwüsthait sind an der Tagesordnung, das Ansehen der früher so gefürchteten Europäer tief gesunken. „Haben doch Bastard-Rekruten sagt Dr. Fabri\*) als man viel zu spät im Sommer 1888 ein Paar „schneidige“ Kleemanns und Feldwebel ins Hereroland entsandte, gelegentlich ihre Exerziermeister tüchtig durchgeprügelt ohne jede weitere fette Folge für den Malakkaanten Handel und Wandel, an sich seit Jahren aufs geringste Maß herabgedrückt, stoßen vollends und auch unsere deutsche Mission ist seit ihrem vierzigjährigen Bestehen nie in einer gehemmteren und kritischeren Lage gewesen wie in jüngster Zeit.“ Dazu kam, daß der Oberhäuptling Maharro, vor dem englischen Händler und Rüstungsmacher Lewis bezaubert, alle mit den Deutschen geschlossenen Verträge für null und nichtig erklärte, den Schutzvertrag mit Deutschland kündigte und sich unter den Schutz der Königin von

\* Siehe Jahrb. d. d. Reichs deutscher Kolonialpolitik, (Motha 1889), S. 465 u. Seite 210. geschichtliche Nachrichten über die Darstellung der südwestafrikanischen Zustände und die deutsche Mission wird hauptsächlich ihre maßgebende Wirkung nicht verfehlen.

England stellte Infolge dessen gegen sich alle deutschen Beamten und Mitglieder der deutschen Expeditionen nach der Balfischbai zurück und viele gingen nach Deutschland. Das ganze Intriguenten- und wurde infolge von Goldhunden ins Werk gesetzt, um einem deshalb neuerrichteten kaiserlichen Goldhändler, welches mit einem Kapital von 250,000 M. Sterl. arbeiten wollte, in die Hände zu spielen. Seitens der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika wurde dabei der Schatz des Reiches nachgeschickt (September 1888), worauf ein Schreiben des Reichsfinanzministers erfolgte, in welchem es heißt: „es könne nicht Aufgabe des Reiches sein und liege außerhalb des Programms der deutschen Kolonialpolitik, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter ungewährten Umständen einzutreten und mit Aufwendung militärischer Nothmittel den Widerstand eingeborener Häuptlinge gegen noch nicht fundierte Unternehmungen von Reichsangehörigen in abseitsliegenden Ländern zu bekämpfen.“ Es konnte augenblicklich keine andere Antwort kommen. Die Gesellschaft hat sich in Folge dessen zur Bildung einer neuen Schatztruppe entschlossen die heute auf afrikanischem Boden steht und bereits die Acht. des Reichsministers Reichsminister hat. Trotz der schweren politischen Belastung wird die Gesellschaft, wenn unter kräftigerem Reichsschutz, der sicherlich nicht ausbleiben wird (siehe weiter unten), geordnete und sichere Zustände wiederhergestellt sein werden, mit jährlich steigenden Nutzen weiter arbeiten können. Sie hatte allerdings ihre Haupthandelsstation in dem noch englischen Hafen von Balfischbai eingerichtet, aber durch Anlage einer Exportschiffahrt zu deutschen Seehäfen (Oktober 1888) begonnen, die deutsche Kolonie von der englischen Überhand zu emanzipieren. Letzteres wird das nächste Ziel sein müssen; Seehäfen hat gute Wasserverhältnisse; eine leicht herzustellende Verbindung mit dem Küstenthal und dessen ausgedehnten Weideplätzen würde der Niederlegung bald die Bedeutung und Ausdehnung des gegenwärtig auf dem südafrikanischen Festlande liegenden Franz Ventos erwerben. Die Herder allein würden mit ihrem Reichthum an Rindvieh-erden alle Bedürfnisse entsprechen können, das später in Angriff zu nehmende Ovamboland ist noch weit reicher. Mit welchem Vortheile die Exportschiffahrt arbeitete, geht schon daraus hervor, daß Schlachtkühe von vorzüglicher Qualität und ca. 60 Pfund Schlachtgewicht zu 1 bis 1 1/2 Mark in Waren eingekauft werden. Die von dortigen Händlern gezahlten Preise für europäische Waren gestatten



einen Aufschlag von durchschnittlich 100 pCt auf die Einkaufspreise. Im Innern des Landes werden noch weit höhere Preise von den Eingeborenen gezahlt.

Eine andere Aufgabe wäre, eine direktere Verbindung der Küste mit dem vielversprechenden Kaoko- und Ovamboland zu suchen. Auf einer Länge von mehr als 500 km ist die Küste noch lange nicht genau genug untersucht und aufgenommen worden, die Hoffnung einen neuen Hafen zu entdecken, ist bereits von mehreren Geographen und Reisenden ausgesprochen worden. Warum sollte nicht eine kleine, wenig kostspielige Expedition Fleißigkeit dorthin verschaffen?

Da Togo- und Kamerun dem Reich im nächsten Etatsjahre nichts kosten werden, so wird das Reich auf Südwest- und Ostafrika größere Summen verwenden können. Bei Südwestafrika handelt es sich darum, ob das Reich durch ausreichende Machtmittel ein für allemal seine Autorität durchgreifend herstellen will, oder ob es durch unzeitige Sparsamkeit die Sache in die Länge ziehen und nachher weit größere Kosten aufzuwenden haben wird, wenn es nicht vorzieht, die Kolonie überhaupt aufzugeben. Hier dürften zwei Gesichtspunkte als maßgebend zu betrachten sein:

1. Die wohl sicher zu erwartende Ablehnung der Protektion und die Nichtanerkennung der Ansprüche Deutschlands von Seiten der englischen Regierung wird höchstens vorübergehend diesen Ränkepieler aus dem Lande treiben, zumal er eine große Kapitalmacht hinter sich hat, die ihn in Stand setzen wird, mit Maharero die Ränke fortzusetzen und schließlich den Deutschen den Aufenthalt unerträglich zu machen. Verhandlungen mit Maharero waren (nach Fabri) vergeblich.

2. Es steht zu erwarten, daß ein Strom von englischen Goldgräbern sich über das Land ergießen und ganz andere Machtmittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Rechtsschutzes nötig machen wird. „Nach den neuesten Nachrichten vom März 1882, sagt Dr. Fabri (S. 8), aus kompetenter Feder haben die Gold-Digger, die Denis in ihracht, Resultate gewonnen, die nach ihren Aussagen ihre höchsten Erwartungen übertrafen. Erze, wie Wismut, Kupfer, Zinn, Silber und Gold sind, wie sich gezeigt, so reichlich vorhanden, daß diese Digger sich vor Freude nicht zu fassen wissen. Neben anderen höchst reichen Funden haben sie eine Mine schon 40 Fuß getrieben und da liegen Schätze zu tage. Unsere Vandalen

sind darüber mit ihren Brillen hingelaufen und erklärt: da ist nichts. Sie sind Theoretiker, jene sind Praktiker und scheuen die Arbeit nicht. Es thut mir leid, welches sagen zu müssen. Es scheint, nach den letzten kaiserlichen Zeitungen, daß Deutschland die Schätze des Herzerols (des sich entgehen läßt und sie ruhig den Engländern überlassen wird).<sup>4</sup> Dasselbe scheint auch manchem Deutschen in der Heimat, wenn er erfährt, daß man ernsthaft davon spricht, ganze 21 Mann Polizisten zur Bethätigung der Reichsmacht hinzulenden und wenn man sieht, wie ganz im englischen Interesse, das deutsche südwestafrikanische Gold-Extraktat und die deutsch-afrikanischen Mineralgesellschaften geheim thun statt die öffentliche Aufmerksamkeit auf den genugsam konstatirten und den englischen Diggers und Abenteurern bekannten Goldreichtum Südwestafrikas hinzulenden, und in ausgebehrterem Maße die Unternehmungslust zu wecken\*).

Seit vier Jahren meldeten die Missionare einstimmig: Bleibt der Reichskommissar ohne Machtmittel, so wird die deutsche Protektion bald noch möglicher endigen als die englische. Das ist nun leider geschehen und es giebt heute keine andere Wahl, als entweder das deutsche Protektorat ganz aufzugeben, oder dasselbe vollständig wieder herzustellen und dauernd zu sichern. Ersteres wäre eine Schädigung der nationalen und der Weltmachtsstellung des Deutschen Reiches, ist also für jeden Deutschen undenkbar.

„Es bleibt denn sagt Dr. Fabri (S. 47), will man die Schutzverträge wieder aufrichten und das völlig gesunkene Ansehen der Schutzmacht wiederherstellen, nichts anderes, als ein nützliches in militärischen Machtmitteln zu tage tretendes Einrichtenes Deutschlands. Warum eine solche Expedition nur aus Deutschen bestehen kann, ist aus Vorstehendem schon ersichtlich. Die Schutzbehörden wollen endlich einmal etwas von der Macht Deutschlands sehen damit sie fortan an dieselbe auch glauben können. Darbige gegen Darbige in Streit bringen, würde ihnen, wie gezeigt, nicht nur als

\* Schon am 11. December 1887 schrieb die in Kapstadt erscheinende deutsche Zeitung „Das Kapland“: „Ob und in welchem reichen kaiserlichen Schatzkammer liegt überall im Lande (im deutschen Schutzgebiete) ein Goldfeld von 3 englischen Meilen Länge, reich an silbernen Gängen, 10 Meilen von Walmdobal entfernt. Ohne Zweifel wird sich dieses bald als ein zweites Kalifornien erweisen.“ Z. Kolonialw. Bd. 7. 1889

neuer Belag der Ohnmacht Deutschlands erscheinen, sondern bei beiden Deutschland erst recht verächtlich machen. Günstig ist für eine europäische Expedition, die natürlich die kühlere Jahreszeit brauchen müßte (Mai etwa bis Oktober), daß das Klima gesund und heberer ist. Eine Kolonne von ein paar hundert angeworbenen, bereits im Militärdienst gestandenen deutschen Truppen würde nach aller Voraussicht genügen, die Zwecke der Expedition zu sichern. Ein paar kleine Kanonen wären wohl weniger des Gebrauchs als des Gedenks wegen beizugeben, und ein kleiner Trupp mit Langen bewaffneter Reiter dürfte nicht fehlen. Die Schwierigkeiten einer derartigen Expedition liegen wesentlich im Wassermangel des Landes und in der Verproviantierung. Schon der über 4 Stunden breite Sandstreifen an der Küste bietet für den Gamarich von Gucapacim Schwierigkeit. Es folgt dann etwa noch ein Marsch von 16 deutschen Meilen auf ansteigenden Plateaus, wo das Wasser spärlich ist und nur von mitgenommenem Proviant und verkauter wohl auch Wasser geleckt werden kann. Auf den höheren und bereicheren Plateaus würde Fleisch in Überfluth und Milch genügend vorhanden sein. Jedenfalls erforderte der Zug eine sehr starke Kolonne von Ochsenwagen und Treibern.“

Die Expedition würde unter den Herero selbst Verbündete finden, da Manasse der Häuptling am Omaruru, nächst Maharero der angesehene des Landes, mit mehreren andern Häuptlingen an den Schritten gegen die Deutschen sich nicht nur nicht beteiligt, sondern dieselben entschieden mißbilligt, auch die Urkunde für Lewis nicht unterschrieben hat, wodurch sie nach Hererorecht ungültig wird. Die Koyen, jedenfalls einige Malorien, müßten von vornherein reichlich bemessen sein, damit nicht, wie bei so vielen ähnlichen Expeditionen sich herausstellte, nachher im verdoppelten Aufwand nötig wird. Ein Teil derselben ließe sich decken durch eine während mehrerer Jahre zu erlegenden Rasse an Schlachthieren, deren die Hereros wohl hunderttausende besitzen. Aus politischen Gründen würde diese Rasse nicht zu hoch anfallen dürfen.

Dieses sind einige Hauptzüge der Skizze des Feldzugsplans, den Dr. Fabri mit genauester Sachkenntnis entworfen hat.

Erwägt man, daß andere Kolonialmächte ohne langes Bedenken ganz andere Summen für ihre Kolonien auswenden, daß das kleine Belgien für die Kongo-Eisenbahn 10 Millionen hergibt, so darf man wohl die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß der deutsche

Reichstag unsere widersprechenden Kolonien, in Südwest wie in Ost-Afrika durch Bewilligung von Geldmitteln die jedenfalls nicht unter den Leistungen Belgiens für den Kongostaat stehen dürften, definitiv dem Deutschen Reiche erhalten wird.

## Deutsch-Ostafrika.

Die Verhältnisse von Deutsch-Ostafrika sind seit dem vorigen Jahre über den Rahmen unseres Buches, welches hauptsächlich eine Rundreise sein soll, weit hinausgewachsen. Unsere ostafrikanische Kolonie bildet nur ein Glied in jenem ungeheuren kolonialpolitischen Netzwerk, worin auf dem Boden von ganz Ostafrika mit dem Seebau und dem Seengebiete die umfangreichsten und verwickeltesten Ereignisse und Interessenkreise durch einander kreuzen: der Zustand der Kaiser, die kulturhistorische Stellung des Islam gegenüber dem Christentum und der abendländischen Civilisation, die Fragen der Unterdrückung des Sklavenhandels von den nicht überall gleichen Standpunkten der Wissenschaft und der Religion, die gegenwärtig offen hervortretenden großartigen Pläne eines neuen Siadostan an Bedeutung gleichkommenden britischen ostafrikanischen Kolonialreiches, die täglich umfangreicher und wichtiger werdenden Kulturaufgaben der Mission, die neuen Anforderungen, welche die Aufrechterhaltung der kaiserlichen Autorität sowie die Festhaltung und der Ausbau unserer wertvollen Kolonie an den Patriotismus und die Opferwilligkeit der Nation stellen. Zur genaueren Kenntnisaufnahme und unparteiischen objektiven Beurteilung aller dieser Dinge, für die Behauptung und den weiteren Ausbau der deutschen Weltmachtstellung und damit der Würde und Unabhängigkeit der Nation eine unerschöpfbare Bedeutsamkeit zu geben, haben wir in einem nächstdem erscheinenden Siegenwerke: „Epizentrum der Sudar und das Seengebiet“ ein reiches zuverlässiges Material zusammengetragen. Dieses Werk bildet sich ergänzend, mit dem vorliegenden, dessen Darstellungen der westafrikanischen Kolonien die Krone als fast erschöpfend bezeichnet hat, so zu sagen eine kleine kulturgeschichtliche und kolonialpolitische Enzyklopädie der afrikanischen Dinge, die es auch dem „Nichtgelehrten“ ermöglicht unserer kolonialen Expansion mit der Teilnahme und dem Verständnis zu folgen, welches, in breiteren Schichten des Volkes verbreitet, die Willenskräfte des-



selben für die Kolonialsache bestimmt und dadurch dem Reiche die Erfüllung seiner überseeischen Aufgabe erleichtert.

Man ist mir deutsch-national, nicht chauvinistisch gesinnt, wenn man sich freut, daß heute die deutsche Kaiserflagge auf allen Meeren weht, daß St. Maj. Kriegsschiffe jetzt in fernem Welttheile deutsche Häfen anlaufen und unsere Vaporschiffe und Kanäle auf deutschem Boden stehen können, daß Afrika den Donner deutscher Kanonen gehört hat, schlimmer als chauvinistisch wäre es, jeden, der der Kolonialbewegung fern steht oder mit der Nockenstange in der Hand das Kolonialbunget herunterziehen will, für einen schlechten Deutschen zu halten. Fehlen des Verstandes. A noch kein Mangel an Vaterlandsliebe. Und dann, ist nicht die Beförderung und Zurechtaltung der Vertreter des außerordentlich bedeutenden englisch-deutschen Umverhandels und der Rhetorik erklärlich und gewissermaßen berechtigt? Glücklicher Weise ist das deutsche Reich auf dem Wege, durch freundschaftliches Zusammengehen mit England auch diesen Interessen gerecht zu werden. So dürfte denn, wenn das hohe Ziel der deutschen Kolonialpolitik: „Rückhaltloses Zusammenwollen mit England aber ohne Überbarteilung oder Benachteiligung von dessen Seite“ erreicht sein wird, alle jene zahlreichen, noch zurückhaltenden Kreise aus der Handels- und Industriewelt zum Heile des Vaterlandes der Kolonialsache allmählich vollständig gewonnen werden. Das wachsende Verständnis überseeischer Dinge wird die Erreichung dieser Ziele wesentlich fördern; und nach Kräften zu diesem patriotischen Zwecke beizutragen, ist der Zweck unseres Buches.

Koblenz, im Oktober 1889.

Dr. Johannes Baumgarten.

# Das deutsche Ostafrika.

## Einleitung.

Deutsch-Ostafrika umfaßt gegenwärtig ein zusammenhängendes Gebiet von mindestens 20000 □ Meilen, nachdem durch die Londoner Abmachungen (29. Oktober und 1. November 1886) sowohl die Erwerbungen der Ostafrikanischen Gesellschaft anerkannt, als auch die deutsche Interessensphäre westlich bis zum Tanganyika und dem Kongostaate, nördlich bis zum Ukerewe-See (der zur Hälfte von 1 Grad südl. Br. ab hinfällt) und der Nordgrenze des Kilimanjaro und südlich bis zum Rovuma-Flusse (Kap Delgado) und Nyassa-See ausgedehnt worden ist. Die Erwerbungen im Somal-lande von der Benadirküste aus zwischen dem Tana und Kap Guardafui werden wahrscheinlich noch über 12000 □ Meilen der deutschen Kulturarbeit sichern. Der Sultan von Sansibar hat den 10 Kilometer breiten Küstenstreifen von Kap Delgado bis an den Tana-Fluß behalten, aber die Inseln Daroes-Salaam und Pangani der Zollverwaltung der Ostafrikanischen Gesellschaft überlassen. Deutsch-Windland ist bei dieser Abmachung ebenfalls anerkannt und nördlich hiervon an der Somalküste dem Sultan von Sansibar nur die schon längst ihm gehörenden festen Plätze Kismaju, Barawa, Marka, Mokolishu und Warschesh mit einem Ukreis von nur wenigen Seemeilen gesichert worden.

England hat sich durch diese Vereinbarung allerdings den Vortheil: die Zugänge zum Sudan und zum Nilthale gewinnen, aber wenn man gerecht und aufrichtig urtheilen will, so muß man gestehen, daß es sich diesen Vortheil durch seine Forschungsreisenden, Missionare und Handelsgesellschaften, welche so erfolgreich seit Jahrzehnten auf dem nördlich von der deutschen Interessensphäre liegenden

Gebiete thätig waren, verdient hat. Auch ist der deutsche Gebietsanteil, der gegenwärtig an den Kongostaat grenzt nicht bloß wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, wegen seines Reichthums an Metallen und der klimatischen Vorzüge vieler hochgelegenen Gegenden von den meisten Forschungsreisenden und den längere Zeit dort lebenden Missionaren als eines der wertvollsten und schönsten Länder Afrikas, geeignet für den ergiebigsten Plantagenbau, im Dschaggalaude und anderen Gebieten der Bergländer selbst für Ackerbaukolonien, erklärt worden; sondern es haben sich auch Stanley und andere competente Kenner der afrikanischen Verhältnisse dahin ausgesprochen, daß eine über die Hochebene unschwer zu erbauende Eisenbahn nach dem Tanganyika die Ausfuhr eines großen Theiles von Central-Afrika, incluf. des ganzen oberen Kongogebietes an sich ziehen und mit der Ausfuhr der Landeserzeugnisse selbst den Unternehmern einen mit der Entwicklung des Handels und der Bodenkultur jährlich steigenden reichlichen Gewinn bringen würde. Die Engländer planen schon eine Eisenbahn nach dem Ukerewe, und zwar ist es dieselbe National African Company, welche am Niger und Benue, (wo die deutschen Forscher Barth und Vogel vorgearbeitet hatten und der letztere am Fieber, vielleicht auch am gebrochenen Herzen über die Vergeßlichkeit seiner Anstrengungen und die Kurzsichtigkeit und Dummheit der Deutschen, den Tod fand) den Franzosen ihre 31 Handelsanteverlassungen für 20 Millionen Francs abkaufte und mit einem Schläge das ganze Flußgebiet unter die britische Flagge brachte.

Hoffentlich wird Borniertheit und Unwissenheit uns in Ostafrika keine ähnlichen Erfahrungen bringen. —

Es ist für jeden gebildeten Deutschen eine Pflicht zu wissen, was Deutsch-Ostafrika für uns zu bedeuten hat, und da glauben wir dem Leser keine bessere, zusammenfassende Darstellung bieten zu können als die des unvergeßlichen, auf dem ostafrikanischen Forschungsfelde — auch einem Felde der Ehre — gefallenen Dr. G. Zühlke.<sup>\*)</sup>

„Eine zweite tropische Kolonie existiert wohl kaum nach Allem, was bis heute über die holländischen Besitzungen in Ostindien, über Britisch-Indien, über West-Indien und Südamerika bekannt ist, welche sich so vorzüglich und vor allen Dingen so verschiedenartiger klimatischer Bedingungen erfreut wie das deutsche Ostafrika.

\* Kolonial-Politische Korrespondenz vom 12. Juni 1886.

Das soll ja niemals vergessen sein, daß der Aufenthalt in den Tropen überhaupt demjenigen im gemäßigten Klima an Unannehmlichkeit nicht gleichkommt, daß Entbehrungen aller Art den Europäer in den Tropen treffen, aber so viel steht denn doch heute fest, daß bei einer ruhig fortschreitenden Entwicklung die künftigen Europäer Afrikas weniger unter jenen Entbehrungen werden zu leiden haben als die Bewohner anderer tropischer Gebiete. Der Fälscherige Grundsatz wenigstens, Afrika sei dort gesund, wo es unfruchtbar, ungesund, wo es fruchtbar, scheint mehr und mehr zu einem nicht begründeten Paradoxon herabzusinken. Man wird mit demselben Recht sagen können: es giebt in Ostafrika gesunde Gegenden genug, die zugleich fruchtbar sind, unfruchtbare, die ungesund sind. Das wenigstens lehrt uns jeder neue Bericht, der aus unseren Stationen einläuft, aus Stationen, wo deutsche Herren wohnen und zum Teil angestrengt arbeiten. Das allerdings, was das Leben in Afrika zu einem anstrengenden macht, das Marschieren unter fortwährenden Strapazen, wird ja nun mehr und mehr bei den Bewohnern unserer Stationen in Wegfall kommen, und so werden die Berichte über die gesundheitlichen Zustände in Zukunft noch günstiger lauten als bisher. Die Thatsache ist jedenfalls nicht zu leugnen, daß bis zum heutigen Tage in einem Zeitraum von kaum mehr als zwei Jahren von den in Afrika weilenden Beamten der Gesellschaft noch kein Einziger gestorben ist. (Es haben sich draußen befunden 36 und dieselben befinden sich zum Teil noch dort.) Und welche Mannigfaltigkeit des Klimas bieten unsere Gebiete anderen tropischen Kolonien gegenüber! Von der tropischen Glut der Tiefebene bis zur Grenze des ewigen Schnees, vom feuchten Strelluma bis zu der bernierten gesunden Luft der tropischen Hochebene haben wir alle Klimate beisammen. Allein von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, springen dem vorurteillosen Beobachter die Vorteile eines solchen Landes sowohl in hygienischer als in kultureller Beziehung denn doch mit geradezu zwangender Gewalt ins Auge; denn diese klimatischen Verhältnisse bergen den größten Teil der Bedingungen für das Wachstum fast aller tropischen Gewächse in sich. Sie gewähren andererseits dem Bewohner Ostafrikas die Möglichkeit, unter einer Fülle von Klimaten das ihm Zutragende sich auszuwählen.

Der Rest der Bedingungen für das Gedeihen von Pflanzungsanlagen ist jedenfalls zu suchen in den Bodenverhältnissen, in der Möglichkeit der Herstellung von Bewässerungsanlagen, und auch hier

liegen die Verhältnisse in Ostafrika überaus günstig. Gewiß kann auch das Laienauge ein Land auf seine Fruchtbarkeit, auf die Kraft seines Bodens hin beurteilen nach dem Wachsstum, welches sich auf seiner Oberfläche entfaltet, und so stimmen denn die Berichte unserer Beamten sehr genau überein mit Allen, was die Reisenden vieler Völker in jenen Gegenden beobachtet haben und wonach die deutschen Besitzungen Uhehe, Usaramo, der größte Teil Usagaras, Uguru, Usambira, das Kilima-Ndjarogebiet und das ganze Land bis hinauf zum Tana die fruchtbarsten, gesegnetsten Gelände in Ostafrika darstellen.

Nächst vorteilhaft vollzieht sich der geographische Aufbau des Landes. Die afrikanische Küste ist ja überall auf dem ganzen Kontinent eine wenig gegliederte arm an Häfen, hier aber, die deutschen Besitzten entlang, erreicht sie jedenfalls eine relativ große Mannigfaltigkeit. Auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von Moruna bis zum Tana haben wir etwa 6 bis 7 brauchbare, wenn auch kleine Häfen und mehrere geschätzte Rheden. Von der Küste landeinwärts erhebt sich das Land ziemlich regelmäßig in Terrassenform: die erste sich zum Gelirge von durchschnittlich 5–6000 Fuß erhebende, welche sich etwa bis zu zehn Tagereisen ins Innere erstreckt, ist auf eine bedeutende Entfernung von der Küste noch den Wirkungen des Seeklimas ausgesetzt; es folgt die Steppe, jene weite wenig fruchtbare Ebene, deren Ausläufer im Süden die Mahala in Usagara ist, und welche sich im Norden bis an den Tana erstreckt; sodann jene Hochgebirgszonen, die in ihren beiden höchsten Erhebungen, dem Kenia und Kilima-Ndjaru die gigantische Höhe von etwa 20 000 Fuß erreichen und mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Hinter diesen Gebirgen endlich lagert sich die 5–6000 Fuß hohe fruchtbare Ebene welche ihren Abschluß in der Kette der mächtigen centralafrikanischen Seen findet. Und alle diese Gebiete werden noch von einem gegliederten Flußnetz durchzogen. Wenn auch die Mehrzahl dieser Flüsse und Bäche vorläufig nur auf verhältnismäßig kurze Strecken schiffbar ist, so ist doch ihre Bedeutung für das Land darum eine kaum minder große zu nennen, denn in ihnen sind, deutlich erkennbar, die Bedingungen für die Möglichkeit einer in Zukunft durchzuführenden Be- und Entwässerung weiter Gebiete gegeben. Schon jetzt, obgleich die vom Neger gelübte Kultur eine solche kaum zu nennen ist, ist ein gewisses Kanalsystem über weite Landstrecken verzweigt (so in Taveta, Tschagga, Usambira, Uguru



u. N. m.), und wird der natürlichen Uppigkeit des Landes ein mächtiger Helfer, der alle Produkte zu einer seltenen Schönheit und Größe gedeihen läßt. Mais, Reis, Tabak werden schon heute an den Karawanenstraßen in großen Mengen gebaut, und auf den europäischen Stationen werden Verträge mit fast allen tropischen Gewächsen gemacht. Eine große Masse der Produkte würde bei den manichhaften Verkehrsverhältnissen heute allerdings noch nicht exportfähig sein, sie wird es aber in dem Moment, wo der erste eiserne Schienenstrang dem Herzen Afrikas zuströmt. Dann man muß nicht vergessen, daß die Empore des afrikanischen Okeans, Gambia, der größte Markt und Handelsplatz, dessen wirtschaftlicher Umschlag einen Wert von 43 Mill. M. repräsentirt, seine Bedürfnisse zum großen Teil heute aus Indien bezieht (z. B. den Reis), daß also mit der Erschließung der deutschen Gebiete durch eine Bahn für dergestaltige Produkte sofort ein Absatzgebiet gegeben ist.

Und auch in anderer Beziehung sind ja für den Handel und den Plantagenbau die Bedingungen überaus günstiger Natur. Eine Sprache (Suaheli) umschließt das ganze weite Gebiet, mit ihr kann man sich überall in den deutschen Besitzungen verständigen, der Hindu, der Araber, der Neger an der Küste bis weit in das Innere hinein, bedient sich ihrer, und am Kilima Ndsjaro bis hinauf in das Somaliland ist sie die allgemeine Verkehrssprache.

Der Charakter des Volkes, welches unsere Länder bewohnt, ist, ausgenommen die nördlichen Gebiete, ein durchaus freundlicher, ja furchtloser. Seit langen Jahren durch Sklavensjagden deprimirt, ist diese Klasse heute verkommen und in eine apathische Gleichgültigkeit und Trägheit versunken, und erleichtert aufatmend erkennt sie in dem Weißen, der jetzt in ihr Land kommt, wenig und freundlich den Befreier vom arabischen Joch und ihren natürlichen Beschützer. Überall in Ostafrika ist das deutsche Volk als mächtigstes Kriegsvolk bekannt, und überall in seinen Gebieten — das wissen wir alle aus eigener Erfahrung — werden die Siedlinge Deutschlands freundlich aufgenommen, die Märe von dem großen Kriege von 1870 hat ihren Weg bis tief in den schwarzen Erdteil gefunden.

Doch aber, wo die Lage des schwarzen Volkes eine glücklichere ist, wo die Beschaffenheit des Landes ihr ihren natürlichen Schutz gewährt und die Sklavensjagden das Gebiet noch nicht verödet haben, oder nicht mehr veröden, da verfolgt dieses Volk auch

heute noch seinen eigentlichen Beruf, nämlich den des friedlichen Ackerbauers.

Diesem ist die große Masse der Bevölkerung aufs Neue zuzuführen, das ist eine weitere Aufgabe aller künftigen Kulturarbeit in Ostafrika, und in der Erfüllung dieser Aufgabe wird sich die Basis dafür bieten, auch diese dunkle Rasse dereinst den Zielen einer wahren Civilisation und Gesittung entgegenzuführen.

Das sind in großen Zügen die Bedingungen, welche sich im deutschen Ostafrika einer zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung bieten. Ist den, der im nationalen Interesse nichts in die Schanze zu schlagen wagt, bedeuten sie selbstverständlich nichts. Für denjenigen aber, der an die Ausbeutung dieser neuen jungfräulichen Gebiete mit Mut und Entschlossenheit herontritt, der gewillt ist, mit Ausdauer und Energie Mithelfer zu sein an dem großen Werk, welches der Ausföhrung harret, bedeuten sie Alles, um so mehr, wenn er in Betracht zieht, daß diese Eigenschaften von jeher die Erzeuger des Erfolges gewesen sind. Schlaffe Naturen allerdings, die Strapazen und Entbehrungen nur von dem gesicherten deutschen Osten aus ins Auge zu fassen vermögen, an Ort und Stelle aber erlahmen und unterliegen, mögen ruhig daheim bleiben und weiter disputieren über den Wert oder Unwert tropischer Kolonien.

Das eine mögen aber auch die Kühnen unter den zukünftigen Pionieren bedenken, neue Phasen in der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes, wie wir sie heute in den kolonialen Bestrebungen Deutschlands vor sich gehen sehen, werden niemals ohne Mühen, ohne Opfer durchgemacht, nur dort werden unkultivierte Länber zu wirtschaftlichen Paradiesen umgeschaffen, wo treue Arbeit rastloser Fleiß und unermüdbliche Energie sich entfalten. Anders ist ein Erfolg weder in Amerika noch überhaupt irgendwo auf der Erde errungen worden.

Mag der Einsatz für den Einzelnen ein großer sein, er wird in jedem Falle gerechtfertigt durch die hohe Bedeutung, die er fürs gesamte deutsche Vaterland hat."

Der vorstehenden Darstellung des Dr. Zühlke fügen wir einige Erläuterungen geographischer Namen bei. Die Araber nennen die Küste unseres ostafrikanischen Gebietes El Sawahil und die Bewohner derselben ohne Unterschied Sawahili (Suaheli), d. h. Küstenbewohner. Den Küstenstrich von Pangani bis Mombasa oder

Mombassa heißt Marima oder Mrima, d. h. ebenfalls Rüste; von Barawa bis Maldischu (Magadoro) heißt sie El Benadir, d. h. Häfen. Die meisten Ethnographen (auch Fr. Müller) und Reisenden schreiben Somal (die Bewohner des Osthorns von Afrika), es muß eigentlich Somal heißen, da Somali Singular ist; wir haben daher die Schreibart Somal durchgeföhrt.

B.

---

## Bilder aus Deutsch-Ostafrika.

### 1. Die Landschaften Ufeguha, Nguru und Ufagara.

Nach der Schilderung Stauleys, Camerons, Prekes und des englischen Missionars East. \*)

Das Land Ufeguha ist im allgemeinen flach oder leicht wellig. Es ist mit lichten Waldungen bedeckt, deren Bäume meist klein sind; nur einige sind groß und zu baulichen Zwecken verwendbar. Näher der Küste nimmt das Land ein vorläubisches Aussehen an, mit weitgedehnten Flutenflächen, die hier und da durch Waldung unterbrochen werden; die Waldbäume sind mit zahllosen Schlingpflanzen bedeckt und beschatten dichtes Unterholz. In diesen Waldstücken bauen die Einwohner ihre Dörfer, indem sie das Herz des Waldes ausroben und die äußeren Teile als natürliche Verteidigung stehen lassen. Das Land Ufeguha ist, im Vergleich mit anderen Distrikten, nicht sehr fruchtbar, obwohl auch hier in den kleinen Thälern viel Getreide gebaut wird, weit mehr als die Eingeborenen bedürfen.

Nguru und Ufagara unterscheiden sich von Ufeguha durch ihren Gebirgscharakter. Die jene beiden Länder durchziehende Gebirgskette wird an verschiedenen Stellen durch weite Ebenen unterbrochen, die mit Hügeln übersät sind.

Stauley, der auf seinem kühnen Zuge zur Wiederaufindung Livingstones durch Ufagara vordrang, schildert dieses Gebirgsland in einigen höchst charakteristischen Worten:

„Vor den Augen des Wanderers, der auf einem der vielen Gipfel steht, entrollt sich im Norden, Süden und Westen ein herrliches Gebirgsbild. Nirgends eine Blöke; denn eine Menge von Kegeln, Spitzen, Kämme taucht aus dem Mantel grüner Wälder, welche

\*) East lebte acht Jahre lang in unseren jetzigen Schutzgebieten, kannte das Land also genauer als irgend ein nur durchreisender Forscher oder Kaufmann es kennen lernen konnte.

die Hänge bedecken, hier empor. Liebliche Thäler, geschnitten mit Palmenhainen riesigen Tamarisken, Maziern, Euphorbien, durchstreunt von raschen Klüssen und geschwängigen Bächen durchschneiden das Gebirge. Die Bewohner dieses schönen Landes, namentlich die nördlichen und westlichen Stämme, sind außerordentlich kräftig und muskulos, eitel, voller Selbstgefühl. Die Hautfarbe der Ulagara ist schwarzbraun, das oft edel geschnittene Gesicht erinnert nicht an den Neger.“

Cameron machte ebenso eine begeisterte Schilderung des Ulagara-gebirges, seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit, seiner herrlichen Forsten und bestätigte alles, was Burton schon Schönes über Ulagara gesagt hatte.

Der Engländer Bruce, der im Auftrage der Londoner Missions-Gesellschaft 1878 das Land durchforschte, hält die Berge von Nguru, die zum Teil zu Uleguza gehören, wegen des gesunden Klimas, der großen Fruchtbarkeit und des gesitteten Charakters der Bevölkerung zur Anlage von Kolonien und Missionsstationen für geeignet (Stations Munda ist seitdem angelegt worden). „Die Berghalben und Thalgründe sind von Dörfern, die kaum einen Büschenschuß von einander liegen, geradezu bedeckt. Doch könnte das Hauptthal, dessen Fruchtbarkeit in der That wunderbar ist, noch fünfmal mehr Europäer ernähren. Wenn eine gute Straße, deren Herstellung nicht schwierig ist, das Land mit der Küste verbinde, so würde sich daselbe in eine reiche Kornkammer verwandeln. Die Einwohner sind ganz vorzügliche Ackerbauer. Sie sind ohne Widerspruch das sanfteste und sympathischste Volk, dem man begegnen kann. Die Berge und das Thal aber würden bei besserem Abau den Europäern einen sehr gesunden Aufenthalt gewähren.“

B. Horner der 1877 die Länder Nguru und Uleguza besuchte, schreibt darüber: „Von Makangua aus, das nur 2–3 Tagesreisen von der Küste liegt, führt der Weg durch herrliche Landschaften; die Fruchtbarkeit ist enorm. Die große Masse Hornvieh auf schönen, unalibharen Ebenen beweist, daß die Leisefliege ganz fehlt, die Hauptlinge besitzen ungeheure Kuhherden. Die Einwohner werden häufig über hundert Jahre alt, halten auf gute Sitten, und ihre Ehrlichkeit ist oft staunenerregend.“

Wir fahren mit dem Berichte von Rast fort:

Die höchsten Gipfel der Kette erreichen 2000 bis 2400 n. Höhe über der See und sind bedeckt mit prächtigen Nutholzern, Farren,



Unterholz. Überall zerstreut liegen die Dörfer der Eingeborenen und dicht neben ihnen schöne Gärten. Beide Länder werden durch den Wami und seine Nebenflüsse bewässert. Die Thäler und Hänge der Berge, diese selbst bis zu den Gipfeln hin, sind sehr fruchtbar. Die Bewohner bauen hier in Überfluß, weit über ihren eigenen Bedarf Mais, Hirse, Bohnen, Kürbisse, Maniok und Bananen. Die Abhänge der Gebirge sind überreich an Quellen, so daß die Eingeborenen bei eintretenden Dürren ihre Grundstücke künstlich bewässern; ich habe sie oft bei derartigen Arbeiten beschäftigt gesehen. Europäische Gemüse gedeihen schnell und erreichen an den Gebirgs- und Hügelhängen kräftige Mäße. Während mehrerer Jahre habe ich dem Anbau derselben besondere Sorgfalt gewidmet. Die Station Mamboua liegt 401 bis 430 m über dem Meere, und hier zog ich Kartoffel, Rübe, Mangold, verschiedenerelei Kohl, Möhre, Pastinake, Zwiebel, Rettig, Lattig und manches andere, und alles gedieh gerade so gut wie in England. Beim Kartoffelroben zählte ich eines Tages an einer einzigen Pflanze 62 Kartoffeln; die größte war etwa 5 Zoll lang und so dick wie mein Faustgelenk. Unter ihnen war etwa ein Duzend zu klein zum Gebrauch. Natürlich war das ein Ausnahmefall, der aber doch zeigt, was das Land leisten kann. Die meisten in England gewöhnlichen Blumen gedeihen gut. Ich habe einige Fruchtbäume von der Küste gepflanzt, Mango, Guave, Granatapfel, Orange, Limone, Flaschenbaum, Melonenbaum und andere; alle diese sind gut gediehen. Daneben nenne ich die einheimische Banane, von der etwa 18 Varietäten vorkommen, und Zuckerrohr, das sich in drei Sorten findet. An vielen Stellen, namentlich auf höheren Erhebungen, würden höchst wahrscheinlich Olibanum gut gedeihen; auf den Gipfeln der Berge wachsen Brombeeren und Himbeeren wild.

Ich riß einige Wurzeln derselben aus und pflanzte sie in meinen Garten in Mamboua ein; sie gingen an und trugen so große und gute Früchte, wie ich nur je in der Heimat gesehen. Nach meiner Überzeugung finden sich viele Plätze, an denen mit großem Vorteil Cacao, Kaffee, Thee und Vanille angebaut werden könnten. In den ausgedehnten niedrigen Thälern zieht man große Mengen von Mais und Reis; ersteren verbrauchen hauptsächlich die Eingeborenen, während letzterer verhandelt wird. Niemals fehlt es irgendwie an Nahrungsmitteln in diesen Bergen, und unter europäischer Leitung könnte die gegenwärtige Produktion in enormem Maße gesteigert

werden. In der Mitte der Landschaft Ulagara liegen die Bumba-Berge, die durch Eisengruben interessant sind. Einen Bericht über die Erzgewinnung gab Post in der Zeitschrift der London. Geogr. Gesellschaft. —

„Es giebt hier herrliche Gegenden für Ansiedelungen; das nöthige Land würde vom Herrscher des betreffenden Platzes für ein geringes Geschenk an Zeug leicht zu haben sein, oft auch umsonst, da diese Häuptlinge immer froh sind, einen Werken in ihrem Lande zu haben. Das Klima ist sehr gesund, namentlich in den Bergdistrikten. In Mamboua freute ich mich während der Monate April bis Ende Juli wegen der Kälte stets, des Abends ein Feuer zu haben. Das Thermometer zeigte während dieser Monate um 6 Uhr morgens durchschnittlich etwa  $20^{\circ}$  R., und stieg mittags bis  $15^{\circ}$  oder  $14^{\circ}$  zu steigen. In den wärmeren Monaten steigt es mitunter bis auf  $32^{\circ}$  auf der Veranda, und auch die Nächte sind dementsprechend wärmer; aber es ist niemals so heiß, daß man eine Puntah (in Ostindien ein Schirm an der Zimmerdecke zur Erzeugung von Luftzug) nöthig hätte.

Die Eingeborenen sind sämtlich Ackerbauer und züchten nur Vieh und da ein wenig Vieh. Jeder Häuptling hält womöglich eine Herde von Ziegen und Schafen, jedoch mehr als Zeichen seines Reichthums, als des Nahrungswertes halber. Im Charakter sind alle Stämme sich gleich, sämtlich sehr feige. Die Bewohner von Uleguha treten großmüthig und postend auf, wenn sie sich einem schwächeren Feinde gegenüber befinden; zu Zeiten der Gefahr halten sie aber nicht besser Stand, als die ruhigeren Eingeborenen von Nguru und Ulagara. Die letzteren sind ein eminent friedliebendes Volk. Ich habe nahezu acht Jahre unter ihnen gelebt und fand sie stets sehr freundlich gegen mich gestimmt, und so würden sie sich gegen jeden Fremden betragen, der ihnen friedfertig entgegentritt. — Es heißt, daß die Deutschen daran denken, eine Eisenbahn von der Küste nach dem Gebiet der großen Seen zu bauen, die Uleguha und Ulagara durchziehen würde. Ist dem so, dann dürfen wir hoffen, daß dies reiche und schöne Land bald aufgeschlossen wird, und daß viele Ansiedler an seinen hebblichen Berghängen ihr Heim gründen werden. Jeder ihnen gut Gesinnte kann eines freundlichen Empfanges bei den friedliebenden Eingeborenen sicher sein, und wenn er in seinem Verkehr mit ihnen ehrenhaft und artig ist, wird er sie stets bereit finden, ihm zu helfen und ihn zu respektieren.“

## 2. Die Hochebene von Ugogo und deren Bewohner.\*)

Westwärts von Usagara liegt, vor den Winden durch die Berge geschützt, die Hochebene von Ugogo, ein nicht gerade fruchtbares Land, das nur nach der Regenzeit ein angenehmes Aussehen besitzt und während der trockenen Jahreszeit braun und kahlenartig sich vor dem Auge ausbreitet. In physischer und moralischer Hinsicht sind die Ugogo allen bisher genannten Stämmen im Innern weit überlegen: ihr ganzes Aussehen hat etwas Löwenhaftes, die Physiognomie ist intelligent. Die Augen sind groß und weit geöffnet, und obwohl die Nase platt ist, die Lippen dick sind, so ist doch das Gesicht nicht von der Mißgestalt wie bei den eigentlichen Kikuyu. Der Ugogo ist heftig und leidenschaftlich; er ist stolz auf seinen Häuptling, stolz auf sein nicht fruchtbares Land, stolz auf sich selbst, auf seine Waffen und Thaten, überhaupt auf alles das, was ihm gehört. Obwohl er edel, prahlerisch, egoistisch und herrschsüchtig ist, ist er doch der Liebe und der Zuneigung fähig und kann dann selbst trotz seiner Gier nach Gewinn gefällig sein. Die Waffen der Ugogo sind mit großer Geschicklichkeit verfertigt; sie bestehen aus einem Hogen, scharfen, mit Widerhaken versehenen Pfeilen, einigen Missetagen (Wurfspeichen), einer Lanze, deren 60 um lange Spitze einer Sabelspitze gleicht, einer Streitaxt und einem Streitkolben. Da der Ugogo schon von Kindheit an mit der Föhrung der Waffen vertraut ist, gilt er, 15 Jahre alt, schon als ein Krieger. Soll es zum Kampfe kommen, so eilt ein Bote des Häuptlings von Dorf zu Dorf, indem er aus seinem Büffelhorn den Kriegsruf erschallen läßt. Bei diesem Rufe wirft der Ugogo seine Feldjacke über die Schultern, eilt in seine Hütte und kehrt nach kurzer Zeit als Krieger zurück. Straußen-, Adler- und Geierfedern schmücken dann sein Haupt, ein langer, roter Mantel wallt von den Schultern, in den Händen trägt er den mit schwarzen oder weißen Zeichnungen bemalten Schild von Elefanten-, Rhinoceros- oder Büffelhaut, Lanze und Wurfspeiche. Sein Körper ist bemalt, Glöckchen hängen an den Knien und Fußknöcheln. Um seine Ankunft zu melden, stößt er die Eisenbeintringe an seinen Handgelenken an einander. Ganz ohne Waffen ist der Ugogo überhaupt nie.

\*) Nach Dr. Guao Friedmann, Daniel Livingstone und das Gebiet zwischen der Buzi, dem Tazara und dem Targouy. Aus allen Theilen. V. Jahrg. 1874.

Die Dörfer der Ugogo liegen gewöhnlich in der Nähe von Quellen und die Wohnungen sind wie die der Usagara auf allen vier Seiten von einem gebüschten Hofe umgeben, der mit Thoren versehen ist. Die äußeren Wände haben kleine Öffnungen, welche als Schießscharten dienen. Die Maurerarbeit der Ugogo ist jedoch sehr gebrechlich; denn sie besteht aus einem geflochtenen Rann, der mit gestampfter Erde überdeckt ist; eine Winckelentzettel schlägt leicht durch. Im Innern sind die Hütten durch Vertikale in kleine Zimmer abgetheilt. Während die Kinder auf Stellen, die auf der Erde ausgebreitet werden, schlafen, besitzen die Erwachsenen ein Bett, das aus einer Schienhaut oder dem Bast vom Nyambobaurne besteht und auf einem Rahmen gespannt ist; es heißt *Kutanba*. Das religiöse Bewußtsein ist ziemlich schwach; sie glauben jedoch an ein himmlisches Wesen, das sie *Mukungu* nennen, und das sie bei verschiedenen Gelegenheiten anrufen; die Priester gelten als große Zauberer.

Als Haustiere besitzen die Ugogo Kafen, Kühe, Schafe; der Hund wird wie der Ochse zur Last benutzt und kommt nie ins Haus. Elefanten, Rhinocerosse, Büffel und zwei Antilopenarten bilden das jagdbare Wild. Braune, langalspizige Kratten machen sich als sehr lästige Hausgenossen geltend. Als fleißige Ackerbauer bauen die Ugogo nicht nur Korn (Sich) für sich, sondern auch für die durchziehenden Karawanen. Die letzteren übernachten jedoch nie in den Dörfern, sondern halten sich denselben möglichst fern und verheizen sich durch Dornenbüsche, um einem etwaigen Ueberfalle des heftigeren Volkes vorzubeugen.

Alle die Reisenden, die nach dem Tanganjasee wollen, nehmen den Weg weiter westwärts über Uhamwebe, eine Landschaft in Uhamwevi, dem „Nordlande“. Hier sind die großen Faktoreien der arabischen Karavane, von wo aus dieselben ihre Reiseleiter „Kundi“ zum Entlauf von Sklaven und Ebenen in die umliegenden Landschaften senden. Hier muß jeder Reisende, komme er von der Küste, komme er aus dem Innern, eine Zeitlang verweilen, da die Contracte mit den Trägern ihm bis auf diesen Platz lauter und die Träger hier gemischt werden. Der Hauptort in Uhamwebe ist Tabora, früher Reich. Er besteht aus Gruppen arabischer Handelsleute und einzelnen Färfern der Eingeborenen. Von hier aus rechnet man bis zum Tanganjasee noch zwanzig Tagereisen.

### 3. Ein Urwald im Tschagga-Lande.

(Charakteristik der Bewohner des Landes.)

Die Landschaft Laweta, 750 m über dem Meere, am Fuße des Kilima Ndsaro, nennt der Schotte Jotef Thomson „das kleine afrikanische Arkadien, ein Waldparadies, ein Kaleidoskop von unendlicher Schönheit“. Zwar ist der größte Teil des Landes mit der Waldsetzung Laweta selbst bei der Londoner Grenzregulierung (1885) den Engländern zugeteilt worden, doch haben wir das ebenso schöne westliche Tschagga-Land behalten, von dem Thomson sagt: „Ich habe noch niemals eine entzückendere, parkartigere Landschaft gesehen.“

Von der Küste (Mombasa) bis Laweta ist das Land fieberfrei; „kein europäischer Reisender“, sagt Thomson, „brauche sich hier vor einer Reise in das Binnenland zu fürchten, wenn er nur Vorsicht im Trinken beobachtet. Die Luft wirkt auf der ganzen Tour stets stärkend und erheiternd. Die kühlen Nächte sichern erquickenden Schlaf.“ — In folgender Weise schildert er einen Urwald dieses Landes:

„Wir sind in Verwunderung verloren über die erstaunliche Masse des Pflanzenwuchses, der uns überall in die Augen fällt. Die Natur spielt hier mit der Erzeugung großartiger Bäume, welche häufig 25–30 m hoch stiellos emporwachsen, bevor sie ein prächtiges schattiges Laubdach entfalten. Dann verschlingen sich die Zweige mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches, buntfarbiges Licht durchdringt, welches in unzähligen Lichtern umhertanzt und zittert.“

Obgleich die Bäume bis zu jener Höhe ohne Astc sind, so hat es doch nicht den Anschein, als ob wir in einem Walde von Stämmen wanderten, wie zwischen den Masten eines gefüllten Hafens. Ganz im Gegenteil! Von jedem günstigen Punkte schwingen sich biegsam, mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten am kräftigen Stamme herunter. Schöne Palmen — die Raphia und die Hypocne oder wilde Dattelpalme —, blühende Gesträucher, eine Anzahl Farren und dann wieder blühende Pflanzen, erfüllen die Zwischenräume,

\*) Nach Thomson und Kurt Wach. Wir geben hier (s. folgendes Stück) zwei Schilderungen der Landschaften Laweta und Tschagga, da nach den Londoner Abgrenzungen (Dez. 1885) die Demarkationslinie zwischen der deutschen und englischen Schutzsphäre diese Landschaften in der Mitte durchschneidet, ein großer Teil also deutsches Land ist.



bis das Auge an dem üppigen Wachsium und der tollen Verschwendung ganz irre wird.

Affen, Hornvögel, Eichhörnchen und das liebliche Geplätscher der Wasser des schneegefüllten Lami, der den herrlichen Wald von Laweta ernährt und ihm fruchtbare Fruchtbarkeit das ganze Jahr hindurch zuführt, beleben das herrliche Bild.

Von Laweta aus genießt man aber auch schon den Anblick des durch seine Silberkrone als König der Berge ausgezeichneten so im hohen Kilima-Ndjaru."

Das Land zeichnet sich aus durch seinen Rindviehreichtum, namentlich sind die Kühe schöne seltene Tiere, die übrigens nie herauskommen, sondern mit geschnittenem Futter ernährt werden. An Lebensmitteln ist kein Mangel. Fische, Geflügel, Eier, Hammel- und Ziegenfleisch, Tomaten, süße Kartoffeln, Nams, Maniok, Mais, Zuckerrohr, goldige Bananen und Gemüse verschiedener Art füllen den Tisch der Reisenden mit angenehmer Abwechslung und üppiger Fülle. Nirgends findet man so angenehme Eingeborene, von friedlichen Gewohnheiten, guten Sitten, überraschender Ehrlichkeit.

Kurt Weiß (Meine Reise nach dem Kilima-Ndjaru. B. 1886) schildert die Bewohner des Dschagga-Landes folgendermaßen:

Die Bewohner des Dschagga-Landes machen auf den Reiser den einen ganz andern Eindruck als die verwehlichten, gutmütigen Suahelis. Man sieht hier unter den Männern schöne, kräftige Gestalten und selbst unter den Frauen und Mädchen bemerkte ich einige, welche sogar nach europäischem Geschmack angenehme Gesichtszüge hatten. Die Bekleidung der Männer besteht gewöhnlich in einem Stück Gamti, welches mit roter Erde gefärbt ist und einfach über die Schulter gehängt wird, von wo es etwa bis an die Oberschürkel reicht. Die Bewaffnung besteht hauptsächlich in dem Dschagga-Speer, dessen 1½ m langer Schaft mit einem breitlanzettförmigen, an den Rändern scharf geschliffenen, eisernen Blatt versehen ist; zuweilen tritt als zweite Waffe hierzu noch Pfeil und Bogen. Ein großer Wert wird auf Zierrat und Schmuck gelegt. Bei Männern und Frauen werden die Ohrläppchen geschlitzt und im Laufe der Jahre durch immer größere hineingesteckte zylinderförmige Holzstückchen schließlich bis auf die Schultern herabgezogen. In den auf diese Weise verschönernten Ohrläppchen werden dann noch namentlich von den Frauen große scheibenartige Messing- oder Eisenbrautpirale getragen. Um den Hals tragen die Frauen entweder

einfache Perlenchnüre aus großen blauen und weißen Perlen, oder 5-fache Schnüre aus kleinen roten und blauen Perlen. Der Halschmuck der Männer besteht in Ringen aus starkem Eisendraht, welcher mit dünnem Kupferdraht umwickelt ist, oder aus kleinen Eisenketten mit ovalen Gliedern. Die Haare werden von den Männern entweder zu zahlreichen dünnen Strähnen zusammengedreht, die vom Wirtel aus nach allen Seiten gleichmäßig verteilt sind, oder sie werden wie bei den Frauen kurz geschnitten getragen. Arme- und Fußgelenke werden durch außerordentlich starke Eisen- oder Messingdrähte verziert. Für ganz besonders schön wird es gehalten, den Körper mit der dort überall vorhandenen roten Erde und mit Fett einzureiben, ein Verschönerungsmittel, welches weder von Männern noch Frauen verschmäht wird. Daß übrigens die Bewohner von Laweta ein kriegerisches Völkchen sind, dafür spricht der Umstand, daß sie, obgleich in der Nähe der räuberischen Massai wohnend, von diesen doch unbehelligt gelassen werden.

#### 4. Das Felsenlabrynth Teita und die Waldfestung Laweta am Kilima-Ndjaru.

Nach Wernike und Z. Thomson.)

Vier Tagesreisen westlich von Kilimandschar liegt Teita, wie schon erwähnt, etwa auf dem halben Wege nach dem Kilima-Ndjaru; aber die Unwirtlichkeit der Natur und die Feindseligkeit der Menschen verdreifacht die Schwierigkeiten dieses Weges. Krapf und Nehmann waren dort schon vor vierzig Jahren gewandert, der englische Reisende Thomson erst vor kurzem, um auf dem kürzesten Wege durch das Gebiet der kriegerischen und räuberischen Massai das östliche Ufer des Viktoriassees zu erreichen. Teita besteht aus einem fast unzugänglichen Felsenlabrynth in welchem die als Viehdiebe und Menschenräuber in der ganzen Nachbarschaft verhassten Bewohner ihre niedrigen, unten aus der Felskeule, oben aus dem Schieferstein bestehenden Hütten mit kegelförmigen Dach errichtet haben, während sie ihre Felder und Wiesen an den Abhängen der Berge als Aucht vor den Nachbarstämmen, namentlich den Massai, ohne Ansiedelung lassen. Der erste Missionar unter ihnen hatte eine gute Stunde mit Händen und Füßen bis zu seiner Hütte zu klammern. Die Leute sind

\*) Die P. Wernike. Die Missionen Ostafrikas. Leipzig 1886. — Thomson. Durch Ostafrika. Leipzig 1885.

von großer Wildheit, und da jeder Berg von einem besonderen Hüthung beherrscht wird, trotz ihrer geringen Anzahl von im ganzen nur etwa 3000 selbst unter einander in feindliche Dörfer getheilt. Ihr schon an sich häßliches Gesicht entstellen sie noch mehr durch möglichst massenhafte Verwundung der bekannten afrikanischen Zieraten an Mund, Nase und Ohren, sowie durch das Ausreißern der Augenmuskeln, während sie den in der Regel kräftigen Körper mit die Glieder mit Ketten aus allerlei Dingen behängen. Ihr eignes Ungeziefer verzehren sie als Lederbissen. Sie sind dem Genuß eines kleratigen berauschenden Getränkes sehr ergeben, und schon mancher soll im trunkenen Zustande in der Nähe seiner Hütte eine Wente der zahlreich umherstreichenden Phäonen geworden sein. Ihr Kultus besteht in einer Art Verehrung der Verstorbenen, deren Gebeine, nachdem sie ein Jahr in der Erde gelegen haben, in Kisten eingesammelt werden. Sie glauben an eine Seelenwanderung und an ein höchstes Wesen. Unter einander hassen sie sich, so daß sie nicht wagen dürfen bei Tage durch die Dörfer anderer Stämme zu wandern. Und doch ist auch zu diesen Barbaren dem Evangelium der Weg eröffnet worden. Im Januar 1848 wurde von Freetown aus der noch junge, aber tüchtige Missionar Bray in Begleitung des olivenhäutigen Pius dahin ausgesendet. Nach einem achttägigen mühseligen Marsche durch wüstenhafte Gegend fand er gute Aufnahme und durfte die mitgebrachten Besondere eines kleinen eisernen Hauses in dem am westlichen Abhange des 4000' hohen Zeitaberges gelegenen Dorfe Sagalla zusammenfügen. Duns lebte auf einem anderen Wege in nur Tagen nach Kisilumi zurück. Nach geraumer Zeit merkten die Leute, daß Bray nicht ihren Feinden ähnlich sei, sondern sie verglichen ihn mit sich selbst und gestanden offen daß er keines von den bösen Dingen thue, an die sie selbst alle von Kindesbeinen an gewöhnt seien. Der Mzungu (Europäer), sagten sie, ist nicht wie wir, auch nicht wie die Sabeli; wie giebt es Streit bei ihm, er spielt mit unseren Kindern, er läßt unsere eingebildeten Leute ruhig neben sich sitzen und kranke Leute trübt er nicht von sich wie die Enabeli thun, dieser Mensch hat keine Sünde; er hat auch die Habichte verjagt, die unsere Vögel stahlen; er ist ein guter Mann. Wie weit das gute Gerücht über ihn drang, zeigt der Umstand, daß ihn eines Tages ein vornehmer Mann aus dem 20 Meilen entfernten Tschagga eine Kuh zum Geschenk brachte. Der Sprache bemächtigte sich Bray, nachdem er sich des täglichen Verkehrs mit einem

bestimmten Manne versichert hatte, mit ganz erstaunlicher Gewandtheit; er verspricht in sprachlicher Beziehung für die dortigen Gebiete das zu werden, was Rebmann für den Küstenstrich geworden ist. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß es gegenwärtig nicht nur ein Dschagga-Lexikon, sondern auch ein vom Missionar Shaw verfaßtes vergleichendes Wörterbuch des Nisa, Teita, Kamba und Suaheli giebt. Bray hatte lange einen schweren Kampf mit dem Gefühl seiner Vereinsamung, zumal da er vergeblich zu arbeiten schien. Daher gereichte es ihm zum großen Trost, als nach einigen Monaten Handford erschien, um ihn zu besuchen. Dieser fand ihn trotz aller scheinenden Erfolglosigkeit in der rechten Stimmung und konnte seine Art und Weise nur lüffeln. Schon vorher hatte ihm der Reisende Thomson, der ihn besuchte, ein günstiges Zeugnis ausgestellt. Als die Heiden ihn eines Tages darum angingen, seine Zauberkräfte zur Erzielung von Regen zu verwenden, bestellte er sie zum nächsten Sonntag nach seinem Hause und betete vor ihren Augen. Am nächsten Tage regnete es und das Gristommen der Heiden benutzte er, um noch am selben Tage eine Schule zu eröffnen, zu welcher auch 20 Menschen kamen. Die meisten erlernten das Alphabet an einem Tage. Aber am Abend verlangten sie — Bezahlung. Einen eigentlichen Erfolg konnte er nicht bemerken. Der einzige, der sich ein wenig zugänglicher zeigte, war ein Mann, der sonntäglich zur Kirche kam, keine Sonntagsarbeit that und reine Kleider trug; aber er war kein Teita, sondern ein entlaufener Sklave, der eine Teita-Frau geheiratet hatte. Es läßt sich denken, wie unter solchen Umständen dem Missionar trotz seiner prachtvollen Aussicht auf die schneebedeckten Häupter des Kilima-Ndjaru zu Mute gewesen sein muß. Leider mußte er schon im nächsten Jahre, als die Hungersnot lange währte, seinen Posten aufgeben. Nachdem nämlich endlich an der Küste reichlicher Regen eingetreten war, blieb merkwürdigerweise das Gebiet von Teita gänzlich regenlos. Der Hunger wurde unerträglich. Die Ursache wurde von einigen der Anwesenheit des weißen Zauberers, bald seiner Glode, bald seinen Instrumenten zugeschrieben, und nur dem Umstande, daß mittlerweile eine Fehde zwischen seinen Nachbarn und einem Dorfe entstand, in welchem seine erbittertesten Feinde wohnten, verdankte er seine Rettung. Im elendesten Zustande kam er nach Zeretown und wurde nun dem Bischof Hauntington nebst Handford ein willkommener Begleiter auf den Reisen nach dem Innern. Zuerst ging es wieder nach Teita

zurück, wo sich der Bischof persönlich von der vorläufigen Unmöglichkeit einer Missionsarbeit, aber auch von dem guten Eindruck überzeuge, den Bray als frommer Chr. liberrall hervorgebracht hatte. Der Hunger hatte nur noch einen kleinen Rest von sechshundert Einwohner übrig gelassen, denen mit Hilfe von hundert Trägern Nahrung und Saatkorn zur Bekleidung der nächsten Ernte gebracht wurde. Als man aber hinterher nachforschte, hatten sie das Saatkorn nicht gesät, sondern in der Noth aufgezehrt.

Nun ging es an die Auffuchung weiter westlich und günstiger gelegener Missionsplätze. Zunächst erlangte man Eingang in die zwischen Leta und dem Kulima-Ndjaro gelegene merkwürdige Waldfestung Lameta, eine 7 Meilen lange und 1 Meile breite, von gigantischen Waldbäumen verteidigte Niederlassung, welche nur durch ein einziges verschließbares Thor zugänglich ist. Die Reisenden fanden hier eine Thalsenkung von 2100' Höhe, ein Paradies von Schönheit und Fruchtbarkeit, begrenzt von dem kühlen Alpenstrom Luni, eine nicht geringe Bodenkultur und geschickte Bewässerung, zum ersten Male eine Bienenzucht, ehrliche, reinliche, arbeitssame und höfliche Menschen, aber bei kolossalem Aberglauben die größte Sittenlosigkeit. Außerdem erwies sich das Klima als ungünstig. Nicht nur die Europäer, sondern auch ihre schwarzen Begleiter von der Küste bekamen Fieberanfälle. Übrigens ist Lameta der Platz, den schon Krapf als erste innere Station bezeichnet hatte. Grämlicher schienen anfänglich die Aussichten in dem den südlichen Teil des Kulima-Ndjaro einschließenden Tschagga-Lande sich gestalten zu wollen. Schon durch Neumanns drei Ausflüge dahin waren Land und Leute etwas bekannt. Eigentliche Dörfer giebt es dort nicht, und die zerstreuten Niederlassungen könnten an die Bauernhöfe Westfalens erinnern, wenn nicht die großartige Natur zunächst zum Vergleich mit den Alpen einlode. Auch hier fanden die Reisenden ohne bedeutendere Schwierigkeiten Aufnahme. Unter mancherlei echt afrikanischen Ceremonien, unter denen namentlich die durch gemeinschaftliches Sprucken auf den Kopf eines Schafs vermittelte Schließung des Freundschaftbündnisses zu erwähnen ist, wurden sie im März 1846 bei dem Häuptling Mandara, demselben, mit dem schon von der Tschad-Wintafreundschaft geschlossen hatte, eingeführt, der sie inmitten einer Leibgarde von schwarzen Kriegeren in seiner prächtigen, fürstlichen Haltung, mit seinem intelligenten Gesicht und seinen, wo es ihm passte, freundlichen Augen unwillkürlich an das erinnerte, was einst Stanley



von dem Kaiser Mtesa erzählt hatte. Aber auch Mandara ist nur ein Tyrann, der sich zur Oberherrschaft über die übrigen Häuptlinge zu erheben trachtet und sich die Anwesenheit der weißen Männer wohl gefallen ließ, um durch sie die Vorteile europäischer Kultur, besonders die Künste des Bauens, der Pulver- und Waffenfabrikation zu erlangen, und der Bischof hatte, wie vordem schon der Reisende Thomson, Mühe, dem Geizhals einer Gölle zum bleibenden Wohnsitz zu entgehen.

Der Menschenschlag am Kilima-Ndjaru machte den Eindruck der Kraft und Intelligenz, und die Missionare sahen sich verlanzend nach passenden Plätzen für ihre Arbeit um, deren Besetzung auch bei der Stimmung des Häuptlings Mandara keine Schwierigkeiten gemacht haben würde. Außerdem lockte nicht nur die wunderbar schöne Natur des Alpenlandes, die selbst den Jubelruf der sonst gegen Naturschönheiten stummen Afrikaner hervorrief, sondern vor allem die Erwartung, daß in so bedeutenden Höhen mit ihren regelmäßig jeden Monat wiederkehrenden Niederschlägen die Gesundheit des Missionars geschützt sein werde. Aber bald sahen sie ihre Täuschung ein. Denn noch während ihres Aufenthaltes dasebst trat die Regenzeit ein und belehrte sie durch kolossale Güsse, daß ein Hochland in Afrika denn doch immer noch sehr verschieden von einem solchen in Europa sei. Wieder stellten sich Fieberanfälle ein, und ohne für den eigentlichen Missionszweck etwas Greifbares erreicht zu haben, traten sie die Rückreise an. — Unterdes berichtet eine neueste Nachricht, daß sich auch im Tschagga-Lande selbst der Missionar Fitch niedergelassen hat (1886) und daß Mandara sich gegen ihn feindlich zeigt.

### 5. Moshi am Kilima-Ndjaru.

Ein ostafrikanisches Landschaftsbild.

Nach Thomson und Kurt Weh.\*

Moshi, das Residenzort des Häuptlings Mandara, des Kriegsführers der Tschagga (Tschagga), an der Schwelle des Rasiat-Landes, liegt in wunderbar schöner Lage auf einem 1000 m hohen schmalen Rücken, welcher nach beiden Seiten von einem steilen, tiefen Thal

\* Thomson. Durch Kasat-Land. Leipzig 1885. — Kurt Weh. Meine Reise nach dem Kilima-Ndjarogebiet im Auftrag der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Berlin 1886

begrenzt wird. In der östlichen Thalach fließt ein Weidengraben rasch abwärts. Der obere Teil des Bergrückens leitet sehr geschickt angelegte Miniaturlandlä das Wasser eines kleinen Baches über den ganzen Berg Rücken und verstreut so über ihn während des ganzen Jahres fruchtbringende Feuchtigkeith. Einen reicheren und mannigfaltigeren Ackerbau genoss ich an keinem anderen Punkte Afrikas. Die reiche Grasbedeckung wechselte ab und war gemischt mit Bananen-Wäldchen, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Jams und Tabak. Hier und da standen gleich Wachen kleine Gruppen stämmiger Bäume. Die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaar-Farren und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Reizendes Vieh lag um die Hüften herum oder weidete in fruchtbarem saftigen Grase; lustige, muntere Ziegen kletterten an die Koral-Ufer oder führten mit drohender Miene heitere Kämpfe aus. Mit ungeheuren Festschwämmen beladene Schafe sahen so lebendiger aus, als ob sie schlaftrunken auf das Meißer warteten.

Moschi, wie es vor mir lag, hatte die reiche Fruchtbarkeit und das gefällige Aussehen von Taweta, aber den schönen Vorzug eines Wechsels von Berg und Thal vor diesem voraus. Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht unbeschränkt; nach Norden stürzten sich in gebietender, majestätischer, Ehrfürcht erlösender Mächtigkeit und stiler Ruhe die schneebedeckten Gipfel des Kilima-Ndjaro und Atawenzi empor. Während der Atima-Ndjaro mehr abgerundete Formen zeigt, kennzeichnet sich der Atawenzi mit seinen scharfen, senkrecht ansteigenden Zaden deutlich als ehemaliger Vulkan. Nach Nordwesten konnte man auch den im Maasai Lande liegenden zweithöchsten Berg Ditafrilo, den Meruberg, sehen. Nach Süden und Südosten öffnet sich die Berge und gewähren eine malerische Aussicht auf das Flachland und das Uguena Gebirge. Nach keiner Seite hatte man das Gefühl der Beschränkung, das Elit hier wärmer durch die Andern, angeregt durch die verwunderliche Vergnügen, bis man sich gedrungen fühlte „Brachig.“ zu rufen und den Berg himmelwärts zu erklimmen. In Moschi überkam Einen nicht das Gefühl des kühlen, einsamen Nachtschlags, wie in dem träumerischen, poetischen Leben zu Taweta.

## 6. Das Binnenmeer Tanganyika.

Entdeckung und erster Anblick des Sees. — Die Umränderungen. — Vegetation der Ufer und Bewohnerschaft.

Nach den Beschwerden einer mehr als halb-öhrigen Reise, am 10. Februar des Jahres 1854, erreichte Burton mit seinen Begleitern eine Kugelfalte, von welcher er, den Himmel beobachtend, am Horizont eine blaue Linie erkannte, welche, von der Sonne glänzend beschienen, einen Bergzug andeutete. Weiter schreitend fragte Burton seinen arabischen Begleiter, was jene glänzende Linie dort unten sei.

Der Araber antwortete, das ist Wasser, das ist der See, den du suchst.

Bei diesem Anblick ergriff den Reisenden ein wahrer Ingrimm, um solcher unbedeutenden Blicke willen seine Gesundheit geübert und das Leben vieler Anderer in die Schanze geschlagen zu haben und er verwünschte und verdamnte die illgerischen Araber und ihre Übertreibungen.

Aber man näherte sich dem See, der Stand der Sonne wurde günstiger, die Dämme verbarren nicht mehr einen Teil des Horizonts und siehe, es entwickelte sich der See Tanganyika in seiner ganzen Pracht und Schönheit, da ruhte er im Schoße der Berge und im Glanze der trübschen Sonne. Man konnte seine blauen Wogen auf die Ferne von wenigstens 15 deutschen Meilen übersehen. Die Länge desselben war durchaus nicht zu überbliden, sie betrug, wie spätere Untersuchungen zeigten wenigstens 75 deutsche Meilen.

Am Horizonte erhob sich ein Gebirge wie eine Mauer von grauem Stahl, gekrönt durch einen wellenstreuten Nebel, durch welchen die Spitzen der Berge drangen, die sich auf einen tief dunkel-blauen Himmel lebhaft abhoben. Felspalten sah man von dort herabsteigen, sie schienen sich tief in das blaue Binnenmeer zu versenken.

Sobald man sich dem langersehnten Ziele näherte, so entwickelte sich immer mehr davon, man bemerkte Vorgelirge, welche weit heraus traten und von reizenden Inseln umkrant waren. Durch das Fernrohr konnte man Dörfer und wohlbebaute Felder, konnte man auf dem See zahlreiche Ruderschiffe bemerken. Endlich war man so nahe, daß man das Gerausche der Wellen hören konnte, und Burton sagt, daß die Gegend so wunderschön sei, daß, um mit den allerherrlichsten Landschaften der bekannten Erde zu wetteifern,

nichts fehle, als einige Willen und schöne Gärten im englischen Geschmack

Der Reisende vergaß, alles die erlittenen Gefahren und Strapazen, die Ungewissheit der Rückkehr, er war hingekissen von dem, was er sah, und die Begleiter theilten sein Entzücken. Noch an demselben Abende versicherte er sich einiger Kähne und er vermochte kaum den Morgen zu erwarten, um sich ihrer zu bedienen.

Aber was ihn in Gristan nen setzte, war die geringe Bevölkerung; er hatte aus den Beschreibungen der Araber vernommen, daß hier eine gewaltige Hauptstadt sei, daß hier ein ausgedehnter Markt die Völker der Umgegend versammle, und nun schien es als sei von allem diesen nichts zu finden; auch die Stadt Ujui war nicht zu sehen. In zwei langen Kähnen lassen die Reisenden, von Kibereern umgeben, und besetzen das langeschulte Binnenmeer, dessen Breite so groß war, daß man selbst von den höchsten Bergen der Umgegend das andere Ufer nicht sehen konnte. Nach mehrstündigem, ziemlich schnellem Fahren gelangte man in eine immer flachere Seegegend, unzählige Wasserpflanzen bedeckten die Oberfläche, und endlich trafen die Schiffe klein mitten unter einem großen Haufen anderer, die im Schilf verborgen waren, auf den Sand, das war der Quai der großen Handelsstadt Ujui.

Die Reisenden stiegen aus und befanden sich in einem Haufen Umgeborener, größtentheils von ziegelroter Farbe, welche in den heißen Strahlen der Mittagssonne bräuten und sich dabei ganz wohl zu befinden schienen. Braten konnte man diese Gristanz wohl nennen, denn nicht nur befanden sie sich den glühenden Strahlen der Sonne ohne allen Schutz ausgesetzt, sondern sie waren auch hi slänglich mit Fett begossen, um mürbe, wenn auch vielleicht nicht schmackhaft zu werden. Die Leute waren hier des Handels wegen versammelt, aber sie hatten doch nicht unterlassen können sich aufs Kostlichste zu schmücken. Wer nur reich genug war, um es zu bezahlen, hatte sich ganz mit rotem Ocker oder Mennige bestreicht, ein teurer Handelsartikel, also ein sehr kostbares Kleid. So geschmückt besuchten sie, wenn das Wetter günstig war, d. h. wenn die Sonne zur Genüge brannte den Pazar, um unter einem Palm, welcher mehrere Meile in der Runde hörbar war und unter der Entwicklung eines ammoniakalischen Geruches, wie ihn Kasar schwerlich empfand wenn ihm das Volk in Amphitheater zu saugte, ihre Hammel, ihre Hühner, ihre Fische zu verkaufen, wobei nicht selten Zank und Streit und

infolge dessen einige kleine Mordthaten sich begehen die dann einen Krieg der verschiedenen Stämme unter einander zur Folge haben.

Die Bewohner dieser Gegenden leben ganz eigene Ansichten von Schönheit, welche, wie es scheint, von beiden Geschlechtern geteilt werden. Daß sie sich rot bemalen und von Öl triefen, wissen wir bereits, aber sie scheeren sich auch fichenweise das Haupt, oder auch ganz und gar, oder sie bilden sich von geschorenen und nicht geschorenen Stellen erhaltene oder flache Diademe, oder Halsketten, oder Tonsuren, andere flechten sich düstige Zöpfe, welche stamm in die Höhe stehen, noch andere legen sich mehr oder minder schmale Zierketten auf das Haupt kurz, es ist ersichtlich, daß sie sich sehr wohl auf Verzierung ihres Körpers verstehen, aber das Glänzende und Vortrefflichste scheint ihnen die Verzierung mit weißer Farbe. Während der ganze Körper rot ist, oder schwarz, wenn sie nicht reich genug sind um die rote Farbe zu bezahlen, also leider sich so tragen müssen, wie die Natur sie geschaffen hat, wird der Kopf und das Gesicht mit Kreide schneeweiß angestrichen, geradezu damit bedeckt, befestigt was dann, wie Burton versichert, ihnen ein ebenso häßliches als groteskes Ansehen giebt. Der Reisende thut sehr Unrecht, wenn er zu sagen, er spricht damit nur seinen eigenen schlechten Geschmack aus; würde das nicht schon sein nach den Begriffen der Bewohner von Ujiji, so würden sie sich nicht auf solche Weise zu schmücken suchen.

Der Name Ujiji bezeichnet übrigens auch das Land, dasselbe umfaßt das ganze Gebiet, was nördlich von der Route Burtons und nördlich von dem Flusse Malagarazi liegt.

Kleider sind bei diesen Leuten im allgemeinen nicht üblich, nur die Reichen verschaffen sich diese Unbequemlichkeit, indem sie grobe aber grell gefärbte Baumwollenzüge von den Reisenden erhandeln. Einige Männer tragen Felle von Tieren, einige Frauen tragen Schürzen von dem Bast verschiedener Bäume oder daraus geflochtene Matten, immer aber sind diese durch das sehr dunkle Cocossöl gelb gefärbt und mit schwarzen Streifen, welche man mit Kollo darauf gezeichnet und eingerieben hat, verziert. So stellen sie ein Tigerfell vor, oder sie sind eine Entschuldigung für ein mangelndes Tigerfell. Reisende, als aber gehen die Leute ganz unbekleidet, was ihnen schon deshalb besser paßt weil sie dann nicht nötig haben, ihre Kleidungsstücke zu reinigen; sie sind überhaupt keine Freunde von Wäsche, es mag sich dabei um den eigenen Körper oder um das gedachte



Kleidungsstück handeln. Ist dies letztere wirklich so weit gediehen, daß sie selbst zu der Überzeugung kommen, es nun nicht mehr in dem Zustande tragen zu können, in dem es vor ihnen liegt, so können sie sich doch nicht entschließen es zu waschen, sondern sie fetten es mit Öl ein und tragen nachher den aufgerichteten Schmutz mit Holzspähnen ab.

Für ihnen allen angehöriges Stuhl — wie soll ich es nennen? der Bekleidung? des Schmuckes? des täglichen Gebrauchs? jedenfalls aber einen Gegenstand den sie nicht entbehren können — ist eine starke Klammer oder Klemme, welche einen ganz sonderbaren Zweck hat.

Die Leute sind übermäßig dem Tabasschnupfen ergeben oder sie schnupfen nicht auf unsere Weise. In einem kleinen ausgehöhlten Horn befindet sich der geliebte Tabak, in einem anderen, etwas größeren, befindet sich Wasser, und ohne diese beiden verläßt kein Eingeborener seine Hütte. Wenn sie schnupfen wollen so gußen sie etwas Wasser in die hohle Hand, rühren da hinein den erforderlichen Tabak und gehen die so vorbereitete Flüssigkeit in ein Nasenloch, halten es dann mit dem Finger zu und ziehen den Rest in das andere Nasenloch, es gleichfalls mit dem Finger schließend. Nun kommt die Klemme. Die beiden Schenkel derselben werden geöffnet und sie wird über die Nase geschoben, so daß dadurch die beiden Öffnungen derselben fest geschlossen werden; auf diese Weise gelassen die gauen Leute das unbezahlbare Kraut, und sie lassen die Klemme auf der Nase sitzen, bis das durch den Tabak erzeugte Kratzen vollständig erschöpft ist. Man stellt, daß auf solche Weise viel mehr genossen wird, als wir im Stande sind, unserem Produkte abzugewinnen.

Nach uns den großen See wohnen eine Menge verschiedener Völkerschaften welche behaupten, daß sie sich auf das deutlichste von einander unterscheiden, allein Burton und Speke behaupten, daß sie fast gar nicht verschieden von einander seien, und daß ihre Sitten und Gebräuche so ähnlich sind wie ihre Namen, die sämtlich mit einem U anfangen. Ugoma, Ukuha, Ukate, Mundi, Ubumha, Utowe, Utembe &c. &c.

Die Leute sind bemaß Amphibien, sie können ohne Beschwerde Stunden lang im Wasser bleiben, indem sie gleich den Seeurden bald hoch, bald tief schwimmen, bald senkrecht stehen, eine Gelenkfertigkeit und eine Kraft entwickeln welche an das Unglaubliche grenzt, aber obwohl ihnen all dergleichen bis auf die erstaunendste Klein-

durchaus nicht schwer zu werden scheint, so thun sie doch nicht den geringsten Dienst ohne sich denselben unverkündet bezahlen zu lassen. Unter einander scheinen sie nicht höflich umzugehen, wiewohl sie außer dem Hause ein gewisses Cerimoniel zu beobachten pflegen. Sie lassen sich bei der Begegnung bei den Armen und scheuern sich an einander wie Schweine an einem Zaunpfahl, wobei ein jeder dem andern zurnt: „Wie befindest Du dich, wie befindest Du dich!“ Im andern Falle beugen die einander begegnenden Frauen die Kniee bis zur Erde und wiederholen solche krumme Verbeugungen. Die Kinder sind wahrhaft abscheulich, sie sind häßliche, fragenhafte Nachahmungen ihrer Eltern und verschmähen jede Civilisation, sind untereinander in fortwährendem Zank und Hader, sie beißen sich mit den Zähnen und kraken sich mit ihren krummen Klauen wie böshafte Katzen; auch zwischen Eltern und Kindern sah Burton keine andere Art von Verkehr, als daß sie einander kniffen, bis es blaue Flecke gab, oder sich bis aufs Blut krakten.

Der Trunk oder der Genuß des berausenden Hanfes ist ein auf die erschreckendste Weise verbreitetes Vasten. Nirgends sieht man so viele schwankende und taumelnde Gestalten mit schwerer Zunge lallend, wie hier; diese Creaturen nähern sich mehr den Thieren als den Menschen.

Nach Zimmermann und Burton.

## 7. Zusammentreffen Stanleys mit Livingstone am Tanganyika-See.

Nicht weniger als 236 Tage waren verstrichen, seitdem Stanley von Bagamoyo an der Ostküste Afrikas in das Innere des Landes aufgebrochen war. Die „New-York Herald-Expedition“, wie sich die von dem kühnen Reisenden geführte Kolonne von eingeborenen Trägern nannte, hatte sich unter den manniglichsten Abenteuern durch die zwischen der Küste und dem Tanganyika-See liegenden Gebiete hindurchgeschlagen, und am 11. November 1871 glücklich einen Stigel erreicht, von dessen Spitze aus sie durch das dunkle Laub der Bäume die Wasserfläche des von Speke und Burton 13 Jahre früher entdeckten Sees schimmern sahen. Es war ein entzückender Anblick. Gleich geschmolzenem Silber breitete sich der Tanganyika zu ihren Füßen aus; düstige blaue Berge umsäumten den Horizont, Palmenwälder spiegelten sich in den Fluten, über dem herrlichen Landschafts-

hilde wühlte sich das rote Auz des afrikanischen Himmels. Burton und Speke hatten diesen Anblick einst ebenfalls genossen; aber der eine derselben war damals halb lahme, der andere halb blind infolge der ansgestandenen Strapazen, Stanley dagegen gesund wie ein Fisch im Wasser. Mit vollen Zügen genossen alle das lang ersehnte Schauspiel. Dann brach die Expedition wieder auf, um ein paar Stunden später ihren feierlichen Eingang in Udschibichi, dem vielgenannten arabischen Handelsplatze am Ostufer des Tanganika, zu halten. Mit flatternden Fahnen, unter wiederholten Blutenrufen näherte sich die Schar dem Dorfe. Staunend erblickten die herandrängenden Bewohner des Handelsplatzes, die Wajji, Wanyimwezi, Rugwaja, Warundi, Waguha und Auber das von einem riesigen Keel getragene Sternenbanner der Vereinigten Staaten. Bald aber erinnerte sich deren einer der auch schon einmal in Zanzibar gewesen war, daß er diese Flagge auf dem dortigen amerikanischen Consulate hatte flattern sehen, und sofort hallt ohrenbetäubend der Ruf durch die Menge: Bundera Kisingu — die Flagge eines Weißen, Bundera Merikani — die amerikanische Flagge! Dann begann ein Handeschütteln und Bewillkommen, das kein Ende nehmen wollte. Mitten in diesem Gedränge vernimmt Stanley plötzlich die Worte:

„Good morning, sir!“

Berblißt schaut er um sich, und vor ihm steht, mit dem schwärzesten aller Gesichter, ein mit einem langen weißen Hemd und einem Turban aus amerikanischem Zeug bekleideter Mensch.

„Who the mischief are you?“ (wer zum Kuck! bist da?) fragte Stanley erstaunt.

Ich bin Eusi, Livingstones Diener, replizierte der Schwarze lächelnd, und zeigte eine Reihe glänzend weißer Zähne.

„Was, ist Dr. Livingstone hier?“

„Ja, mein Herr.“

„Zu diesem Dorfe?“

„Ja, mein Herr.“

„Bist Du dessen ganz sicher?“

„Ganz sicher, mein Herr. Komme ich doch soeben von demselben.“

„Und ist der Doktor gesund?“

„Nicht so ganz, mein Herr.“

„So Lauf' denn und sage dem Doktor, ich komme.“

„Ja, mein Herr," und Esuf rannte auf und davon wie ein Toller.

Währenddessen war die Menge immer dichter geworden, so daß Stanley mit seiner Schar kaum mehr vorwärts kam. Endlich er-  
 Uichte er in einem Halbkreise von arabischen Magnaten einen weisen  
 Mann mit grauem Bart, der ein blaues Kopftuch mit Goldborte, ein  
 Camisol mit roten Ärmeln, und graue Beinkleider trug. Es war  
 Dr David Livingstone! Wie gern wäre Stanley dem längst ver-  
 suchten freudetrunknen um den Hals gefallen. Livingstone war jedoch  
 ein Engländer und Stanley erinnerte sich dessen, wie Engländer  
 selbst in fernem Ländern gelegentlich sehr steif sein können. Erzählt  
 doch der Historiker Kinglake in seiner Reisebeschreibung „Grieken",  
 wie er, ferne von der Heimat, in einer Wüste Palästinas einen seiner  
 Landsleute begegnete. Je näher sich die beiden kamen, desto bren-  
 nender wurde für Kinglake die Frage, ob und wie sich zwei Gentle-  
 men die einander noch nie vorgestellt worden waren greifen sollten.  
 Hätte der unbekannte Landsmann zuerst das Schweigen gelrochen,  
 so würde auch er mit tausend Freuden geplaudert haben; aber der-  
 selbe schwieg, und so kam es, daß die beiden Söhne Aillons sich  
 damit begnügten, durch Malmen des Hutes sich ihre gegenseitige  
 Cyrrerhebung zu bezugen, und dann schweigend an einander  
 vorüberzueilen.

Etwas weniger steif, aber immer noch kühl genug, war die Be-  
 greßung der beiden großen Afrikaerforscher.

Dr Livingstone, I presume (denke ich), begann Stanley, indem  
 er letzten Schrittes zu Livingstone herantrat und seinen Hut abzog.

„Yes," antwortete der also Angesprochene gütig lächelnd, indem  
 er seine Mütze ein klein wenig listete.

Auch Stanley bedeckte jetzt wieder sein Haupt, dann reichten sich  
 beide die Hände, und Stanley sagte mit lauter Stimme:

„Ich danke Gott, Doktor, daß ich Sie sehen durfte."

„Ich bin dankbar," antwortete Livingstone, „daß ich Sie hier  
 bewillkommen darf."

Das war der erste schwache Ausdruck dessen, was in jenem  
 Augenblick der beiden Männer Herzen bewegte. Hinter dem seltsamen  
 Gemisch von Verlegenheit und falschem Stolz, welches in den ersten  
 Worten Stanleys zu Tage tritt, barg sich eine ganz unbändige  
 Freude, denn der glückliche Finder hätte sich am allerliebsten in die  
 Hand gelassen, oder einen tollen Aufsprung gemacht, um seine mächtige

Wieshalsbewegung zu besänftigen. Livingstone selbst aber dankte in denselben Augenblick Gott u. brünstig für die wunderbare Hilfe die ihm in dem amerikanischen Reporter zu theil geworden. War er doch damals, wie er in seinem Tagebuch schreibt, ganz in der Lage jenes Mannes der zwischen Jerusalem und Jericho in die Hände der Räuber gefallen war. An Körper und Geist getrocknet von seinen schwarzen Begleitern bis auf wenige treue Diener schmählich verlassen, von den arabischen Kaufleuten hintergangen, belogen und betrogen, von fast allen Sulüstengnuzmitteln entblößt, weilte Livingstone seit fast vier Monaten in Udschidschi. Die Not war aufs höchste gestiegen da erschien Stanley dem Kranken wie ein Engel vom Himmel.

Raum waren dann die beiden Glücklichen aus der schwarzen Umgebung heraus in Livingstones Hütte getreten, wo sie dem Stillethum mehr genierte, so schlossen sich die Herzen gegen einander auf, und des Frohens und Antwortens war kein Ende bis in die tiefe Nacht hinein. Was konnte doch Stanley dem Manne alles erzählen, der seit Jahren von der Welt Lauf nichts mehr gehört hatte. Stanley berichtete von der Großnung des Suezkanals, der Vollendung der Pacificbahn, dem Sturze der Königin Tabella, er erzählte, wie deutsche Soldaten vor Paris standen, wie der „Schicksalsmann“ ein Gefangener auf Wilhelmshöhe war, wie die Königin der Mode und Kaiserin von Frankreich, Eugenie, hatte stehen müssen er erzählte von Monard und Molle und tausend anderen Dingen, und Livingstone hörte zu mit jenem Interesse, welches sich bei civilisirten Menschen insgemein dann einzustellen pflegt, wenn dieselben ein paar Jahr lang keine Zeitungen mehr unter die Hände bekommen haben.

Stanley selbst hat uns diese denkwürdige Nacht mit wunderbarer Anschaulichkeit geschildert in seinem Werke „How I found Livingstone“, dem selbstam genug erst sechs Jahre nach seinem Erscheinen, im Jahre 1878, die Ehre widerfuhr, ins Deutsche übersetzt zu werden, während in dem gleichen Zeitraum viele Dyzende der elendesten Romane mit Beschleunigung in die Sprache des Volks der Dichter und Dichter übertragen wurden, ein neuer Beweis dafür, wieviel leichter es dem litterarischen Schande im Gegensatz zu wirklich gediegener Peltive wird, in unserem hochgebildeten Säcularum sein Fortkommen zu finden.

Gustav Beyer.

Die Erstausgabe Central Afr. Soc. Natal, Dettich 1881.



### 8. Unter den wilden Massai in Deutsch-Ostafrika.

Tägliche Lebensweise auf dem Marsche. — Unter den wilden Massai. — Kuegd-  
Ange. — Beständige Lebensgefahren. — Thonien als weiser Jambere.

Es dürfte angezeigt sein, dem Leser eine Vorstellung von unserer täglichen Lebensweise zu geben. Es war anerkannte und unverletzliche Regel, auf dem Marsche zu sein, bevor die Sonne sich über den Horizont erhob. Beim frühesten Zeichen der Dämmerung, häufiger noch beim ersten Krähen der verschiedenen von der Karawane mitgeführten Hähne, sammelten wir aus dem Bett, tauchten das Gesicht in kaltes Wasser, und wenn die Gegenstände gerade sichtbar wurden, saßen wir draußen beim Frühstück, während die Wokari das Zelt abschlugen, das Feldbett aufrollten und alles marschfertig machten. Für das Frühstück wurde nur wenig Zeit bestimmt, und wenn das Karomoirot des Morgenhimmels in goldigen Glanz überging, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

Ich selbst gehe voran mit dem Vortrab, das Lager liegt hinter uns, und in der frischen, kräftigen Morgenluft eilen wir lustig vorwärts. Um diese Zeit haben die Leute einen kapitalen Schritt und jeder sucht in freundschaftlichem Wettstreit an die Spitze zu gelangen. Wie die Sonne jedoch höher steigt, stimmt sich ihr Enthusiasmus herunter. Die Schwachen und Faulen beginnen hinten zu bleiben und bald sieht man sie hier und dort ihre Lasten abwerfen, sei es um auszuruhen, sei es unter dem Vorwande etwas in Ordnung zu bringen. Marobieren wird jedoch nicht gestattet und die Masi darf immer nur kurz sein. Jedermann weiß, daß einschlafen soviel heißt als rascher Tod durch den Speer eines Massai. Martin bewacht den Nachtrab unserer Abteilung und sieht dort nach dem Nachten, während ich vorn meine Messungen und sonstige Beobachtungen anstelle und wenn möglich übermüthige Rhinoceros und Büffel schicke und so gleichzeitig Gefahren beseitige und den Kopf fülle. An die Widris werden wir übrigens gänzlich erinnert, wenn wir die hungrigen Leute wie gesträubte Hyänen über das Wild herfallen sehen, um mit Messerhieben und unter zänkischem Geschwäh sich die fetteren oder zarteren Teile zu sichern. Verwundungen sind nicht ungewöhnliche Vorkommnisse, und häufig muß unter dem sechenden Pack durch die drohend aufgehobene Axt die Ordnung wiederhergestellt werden, zumal jeder weiß, daß Drohungen niemals unsonst ausgestoßen werden.

Zwei Stunden nach dem Anmarsch aus dem Lager wird Halt gemacht, damit die lange Reihe sich wieder eng anschließe, denn jetzt bei sich erwärmender Atmosphäre beginnen die Massai zu erscheinen. Von allen Seiten werden wir begrüßt mit „Ehore! Ehore!“ (Freund). Ich persönlich werde mit „Leibon!“ (Medizinmann) begrüßt, was ich mit einigen künstlichen Töne erwidere um zu verstehen zu geben, daß ich ganz Ohr bin. „Gusai!“ (Deine Hand) wird dann verlangt. Nachdem sie derb geschüttelt ist, kommen wir zu einem neuen Abschnitt in der förmlichen Begrüßung mit dem Worte „Eobai!“ (Wie geht es Dir?, worauf ich antworte „Ebai!“ (Gut!)), dann läßt der Besucher seinen Begrüßungen einen Zinsay folgen, indem er fragt „Zagen? maschetan!“ (Hörst Du? Eine Verleschmur!), und ohne Zaudern wird eine solche dem rothenhaften Bettler überreicht. Mehr Vergnügen macht es, unter Begleitung feuerablichen Rachelus die „Ditto“ zu begrüßen, und zwar auch in anderen Worten als für Männer passen — („Zagirenji!“ worauf sie „Go!“ antwortet). Abgesehen von der Begierde nach Geschenken, empfangen uns die Massai mit aristokratischer Würde. Sie laufen nicht wie in den südlicher gelegenen Ländern ängstlich beiseite, noch rennen sie unter rohem Gelächter und gemeinem Geschrei nebenher. Ruhig beobachten sie uns, neugierig ohne allen Zweifel verbergen aber ihre Gedanken unter einer anscheinend gleichgültigen Miene.

Um Mittag wird der zum Lager anersiehene Platz erreicht. Jeder Händler sucht sich eine passende Stelle, und großes Rennen und Laufen findet statt um den Platz unter schattigen Bäumen oder um andere begehrenswerte Stellen. Der erste Mann, welcher eine geschätzte Lokalität erreicht, sichert sich seine Anwartschaft, indem er sie mit seiner Kinte oder einem andern Gegenstande belegt, und dann wird ihm niemand sein Recht streitig machen. Mahinna war hierin groß; er schien instinktiv die wohllichste und traulichste Ecke zu erkennen, und verstand den Kluss, dort zuerst anzukommen. Wenn jeder im Lager ist, werden die Güter eines jeden Händlers aufgestaut und mit Kellen oder sonstigen Gegenständen bedeckt, um sie vor den spahenden Augen und diebischen Fingern der Massai zu behüten. Wachen werden aufgestellt und ohne Zeitverlust gehen die Männer mit Äxt und Gewehr hinaus, dornige Akazien umzukauen, um eine starke Hecke oder Umzäunung herzustellen. Die Kinte wird für alle Fälle fertig gemacht, während kräftige Stöcke sich gegen die Stämme richten, und bald liegen die Stämme da, um netter

behandelt oder im laut schallenden Chor von Chören der Leute nach den abgestimmten Tönen geschleppt zu werden. Warum über-  
wacht diese Arbeiten, während ich neben unserm mächtigen Warten-  
hauken Stellung nehme, mich den Vätern der Eingeborenen preis-  
gebe und mit einer Tasse Kaffee laße, gewöhnlich in Gesellschaft von  
Jumbao, der sich darauf versteht, in solchen Augenblicken heranzu-  
latieren.

Während die Arbeiten fortschreiten, erscheinen verschiedene Ban-  
den Uch-Morans von allen Seiten her, strahlend in einem neuen  
Überzieher von Lehm und Fett, mit großen Speeren in der Hand,  
die in den Strahlen der Sonne funkeln, und mit Schilden, welche  
die Wappen der besonderen Distrikte oder Anführer in neuer Aus-  
rüstung tragen. In der Nähe des Lagers vollführen diese Krieger  
eine Menge militärischer Bewegungen zum Beweise, daß sie einige  
Vorfangebegriffe militärischer Kunst und des Wertes der Zucht und  
der einheitlich geschlossenen Thätigkeit besitzen. Darnach thun sie sich  
zusammen, stecken ihre Speere in den Boden, lehnen die Schilde  
dagegen und vollführen sodann einen besondern Tanz. Ein Krieger  
hüpft einige Schritte vorwärts, dann springt er mit stramm-  
gehaltenem Körper, die Waffen an der Seite festnehmend und ohne  
die Kniee zu hängen, verschiedene Mal gerade aufwärts und wirft  
gelegentlich mit einem plötzlichen Ruck das lange Haar des Hinter-  
kopfes sich über die Stirn. Während einer von ihnen diesen Tanz  
ausführt, singen die anderen mit den ernsthaftesten Gesichtern der  
Welt einen lächerlichen Willkommengesang (nämlich zur Plünderung!).  
Die Reizerungen ihrer Gesichter und ihr kausiger tiefer Ernst ver-  
einigen sich zu einem unbeschreiblich komischen Bilde.

Nachdem der Tanz vorüber ist, sind sie bereit, zum Geschäft  
überzugehen. Die hauptsächlichsten Redner auf beiden Seiten lauschen  
ernst wolgelesene Begründungen an. Diesem folgt eine langdrährige  
Grüßerung über die angemessene Höhe des zu zahlenden Tributs.  
Als die Hongofrage entschieden ist, wird die Umzäunung fertig, und  
wir sind geschützt vor jeder ersten Gefahr, obgleich die Verdrüßlich-  
keiten erst jetzt beginnen. Die Zelte sind aufgeschlagen und eine  
zweite Dornenhecke ist um sie angelegt, welche nur eine kleine Stelle  
offen läßt. Diese wird von zwei Askari bewacht, welche mit freund-  
lichen Manieren und süßen Worten die Schrecken eines Einbruchs  
der Manu zu mildern bemüht sind. Alle solche Versuche sind frey-  
lich in der Regel unfruchtbar, denn keiner wagt Haub an einen Krieger

zu legen, der sich in den Kopf gesetzt hat, mich und meine Sachen zu sehen. Mit der größten Unverschämtheit stößt er die Wache beiseite, macht sich breit und läßt sich gehen, kommt mit einer „Gott gräß dich Junge, schmeiß das Pfeifchen!“ - Arie auf mein Heiligtum zu und setzt sich mit seiner übertriebenen feststarrenden Person auf mein Bett oder was sonst seinen Bequemlichkeitsgelüsten zulagte. Höflich selbst in seiner Annäherung, pflegt er dann mich zu grüßen und bittet um einige Perlen. Diese gebe ich ihm in größter Eile, damit er sich nur rasch wieder entferne. Nachdem ich endlich seinem unverschämten Gassan alle Wunder meines Zeltes und meiner Person preisgegeben habe, complimentierte ich ihn hinaus, nicht ohne daß er einige übertriebene Erinnerungen an seine Gegerwart zurückläßt. Die unhöfliche Behandlung, die wir zu erdulden haben, ist geradezu unbeschreiblich. Wätte ein Krieger mich bei der Nase zupfen wollen, so hätte es keine Miße dagegen gegeben; und hätte er mich „auf die rechte Backe geschlagen“, so hätte ich, gehorcht den Worten des Evangeliums, ihm auch noch in aller Unterwürfigkeit „die linke anbieten“ müssen. Dank meinem Rufe als Medizmann kamen solche Dinge indessen bei mir nicht vor. Aber vom Morgen bis zum Abend wurde ich wie eine „Ausfüllung“ betrachtet, und mußte stets bereit sein, an die kriegerischen Bettler meine Perlen zu verschenken, — denn eine Weigerung durfte man sich gar nicht träumen lassen. Kein Mann wagte seine Hunte wegzulegen oder etwas frei liegen zu lassen. Nur in großer Zahl durfte man Wasser holen oder Brennholz sammeln gehen. Das Lager wurde beständig in Unruhe erhalten, die sich zuweilen steigerte, wenn ein Massai gewaltsam Hand an etwas legte, was selbst mitten im Lager oft geschah, und damit ins Freie wollte. Dank unserer Vor sicht gelang es ihnen selten; aber sonst war es unmöglich, es wieder zu erhalten, da kein Mensch an den Dieb heran kommen konnte; man durfte ihn nicht einmal aus dem Lager ausschließen, ohne das Leben zu gefährden.

Gegen Sonnenuntergang pflegten sich die Krieger in ihre Zäuser zurückzuziehen, so daß man einigermaßen wieder aufatmen kann. Das Thor wird geschlossen und eine Wache daneben aufgestellt. Dann durfte man die Gewehre weglegen, Feuer anzünden und die Mahlzeit bereiten. Die Jungen lösten sich und eine allgemeine Heiterkeit trat ein, als wäre eine große Last von uns genommen. Dann und wann wurde es still, wenn ein Herumschreier der Massai von der Wache angerufen oder ein Gewehr abgesteuert wurde, um

un fortzuziehen. Das Geräusch des Lagers erreichte seinen Höhepunkt die Stunden nach Sonnenuntergang und nahm dann allmählich ab, wenn die von der Arbeit und Last des Tages ermüdeten Träger, vollgeessen die zum Munde, einer nach dem andern sich schlafen legten und nachher nur noch das heftige Lachen und Geulen der Hyänen, das gelegentliche Brüllen der Löwen und das Pochen der Schalale durch die Nire mitternächtliche Lust ertönte.

Einige Tage nachher verfiel Thomson auf ein Mittel sich bei den Masai als weiser Zauberer in Asepet zu legen und sich dadurch vor Lebensgefahr zu sichern. „Ich erzählte ihnen, daß ich der weise Person der Rajomba (Enaheli) sei, daß ich das Land besuche um durch meine geheimen Mittel für die Händler die Stellen auszurüden zu machen, wo man Eisenbahn laufen könne. Mbaraken (Sih. Haupt- Person) sei ein Stümper im Vergleich mit mir. Es könne ja doch kein großer Medizmann eine Haut gleich der meinigen haben oder solches Haar wie ich? „Nun, du da!“ sagte ich, „komm heron, und ich will dir deine Nase abnehmen und wieder ins Gesicht setzen. Komm her, du brauchst nicht bange zu sein. Ah! du wiffst nicht! Sehr gut. Nun sieh einen Augenblick her und ich will dir etwas Neues zeigen. Du siehst meine Zähne? Höre, wie fest sie sind.“ (Dabei klopfte ich mit meinen Fingern dagegen.) „Sieh sehr, es ist kein Betrug dabei. Nun wartet einen Augenblick, bis ich den Kopf wegdrehe. Da sieht, weg sind sie!“ Jetzt schauderte aber jedermann in höchster Verwunderung und die ganze Gesellschaft war auf dem Punkte zu fliehen. Sie beruhigend, drehte ich noch einmal den Kopf herum, brachte die Zähne im Nu wieder in Ordnung und unter vielen freundlichen Verbergungen vor meinen verwunderten Zuschauer. Merkte ich noch einmal an meine Zähne. Der freundliche Vetter möge nämlich wissen (im tiefsten Vertrauen natürlich), daß ich ein paar künstliche Zähne habe welche zu dieser Zeit wirklich werth waren. Ich hämmerte deshalb zum Staunen der Masai in angegebener Weise mit ihnen, und weil sie glaubten, ich könne das Gleiche mit deiner Nase oder den Augen thun, so riefen sie mich sofort als den lebhaften „Leibon a'bor“ (weiser Medizmann) an. (Josef Thomson.)

Durch Masai Land. Forschungen in Ostafrika.

Aus dem Engl. von B. von Brecht. Leipzig, Brockhaus 1885.

\*) Thomson kam 1883 und 1884 zuerst das Land der verachteten und geschätzten Waisi (1° N — 5° S) von Wienbo bis zum Renta (18° 40' N. 33),



## 9. Die ostafrikanischen Karawanen.

Die Wege in Ostafrika und deren Beschaffenheiten. Die Träger-Karawanen im Innern — Charakteristik des Waggos. — Eine Hamarwa-Karawane. — Eine Suaheli-Karawane.

Gebahnte und geordnete Wege, durch Arbeit und Kunst hergestellte Straßen sind in Ostafrika durchaus unbekannt. Man hat nur solche Pfade, die wenige Spannen breit durch den Fuß der Menschen und Tiere in den Boden getreten werden. Während der Regenzeit verschwindet ein solcher Pfad, „er fließt aus“, wie die Afrikaner sagen, indem er von Gras überwuchert wird. In den Wäldern und offenen Gegenden laufen oft mehrere solcher Pfade nebeneinander her; in Buschwäldern sind sie eigentlich nur Gänge, Tunnel unter Dornen und Baumzweigen, und der Träger hat große Not, mit seiner Ladung hindurch zu kommen. In angebauten Gegenden findet man sie zuweilen durch eine Art von Stößen, Baumstämme, die querüber gelegt werden, und dann und wann durch eine Art Pfahlwerk versperrt. Etwa ein Fünftel der Wegstrecke muß man in offenen Gegenden auf die Krümmungen rechnen, auf anderen Strecken manchmal zwei Fünftel oder die Hälfte. In Usaramo und Schutu gehen die Wege durch hohes Gras, das nach Regengüssen sich niederlegt und in der trocknen Jahreszeit versengt am Boden liegt. Andere Pfade ziehen die bestellten Felder entlang, oder durch Flüsse deren Wasser dem Wanderer zuweilen bis an den Leib und an die Brust reicht durch Moräste oder tiefe Wasserlöcher. In Usagara ist das Klettern der Bergstufen ungemein schwierig, wegen der tiefen Stellen trockener liegender oder nasser Gleitfläche, steiler Anhöhen, die wie Keitern ansteigen und an denen der Fuß auf Eingeringel oder verflochtenen Wurzeln ausgleitet; dort müssen die Esel allemal entlastet werden.

Nicht minder unangenehm und beschwerlich sind solche Wege, welche an den Ufern der zahlreichen Flußbette und durch Dornengebüsch am Fuße der Hügel hinführen. Von Usagara bis zum

Niamo-Gee und Victoria-Nyira journey durchzogener. Vom Kilima-Nyaro (17000) an durchwanderte er eine Reihe von Bergketten von 1000–15000 Höhe, in beständiger Lebensgefahr. Wodurch der kleine Engländer, der 1838 zum Alter von 26 Jahren bereits drei Rundreisen in das Innere der Afrika unternommen hatte, auch und denselben sehr viele Mühen erlitten. Das vor- und überlegte Werk ist reich an interessanten ethnographischen, geologischen und botanischen Einzelheiten und vorzüglich instructiv.

westlichen Nyamwezi zieht der Pfad hauptsächlich durch solche Dorngebüsch und dünne Wälder, in welchen die Bäume am Wege angebrannt oder entrindet worden sind. Hügel kommen auf dieser Strecke nicht vor, aber nach langen Regnen hat sie überall Moräste. Als Wegweiser dienen Wäله, zerbrochene Töpfe und Kalebassen, Hörner und Schädel von Tieren Nachahmungen von Bogen und Pfeilen, die dorthin zeigen, wo Wasser ist, und ausgehäute Tortu-schellen. Manchmal wird auch ein junger Baustamm über den Pfad hin gebogen, oder ein anderer eingegraben, den man mit einem Graswische, Schnedenhüsern oder dergleichen verziert. Wo mehrere Straßen zusammentreffen, werden die, welche man nicht einschlagen soll, mit einem Baumzweige oder Strichen bezeichnet, die man mit dem Fuße zieht. Am allerschlechtesten sind die Wege im westlichen Nyamwezi und in der Nähe von Udschidschi, denn sie führen abwechselnd und oft beinahe gleichzeitig durch Schlamm und Morast, Flüsse und Bäche, Dornestrüpp und Gras, über unebenen Boden und an steilen Abhängen hinauf oder hinab. Die Gurten sind selten mehr als knistelig. Nur über zwei Flüsse, den Mjeta und den Mjumu, sind Baumstämme gelegt, die ganz rohe Brücken bilden; etwas weiter aufwärts kann man aber beide durchwaten. Nur allein der Mafagarazi ist auch in der trockenen Jahreszeit so tief, daß man nur durch eine Röhre hindurchgehen kann. In den bevölkerten Gegenden hat man Kreuzwege und wo sie nicht vorhanden sind, ist das Gebüsch oft so dicht, daß nur Elefant und Rhinoceros hindurchbringen können. Eine Schar tüchtiger Arbeiter würde dort eine Woche lang vollauf zu thun haben, um einen Weg für einen einzigen Tagmarsch zu bahnen.

In Zanzibar wird behauptet, im Innern gebe es keine Karawanen. Das ist ganz richtig, wenn man damit den Begriff von Kamelen und Maulthieren verbindet wie in Arabien und Persien, paßt aber nicht, wenn man eine Schar von Leuten, welche des Handels wegen reisen, als Karawane bezeichnet und das Letztere muß man doch, denn Kamele sind ja nicht etwa die Hauptsache. Die Nyamwezi kommen seit undenklichen Zeiten an die Küste hinab; manchmal und zeitweilig ist eine Straßen wie durch Krieg oder infolge von Blüthen verschlossen gewesen, dann aber wurde stets eine andere geöffnet. Ehe die Zunahme des Verkehrs die Leute bewog, als Träger in den Dienst der Handelsleute zu treten, und das geschieht erst seit wenigen Jahren, mußten die Kaufleute ihre Waren

durch Sklaven befördern lassen, welche sie an der Küste mieteten, und auf der nördlichen und südlichen Route, also nach dem Nyanza- und Nyassa-See, geschieht das auch noch jetzt. Die Banyamwezi betrachten gegenwärtig das Vastragen bei einer Karawane als einen Beweis männlicher Thätigkeit, Knaben fangen die Lust zu diesem Gewerbe gleichsam mit der Muttermilch ein. Jungen von sechs oder sieben Jahren nehmen einen kleinen Elefantenzahn auf die Schulter, und man sagt von einem jungen Menschen, der nicht Lust hat, Träger zu werden, er sitze in der Hütte und brüte Eier aus. Der Bagazi ist ein merkwürdiger Mensch; beim Vermieten wird er vom Kaufmann so hohen Lohn als irgend möglich herauszubekommen suchen, dann arbeitet er um seinen Sold Monate lang; trüft er aber unterwegs in einer heimziehenden Karawane einen Freund, der ihn zum Ausstreifen beredet, so wird er austreiben und die Früchte seiner Anstrengung, den Lohn, im Stiche lassen. Man muß darum bei solchen Gelegenheiten die Träger streng überwachen. Ohne weiteres und ohne eine Veranlassung würden diese Banyamweziträger nicht fortlaufen, weil dergleichen von der öffentlichen Meinung streng verurtheilt wird, aber kein Kaufmann ist im Stande, sich die Zuneigung dieser Leute dertart zu erwerben, daß nicht gelegentlich der eine oder der andere sich enternete. Manchmal hängt das Verbleiben der Trägereschar wie an einem Haar; es ist vorgekommen, daß sie alle bei einem sehr geringfügigen Vorwande die Ballen weggeworfen haben und abgezogen sind. Unter Umständen empfiehlt es sich, ihnen ihre Kleider mit Beschlag zu legen und sie namentlich bei Nacht von bewaffneten Sklaven bewachen zu lassen. Doch nützen auch diese Vorkehrungen nicht immer, und ist der Flüchtling einmal über die Lagerstätte hinaus so hält es sehr schwer, ihn wieder zurückzubringen. Wir haben schon bemerkt, daß es bei ihm als Ehrepunkt gilt, das Gepäck nicht mitzunehmen; dagegen stiehlt ein Sklave, der die Karawane heimlich verläßt, allemal.

In der Kiliawahel-Sprache nennt man Karawanen *Safari*, vom arabischen *Safar* eine Tagereise, im Innern *Rugendo* oder *Eugendo*, einen Gang. Auf den Hauptstraßen findet man fast immer dergleichen. Nach aufwärts gehen sie am liebsten in den Monaten, in welchen die große und die kleine Regenzeit schließen, also nach der Küste im Juni und September, weil dann Wasser und Lebensmittel in Menge vorhanden sind. Wer in der trockenen Jahreszeit ausgeht, hat auf größere Beschwerden zu rechnen, muß für den Proviant das Doppelte,

vielleicht das Dreifache zahlen, und auch darauf gefaßt sein, daß viele Träger ihm erlaufen. Aus dem Innern nach der Küste hinab gehen die Karawanen, mit Ausnahme der eigentlichen Regenzeit, immer; aber es hält schwer, die Route von Uthmanjira zwischen Oktober und Mai zum Verlassen ihres Herdes und ihrer Felder zu bewegen. Wenn sie ihr eigenes Gefährten beschaffen, machen sie sich ohne weiteres auf den Weg, und die Sorge für das Fehlen den Western und Kindern aber vom Kaufmann verlangen sie in dieser Zeit übertrieben hohen Lohn und zaudern auch dann noch.

Die Führung ist verschieden und wechselt oft. An der Küste liegt manchmal eine sehr große Menge von Trägern, die alle gern so rasch als möglich in ihre Heimat zurückwollen. Dann bricht zwischen den verschiedenen Gruppen heftiger Streit aus, weil jede einzelne die anderen zurückdrängen und zuerst bei einer demnächst abgehenden Karawane in Dienst treten möchte. Als die Wanhamwezi erst anfangen sich als Paatträger annehmen zu lassen, fordern sie für eine Reise von der Küste bis in ihre Heimat den Wert von sechs bis neun Dollars in Domestics, gefärbtem Baumwollzeug, Messingdraht und Sungamabishi, das heißt einer Glockenle von der Größe eines Laubencrues. Bald nachher fielen die Löhne, stiegen aber wieder mit dem Anwaschen des Verkehrs bis auf zehn und zwölf Dollars im Jahre 1857. Daza kommt dann noch die Lebensmittel, nämlich nach alter Sitte ein Arabakah, 1 Pfund Getreide täglich, oder in Ermangelung desselben Manioc, Bataten und dergleichen, und an der Grenze ein Ochse, der als Geschenk betrachtet wird. Der Lohn für eine Reise nach der Küste ist geringer, weil die Träger auf Rückfracht rechnen. Die Araber nehmen an, daß ein Träger vom Meeresgestade bis an den Tanganjika See und wieder zurück auf etwa 20 Dollars zu stehen komme. Die Wanhamwezi lassen sich immer nur bis Uthmanjira annehmen, und dort muß man eine neue Schar mieten. Die Stärke einer Karawane hängt natürlich von den Umständen ab; manche zahlen nur ein halbes Duzend, andere dagegen einige hundert Köpfe, sie stehen jedesmal unter einem Mudira, Kaufmann. An gefährlichen Stellen wird still gehalten, damit mehrere Karawanen sich vereinigen und dann, fünfzig bis tausend Mann stark, einem Feind entgegenwiderstand leisten können. Aber in manchen Gegenden ist für eine so große Menschenmenge nicht genug Nahrungsvorrat herbeizuschaffen, und starke Karawanen kommen immer nur langsam vorwärts, manchmal

erschöpften sie auch das Wasser ganz und gar, so daß die nachfolgenden Noth leiden.

In Ostafrika hat man dreierlei Arten von Karawanen, die eine wird ausschließlich von Wanyamwezi gebildet, die zweite von freien Enaheli, oder Kundi, Sklavenfaktoren, in Auftrage ihrer Herren geleitet; an der Spitze der dritten stehen Araber. Der Träger Bagazi, entspricht dem westafrikanischen Carregador. Die Wanyamwezi vereinigen sich in möglichst großer Anzahl; einige tragen ihre eigenen Güter, andere werden von kleinen Gentilmen gemietet, und alle zusammen wählen einen Mtongi, arabisch Mas Rafi'ah, das heißt Anführer, Obmann, Leit. In einer solchen Wanyamwezi-Karawane giebt es weder Karreihen noch Mithvergünstigte; sie kommt rasch vorwärts, die Träger sind von Sonnenaufgang bis gegen elf Uhr morgens in Bewegung machen zuweilen auch einen Nachmittagsmarkt, und schleppen ohne Murren schwere Lasten, namentlich Elefantenzähne, an denen manchmal zwei zu tragen haben; das Elfenbein wird dann an eine Stange gebunden, und das nennt man eine Mziya ya. Ist sind die Schultern gedrückt, die Füße wund, und die Leute gehen halbnackt, um ihre Kleider zu schonen. Tscheden oder Zelte haben sie nicht, sondern schlafen auf der Erde, nehmen als Geld eiserne Haden mit, wofür sie unterwegs Korn eintauschen, oder zahlen damit den Sultanen Zwangstrilut. Nur wenige haben eine Ochsenhaut zum Pagen, einen runden Topf, einen Stuhl und einen Kihado, das heißt Koffer von Baumrinde, in welchem sie Zunge und Glasperlen verwahren. Bei mäßiger Nahrung leiden sie viel von den Felswerthigkeiten der Reise und vom Klima, manchmal bersten unter ihnen die Blattern aus, aber trotzdem kommen sie, wenn auch abgemagert, doch ziemlich wohlbehalten an der Kiste an. Mit einer solchen Karawane kann ein Europäer nicht wohl reisen.

Die Träger, welche ein arabischer Kaufmann (im Kuwraheli Mtobschil arabisch Mandema) mietet werden viel besser gehalten, essen mehr, arbeiten weniger und verursachen vielerlei Umstände. Außerdem sind sie unverwundt, maßen sich an die Last des Aufbrechens und der Rast an bestimmen, und klagen stets über viele Arbeit; zu Hause müssen sie sich mit einem mageren Brei begnügen, unterwegs dagegen ist ihnen auch das Beste kaum gut genug, und sie haben immer nur Speen im Kopfe und auf der Zunge. Manchmal sind sie auf Fleisch mit einer Art von Wihafirn versehen. In geschlachteten Thieren erhält der Kuwrahozi (Anführer der Träger)



den Kopf, nachdem er Brust und Lende den Mtongi (Haupteigentümer der Waren) gegeben; das Übrige wird unter die verschiedenen Ahambi, Tschagenoffenschaften, verteilt. Für einen Europäer ist es auch nicht rätlich, mit einer solchen Karawane der Araber zu reisen, weil sie viel Zeit vertrödeln, ohne eigentlichen Plan bald rasch bald langsam vorwärts geht, und auch sonst mancherlei Unfälle hat.

Auders verhält es sich mit den HandelsKarawanen, welche von Suaheli, Wamrura und den Sklavensaktoren (Kundi, etwa ähnlich wie die Kombetros im portugiesischen Afrika) geleitet werden. Diese wissen mit den Bagazi umzugehen, und verstehen deren Sprache und Sitten. Solche Safari hungern nicht wie jene der Banhamwezi, und praßen auch nicht wie die Araber. Unterwegs haben sie weniger Beschwerden, an den Halteplätzen richten sie sich gemächlich ein und leiden wenig durch Krankheiten. Diese Halbafrikaner hegen große Abneigung gegen die Araber und alle anderen Fremden, legen ihren möglichst Hindernisse in den Weg verbreiten unter den Eingeborenen allerlei nachtheilige Gerüchte, verlocken die Träger und Sklaven zum Ausreißer und geben sich die größte, obwohl vergebliche Mühe, ihr altes gewinnreiches Monopol des Handels mit dem Innern zu behaupten.

Burton.

## 10. Leben und Treiben in einem ostafrikanischen Dorfe.\*)

Der Afrikaner führt ein weit beaglicheres Leben als der indische, vielgeplagte Bauer, der Reis, und Lúa in dieser Beziehung den Vergleich mit der großen Masse der Landleute mancher europäischer Länder aushalten. Das gilt freilich nur von solchen Bezirken, welche nicht allzusehr durch den Sklavenhandel zerrüttet worden sind.

Im Nachtlager dient eine Kuhhaut und man steht früh auf. Am Tage ist die Hitze kühl und ganz angenehm; beim Schlafengehen wird jedoch der Eingang zugemacht und dadurch die Luft drückend und unangenehm. In der Stunde vor Sonnenanfang verspürt man Kälte, zündet ein Feuer an und greift sogleich zu dem uralten

\* Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika. H. Bd. Burton, Speke, Neumann Krupf) Bearbeitet von Karl Andree Leipzig, 1861, Cornoblie

trennlichen Gelährten, der Tabakspfeife. Späterhin wird der aus Weiden geflochtene Thülvorhang weggenommen, und man geht hinaus, um sich von den erwärmenden Strahlen bescheinen zu lassen. Die Dörfer sind stark bevölkert, die Häuser stehen dicht neben einander, und die Bewohner derselben können in aller Bequemlichkeit miteinander schwagen. Etwa um sieben Uhr ist der Thau vom Grosse verschwunden, und nun treiben die Raaben das Vieh auf die Weide hinaus, um erst gegen Sonnenuntergang mit demselben zurückzukehren. Abends um acht Uhr genießt man einen Brei, der aus Durra bereitet wird; man nennt ihn Ugali; wer sich Pombe, Bier, verschaffen kann, trinkt davon von früh bis spät.

Der Mann hat nach seinem Frühstück die Pfeife genommen und ist zur Zwanzja gegangen, einer großen Hütte, welche als Versammlungs- und Gesellschaftsort dient und wohin die Frauen nicht kommen dürfen. Dort verweilt er den größten Teil des Tages über müßig, schwagt, lacht, schlüßelt und schmaucht Tabak. Nicht selten vertreibt er sich die Zeit durch Spiel, denn das ist seine Leidenschaft. Sehr beliebt ist „Kopf oder Rücken“, das er mit einem flachen Steine einen runden Stein Zinn oder mit den Beiden eines zerbrochenen Topfes spielt; einige verstehen auch das Bao, welches an der Küste häufig vorkommt; es ist eine Art von Roulette, das man mit starken Marken spielt, auf Tafeln, in welchen tafelförmige Vertiefungen angebracht sind. Unter den Wanyamwozi haben sich manche durch das Spiel so sehr zu Grunde gerichtet, daß sie sich als Sklaven verkaufen mußten, andere haben ihre Mütter gegen eine Kuh oder zwei Hiegen beim Spiel eingesetzt. An Streitspielen und Schlägereien ist natürlich bei solchen Belustigungen kein Mangel, sie pflegen indessen unter Bewohnern ein und desselben Dorfes unblutig abzulaufen. Zu anderweiligem Zeitvertreib schnitzelt man an einem Stück Holz, bohrt Pfeifenröhre und verflocht dieselben mit Draht, fächert einem Nachbar den Kopf, zieht sich auch wohl die Haare aus Bart, Brauen und Augenlidern, oder pugt an den Wanken herum.

So kommt die Mittagszeit heran und der Afrikaner schlendert nach Hause, um gegen ein Uhr seine Hauptmahlzeit einzunehmen, welche die Frau für ihn herstellt. Indessen liebt er es doch sehr, mit anderen beisammen zu sein und läßt auch wohl die Speisen nach der Zwanzja bringen, wo sich dann auch seine Raaben und etliche unblutige Verwandte befinden, um an der Mahlzeit teil zu nehmen.

Dem Wilden und dem Barbaren ist das Essen die Hauptlache, sein Guss und Alles; am Tage denkt er unablässig daran und nachts träumt er davon. Der Wäzen ist sein Liebling, und mit Wohlgefallen blickt er auf jeden, der mehr und bessere Speisen hat als er selber.

Seine Hauptnahrungsmittel sind Fisch und Fleisch, Getreide und Gemüse; daneben genießt er Milch, Butter, Honig und einige Früchte, zum Beispiel Bananen und die Früchte der Guinapalme; zur Berausigung trinkt er Pombe, das heißt Hirsebier, Palmwein und Mawa, das ist Bilangwein.

Der arme Mann genießt täglich Getreide, entweder Durra, Mais oder Badschi (Panicum). Weizenbrot haben nur die Araber, Reis wird nicht allgemein gebaut.

Nach der Mahlzeit streckt der Ostafrikaner sich aus, hält einen langen Schlaf, wie am Morgen, und dann raucht er, schwächt und spielt. Gegen Abend ist alles drucken, um die Kühle zu genießen, die Männer sitzen vor der Zwanza, der Versammlungshalle; die Frauen und Mädchen holen Wasser, setzen sich dann auf kleine Stühle, schmauchen Tabak und unterhalten sich miteinander. Später im Miste man die Kühle, macht die Thür zu und geht schlafen; doch sitzen die Männer oft bis in die Nacht hinein um ein Feuer in der Zwanza. Diese Menschen sind noch nicht einmal so weit, daß sie einen Docht kennen oder Zeit zum Brennen in ein Gefäß thun, statt der Lampen oder Kerzen bedienen sie sich eines Stedens von dem ölhaltigen Mtata- oder Masabaume; er ist gelb und hart, hat dichtes Korn, biegsames Holz mit wenig Knoten, und wird auch zu Speeren, Pögen und Wehrstöcken benutzt. Solch ein Steden brennt etwa eine Viertelstunde lang mit heller Flamme. Am Mitternacht liegen alle in tiefem Schlafe und schnarchen bis Tagesanbruch. Zur Glückseligkeit gehört ein Rauch bei Tage und Bewußtlosigkeit während der Nacht; man steht morgens früh auf, um schon nach einigen Stunden die Wärme des Schlafes wieder haben zu können.

Bei einem solchen Leben und Treiben würde ein Europäer bald zu Grunde gehen, aber jene Völker halten dasselbe aus. Sie haben keinen Branntwein und leiden deshalb nicht an Säuferwahn; ferner, und ihr Gehirn strengen sie höchstens bei ihren Glücksspielen ein wenig an. Abspannung oder Anspannung der Nerven kommt bei ihnen nicht vor. Die Sommerzeit wird in vollständiger Trägheit verbracht, aber wenn der Winterregen kommt, muß man sich allerdings etwas um das tägliche Brod bemühen. Dann verläßt der

Bauer zwischen sechs und sieben Uhr morgens seine Hütte, manchmal ohne etwas genossen zu haben, weil jetzt Nahrungsmittel fehlender werden; er speist erst, wenn er bis Mittag gearbeitet hat und dann wieder heimkriecht. Nachmittags arbeitet er wieder ein wenig, und dabei müssen ihn die Weiber helfen. Abends gehen alle unter Gesang ins Dorf zurück.

Zur Zeit des Monatscheins ergeht es dem Afrikaner wie den Schakal; er wird aufgeweckt und ungewöhnlich regsam. Die Mädchen werden unter Getrommel und Geölse aus den Hütten geholt, um den Tanz mit anzusehn, der übrigens nur höchst selten für beide Geschlechter gemeinschaftlich ist. Bei ihren Sprüngen sind sie allemal sehr ernsthaft, und auch von ihrer Muhl laßt sich nicht viel Mäthliches hören. Sie hüllen den Tanz ganz vortreflich, aber im übrigen ist es mit ihrem musikalischen Sinne schlimm bestellt; sie bringen es nicht über die einfachsten und eiförmigsten Tonkombinationen hinaus, und auch in dieser Beziehung wie in allen anderen Dingen, fehlt ihnen das Talent zum Schönen. Doch muß hervorgehoben werden, daß sie an Harmonie ihre Freude haben: der Föcher singt zum Ruder Schlag, der Träger, wenn er seine La't schleppt, die Frau, wenn sie Korn zermalmt. Manchmal sitzen die Bauern am Abend stundenlang im Kreise und wiederholen mit unablässigem Gesang immer und immer wieder ein paar Noten, die sich stets gleich bleiben, und ein paar Worte, die eigentlich nichts bedeuten. Das Recitativ wird vom vollen Chöre unterbrochen, der zumächst in Dur singt.

In die Eiförmigkeit des täglichen Lebens und Treibens kommt eine ge Abwechslung durch häufige Trinkgelage und zuweilen durch eine Jagd. Die Gäste versammeln sich früh am Tage, und nehmen in Kreise Platz und setzen sich je zu Dreten oder Dreten dicht nebeneinander, damit die Schale besser herumgehen könne. Der Moandah, der Mann, welcher daselbe hält und jedem einzelnen reicht, bedenkt und bedient zuerst die Hauptlinge und Ältesten, welche auch größere Gefäße erhalten als die andern. Der Erste, Trinkbecher, der auch auf Ketten als Feldflasche dient, wird von den Frauen aus einer Grasart, Moru, oder solchen Papyrusblättern verfertigt. Die Stengel werden gespalten und zu feinen Fäden gedreht, welche dann von unten aus zusammengedrückt, aneinandergelegt und zusammengelunden werden, so daß das Ganze einem angedröckten Regal oder einer natürlichen Kappe, dem Feg gleicht. Schlaf wird vieler Wecher

mit roter und schwarzer Farbe verziert, er ist etwa fünf Zoll tief, hat sechs Zoll im Durchmesser und hält ungefähr ein Quart. Er geht unablässig in der Runde umher und niemand läßt eine Pause darin; die Jecher machen eine Pause nur, wenn sie schwagen, lachen, eine Pfeife nehmen, Tabak kauen und Phany rauchen. Auf solche Weise vertribt man sich die Zeit wohl nur Stunden lang, und oftmal so lange, bis das für ein solches Fest zubereitete Pombe zu Ende gegangen ist. Dann schwanke die Trunkbrüder mit rotunterlaufenen Augen nach Hause, um zu schlafen. Schwerlich sieht man in irgend einem europäischen Lande so viele Trunkenbolde wie in Ostafrika; auch die Weiber, welche übrigens nicht in Gemeinschaft der Männer trafen dürfen, haben ihre Pombegelege und betrauschen sich.

### 11. Charakter der Ostafrikaner.

Für den Psychologen bietet Ostafrika ein ausgedehntes Feld für die Beobachtung. Dort findet er den Geist des Menschen noch in den Anfängen und der materiellen Natur und deren Befehlungen demmaßen unterworfen und von denselben so abhängig, daß er sich weder fortentwickelt noch zurückzuziehen. Man könnte fast in Versuchung geraten, diesen Menschen eher wie eine Ausartung civilisierter Geschöpfe zu betrachten, denn als einen Wilden, welcher den ersten Schritt vorwärts thut, wenn er nicht offenbar für jede Weiterentwicklung unfähig wäre. Ihm fehlt der Ring vom echten Metall; in ihm ist kein so reiches und volles Wesen wie etwa im Neuseeländer, den man — bis auf einen gewissen Grad — erziehen und ausbilden kann. Er scheint einer jener kindischen Rassen anzugehören, die sich nie bis zum Mann erheben, und wie abgenutzte Silber aus der großen Kette der belebten Natur herausfallen. In ihm vereinigt sich die Unfähigkeit des Kindes mit der Unbiegsamkeit des Alters, die Unzulänglichkeit des Kindes und die Pflichtgläubigkeit der Jugend mit dem Egoismus der Erwachsenen und der Eitelkeit des Alters. Das am Überkommenen steht. Er hat Meer, Seen, und wohnt in einem vielbesuchten Lande, seit Jahrhunderten steht er in unmittelbarem Verkehr mit den weiter entwickelten Anwohnern der Ostküste, und jeder hat wenigstens Araber, wenn auch nicht gerade Europäer gesehen. Und doch ist er vor der Schwelle des Fortschrittes stehen geblieben; bei ihm ist keine höhere und mannigfaltigere



Elute der Giasicht zum Vorschein gekommen. Selbst die einfachen Wahrheiten des Islam haben keinen Eindruck gemacht auf diese Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich vorläufig damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus; auch will und mag er sich lediglich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtnis und Phantasie fehlen ihm.

Dieser Ostafrikaner erscheint, wie andere Barbaren auch, als ein seltsames Gemenge von Gutem und Bösem; aber das schlimme Element ist sorgfältig gepflegt worden, das gute gar nicht. Im allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der civilisirte Mensch, der höchste Typus, dem Antriebe der Verstandeskraft, der Vernunft, gehorcht, der Halbcivilisirte (z. B. die großen Völker im Osten) laßt sich von Gefühlen, Wallungen und Neigungen in einer für uns oft unbegreiflichen Weise bestimmen; der Barbar erscheint als Sklave des äußern Antriebes, der Leidenschaft und des Instinktes, die alle nur äußerst schwach vom Gefühl beeinflusst werden; er hat ganz und gar keinen Begriff von geistiger Zucht. Dem höher gebildeten Menschen erscheint er als ein der Vernunft abgekehrtes Geschöpf, ein Geschöpf, in welchem keine Logik ist, eine Masse von lauter Widersprüchen. Seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Vernunft ist nicht wie unsere Vernunft. Er leitet Vorkänge aus Ursachen ab, die wir nicht kennen, er erreicht seine Zwecke und Ziele durch Mittel und Wege, für welche wir kein Verständnis haben; seine Kunstgriffe und sein ganzes Verfahren sind so einfältig und ohne alle Folgerichtigkeit, daß sie uns gerade dadurch überraschen, verächtlich erscheinen.

Dieser Schwarze ist ein Embryo von zwei höheren Rassen gebildet, dem Europäer, dessen Geist thätig und gegenständlich, analytisch und perceptiv ist, und dem Idralen, subjektiven, synthetischen und reflexiven Araber. Er hat viel von den schlechten Merkmalen der niedriger organischen Typen des Ostens, nämlich geistige Verfaulung, körperliche Trägheit, unentwickelte Moralität, Aberglauben und kindische Leidenschaft.

Der civilisirte Mensch trachtet dahin, seine Selbstsucht zu verbergen, bei diesem Barbaren tritt sie dagegen ganz offen hervor. Dankbarkeit kennt er nicht, wer ihm eine Wohlthat erzeigt, wird für

schwach gehalten, ihm ist die Hand, von welcher er Futter erhält, ganz gleichgültig. Über den Tod eines Verwandten oder Kindes klagt er vielleicht am Abend, aber am andern Morgen denkt er nicht mehr daran. Gastfreundschaft sieht er nur, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, und seine erste Frage bleibt allemal: Was willst du mir geben? Einem Fremden, der ins Dorf kommt, wird die allerschlechteste Hütte angewiesen und wenn er sich beklagt, entgegnet man ihm, draußen sei ja Platz genug. Sein Wirth verlangt für alles, was er giebt und gewährt jag'rich Vorausbezahlung; ohne diese kann man Hungers sterben, wenn auch ringsum Lebensmittel vorhauf wären.

Es gäbe für den Fremden keine Sicherheit, wenn er nicht das Schießgewehr hätte, und wenigstens die Häuptlinge die Nothwendigkeit von Handel und Verkehr einigermaßen begriffen; deshalb nehmen sie den Kasimann unter ihren Schutz. Der Handel bringt Vortheile, von anderen Fremden erwartet man dergleichen nicht, und behandelt sie deshalb mit weniger Rücksicht. Der Schwarze verweigert einem verschmachtenden Mann einen Trunk Wasser, wenn er auch Überflaß daran hat; er trut seine Hand ausstrecken, um die Waren eines andern zu bergen, wenn auch tausende dabei verloren gingen. Was geht ihn das an? Aber er geberdet sich lächerlich heftig, wenn ihm selber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklave abhanden kommt. Er ist geizig und lerg sich dann, wenn etwas ihm Vergnügen macht; seine Küter laßt er mindestens eben so sehr wie seine Kinder, aber er giebt diesen Hunden nur selten ein wenig zu fressen, und kann nicht begreifen, daß die Araber ihre Esel mit Korn füttern; er giebt kein Gestamm darüber mit einem langgezogenen *Si' hi!* zu erkennen. Er ist höchst unbedachtsam, kennt keine Vorsorge, denkt nicht an morgen, und wird uns gewiß nicht den Weg zeigen, bevor man ihm Glasperlen gegeben hat. Es wurde schon bemerkt, daß in allen Tingen Vorausbezahlung geleistet werden muß; freilich hält niemand ein gegebenes Versprechen und keiner glaubt sich durch irgend eine Verpflichtung gebunden. Verlangt man auch nur für eine Stunde Kredit von ihm, dann entgegnet er: „In meiner Hand ist nichts.“

Wahrscheinliche ist unter derartigen gesellschaftlichen Verhältnissen keine Tugend, und die Elge ist auch dann an der Tagesordnung, wenn der Lügner von ihr weder Nutzen noch Vergnügen zu erwarten hat. Wenn ein Unhamwegführer dem Reisenden sagt, daß nur eine

kurze Strecke bis zum nächsten Halteplatze sei, dann darf er mit Zuvorsicht darauf rechnen, daß ihm ein langer und beschwerlicher Weg bevorsteht, und umgekehrt. Der Schwache und Unterdrückte berührt die Unwahrheit als eine Waffe, aber der Schwarze in diesem Lande will belogen sein und hat das Sprichwort: „Es ist besser betrogen zu sein, als nicht betrogen zu werden.“

Nach halbsinnig und ungeschick ist dieser schwarze Ostafrkaner und seine Rucht wurde über ihn etwas verdrögen, und in dieser verflochten Persönlichkeit und seinem Eigensinn gleicht er manchen Thieren. Wenn er beim Tauschhandel irgend einen Gegenstand, auf welchen er sich einmal gestürzt hat, nicht erhalten kann, so schleppt er gewöhnlich alles, was er mitgebracht hat, wieder nach Hause, und wäre es auch noch so weit hin. Alles Handeln hat ein Ende, sobald der Verkäufer dem, welcher bietet, den Rücken zwendet; gefordert wird ohne alle Rücksichtnahme auf den Wert einer Ware. Nie geht ein Geschäft glatt vor sich, es ist allemal Ärger dabei. Rachsucht ist eine stark hervortretende Leidenschaft; dafür liefern die vielen Kntgen Kethen zwischen nahe verwandten Stämmen den Beweis. Rache und Wiedervergeltung ersetzen einen Rechtszustand, von welchem man gar keine Ahnung hat, und Vaterliebe, Sohnes- und Brudersliebe scheint man nicht zu kennen. Selten wird ein Mann um einen gestorbenen Vater, um seine Mutter, um einen Verwandten eine Thräne vergießen, und von Trauer wird man wohl nur ausnahmsweise eine Spur zu finden vermögen. Es ist wahrhaft peinlich, wenn man mit ansehen muß, daß ein von den Platten ergriffener Träger mitten in der Wüste liegen bleibt, ohne daß seine Angehörigen sich weiter um ihn bekümmern. Der Mann wird vielleicht noch einige Tage leben, aber kein Vohn, nicht einmal die Glasperle wird einen andern Menschen vermögen, dem Ausrufen einige Pflege angedeihen zu lassen. Man wird ihn von jeder Hülfe fortzreiben; er mag sich wenn er kann, ein Obdach im Freien aus Zweigen zurecht machen. Er stellt dann seine Schale mit Getreide und seine mit Wasser gefüllte Kalebasse neben sich hin und wartet ab, bis er stirbt. Dann ist er ein Fraß für die Hyänen und die Raben. Der Schwarze bricht oft plötzlich in Wut aus, und bei diesen Anfällen laßt er sie an lebendigen und unbelebten Gegenständen ohne Unterschied aus, er ist ungeduldig bis zum Pöbellichen und wird manchmal wahnsinnig, wenn sein Wille ihm nicht geschieht. In seinem eignen Lande stellt sich seinem ganzen Treiben kein Hindernis

entgegen, dort kann er anmaßend und heftig sein, aber in anderen Gegenden darf er sich so nicht gebärden. Die Araber sagen: „In ihrer Heimat sind die Schwarzen wie Löwen, bei uns wie Hunde.“

Die Weiber sind wie Furien und im höchsten Grade widerstän-  
dlich; es ist unmöglich, sie zum Schweigen zu bringen und beim  
Tanze der Männer schelten sie tapfer mit und hehen weiblich; sie  
weinen nur selten. So redselig und geschwätzig sind die Schwarzen,  
daß sie selbst den redlichsten Araber ermüden. „Lange Worte!“  
Maneno marefu, hört man alle Augenblick als Vorwurf aussprechen.  
Im Raufche ist der Ostafrikaner sehr reizbar, er stellt dann die  
Beine weit auseinander, schreit, führt mit den Armen umher, oder  
schwingt Speer, Bogen und Pfeil wüthend in der Luft doch kommt  
es nicht gar oft zum Blutvergießen.

Beim ganzen Völkerstamme, und auch bei diesen Schwarzen, ist  
der Zerstörungssinn sehr scharf ausgeprägt; ein Sklave, der etwas  
zerbricht, wird dabei unwillkürlich ein Gelächter der Schadeufreude  
erheben. Das eigene Leben gilt dem Schwarzen sehr viel, aber das  
eines andern, und wäre dieser auch ein naher Verwandter, achtet er  
nicht höher als das einer Ziege. Man hat bei Feuersbräunten in  
Sanzibar gesehen, daß die Schwarzen noch Holz in die Glut werfen  
und vor milder Wärme tanzten und sangen. Bei dergleichen Ge-  
legenheiten werden sie dann von den Arabern wie Hunde tot-  
geschossen.

Die Ehe ist ein Handelsgeschäft. Der Mann muß eine Frau  
nehmen, weil er eine solche braucht, um sich behaglich zu fühlen,  
und deshalb kauft er die Ware. Der Vater verlangt von dem Be-  
werber so viele Kühe, Stücke Zeug oder Arms und Fußreifen von  
Messingdraht, als dieser ablassen kann; nachher gehört die Tochter  
dem Käufer, bei welchem sie mit dem Vieh in gleicher Linie steht.  
Der Mann kann seine Frau verkaufen; ein anderer Mann welcher  
sie ihm etwa wegnimmt, muß für sie so viel zahlen als sie auf dem  
Sklavenmarkte wert wäre. Mitgift kennt man nicht, Fehlichkeiten  
brän Abschluß einer Ehe eben so wenig: der Vielweiberei ist keine  
Schranke gezogen, und die Häuptlinge rhümten sich der Anzahl ihrer  
Frauen.

Diese Schwarzen sind gierig und gefräßig, und lieben häufige  
und kleine Mahlzeiten, um sich den Genuß des Essens recht oft zu  
verschaffen. Selbst die civilisirteren Kisuaheli haben keine Mas-  
brände für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen. Auch die ost-

afrikanischen Barbaren können im Nothfall mit wenig Speise sich behelfen, dagegen ertragen sie den Durst nicht. Ein Träger erhält täglich 1<sup>2</sup> Pund Getreide, dieses thut, wenn er eßbare Gräser und Wurzeln hinzunähme, für mehrere Tage ausreichen, aber an ein Ausbewahren und Versparen denkt keiner. Viel essen, das ist des Lebens höchster Zweck, wohlverstanden nicht der Betonung. Der Schwarze trinkt, bis er nicht mehr stehen kann, dann legt er sich zum Schlafen hin, und nachdem er die Augen wieder aufgeschlagen hat, trinkt er wieder von neuem. Zechgelage sind hochwichtig und gehen allem andern vor.

Der Neger hat kein Wohlwollen und kennt keinerlei Ehrfurcht oder Respekt: er hat auch kein Gewissen, also auch keine andere Belohnung, als die, daß der Geist des Getödeten ihn belästigen könne. Er raubt, als vertheibe sich dergleichen von selbst, und beistelt unverschämt; er ist entschlossen niederrüchig, und wenn er nicht gerade betrunken ist, läßt er gewiß Schlingensiefel aus.

Dieses ganze wilde und rohe Treiben wurzelt in dem völligen Mangel an Ehrerbietung, welche den Ostafrikaner kennzeichnet. er weiß gar nicht, was Ehrfurcht, Verehrung Veneration ist. Sein Gemeinwesen besteht aus zwei großen Abtheilungen, denn es gibt nur Herren und Sklaven, gesellschaftliche Unterschiede und Stufen kennt dieser Schwarze nicht, und er behandelt, vom Häuptling allem abgesehen, jedermann als ungleichem. In das Haus des ersten besten Arabiden tritt er ohne weiteres unangemeldet ein mit seiner ohnehin harten, kessenden Stimme spricht er stets so laut als möglich, und ist glücklich, wenn er sich selber reden hören kann. Seine Sprache hat einen Befehlshaberischen Ton, sein ganzes Benehmen etwas Rohes und Freches, und dem allen entspricht der Ausdruck seines Auges. Er strickt seinen ungewaschenen, mit Schmutzigen und zerlumpten Baumwollenzeug oder Regenschell umhüllten Leib festert auf einer Haut aus und sucht sich den besten Platz in der Wohnung des Fremden aus. Auf der Reise eilt er rasch vorwärts, um wo möglich die beste Hütte für sich im Vorschlag zu nehmen. Der Inhaber einer Karawane mag in Regen und Thau schlafen, das kümmert seine schwarzen Träger nicht, wenn sie nur Obdach haben: er macht dann wohl einen Versuch, für sich gleichfalls eine trockene Stelle zu erobern, aber die Träger machen ihm keinen Platz, sondern bleiben liegen. Deshalb sagen die Araber: „Diese Menschen haben keine Scham.“ Sehr lästig wird ihre im höchsten Grade zudringliche



Neugier, welcher der Fremde sich gar nicht erwehren kann; er muß sie eben gemähren lassen. Sie kommen meilenweit her, um ihn anzugucken, heben den Zeltvorhang auf, um hineinzugucken, und benehmen sich unverschämt. Hungernde Frauen, Knaben und Mädchen treten sich unterwegs stundenweit neben der Karawane nether.

In geistiger Beziehung ist dieser Schwarze ganz unfruchtbar, roh für alles, was Fortschritt, Entwicklung und Veränderung laßt, vollkommen unfähig. Gleich anderen Barbaren hat er wohl Gabe zum Beobachten aber er kann aus seinen Wahrnehmungen etwas Ordentliches nicht ableiten. Seine Intelligenz ist in einen engen Kreis eingeschlossen, und über denselben kann dieser Schwarze gar nicht hinaus. Er bleibt stehen, wie manche Afrikanen, aber steht weit tiefer als diese allesamt. Er liebt die Musik, aber hat es, aus sich selber heraus, doch nicht weiter als bis zum Pfeifen gebracht. Melodische Gesänge kennt er nicht, so gern er auch singt; er improvisirt einige Worte ohne Sinn oder Rhythmus und wiederholt sie in einem langgezogenen Recitativ immer und immer wieder bis zum Uebel, und schließt zuletzt mit einem durch die Nase hervorgestoßenem Ah, ha!

Das hier Bemerkte paßt im allgemeinen auf sämtliche Stämme, doch sind auch Unterschiede und Ausnahmen vorhanden.

## Deutsch-Wituland.

### Schilderung von Land und Leuten.

(Aus den Tagebüchern des Regierungs-Baameisters Höpner.)

Das ganze Land, soweit ich es kennen gelernt habe, ist mit einer außerordentlich reichen Vegetation bedeckt. An der Küste, soweit der Einfluß der Flut vorhanden ist, ziehen sich Mangrove-Waldungen entlang, welche besonders an den Flüssen weit in das Innere hineinreichen. Sie sind dicht verwachsen und vollständig unpassierbar; sie gemähen aber ein schönes Bild dadurch, daß einzelne andere Baumarten zwischen sie eingestreut sind, deren Gipfel über die niedrigen Mangroven hinausragen. Im sumpfigen Terrain war viel Schilf

vorhanden. Das ganze Land war entweder flach und niedrig und in diesem Falle in der Regenzeit überfluthet oder hügelig und wellig. Es hat dann einen parkartigen Charakter, doch findet sich hier auch an einzelnen Stellen Urwald, der sich in weit größerem Umfange am Tanakische wo er mit weiten Grasflächen abwechselte, verband. Das Gras war hier 1–3 u. hoch. Der Wald ist außerordentlich reich an Formen, der Boden mit dichten Laubmassen bedeckt; mitten in denselben vermodern umgestürzte Baumriesen. Von weitem machen die mächtigen Bäume einen schäutlichen Eindruck, in der Nähe imponieren sie durch ihre kolossale Massigkeit. Die von den Zweigen herabhängenden zahllosen Ranken und Schlingpflanzen machen mit dem Unterholz zusammen ein Durchkommen fast unmöglich.

Nach der Klippe zu find die Laabhölzer mit einer Werdenvarietät untersch. Im Innern machen den Hauptbestandtheil der Wälder Eukalyptus und Palmen aus. Die ersteren haben bedeutende Dimensionen. Von ihnen habe ich besonders zwei Arten als gutes Bauholz betrachtet kennen gelernt den lombardo, dessen Holz große Ähnlichkeit mit dem unserer Eichen hat, und den bomba, welcher mehr unserer weichen Buche zu vergleichen ist. Aus dem letzteren stellen die Eingeborenen ihre Kanoes her. In einem dieser Flüsse fanden 3 Personen Platz. Ich ließ auch einen lombardo ausschälen, doch erforderte dies der großen Härte des Holzes wegen eine sehr lange Zeit.

In den Wäldern fand ich eine große Menge von Gummilianen, oft von Umstände, aus denen beim Anschneiden das Pyra reichlich hervorquoll. Auffallend war nur der große Artenreichtum; fast aller Orten fanden dieselben in den mannigfachsten Arten vor und trugen sehr zur Belebung des Gesammtbildes bei. An einigen Orten zeigten mir die Leute einen Baum, welchen sie Mapora ya Kzungen nannten; die Eingeborenen stellen aus ihm eine Art Rosenwasser her. Ein anderer Baum, Matasell, soll gute kleine Früchte liefern. Ananas traf ich mehrfach wild wachsend von bedeutender Größe und schönem Geschmack.

Unvergeßlich wird mir auch die Durchfahrt nach dem Tanakischen. Ich war bereits in der Nähe desselben und fuhr mit Kanoes mitten durch den herrlichsten Palmenwald an einer Stelle hindurch, wo der Tanakische das Ufer getreten war und das Wasser zum Fahren eine genügende Tiefe hatte. Der Weg war natürlich vollständig verwachsen,

aber die viele Mühe, welche wir beim Kreinachen desselben hatten, wurde reichlich aufgewogen durch den zauberhaften Anblick, welcher sich uns in reich wechselnden Bildern darbot. Während der Peledam-Arual meistens von Grasbüscheln umgeben ist, wird der Esi vielfach auf beiden Seiten durch dichte Wälder begleitet.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so besteht dieselbe in der Nähe der Küste aus Suaheli, Negern, Arabern und Hindus. Letztere haben den Handel in der Hand. In einigen größeren Küstenplätzen und den Lagunen von den Arabern besetzten Orten übt der betreffende Gouverneur die höchste Gewalt aus. Dieselbe erstreckt sich dann auch auf die Festschaften der nächsten Umgebung. In jeder dieser befindet sich eine Art Gemeindevorsteher, welcher gewöhnlich der Suahelivölke angehört und in allgemeinen die Ordnung aufrecht erhält. Obwohl bestraft er selber, haben sich freie Leute eines Vergehens schuldig gemacht, so muß er dieselben zum Gouverneur senden. Weiter in Lande hat Sub-Vergesch keinen Einfluß, doch war er bestraft, seine Macht immer weiter auszuüben. Den Sultan von Witu hat er in den letzten zwanzig Jahren immer mehr vom Meere abgesperrt.

Nun, die Küste der Engländer, welche noch bis zum letzten Augenblick, als der Sultan bereits mit Herrn Dehardt einen Vertrag abgeschlossen hatte, auf den Untergang des Witu-Herrschers 31. August des Sultan von Zanzibar Linarbeiteten, sind gottverdammt durch das Vordringen der deutschen Reichsregierung zu Schanden geworden.

Die Stadt Witu hat ungefähr 600 Häuser, und hat eine ziemlich gesunde Lage auf einer Anhöhe. Die Abhänge derselben sind frei, nur mit hohem Gras bewachsen, in den einzelne kleine Baumgruppen zerstreut liegen. Die Stadt selber liegt dagegen, ebenso wie einige der benachbarten Dörfer, in einem dichten Urwalde, der den Orten zum Schutz dient und bislang nicht gelichtet werden durfte. Witu hat zwei Ausgänge. An die Stelle des dichten Waldes tritt hier eine starke Palisadenwand, in der sich nur eine sehr schmale und niedrige Öffnung befindet, durch welche man nicht aufrecht hindurchgehen kann. An jedem Thor befindet sich fortwährend eine Wache. Nachts werden die Thore durch Mannslinien, welche zwischen eingegrabenem starken Pfählen davor gelegt werden, geschlossen. Die Suaheli-Bevölkerung in den Küstenplätzen lebt meist vom Handel, im Innern vom Ackerbau. In den größeren Orten giebt es auch allerlei Handwerker. Es werden einfach verzierte Gefäße aus

gebranntem Thon hergestellt, sowie einfache Schmiede- und Schleiferwaren angefertigt. Ferner existiren Holz- und Hornbereitholereien. Eine große Anzahl von Leuten beschäftigt sich mit der Verfertigung von Matten, Körben und Sitten aus Palmblättern. Zimmerleute und Tischler verfertigen zum Theil reichverziertes Handgerät, Thüren u. s. w. Die Formen der Ornamente erinnern an die Antikeit der arabischen Kunst und blühten sich noch vor der ersten arabischen Invasion erhalten haben. Wie hoch man das Handwerk schätzt, geht wohl auch aus einem Gespräch hervor, welches ich eines Tages mit dem ersten Minister des Sultans von Binn hatte, welcher auch ein Scheich, d. h. ein Aukunung des Propheten ist (im Aukunung Ramassan hat dieser die Gebete in der Moschee geleitet ab); er sagte mir, er lebe jeden Freitag außer für seinen Sultan auch für den großen Sultan in Stambul. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er von jetzt an auch den Deutschen Kaiser in sein Gebet einschließen müsse, erwiderte er, er wolle nicht allein für den Deutschen Kaiser, sondern auch seine Soldaten bitten, sondern auch dafür, daß in seinen Schambas alle Fröchte gedeihen, sowie für alle Handwerker und Ärzte in Deutschland.

Die Galla sind ein nomadischeres Volk im Westen von Binn, welche aber immer mehr von den nördlich wohnenden noch kriegerischeren Sonal zurückgedrängt werden. Sie hielten zahlreiche Viehherden besitzen, welche sie jedoch in der Regenzeit auf hochgelegene Weiden zurückgetrieben hatten. An ein paar Stellen saßen sie bereits an, den Acker zu bebauen. Am Tana sind sie bereits sesshaft geworden. Sie wohnen hier entweder für sich allein, oder aber auch mit den Bokomos, zuweilen auch Arabern, in einem Ort gemeinschaftlich, dann aber in besonderen Quartieren, und bauen hier Reis und Mais. Sie sind sehr schlanke Gestalten und haben eine mehr semitische Gesichtsbildung, fast wie die Sonal. Ihre Waffen sind meistens Speere, Schild und Schwert. Nur selten haben sie Feuerwaren.

Am ganzen Tana hinauf bis in die Nähe des Kenia wohnen Bokomos in kleinen Dörfern zerstreut. Sie sind außerordentlich kräftig gebaut, zuweilen auch groß, aber ihrem Charakter nach das gerade Gegenbild der kriegerischen Galla. Die ganz hervorragende bietet ihnen besonders der fischreiche Tana. Sie bauen nur außerordentlich wenig Reis und Mais, da ihnen die Araber Stacheln und Galla ihre Rottäth fernzunehmen pflegen. Sie verachten für

diese überhaupt jede Arbeit die dieselben verlangen. Die Eid-  
am oberen Tana haben sich jedoch von den Gallas unabhängiger zu  
halten gesucht. Alle die Volkstämme traten uns außerordentlich  
freundlich entgegen, soweit sie nicht daran durch die Soldaten des  
Sultans Said Barqash gehindert wurden. Von ganz besonderer  
Wärme war meine Aufnahme in Witu, sowohl seitens des Sultans  
und der Großen, wie seitens der Bevölkerung. Ich verdanke dieselbe  
ebenso wie auch die weitere Unterstützung des Sultans von Witu  
ebenfalls Herrn Denhardt, welcher mich dem Sultan aus das beste  
empfohlen hatte.

Die Häuser der Suaheli sind von der Form der unterigen, ein-  
stöckig mit einem Giebeldach. Eine Art Nachwerk aus hölzernen  
Trägern und Röhren, deren Verbindung oft durch Bastbündel bewirkt  
ist, wird mit den starken Vitamastengeln ausgefüllt und dann beider-  
seits mit Lehm beworfen.

Über die jetzige Vegetation des Landes läßt sich folgendes sagen.  
In der Küstengegend sah ich in der Nähe der kleinen Ortschaften  
viele Äcker, welche mit Reis (*impunga*), Mais (*mahindi*), mtama und  
kumbe bepflanzt waren. Außerdem sah ich zahlreiche Kolospalmen.  
Bei meinem Marsch nach Ripini und Witu kam ich durch sehr große  
Schambas, ein Marschfeld war über zwei Kilometer lang; auch Reis-  
plantagen in bedeutender Ausdehnung passirte ich. Die ganze Um-  
gegend von Witu ist mit Schambas übersät. Außer Mais-, Reis-  
und Vitamafeldern sah ich hier große Plantagen von Bananen und  
Zuckerrohr, außerdem viele Bataten. Herr Denhardt hatte hier auch  
Kartoffeln angepflanzt, welche sehr gut gediehen. Ferner fand ich  
vielfach in der Nähe von Witu Selam. Der Sultan besitzt selber  
eine Ölmühle, welche von einem Kamel getrieben wird. In seinen  
Gärten ferner zieht er auch die mannigfachsten Gemüse sowie To-  
maten und Zitronen, diese sind aber sehr klein und haben wenig  
Saft. Frangen habe ich hier nur wildwachsend vorgefunden; sie  
haben einen sehr sauren Geschmack.

In dem Witu-Lande erntet man häufig viermal im Jahre,  
und zwar in der Hauptregenzzeit, der masika, dreimal, in der kleinen  
Regenzzeit, mouli, einmal. Das Land wird in der Weise urbar ge-  
macht, daß das Gras abgebrannt wird, resp. es werden die Bäume  
angesehen und später ebenfalls abgebrannt. Das dadurch gewon-  
nene Land ist von einer ganz vorzüglichen Beschaffenheit; erst nach  
einer längeren Reihe von Jahren läßt der Ertrag nach, dann läßt



man das Land abwechselnd ein Jahr um das andere brach liegen. Von Pflügen und Graben ist entweder gar nicht oder nur in geringem Maße die Rede. Die Leute entfernen nur das Unkraut und bringen dann mit einer kleinen, eigentümlich geformten Hacke den Samen ein. Das Land ist schon von Natur locker genug. Der Boden enthält außer der Humuserde Thon und ziemlich viel Sand und hat eine rötliche Farbe. Dasselbe ist auch am Tana der Fall.

Bei Ljirra befinden sich außerordentlich große Schambao, besonders Reis-, Mais-, Maniok- und Zuckerrohrfelder. Ich sah hier in einer enormen Ausdehnung, ebenso Plantagen von Kokospalmen und Manjohännern. Die Besitzer sind meist reiche Suaheli aus Kau und Kipini. Das ganze Land sieht hier wie ein einziger großer Garten aus. Am Beledzeni-Kanal und am Dhi sah ich keine eigentlichen Schambao, sondern nur kleinere Felder der Gurgubenen.

Hörnede.

### Die Suaheli.

Die Suaheli-Sprache. — Charakteristik des Suaheli-Volkes. Der Ackerbau.  
— Bodenprodukte und Aushuf.

Die Einwohner von Deutsch-Ostafrika gehören zur weitverbreiteten Nation der Suaheli.

Das Gebiet der Suaheli-Sprache erstreckt sich ungefähr südlich von Angoxe in der portugiesischen Kolonie Mozambique bis nördlich in die Gegend von Tula. Dort fängt ungefähr das Somal-Sprachgebiet an und erstreckt sich bis nach Mesämen. Die zwei Hauptsprachen im Gebiete des Sultans von Sansibar sind also, außer der arabischen die Suaheli- und die Somal-Sprache, beides ganz verschiedene Sprachen. Während jedoch die Somal-Sprache nur in dem eigenen Gebiet gesprochen wird, erstreckt sich die Suaheli-Sprache einerseits ganz bis auf die von Said Bargaich abhängige Somal-Küste und andererseits bis nach Madagaskar, ja tief ins Innere Afrikas hinein. Sie ist also die Hauptverkehrssprache und unumgänglich notwendig für jeden, der an der Ostküste Afrikas als Kaufmann oder Forschungsreisender etwas ausrichten will.

Da die große Anzahl der Schilderungen\*) eine ausführliche Beschreibung der Neger und ihrer Verhältnisse hier unmöglich macht, so

\*) Siehe Seite 30 - 30.

Ist nur ganz kurz an diesem Orte erwähnt, daß der Suaheli-Neger im großen und ganzen unkriegerisch, ja geradezu feig ist. Dabei ist er aber doch mit einem gewissen Grade von Willigkeit ausgerüstet. Indessen wird der Neger im allgemeinen ganz eigenartig behandelt. Man muß ihm importieren und Vertrauen einflößen zu gleicher Zeit. „Vor allem aber“, schreibt Peters in seinem Bericht, „kann es auch hier darauf an, der Individualität als solcher gerecht zu werden. Es würde ungeheuer thöricht gewesen sein, den jowalen Mbuela (Sultan in Uregha), den etwas kaislichen Sultan Marungu Wintam, den equitisch schlauen Mlagungu und den sic alle überragenden Mnumi-Sagara auf eine Stufe zu stellen. Wo auf der einen Seite eine gewisse burleske Art des Anstrebens am Plage war, da wirkte auf der andern eine Art von erwiebter Freundlichkeit und auf der dritten mußte man zu herrscher und bräuter Hochfahrendheit greifen.“

Nicht selten tritt bei ihm ein ganz gesunder Menschenverstand zu Tage und hat es jemals einmal verstanden, sein Vertrauen zu gewinnen, so ist er von großer Abhänglichkeit. Das Gefühl für Freundschaft ist in sehr hervorragender Weise bei ihm entwickelt. Im allgemeinen ist der freie Neger sehr faul, daher in seinen Ansiedelungen der Ackerbau noch auf ziemlich tiefer Stufe steht. Über die Kopzahl der Bevölkerung des neuen deutschen Gebietes liegen bis jetzt noch keine neuen Angaben vor, nur so viel hat sich bis jetzt erkennen lassen, daß die Dichtigkeit derselben eine geringe ist. Es ist eine sofort in die Augen fallende Erscheinung, daß die Resultate der Agrikultur, verglichen mit den reichen Erwerbsquellen und Bodenerzeugnissen, welche das einem Züchtlande gleichende Land zu liefern im stande wäre, sehr minimale sind. Der Grund für die thatsächlich geringe Produktion liegt in verschiedenen leicht erklärlichen Umständen. Vornehmlich hat der Reichtum der Tropen und der mühselose Erwerb der nothigsten Lebensbedürfnisse dem Bewohner dieses gesegneten Erdtheiles nie den Zwang eines energischen Wirkens und Schaffens auferlegt und darum den Landbau zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen lassen.

Der Neger zieht nur wenig Produkte in der Nähe seiner Hütte, treibt nur wenig Viehzucht und bleibt im allgemeinen arm und geistig zurück.

Die Ursachen der schwachen Bevölkernngsgrüßer sind in erster Linie die vielen Stammesfehden und blutigen Kriege, welche die

Völkernschaften seit Jahrhunderten untereinander geführt und wodurch sie sich gegenseitig allmählich fast ausgerieben haben. In zweiter Hinsicht hat die Sklavenausfuhr der früheren Zeiten die Bevölkerung der Negerlande mehr als decimirt, wovon sich die verschiedenen Stämme noch lange nicht erholen werden. Sollen doch durchschnittlich circa 200000 Negersklaven alljährlich ihrer Heimat entzissen und von der Westküste Afrikas hinweg nach Amerika verschifft worden sein. Zieht man dabei in Betracht, daß diese Ausfuhr ziemlich 400 Jahre gewährt hat, so ist klar, daß dieselbe der größte Massenmord, das systematische Ausrottungsmittel war, denen gegenüber die größten Missethäter der alten Nationen nichts sind. Aber eine noch viel größere Ausrottung verursachte der Sklavenhandel des Nordostens. Seit circa 1000 Jahren wird das östliche und mittlere Afrika von den furchtbaren Menschenjägern heimgesucht, die als Geier und Grabschäfer auch heute noch von wohlbewaffneten Bänden unternommen werden, welche ihre Beute das K. K. J. abtransportiren und „das schwarze Elfenbein“ auf dem arabischen Marke losgeschlagen.

Der Ackerbau liegt in seiner Uebersicht als schwere Arbeit dem weiblichen Geschlechte ob. Da Tierarbeit und Pflug unbekannt sind, so werden in den mit einer Haide leicht aufgerührten Boden die Körner mit der Hand eingelegt; die Erde wird wieder darauf geworfen und leicht angetreten. Das übrige überläßt man der Sonne. Daß der Neger in verschiedenen Zweigen des Handwerks, z. B. in Weben, Flechten, selbst Schmieden und im Färbergewerbe ziemlich beträchtliche Fertigkeiten besitzt, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, und die großen Kriegsflootten der mächtigen ostafrikanischen Seeräuber legen auch Zeugnis ab für Kenntnisse im Bau der Wasserfahrzeuge. Leider hat noch kein Negervolk ein Transportmittel zu Lande gefunden, sondern das ausschließliche Transportmittel ist Menschenkraft, und zwar durch Befestigung auf dem Kopfe. Der Mangel an Kommunikationswegen und geeigneten Verkehrsmitteln ist vor allem ein bedeutendes Hindernis für das Emporkommen des Ackerbaues und seine ausgedehntere Pflege. Wenn einmal Schutz und Sicherheit im ganzen Lande hergestellt sein werden, wird auch die Kopizahl der Bevölkerung sich rasch heben; haben doch die Neger, ob ihrer Fertilität, einen großen Namen in der Welt.

Zur Einfuhr von Waren eignen sich fast alle Erzeugnisse europäischer Kunst und Industrie, als da sind: gemebene und

gewirkte Zeuge, Alenelle, wollene und baumwollene Wädicke, Decken und Moskitogewebe Parafusen und Werkzeuge, Eisen- und Stahlwaren, wie z. B. die verschiedensten Messer, Nagelhasen, Näh- und Stachnadeln, Scheren, Arm- und Nusspangen, Mätschen, Gläser, Spiegel, Zeller, Schälfseln, Töpfe, Krüge, Salz, Provisionen, Kleider, Schuhwerk, Hüte, Schirme, Uhren, Schrankfächer, Federn und Gaslanteriefächer, Toilettengegenstände, Petroleum, Rindhölzer (N. Schwedische), Haardle und Komaden, -- vor allem aber Rum, Schießpulver, Munition, Korallen und Glasperlen. Kurz alles was Ostafrika produziert, und sei es der obligate Krug und Zylinder, in denen häufig Negers-Gentlemen parodieren. Der Handel ist entweder Tauschhandel oder Handel in bar Geld, in diesem Falle mit arabischen oder englischen Silber- und Goldmünzen. Die Kauris, das früher gebräuchliche Mutschelgeld, kommen nicht und mehr außer Kurs und werden ins Innere hinein gebracht, wo sie noch hoch im Werte stehen.

Der Export oder die Ausfuhr der ostafrikanischen Rohprodukte beschränkt sich hauptsächlich auf Palmöl und Palmkerne, Elfenbein, Affenfelle, Kopal, Ebenholz, Gamwood oder Rotholz, Kalabar-Bohnen (eine Gift enthaltende kastanienartige Pflanze) und etwas Kautschuk.

#### W. Lindner.

Das deutsch-ostafrikanische Gebiet. Leipzig 1887. W. Schömp.

## Die Niam-Niam und Monbuttu.\*)

Nachdem Dr. Schweinfurth im Februar 1870 das Dongolard (südwestlich von Gondokoro am Nil, Raht el Tjebel 4° süd! 24.) durchzogen hatte, stieß er mit seiner über 100 Köpfe starken Reise-gesellschaft jenseits des Tondjflusses auf die ersten Spuren der Niam-Niam.

Wer sich zum ersten Mal von Niam-Niam umgeben sieht, erzählt er, wie er erkennen, daß er es hier mit einem ganz besondern Stamm zu thun hat, es ist in jeder Beziehung ein Volk mit unendlich scharf ausgeprägten Eigentümlichkeiten. An ihrem Äußern ist das Merk-würdigste die lange Haarschlechte, die Offenheit ihrer schwefelgelben Augen, die, von diesen Frauen umgeben, weit von einander abbleichen, dann die ungewöhnliche Schädelbreite. Die breite Nase ist bei den meisten wie nach einem Modell geformt, der kleine Mund ist von außerordentlich breiten Lippen berandet; die Körpergröße ist eine mittlere, höchstens 5 Fuß 1 1/2 Zoll engl. Der kleine Oberkörper hin-dert sie nicht, bei ihren Tänzen die größte Gewandtheit zu entwickeln. Die Schneidezähne werden, um wirksam im Gmehlstampfen eingreifen zu können, stets spitz gemacht. Die gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen, meistens um die Hüften drapiert, der Mehrzahl nach von Larianen, deren lange Schwänze dann an der entsprechen- den Körperstelle herabhängt. Daher die früheren Sagen von „ge-schwänzten Menschen“ in der Mitte Afrikas. Haareslänge oder Kurzhaare haben das Recht, solche Felle von Lachsen oder großen gefleckten Fischen zu tragen. Auf dem Haarpuz verwenden die Niam-Niam

\*) Nach Dr. Georg Schweinfurth. Vortrag in der Geogr. Ges. zu München. N. N. J. 1872. 211.



ungemein viel, und es wäre sehr schwer, hierin eine neue Form ausfindig zu machen, die Haare in Flechten zu legen und diese zu Zöpfen und Anklüpfeln aufzubinden, welche die Niam-Niam nicht beizugehen kennen. Sie haben sehr große Haarnadeln von Olivenholz, dann einen Strohhut mit Federkisch. Weiter finden Halsketten, aus den verschiedensten Zähnen (von Elefanten, Vögeln u.) zusammengelegt, eine Hauptrolle, die auf der dunklen Haut des Körpers prachtvoll abstechen.

Als Stammesmerkmal haben die Sandeh — das ist der Name den sie sich selbst geben — 2 bis 3 mit Punkten ausgefüllte Quadrate tätowiert, welche eine X-förmige Figur von stets gleicher Gestalt auf der Brust bilden. Außerdem tragen die Einzelnen noch als individuelles Kennzeichen auf der Brust und am Oberarm einige Tätowierungen. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze und der Trunkelsch eine Wurmwaffe, sie besteht aus zwei gleichschenkeligen, mit spitzen Enden versehenen Klauen. Bögen und Pfeile sind nicht allgemein im Gebrauch, wohl aber verschiedene größere Messer mit fischelartiger Klinge, den türkischen Säbeln nachgebildet. Es ist schwer anzugeben, ob man dieses Volk ein Ackerbauvölkchen oder ein Jägervolk nennen soll. Beide Beschäftigungen gehen bei ihnen Hand in Hand, die Verarbeitung ist indes entschieden eine ziemlich geringe und bei der Fruchtbarkeit des Bodens erscheint die Arbeit zumal unbedeutend. Wie in Abyssinien wird auch hier ein wohlriechendes Bier gemacht, auf dessen Bereitung die Engländerinnen die größte Sorgfalt verwenden.

Nach jeder Art fehlt dem Lande, die einzigen Haustiere sind Hühner und Hunde. Bezüglich des Genusses der letzteren sind sie ebenso wenig wählerisch wie die Konbutu und Dinka. Im großen und ganzen sind jene Völker Anthropophagen, obgleich einige Hauptlinge großen Abscheu gegen Menschenfleisch zeigen. Sie tragen mit Ostentation die Zähne der Verstorbenen als Schmuck; sie schmücken alle Gerätschaften mit deren Köpfen. Am häufigsten und allgemeinsten wird das Fett von Menschen verzehrt. Es wurde sogar schon konstatiert, daß Leichen solcher welche auf dem Marsche starben und verscharrt worden waren aus den Gräbern geholt und verzehrt wurden.

Uner der Gewaltsmänner dieser Angabe, dem ich anfangs stets mit Zweifeln begegnete, mußte einen Teil seiner Aussage buchstäblich mit seinem eigenen Verbe bestätigen, als er in der Nachbarschaft

eines Verfes dieses Stammes seinen raschen Tod fand. Verschmährt wird nur jenes Fleisch welches von einem mit ererboster Hauskrankheit behafteten Körper herrührt.

Städte und Dörfer in unserm Sinne giebt es dort nicht, überall sind Hütten in kleinen Gruppen gestreut, auch der Wohnsitz des Häupten besteht nur aus einer Anzahl von Hütten aus Stroh, die er und seine Weiber bewohnen. Die Macht eines solchen Häupten beschränkt sich auf den Oberbefehl über alle waffenfähigen Männer, auf Vollstreckung von Todesurtheilen auf seine Verfügung über Krieg und Frieden, dann auf das Anrecht eines größern Theils der Beute; dagegen erhält er von den ihm unterworfenen Stämmen selbst gewonnenen Früchten nur das was seine Weiber und Sklaven ihm erarbeiten. Seine Hofhaltung erkennt man von weitem an den vielen Schilden, welche in Gruppen aufgehängt sind und den Bewaffneten seiner Wache gehören. Sonst mangelt aller weltliche Pomp, und jeder fremdartige Schmuck wird verschmährt. Seine Autorität ist sonst eine vollkommene. Nach dem Tode ist der erstgeborene Sohn der Erbe seiner Rechte, die Brüder werden mit einzelnen Distrikten belehnt.

Die größte Masse des Volkes der Niam-Niam fällt zwischen den 4. und 6. Gr. nördl. Br. Soweit das Land bekannt ist, hat es zwischen dem 5. und 6. Grad nördl. Br. einen Flächeninhalt von ungefähr 3000 deutschen Quadratmeilen. Inzwischen die Reisenden das Gebiet des Häuptlings Nganso. Nach mehreren Tagereisen erreichten sie die Ufer des Sini-Kusses - diesen Namen trägt der Fluß bei den Niam-Niam. Der Punkt des Überganges der Karawane über denselben war 15 Meilen von der Quelle entfernt, der Fluß ist da bereits ein bedeutendes Gewässer, und die hohen Ufer mit schnellem Flußbett rücksichtlich eine reichliche Wassermenge, welche den Reisenden auf ihrem Rückzuge im Juli beträchtliche Schwierigkeiten verursachte. Die dortige Ufergegend bezeichnet Schweinfurth als eine weit und breit menschenleere Wildnis. Mit dem 5. Breitengrade ändert sich die Bodenbeschaffenheit, die Gegenden werden sehr wasserreich, die Vegetation äußerst mannigfaltig; man konnte während der regerlosen Zeit mit großen Ochsenwagen vom Wazellen-Flusse bis zum oberen Djour gelangen. Vom 5. Breitengrad an treten aber unübersteigliche Hindernisse entgegen namentlich in Schmalheit der Fläße, den wildverwachsenen Gewächsen, Baumstämmen u. s. w. zwischen Wasser und Sümpfen. Überall erhalten hier die Flüsse unaufgebrochene Quellen, das ganze Land gleicht einem

geheiltem Schwamm. Die Gegend ist stets gesäumt mit den prächtigsten Dapenulbäumen, die Mannhaftigkeit der Baumarten ist erstaunlich; der Charakter der Vegetation und Flora entspricht demjenigen, welchen Schweinfurth bei der ersten Durchsicht der Gegenden am Roten Meer und Nil wahrgenommen hatte.

Der Zug der Reisenden ging nun in das Gebiet des großen Häuptlings Nando, der ihnen anfangs mit Drohungen und Androhungsgleiten begegnete, dann aber Friedensboten entgegenkandte zu ihrem Empfang. Um zu ihnen zu gelangen, mußten sie einen 20 Meilen langen Fluß überschreiten und Wälder passieren, in welchen sie Schutzpunkte trafen; der Umstand, daß Schweinfurth später in einer Hütte saß, über ein Zupend Schild dieser Tiere trug, ließ ihn auf ihre Hauptstet in einzelnen Teilen dieses Gebietes schließen. Bei Nando blieb die Karawane mehrere Tage, und wurde von ihm reichlich mit Geschenken bedacht. Darauf ging es nach Süden fort, man erreichte den Suakin-Distrikt, wo verschiedene Völkerrämme lebten. Das Eindringen ihrer Sprache und ihrer Sitten wurde leider durch den Andrang von Fremdlingen zwischen einzelnen Stämmen und Charakteren auseinander verhindert, unsere Karawane ward hierbei in Mitleidenschaft gezogen und der Dolmetsch Schweinfurth durch einen Pfeilschuß in den Arm verletzt. Die Reisenden setzten indes ihren Weg am Rand einer großen Wildnis ungeduldet fort, in zwei starken Tagesmärschen erreichten sie ihre erste Niederlassung, und gelangten dann zum Sitz des Häuptlings Nbio, welcher die östliche Hälfte der Monbutus beherrscht. Der eigentliche Sitz dieses Volkes ist erst südlich vom Nello Fluß, den die Reisenden einige Tage später überschritten; das Land grenzt an die Besitzungen der Nam-Nam. Endlich erreichten sie einen großen, westwärts strömenden Fluß, „Nello“, der nach der Configuration von Monatorial-Afrika nichts anderes sein kann, als der in den Arab.-See mündende Schari,\*) über dessen Größe uns Barth und Vogel aus Autopsie berichtet haben. Er hat eine Breite von 800 Fuß mit sehr hohen Ufern, bei einer Tiefe von etwa 20 Fuß. Hier durchfließt er das Arab.-Land. Die Eingeborenen haben eine hellere Farbe, als andere Völkerrassen der inneren Gegenden Afrikas; ihre Behausungen umgeben sie mit großem Pomp. Ihr König bereitete unseren Reisenden unan-

\*) Durch Erkundigungen welche Dr. Nachtigal in Äthen von Wabat erhielt, wird an Stelle von Schweinfurth Nello der Daxar Kula gesetzt, welcher den Schari noch an Wassermaße übertrifft soll.

hervorliche Überraschungen (wodurch giebt Schweinfurth nicht an. Die Fülle der Gewächse ist bezaubernd, es giebt hier Zuckerrohr, Dattelpalme, Colocassien u. s. w.

Nachdem der Reise überschritten war, befand sich Schweinfurth auf Monbutu-Gebiet, im Centrum Afrikas. Sein Hof war hier immer umgeben von dichten Hainen der Monbutus, welche ihm gestatteten, die interessantesten Studien an ihnen zu machen. Äußerlich unterscheidend sie sich von anderen Stämmen durch hellere Hautfarbe und geringere Muskelkraft, mindestens 5 Prozent derselben sind ganz licht gefärbt. Die Männer bekleiden sich mit großen Stücken der Rinde des Feigenbaumes, die durch Bearbeitung zu einem dicken Gewebe gemacht wird, das einen hässlichen Haltensatz giebt, der durch einen Gürtel festgehalten wird. Die Haartracht ist gleich dem Nigritiden, die Männer legen auf denselben einen Strohhut mit Federbusch. Die Frauen dagegen tragen den Ghignon frei, bloß geziert mit großen Haarnadeln (der Nigritiden). Die einzige Verschönerung ihres Körpers beschränkt sich auf die Durchlöcherung der Ohrmuschel, was bei den Frauen dort die Mode erheischt, die auch von den Eingeborenen nie verlassen wird.

Die Bewaffnung besteht aus Linze, Spieß, Bogen und Pfeilen, sie haben auch hölzerne Schilde, dann seltsam geformte Sabel, Messer aus dem bei ihnen besonders geschätzten Kupfer. Alle anderen Metalle sind ihnen unbekannt. An Kunstfertigkeit überrreffen sie weit die Leistungen der Bongos; Schweinfurth sah ein Meisterstück eines Schmiedes; eine Kette von einer Feinheit und Vollendung, die nur mit einer feinen Kette von Stahl zu vergleichen war. Auch im Holzschneiden sind sie sehr gewandt, und in Verfertigung von Eisenwaren sind sie allen Völkern Inner-Afrikas weit voraus. Am meisten überrascht der Bau ihrer Hütten; zum ersten Mal fand Schweinfurth bei ihnen einen Dachbau mit geschweiften Bogendecken. Ungeachtet aber ihrer Kunstfertigkeiten welche für Afrikaner eine ungewöhnliche Kultur an den Tag legen lassen sich auch bei ihnen keine Spuren nachweisen, welche auf die Verehrung eines höchsten Wesens deuten; die bei ihnen geübte Beschneidung ist nur eine alte Sitte. Ihr Begriff des Höchsten ist Freiheit, sie wird durch das Wort Koro ausgedrückt, und auf die Frage, wo sie sich befindet deuten sie zum Himmel. Die Macht des Königs der Monbutus erstreckt sich viel weiter als bei dem der Nam-Nam; eine große Zahl von Tributen umgiebt ihn. Auch gehören 81 Frauen

zu seiner Umgebung die in ebenso vielen Hütten wohnen. Bei seinem Hofe versammelt sich bei feierlichen Gelegenheiten das Volk zu Tanz und Musik; zu einem solchen Feste gestaltete sich der Empfang, den er Schwefsfurth bereitete.

Die Montakus sind dem Kannibalkismus in weit höherem Grad ergeben als die Nam-Nam. „Ich brauche,“ sagte Schweinfurth, „um diese Behauptung zu erhärten, nicht auf die Erzählung untrügender Begleiter oder meines Freundes Abu Esamat zu verweisen, von ihren Raubzügen, von der Art und Weise wie sie das Menschenfett gewinnen und als Speise zuzubereiten pflegen; ich brauche nur auf die große Sammlung von Schädeln hinzuweisen, die ich um Gied von ihnen erstand und heimführte, um die Wahrheit zu constatieren, daß trotz seiner hohen Kultur auch dieser Stamm ein Wildheit den anderen gleich ist. Und doch sind sie ganz verständige und vernünftige Menschen, die stets die rechte Antwort geben auf das, was man sie fragt, wie denn auch die Kubier nicht genug des Lobes zu sagen wissen von ihrer Zuverlässigkeit in freundschaftlicher Beziehung, ihrer Ordnung im Staatsleben und ihrer Gesittung.“

Schweinfurth

## Die Entdeckung des Albert N'yanza.

**Vorlesung** Die Vorkämpfer der britischen Weltmacht — Samuel Johnson Vater und seine Gattin, ein Bild ihrer Thätigkeit. — Die Väter mit ihrer heidenmütigen Gattin die entsetzlichen Mühsel gekostet und Gefahren unter den wilden Völkern überwindet und bis zum Albert N'yanza vordringt.

England hat das Glück gehabt zur Begründung und Befestigung seiner Weltmacht eine ganze Reihe von Männern zu finden, welche ihre Thatkraft, ihre Vaterlandsliebe, ihre körperliche Tüchtigkeit, ihre hohen geistigen Fähigkeiten fern von der Heimat in allen Welttheilen geltend machten ohne einen Augenblick die nationalen Interessen aus den Augen zu verlieren; Männer von eisenfestem Charakter welche um den Einfluß und die Macht Englands zu vermehren, um demselben neue materielle oder geistige Hilfsquellen zu eröffnen, ihre ganze Lebenszeit, ihre Gesundheit ja all ihr Gut und Blut opferten. Hätten Italien und Spanien, die mindestens eine



gleich günstige geographische Lage haben, seit hundertfünfzig Jahren eine genügende Zahl solcher Männer besessen, so ständen sie jetzt als Weltmächte zur Seite Englands. Die deutsche Thätigkeit und Thatskraft steht der deutschen nicht nach, aber dieselbe hat sich bis zum Jahr 1884, wo zum ersten Male unsere Reichsflagge in einem deutschen Kolonialgebiete aufgehängt wurde, fast ausschließlich im Dienste der Wissenschaft und zum Vortheil der Weltmacht Englands und Frankreichs bethätigt, für die Begründung einer überseeischen deutschen Weltmachtsstellung waren keine Mittel und wenig Sympathie zu finden. Heute können wir die Hoffnung hegen, daß wir das Übergewicht der Stubenhocker und Reichthumpolitiker definitiv beseitigen und daß unsere Forschungsreisenden Missionare und Kaufleute endlich einmal vorzugsweise in deutschem Interesse arbeiten werden.

Unter den Vorkämpfern der deutschen Weltmacht nimmt Samuel White Baker eine hervorragende Stelle ein. Am 18. Juni 1821 zu London geboren erlachte ihn wie alle echten Engländer frühzeitig die Reiselust. Wir finden ihn 1848 auf Ceylon, wo er mit seinem Bruder, dem Obersten Baker zu Remera in einer Höhe von 6200 Fuß eine Plantation und ein Sanatorium errichtete. Er gab über die schöne Insel zwei interessante Werke heraus: *Eight years Wanderings in Ceylon* 1855 und *The rifle and the lion in Ceylon* 1857.

- Im J. 1865 nahm er teil am Krimkriege und baute darauf den Äthiopen die erste Eisenbahn. In Kairo 1861 bereitete er sich zur Erforschung der Nilquellen vor und bereiste in demselben Jahre Abyssinien und den Blauen Nil in der Hoffnung, mit Grant und Speke, die zu demselben Zwecke von Zanzibar aus die Nilquellen zu finden suchten, zusammenzutreffen. Im Dezember 1862 unternahm er von Khartum aus die Untersuchung des Weißen Nils, wobei er alle seine europäischen Begleiter durch Sumpffieber verlor. In Gondokoro traf er im Februar 1863 mit Grant und Speke zusammen, welche den großen See Nterewe (Victoria N'ganza) erreicht hatten, den sie für den Ursprung des Nils hielten. Speke teilte ihm mit, daß die Eingeborenen ihn versichert hätten, im Westen existiere noch ein anderer See, den man für eine zweite Quelle des Nils hielt. Von seiner mutigen Gattin begleitet, welche alle seine Mühseligkeiten und Gefahren theilte, brach Baker sofort zur Entdeckung dieses Sees auf, obgleich ihn seine eingeborenen Führer verließen. Er traf glücklich etwa eine halbe Meile unterwegs eine Handelskarawane und erreichte mit ihr im März 1863 Katooka, 110 Meilen von Gondokoro; doch hatte er noch

ein ganzes Jahr hindurch unklägliche Leiden, Gefahren und Belästigungen aller Art zu überwinden, ehe er am 14. März 1864 den lang-ersehnten See erblicken konnte. Die nachstehende Schilderung aus Bakers Werk „The Albert Nyanza, great basin of the Nil, 1868“ nach der Übersetzung von J. G. A. Martin\*) giebt ein lebhaftes Bild der Ergebnisse Bakers vor und bei der Entdeckung „Ich muß den Leser“, sagt er im Vorwort, „bei der Hand nehmen und ihn Schritt für Schritt auf meinem rauhen Pfade durch sengende Wüsten und dürstige Landstrecken, durch Eunypf und Dorngebüsch und unermesslichen Morast, durch Beschwerden, Strapazen und Krankheit führen, bis ich ihn, von der ermüdenden Reise matt, zu jener hohen Klippe bringe, wo der große Preis ihm plötzlich vor Augen steht — von welcher er auf den ungeheuren Albert-See hinabschaut und mit mir aus den Quellen des Nils trinkt.“ A.

Schon mehrere Tage lang vorher hatten uns unsere Führer gesagt, daß wir ganz nahe am See wären und jetzt versicherte man uns, daß wir ihn am morgenden Tage erreichen würden. Ich hatte in ungeheurer Entfernung gegen Westen eine Reihe stattlicher Berge bemerkt und mir eingebildet, der See läge jenseits jener Kette; jetzt wurde mir aber mitgeteilt, daß diese Berge die westliche Grenze des Mwanan N'ge bildeten, und daß der See sich wirklich innerhalb eines Marsches von Barlani befände. Ich glaubte gar nicht, daß es möglich sei, daß wir dem Gegenstand unseres Suchens so nahe wären. Jetzt erschien der Führer Rabonga und erklärte, daß, wenn wir am folgenden Morgen früh aufbrächen, wir im Stande sein würden, uns gegen Mittag im See zu waschen! Jene Nacht schlief ich kaum. Mehrere lang hatte ich gerungen, die „Quellen des Nils“ zu erreichen. Zu meinen nächtlichen Träumen während jener schwierigen Reise war es mir stets mißlungen, aber nach so viel harter Arbeit und Ausdauer war der Becher gerade an meinen Lippen, und ich sollte an der geheimnisvollen Quelle trinken, ehe die Sonne zum zweiten Male unterging — an jenem großen Behälter der Natur, der seit der Erschaffung jeder Entdeckung geivollt hatte.

Durch Schwierigkeiten aller Art hindurch bei Krankheit, Hunger und Müdigkeit hatte ich gehofft, gebetet und gerungen, jene verborgene Quelle zu erreichen, und so oft es unmöglich erschienen war,

\*) Der Albert Nyanza, das große Becken des Nils und die Erforschung der Quellen. Von E. L. Baker. Aus dem Englischen von J. G. A. Martin, Ausg. der Univ.-Bibliothek zu Jena. 2. Aufl. Gera Griesbach, 1873.

hatten wir uns beide entschlossen, lieber auf der Straße zu sterben, als ununterrichteter Sache umzukehren. Vor es möglich, daß sie so nahe lag und daß wir morgen sagen konnten: „Das Werk ist vollendet!“

Den 14. März. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihn bei der Anknüpfung am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne, heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen. Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont, glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Meilen blaue Berge aus dem Rufen des Sees bis zu einer Höhe von etwa 7000 Fuß über seinem Wasserstande.

Den Versuch jenes Augenblicks zu beschreiben ist unmöglich; hier lag der Lohn für alle unsere Arbeit für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurch geplagt hatten. England hatte die Quellen des Nils erobert! Lange zuvor, ehe ich diese Stelle erreichte, hatte ich mir vorgenommen, zu Ehren der Entdeckung mit unserer ganzen Mannschaft drei Pyramiden in englischer Weise zu bauen; aber jetzt, wo ich hinabschaute auf das große Binnenmeer das gerade im Herzen Arikas eingenistet lag, wo ich daran dachte, wie vergebens die Menschheit so viele Jahrhunderte hindurch diese Quellen gesucht, und erwog, daß ich das geringe Werkzeug gewesen, dem es gestattet war, diesen Teil des großen Geheimnisses zu enthüllen, während es so vielen, die größer als ich mißlang, da war ich zu ernst genimmt, um meinen Befehlen in eitlem Pyramidengeiz für den Sieg Luft zu machen, und dankte aufrichtig Gott, daß er uns durch alle Gefahren zum guten Ende geführt und uns Bergenstande hatte. Ich stand etwa 1500 Fuß über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuren Behälter, der Aiguten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo alles Wildnis war — auf jene große Quelle, die der Menschheit so lange verborgen blieb jene Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen, und als

einen der größten Gegenstände in der Natur beschloß ich, sie mit einem großen Namen zu ehren. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unserer gnädigsten Königin geliebten und betrauernten und von jedem Engländer bewehrten Fürsten nannte ich diesen großen See den „Albert N'ganza“. Die Seen Victoria und Albert sind die beiden Quellen des Nils.

Der Felsaufstieg auf welchem man zum See hinabsteigen mußte, war so steil und gefährlich, daß wir uns genöthigt sahen, unsere Läden mit einem Führer zurückzulassen, der sie nach Wagungo bringen und auf unsere Ankunft warten sollte. Wir begannen zu Fuß den steilen Fels hinabzukriechen. Ich ging, ein starkes Bambusrohr eigreifend, voraus. Meine Frau wankte in äußerster Schwäche den Fels hinab, indem sie sich auf meine Schulter stützte und alle zwanzig Schritte stehen blieb, um auszuruhen. Nachdem wir, durch jahrelanges Nüchtern geschwächt, aber für den Augenblick durch den glücklichen Erfolg gestärkt, etwa zwei Stunden mühsam gestiegen waren, erreichten wir die wagerechte Ebene unterhalb der Klippe. Ein Spaziergang von etwa einer Meile durch flache sandige Wiesen mit schönem Rasen, der hier und da mit Bäumen und Gebüsch bestanden war, brachte uns zum Rande des Wassers. Die Wellen rollten auf ein weißes Kieselgestade. Ich stürzte mich in den See und trank, durstig von Hitze und Ermüdung, mit dankerfülltem Herzen tief aus den Quellen des Nils. Innerhalb einer Viertelmeile vom See lag ein Fischerdorf namens Jacobia, in welchem wir uns jetzt niederließen. Alles noch nach Nüch — und alles sah wie Fischerei aus, nicht wie die vornehme Kunst Englands mit Angelrute und Kleege, sondern Harpunen lehnten an den Hütten, und Schutze fast so dick wie der kleine Finger, waren zum Trocknen aufgehängt, und daran eiserne Angelhaken von einer Größe befestigt, die da zeigte, welche Ungeheuer den Albert-See bevölkerten.

Meine Mannschaft war beim Anblick des Sees völlig bestürzt. Die Reise war so lang gewesen, und „verlorene Hoffnung“ hatte ihre Herzen so vollständig krank gemacht, daß sie schon lange nicht mehr an die Existenz des Sees glaubten und überzeugt waren, ich wolle sie nach dem Meere führen. Sie lüchelten jetzt mit Schrecken auf den See — zwei von ihnen hatten bereits das Meer in Alexandria gesehen und nahmen keinen Anstand, zu behaupten, dies sei das Meer, aber es sei nicht salzig.

Lacuta ist ein elender Ort und der Boden so mit Salz

geschwängert daß kein Felbbau möglich war. Salz war das Naturprodukt des Landes, und die Bevölkerung beschäftigte sich mit der Extractur desselben; dies machte den Handel der Seelüsten aus, indem es für Lebensbedürfnisse ungetauscht wurde, die aus dem Innern kamen.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang nahm ich den Kompaß und ging, von dem Häuptling des Dorfes meinem Führer Nabonga und der Frau Batschta begleitet, nach den Westhüden des Sees, um das Land aufzunehmen. Es war schön hell, und mit einem starken Fernrohr konnte ich zwei große Wasserfälle erkennen, welche die Wände der Berge auf der gegenüberliegenden Seite spalteten. Obgleich der Umriß der Berge auf dem hellblauen Himmel deutlich hervortrat und die dunkeln Schatten auf ihren Wänden tiefe Schluchten andeuteten, so konnte ich doch keine anderen Gestalten erkennen, als die zwei großen Wasserfälle, die wie Silberfläden auf der dunkeln Vorderseite der Berge aussahen. Eine Grundfläche war nicht zu sehen, selbst von einer Höhe von 1500 Fuß über dem Wasserspiegel aus, von wo ich den See zum ersten Male erblickte sondern die hohe Bergkette im Westen schien sich plötzlich aus dem Wasser zu erheben. Diese Erscheinung mußte von der großen Entfernung herühren, indem die Grundfläche unterhalb des Gesichtskreises lag denn dicke Rauchsäulen stiegen sichtbar von der Oberfläche des Wassers auf, sie mußten durch das Verbrennen von Pflanzern am Fuße der Berge entstanden sein. Der Häuptling versicherte mir, es sei bekannt, daß große Kanoes von der andern Seite herübergefahren, aber es erfordere vier Tage und Nächte harten Ruderns, um die Reise auszuführen und viele Boote seien bei dem Versuch verloren gegangen.

Ungeachtet meiner täglichen Bitten, daß man uns ohne Verzug Boote liefern möchte, waren in Bacovia acht Tage vergangen, und während dieser Zeit litt die ganze Gesellschaft mehr oder weniger am Fieber. Endlich meldete man, daß Kanoes angekommen seien, und ich wurde ersucht, sie anzusehen. Es waren bloß einzelne Männer, weit ausgeblüht, aber viel kleiner, als die großen Kanoes auf dem Nil bei M'ruhi. Das größte Boot war neununddreißig Fuß lang; ich wählte jedoch für uns eins von sechsundzwanzig Fuß aus, das aber breiter und tiefer war. Zum Glück hatte ich in Kharlani einen englischen Schraubenzieher von 1½ Zoll Durchmesser gekauft und dieses Werkzeug mitgebracht da ich vorausah, daß es bei Einrichtungen zu Bootenbauten manche Schwierigkeiten geben werde.



Ich setzte man im Aufbaur der Kanoes zwei Paß von einander liegende Pöcher, machte lange elastische Ruten zurecht, spannte sie im Bogen quer über das Boot und band sie an den Rehröchern fest. Als dies geschehen war, vermauerte ich sie durch diagonal laufende Stäbe und schloß damit, daß ich das Fachwerk mit einer dünnen Schicht Schilfrohr bedeckte, um uns vor der Sonne zu schützen; über das Schilf breitete ich Ochsenhäute, die gut angezogen wurden und festgebunden, so daß sie unser Dach wasserdicht machten. Diese Vorrichtung bildete einen schilfrohrähnlichen Schutz, der für Sonne und Regen un durchdringlich war. Dann legte ich längs des Bodens der Kanoes einige Klöße von ganz leichtem Holz und bedeckte sie mit einer dichten Schicht Gras; dieses wurde mit einer gegerten abessinischen Ochsenhaut bedeckt und mit schottischen Plaids belegt. Die Vorrichtungen gaben, als sie fertig waren, eine Kiste ab, die vielleicht nicht so luxuriös wie diejenigen auf den Fahrzeugen der „Beninkular- und orientalischen Gesellschaft“, aber, was die Hauptsache, undurchdringlich für den Regen und die Sonne war. In dieses rohe Fahrzeug schifften wir uns an einem stillen Morgen ein, wo kaum ein sanfter Wellenschlag die ebene Oberfläche des Sees bewegte. Jedes Kanoe hatte vier Ruderer, an jedem Ende zwei. Ihre Ruder waren von schöner Gestalt, aus einem einzigen Stück Holz gehauen, das Blatt etwas breiter als das eines gewöhnlichen Spatens aber auf der innern Seite vertieft, so daß es dem Ruderer eine große Gewalt über das Wasser gab. Nachdem ich mit einiger Schwierigkeit mehrere Hühner und getrocknete Fische gekauft hatte, stellte ich die größere Zahl meiner Mannschaft in das geräumigere Kanoe; dann fuhren wir mit Rindern, Saat und den Frauen nebst der Dolmetscherin Datschita voran und eilten von Bacovia hinaus auf die weite Fläche des Albert-Sees. Die Ruderer arbeiteten tapfer, und das Kanoe, obgleich schwer beladen, durchlief etwa vier Meilen in der Stunde. Eine Aufregung gab es in Bacovia nicht; nur der Häuptling und zwei oder drei Begleiter kamen, um uns abzuholen zu sehen; sie hegten den Verdacht daß man etwa Zuschauer einladen könnte, als Ruderer mitzuhelfen, deshalb war die ganze Bevölkerung des Dorfes ausgerissen.

Als wir die Rüste verließen, bat der Häuptling um einige Perlen; er erhielt sie und warf sie in den See, um die Bewohner der Tiefe zu verführen, damit nicht Flußpferde die Kanoes umwürfen.

Unsere erste Tagereise war stilllich. Der See war ruhig, der

Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unlegrenzter Breite zu sein. Wir fuhren an der Küste hin innerhalsb dreihundert Fuß von dem stillen Ufer, biswoilen pasteten wir Flächen von Sand und Gebusch, die vom Wasser bis zum Fuße der Bergflühen vielleicht eine Meile breit waren, andere Male raderten wir gerade unter staunenerregenden Höhen von etwa 1500 Fuß vorüber, die schroff aus der Tiefe aufstiegen so daß wir die Ränne von den Wänden abließen und unsere Weitersfahrt dadurch untersuchten, daß wir mit Bambusröhren am Felsen schoben. Diese hohen Felsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneis, und waren an vielen Stellen mit rotem Porphyrt bemischt. In den Klüften standen schöne, immergrüne Gewächse von allen Sorten, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo nur immer ein Klüfchen oder eine Quelle durch das dunkle Gaultwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziosen und federartigen wilden Pappel beschattet.

Im Wasser spielten große Herden Flußpferde, aber ich versagte mir's, auf sie zu schießen, da der Tod eines solchen Ungeheuers uns sicherlich wenigstens einen Tag aufhielt weil die Boosdmänner das Fleisch nicht preisgegeben hätten. Krokodile waren außerordentlich zahlreich, sowohl in als außer dem Wasser; wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einkub, waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumstämme in der Sonne lagen. Am Rande des Strandes über dem Hochwasserstandszeichen befanden sich niedrige Wälsche, und aus diesem Versteck kamen die Krokodile eiligst ins Wasser herabgelaufen, beim Nahen der Ränne in Schreden gesetzt. Enten und Gänse waren nicht vorhanden, weil es keine Futterlätze gab; bis dicht am Ufer war tiefes Wasser.

Unsere Boosdmänner arbeiteten gut, und wir setzten unsere Reise noch lange nach Eintritt der Dunkelheit fort, bis das Kanoe plötzlich nach dem Ufer gesteuert wurde und wir auf einem steilen Strande von vollkommen reinem Sande festfahren. Man benachrichtigte uns, daß wir uns in der Nähe eines Dorfes befänden, und die Boosdmänner machten den Vorschlag, uns die Nacht hier zu lassen, während sie ausgehen wollten, um Lebensmittel zu suchen. Als ich sah, daß sie die Räder annehmen wollten, befohl ich, diese wichtigen Geräte wieder zu den Booten zu bringen und eine Wache für sie huzupellen, während mehrere von meiner Mannschaft die Boosdmänner

nach dem ermdhnten Dorfe begleiten sollten. Mitterweile stellten wir unsere Angareps auf den Strauch, machten mit etwas Treibholz ein Feuer an und bereiteten uns auf die Nacht vor. Die Männer lehrten bald wieder zurück, sie waren von mehreren Eingeborenen begleitet und brachten zwei Hühner und eine junge Ziege mit. Die letztere wurde sofort dem großen kupfernen Topf übergeben, und ich bezahlte den Eingeborenen ihren Wert etwa dreifach, um sie zu ermuntern, am folgenden Morgen Lebensmittel zu bringen.

Während das Essen bereitet wurde, machte ich eine Beobachtung und fand, daß unsere geographische Breite  $1^{\circ} 33'$  nördlich war. Wir waren schnell gereist, denn wir hatten eine Strecke von  $16'$  geographischer Breite direkt nach Norden zurückgelegt.

Beim ersten Krähen unseres einsamen Hahns bereiteten wir uns zum Aufbruch vor; — die Bootsmänner waren fort.

Sobald es hell war, nahm ich zwei Männer und ging nach dem Dorfe, indem ich vermutete, sie würden in ihren Hütten schlafen. Etwa dreihundert Schritte von den Booten, auf einer schönen Rasenfläche an einer Anhöhe, standen drei elende Fischelstätten. Sie machten das Dorf aus. Als wir ankamen, war niemand zu finden; die Eingeborenen waren entwichen. Ein schöner Etich durchbrochenes Grasland bildete unterhalb der Klippenreihe eine Art Amphitheater. Ich durchforschte die Klippen mit dem Fernrohr, konnte aber keine Spur von einem Menschen entdecken. Unsere Bootsmänner hatten uns offenbar im Etich gelassen, und die Eingeborenen hatten sie begleitet, um nicht genädigt zu werden, uns zu dienen.

Als ich mit dieser Nachricht zu den Kanoes zurückkam, war meine Mannschaft in voller Verzweiflung. Sie konnten nicht glauben, daß die Bootsmänner wirklich davongelaufen wären, und baten mich, sie die Gegend durchsuchen zu lassen, in der Hoffnung, noch ein anderes Dorf zu finden. Ich verbot streng, daß irgend ein Mann von den Booten sich entferne und wünschte uns Glück, daß ich die Küste gut bewacht hatte, die ohne Zweifel von den Bootsmännern gestohlen worden wären, wenn ich sie ihnen gelassen hätte. Ich willigte ein, bis 3 Uhr nachmittags zu warten.kehrten die Bootsmänner bis dahin nicht zurück, so gedachte ich ohne sie weiter zu fahren. Auf diese sich selbst widersprechenden Eingeborenen konnte man sich nicht verlassen. Freundlichkeit war bei ihnen nicht angebracht. Wir hatten Kanakas Befehle, daß uns Boote und Mannschaft gestellt

werden sollten, aber an dieser fernen Grenze schienen die Eingeborenen ihrem König keine große Bedeutung beizulegen; dessenungeachtet waren wir von ihnen abhängig. Jede Stunde war werthvoll, da unsere einzige Aussicht, Gondokoro zur rechten Zeit zu erreichen und die Boote zu treffen, von einer schnellen Reise abhing. In dem Augenblick, wo ich vorwärts zu eilen wünschte, traten Verzögerungen ein, die höchst bedenklich waren.

Drei Uhr nachmittags kam heran, aber von Eingeborenen war keine Spur zu sehen. „Springt in die Boote, meine Burichen!“ schrie ich meiner Mannschaft zu; „Ich weiß den Weg!“ Die Kanoes wurden vom Ufer gestoßen, und meine Leute setzten sich an die Ruder. Fünf von meiner Mannschaft waren Bootsmänner von Beruf, aber außer mir selbst verstand keiner die Behandlung der Ruder. Vergebens versuchte ich mein Schiffsvolk zu unterrichten. Ruderer thaten sie freilich, aber — ihr Götter, die ihr über die Boote wacht! — wir pirouettirten immer um und um, und die beiden Kanoes tanzten mit einander auf ihrem großen Ballsaal, dem Albert Nyanza, Walzer und Polka. Die Reise hätte bis uns unendliche gedauert. Nach dreistündiger Anstrengung erreichten wir eine Felsenspitze, die sich wie ein Vorgebirge in den See erstreckte. Diese schroffe Spitze war bis zum höchsten Gipfel mit dichtem Farnwuchs bedeckt, und am Fuße derselben befand sich ein kleines Fleckchen sandigen Strandes, von dem es keinen Ausgang gab außer zu Wasser, da die Klippe auf beiden Seiten bis zum See herabhäng. Es regnete, was vom Himmel wollte, und mit vieler Mühe zündeten wir ein Feuer an. Mosquitos gab es in Massen, und die Nacht war so warm, daß es unmöglich war, unter den wollenen Decken zu schlafen. Wir stellten die Angareps auf den Strand, benutzten die rohen Ochsenhäute als Decken und legten uns in den Regen. Im Boote zu schlafen war es zu heiß, zumal da die einstweilige Kajüte ein vollkommenes Moscautoneel war. Jene Nacht überlegte ich, was wohl am besten zu thun sei und beschloß, am folgenden Morgen ein Ruder als Steuer anzubringen. Es regnete die ganze Nacht ohne Aufhören, und beim Anbruch des Tages war die Scene kläglich genug. Die Mannschaft lag auf dem nassen Sande, mit ihren rohen Häuten zugebedekt, durch und durch geweicht, aber noch immer im tiefen Schlaf, und dem sie sich durch nichts erwecken ließen. Meine Frau war ebenfalls nass und sah jämmerlich aus. Es regnete noch immer. Ich war bald bei der Arbeit. Ich schnitt mit meinem Jagdmesser

ins Hinterteil des Kanoe ein Lager bohrte unterhalb desselben mit dem großen Bohrer ein Loch nach band mit einem Riemen von roher Haut, den ich von meiner mit Wasser gesättigten Bettdecke abschchnitt, ein Ruder fest. So machte ich ein höchst wirksames Steuerender. Von meiner Mannschaft hatte mir keiner geholfen. Während ich hart arbeitete, waren sie unter ihren eingeweichten Kellen liegen geblieben und hatten ihre kurzen Pfeifen geraucht. Sie waren vor Verzweiflung völlig gefühllos, da ihre lächerlichen Unsicherheiten beim Rudern am vorhergehenden Abend alle Hoffnung in ihnen vollständig vernichtet hatten. Sie hatten sich ganz in ihr Schicksal ergeben und betrachteten sich als der Geographie geopfert.

Ich warf ihnen den Bohrer hin und erklärte, daß ich zum Ausbruch fertig sei und auf niemanden warten würde. Ich schnitt zwei Banbanrohre ab, machte einen Mast und eine Segelstange und befestigte einen großen schottischen Plaid als Segel daran. Wir stießen das Boot ab. Glücklicherweise hatten wir zwei oder drei Reservirader; das zum Steuer verwendete Ruder wurde daher nicht vermehrt. Ich nahm das Steuer und ermahnte meine Mannschaft, an nichts zu denken als an stilles Rudern. Fort ging's mit uns so gerade wie ein Pfeil zum größten Vergnügen meiner Leute. Es war sehr wenig Wind, aber ein leichtes Värtchen füllte den Plaid und trieb uns sanft vorwärts.

Als wir um das Vorgebirge herum waren, befanden wir uns in einer großen Bai; das gegenüberliegende Vorgebirge war in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen sichtbar. Wollten wir an der Küste der Bai hinfahren, so hätten wir zwei Tage gebraucht. Weiter hinein war noch ein anderes kleines Vorgebirge; ich beschloß daher, direkt nach diesem Punkte zu steuern, ehe ich mich in gerader Linie von einem Vorgebirge zum andern wagte.

Als ich mich umschah, bemerkte ich, daß unser zweites Kanoe etwa eine Meile zurück war und sich die Zeit damit vertrieb, daß es nach allen Gegenden des Kompasses zeigte; die faule Mannschaft hatte sich nicht die Mühe genommen, das Steuer anzuwenden, wie ich ihr befohlen hatte.

Wir reisten etwa vier Meilen in der Stunde, und meine Leute waren so aufgelaufen, daß sie sich bereit erklärten, ohne Weistand bis zur Mündung zu rudern. Das Wasser war vollkommen ruhig, und als wir um das nächste Vorgebirge herum waren, hatte ich die Freude, in einer bequemen kleinen Bai ein Dorf und eine große



Anzahl Kanoes zu sehen, die auf den sandigen Strand gezogen waren, sowie andere, die sich mit Fischen beschäftigten. Auf dem Sande hart am Rande des Wassers etwa eine halbe Meile von uns, standen eine Anzahl Eingeborene, und ich steuerte gerade auf sie zu. Als wir dicht herankamen, setzten sie sich nieder und hielten ihre Ruder über die Köpfe empor, dies war ein unverkennbares Zeichen, daß sie beabsichtigten, uns freiwillig als Bootsmänner zu dienen, und ich steuerte das Boot auf den Strand. Wir befanden uns kaum auf dem Grunde als sie sich ins Wasser stürzten, uns enterten und in bester Manne unsern Mist und unser Segel niederrißen die ihnen höchst albern erschienen (da sie nie Segel benutzten). Sie setzten uns auseinander, sie hätten auf der andern Seite des Vorgebirges gesehen, daß wir Fremde wären, und ihr Häuptling hätte ihnen befohlen, uns zu helfen. Ich botte nun, dem zurückgebliebenen Kanoe sechs Mann zu Hilfe zu schicken; dies versprachen sie zu thun, und nachdem wir einige Zeit geartet hatten, fuhren wir in rasendem Lauf ab, um von Spitze zu Spitze quer über die breite Bai zu rudern.

Als wir im Mittelpunkte der Bai waren, befanden wir uns etwa vier Meilen vom Lande. In dieser Zeit trat von Südwesten her ein Aufwallen des Sees ein. Während wir in Vacovia lagen, hatte ich bemerkt, daß, wenn auch die Morgen windstill waren, in der Regel um 1 Uhr nachmittags sich von Südwesten her ein starker Wind erhob, der eine schwere See auf den Strand brachte. Ich fürchtete jetzt, wir würden einem Sturm ausgesetzt werden, ehe wir das gegenüberliegende Vorgebirge erreichen konnten denn das steigende Aufwallen des Sees deutete Wind aus der alten Himmelsgegend an, zumal da auf der Westküste sich dunkle Gewitterwolken zusammenzogen.

Ich sagte Barschita, sie solle die Ruderer drängen, vorwärts zu eilen, da unser schweres Kanoe im Fall eines Sturmes sicherlich würde zum Sinken gebracht werden. Ich sah nach meiner Uhr; es war Mittag vorüber, und ich war überzeugt, daß wir gegen ein Uhr einen starken Südwestwind bekommen würden. Meine Mannschaft sah mit ziemlich bleichem Gesicht auf die vorbedeutungsvollen schwarzen Wollen und das zunehmende Aufwallen des Sees, rief aber aus: „Zuschau! es wird keinen Wind geben!“ Mit gelächelter Miene auf ihren Glauben an eine Vorherbestimmung bestand ich darauf, daß sie die Reserveruderer in Bewegung setzten, da unsere Rettung

davon abhing, daß wir das Ufer erreichten, ehe das Gewitter herein-  
kam. Sie hatten an meine Ansicht zu glauben gelernt und strengten  
sich aufs äußerste an. Das alte Boot schlug durch das Wasser, aber  
die Oberfläche des Sees veränderte sich schnell, das weißliche Ufer  
war nicht mehr sichtbar, das Wasser war dunkel, und unzählige  
weiße Kämme versahen die Wellen mit Spigen. Die Kanoe arbeitete  
schwer und bekam dann und wann Wasser an Bord, welches sofort  
mit Kürbischalen von meiner Mannschaft ausgeschöpft wurde, die  
jetzt riefen: „Wah Ulahi el kelam bitar el Hawaga sahhe!“  
(Bei Ulah, was der Hawaga sagt, ist wahr!) Wir befanden uns  
noch etwa anderthalb Meilen von dem Punkte, nach welchem wir  
gesteuert waren, als wir unsern Kurs nicht länger einhalten konnten;  
wir hatten mehrere schwere Seeen an Bord bekommen, und waren  
wir nicht gut mit Geräthen zum Ausschöpfen versehen gewesen, so  
wären wir untergesunken. Auf mehrere Donnerschläge und heftige  
Woge folgte ein furchtbarer Sturm aus etwa West Süd-West, vor  
dem wir uns gezwungen sahen, nach dem Ufer zu eilen.

Zu kurzer Zeit erhob sich eine höchst gefährliche See, und  
mehrmals brachen sich die Wellen an der gewählten Stelle des  
Kanoes, die sie glücklicherweise etwas schätzte, obgleich wir vom  
Wasser eingeweicht wurden. Jeder arbeitete mit aller Kraft, das  
Wasser auszuschöpfen; ich dachte nicht daran, daß das Kanoe aus-  
halten könne. Gerab kam der Regen in Strömen, von einem fürch-  
terlichen Winde dahergepeitscht. Nichts war zu erkennen, als die  
hohen Klippen, welche durch das Gewitter hindurch sichtbar waren,  
und ich hoffte nur, daß wir auf einem sandigen Strande und nicht  
auf schroffen Felsen ankommen möchten. Wir fuhren tathig zu, da  
die gewölbte Decke der Kanoe einigermaßen als Segel wirkte, und  
es war ein belebender Augenblick, als wir uns endlich der Küste  
näherten und an die schäumende Brandung heranzuführen, die sich  
wild auf einem (glücklicherweise) sandigen Strande unter den Klippen  
wälzte. Ich sagte meiner Mannschaft, sie sollten sich bereit machen,  
in dem Augenblick, wo wir den Sand berührten, herauszuspringen  
und die Kanoe in Sicherheit zu bringen, indem sie das Vorderteil  
den Strand hinauszögen. Alle waren bereit, und wir flogen durch  
die Brandung hindurch, indem die eingeborenen Bootsmänner gleich  
Dampfmaschinen ruderten. „Da kommt eine Welle; paßt auf!“ Und  
gerade als wir fast den Strand berührten, brach eine schwere Woge  
über die schwarzen Frauen herein, die im Hinterteil saßen, und

verstand das Boot. Meine Männer sprangen wie Enten ins Wasser, und im nächsten Augenblick wurden wir alle in Besitzung auf das sandige Ufer gewälzt. Die Mannschaft hang sich an das Boot und zog es fest auf den Sand, während meine Frau halb ertrunken, aus ihrer urväterlichen Kojte wie eine Frühlingsfliege aus ihrem Neste kroch und auf das Ufer sprang. „El hand el Mah! (Gottseidank)“ riefen wir alle aus; „nun noch einen Zug — alle zusammen!“ und nachdem wir das Boot so weit in Sicherheit hatten, daß es nicht weggepölkelt werden konnte befahl ich der Mannschaft, die Ladung auszufischen und es dann vollends aus dem See zu ziehen. Außer dem Schießpulver, das sich in blechernen Nässen befand, war alles verdorben. Aber wo war das andere Kanoe? Ich machte mich gefaßt, daß es verloren sein müsse, denn obgleich es viel länger als unser Boot war, ging es doch tiefer im Wasser. Nach einiger Zeit und vieler Angst bemerkten wir, daß es etwa eine halbe Meile hinter uns nach der Küste eilte; es war mitten in der Brandung und ich verlor es mehrmals aus den Augen, aber der alte Baum hielt sich gut und brachte die Mannschaft gerettet ans Ufer.

Zum Glück war nicht weit von der Stelle, wo wir landeten, ein Dorf; wir nahmen Besitz von einer Hütte, machten ein tüchtiges Feuer an und wärmten uns, während unsere Kleider getrocknet wurden. In ausgerangene schottische Plaids und wollene Bettdecken ein denn wir hatten keinen trockenen Faden mehr.

In essen konnten wir nichts bekommen, als einige getrocknete Fische die, da sie nicht eingesalzen worden, einen ziemlich hant-zout hatten. Unsere Hühner und auch zwei Lieblingswacheltiere waren während des Sturmes im Monte ertrunken, die ertrunkenen Hühner wurden jedoch gedämpft, und bei einem loderbnden Feuer und reinlichem Stroh zum Schlafen war die Nachtruhe vielleicht ebenso vollkommen wie in dem Luge der Heimat.

Am folgenden Morgen wurden wir durch schlechtes Wetter aufgehalten, da noch immer eine schwere See ging und wir entschlossen waren, unsere Kanoes nicht in einem zweiten Sturm aufs Spiel zu setzen. Es war eine schöne Gegend, durch einen prachtvollen Wasserfall belebt, der etwa tausend Fuß von den Bergen herabstürzte, da der Kalligrifluß sich in einer glänzenden Wassernose in den See ergoß. Dieser Fluß entspringt in der großen Moräne über die wir auf unserm Wege von M'ruhi nach Tacovia gegangen waren. Zu

der Umgegend sammelten wir einige Champignons, die echten *Agaricus campestris* Europas, die ein großer Pesterbissen waren.

Am Nachmittag setzte sich die See, und wir brachen wieder auf. Wir waren noch nicht über drei Meilen vom Dorfe aus gefahren, als ich einen Giesarten bemerkte, der sich im See badete, er stand so tief im Wasser, daß er sich nur mit dem obersten Theile seines Kopfes und Rüssels über der Oberfläche befand. Als wir uns näherten, tauchte er ganz unter, nur die Spitze des Rüssels blieb über dem Wasser. Ich befahl den Bootsmännern, das Kanoe so dicht als möglich an ihn heranzubringen, und wir fuhren eben bis auf neunzig Fuß an ihm vorüber, als er den Kopf aus seinem äppigen Nade erhob. Ich fühlte mich stark versucht zu schreien, erinnerte mich aber an meinen Entschluß und enthielt mich, ihn zu stören: er verließ langsam den See und begab sich in den dichten Dschungel. Eine kurze Strecke über diese Stelle hinaus lagen zwei große Krokodile auf dem Strande und schliefen, aber beim Nahen des Kanoe schützten sie sich ins Wasser und hoben auf etwa fünfundzwanzig Schritt ihre Köpfe über der Oberfläche empor. In betreff meiner Fletcher'schen Wäsche war ich unsicher da sie so vieler Mäße angelegt gewesen war, um sie daher abzufeuern, richtete ich einen Schuß auf das nächste Krokodil gerade hinter das Auge. Die kleine Wäsche war in vollkommener Ordnung — Dank Glys „doppelt wasserdichten Centralgürtelhütchen“, die jedem Wetter widerstehen werden — die Kugel traf genau die richtige Stelle; das große Reptil that einen krampfhaften Stieb mit dem Schwanz, legte sich auf den Rücken, und den Blasen über dem Wasser und sank allmählich unter. Die eingeborenen Bootsmänner waren beim Anall der Wäsche, zum großen Vergnügen ihrer Landsmännin Watschala, furchtbar erschrocken, und nur mit Mühe konnte ich sie bereden, das Kanoe genau nach der Stelle hin zu richten. Da es dicht am Ufer war, so war das Wasser nicht mehr als acht Fuß tief und so schön hell, daß ich, als ich mich gerade über dem Krokodil befand dasselbe am Grunde auf dem Bauche liegen sah und den blutigen Kopf erkannte, der von der Angel zerschnitten worden war. Während einer von meiner Mannschaft eine sich zuziehende Schleie machte, nahm ich eine lange Lanze, die einem Bootsmanne gehörte, und trieb sie durch die zähen Schuppen tief in den Rücken des Halses; indem ich die Lanze sanft heraufzog, hob ich den Kopf bis nahe an die Oberfläche des Wassers empor; dann ließ ich die Schleie über denselben gleiten, und das Krokodil wurde

gekehrt. Es schien ganz tot zu sein, und das Fleisch sollte ein Leckerbissen für meine Mannschaft werden; wir schleppten es daher ans Ufer. Es war ein schönes Ungeheuer, gegen sechs La Fuß lang und obgleich es tot schien, so biß es doch wüthend an einem Stiel Baumrind, welches ich ihm in den Mund steckte, um es zu hindern, während des Processes der Enthauptung zu schnappen. Die Eingeborenen betrachteten meine Mannschaft mit Mißgunst, als dieselbe große Stücke der ausgelutschten Knochen abschchnitt und sie in die Kanoes packte; dies dauerte nicht länger als eine Viertelstunde; dann eilten wir an Bord und setzten, gut mit Fleisch versehen — für alle, die es gern aßen — unsere Reise fort. Was meinen Geschmack betrifft, so kann nichts ekelhafter sein als Krokodilfleisch. Ich habe fast alles gegessen; aber ehegleich ich Krokodil gekostet habe, so konnte ich es doch nie dahin bringen, es herunterzuschlucken, der vereinigte Geschmack von schlechtem Fisch, faulem Fleisch und Moichus ist die dem Schwelger dargebotene Speise.

Jenen Abend sahen wir einen Elefanten mit einem Paar ungeheurer Stoßzähne; er stand, als wir Halt machten, auf einem Hügel, etwa eine Viertelmeile von den Booten. Dieser Versuchung half mir ein Kriberaufall widerstehen. Es regnete wie gewöhnlich, und da kein Dorf in der Nähe war, so bivouacirten wir im Regen auf dem Strande in Massen von Mosquitos.

Die Unannehmlichkeiten dieser Seereise waren groß; am Tage waren wir in unsere kleine Kajüte eingeeengt, wie zwei Schildkröten in eine Schale, und des Nachts regnete es fast immer. An die Kälte hatten wir uns gewöhnt; aber keine Acclimation kann den europäischen Körper mosquitofest machen. Wir hatten daher wenig Ruhe. Für mich war es harte Arbeit, aber für meine unglückliche Frau, die sich kaum von ihrem Sonnenstich erholt hatte, waren solche Beschwerden höchst qualvoll.

Am folgenden Morgen war der See ruhig, und wir brachen früh auf. Die Einsamkeit der Reise wurde durch die Gegenwart mehrerer schöner Elefantenherden unterbrochen, die ganz aus Willen bestanden. Ich zählte vierzehn dieser großartigen Tiere, alle mit gewaltigen Stoßzähnen, die sich zusammen in einem kleinen seichten See unterhalb der Berge badeten, welcher mit dem Hauptsee durch einen sandigen Strand in Verbindung stand. Diese Elefanten standen nur bis ans Knie im Wasser; da sie sich gebadet hatten, waren sie vollkommen rein, und ihre kolossalen schwarzen Gestalten und großen



weisen Stokzfähre bildeten ein schönes Gemälde in dem ruhigen See unter den hohen Klippen. Es war eine Scene, die im Einklang stand mit der Einsamkeit der Nilquellen — die Wälder von Feigen und Wald, die blauen Berge in der Ferne, und die große natürliche Fontaine, geschmückt mit den gewaltigen Tieren Afrikas; die Elefanten in ungestörter Erhabenheit, und Aufspürer, die ihre ungeheuren Gestalten in der großen Quelle des ägyptischen Stromes erweckten.

Ich befohl den Bootsmännern, das Kanoe ans Ufer zu fahren, damit wir landen und die Scene genießen konnten. Da entdeckten wir sieben Elefanten am Ufer etwa sechshundert Fuß von uns in hohen Grase während die Hantherde von vierzehn prächtigen Bullen sich majestätisch in dem ruhigen See badete, indem sie von ihren Rücken herab kalte Ströme über Rücken und Schultern gossen. Es gab keine Zeit zu verlieren, da jede Stunde wichtig war; wir verließen das Ufer und ruderten von neuem die Klippe entlang.

Ein Tag nach dem andern verging, und die Zeit des Reisens dauerte von Sonnenaufgang bis zum Mittag, wo regelmäßig ein starker Sturm mit Regen und Donner eintrat und uns nötigte, unsere Kanoes ans Ufer zu ziehen. Das Land war sehr spärlich bewohnt, und die Dörfer waren arm und elend, die Leute höchst ungastfreundlich. Endlich kamen wir in einer ansehnlichen Stadt an, die in einer schönen Bai unter jähren Klippen lag, deren grasreiche Wände mit Ziegenherden bedeckt waren; es war Eppigona, und die Bootsmänner, die wir aus dem letzten Dorfe erhalten hatten, sollten uns an diesem Orte abliefen. Die Verzögerungen welche durch das Verschaffen von Bootsmännern herbeigeführt wurden, waren höchst ärgerlich; es schien, daß der König Befehl gesandt hatte jedes Dorf sollte die nötigen Ruderer stellen, so wurden wir von einem Orte zum andern gerudert; in jedem derselben wurde die Mannschaft gewechselt, und keine Belohnung, sie machte noch so groß sein, konnte sie bewegen, bis zum Ende unserer Reise bei uns zu bleiben.

Als wir in Eppigona landeten, kam uns sogleich der Ortsvorsteher entgegen, und ich machte ihm den Vorschlag, er solle uns einige Büchsen verkaufen, da der Gedanke an eine Schöpslarbonade den Appetit im höchsten Grade reizte. Weit entfernt, uns mit diesem Vorkerbissen zu versehen, riefen die Eingeborenen augenblicklich ihre Herden weg, und der Ortsvorsteher brachte uns, nachdem er ein großes Geschenk an Perlen erhalten hatte, ein krankes Lammt zum

Geschenk, das nahe daran, eines natürlichen Todes zu sterben, und nichts als Haut und Knochen war. Zum Glück gab es Hühner in Tausenden, da die Eingeborenen sie nicht zur Nahrung benutzten. Wir kauften das Stück für eine blaue Perle (Monque), was in Geld 250 Hühner für einen Schilling (11 Egg) betrug. Vier wurden in Körben gebracht, die mehrere Hunderte enthielten.

In Oppogoya wurde das beste Salz erzeugt, und wir kauften einen guten Vorrat, auch einige getrocknete Fische. Auf diese Art verproviantiert, verschafften wir uns Bootsmänner und traten unsere Reise wieder an.

Kaum waren wir sechshundert Fuß weiter gefahren, als wir direkt an das unter der Stadt gelegene Ufer gesteuert wurden und unsere Bootsmänner kaltblütig ihre Ruder niederlegten und uns sagten, daß sie das Ihrige gethan hätten, und daß, da Oppogoya in vier Teile getheilt sei, die unter besonderen Ortsvorstehern ständen, jeder Theil Anderer fressen werde!

So lächerlich dies auch erschien, gegen ihre Entscheidung half kein Streiten, und so wurden wir von einem an den andern eingehängt und bei viermaligem Wechsel der Bootsmänner innerhalb einer Strecke von weniger als eine Meile etwa drei Stunden aufgehalten! Die völlige Unvernunft einer solchen Anordnung, verbunden mit Verzug, während die Zeit höchst kostbar war, stellte die Gemüthsruhe auf die Probe. Bei jedem Wechsel begleitete der Ortsvorsteher die Bootsmänner bis zu unserm Kanoe und beschenkte uns beim Abschied mit drei Hühnern. Auf diese Art bildeten unsere Kanues, da wir schon große Vorräte eingekauft hatten, eine schwimmende Federviehansammlung. Unser Viehstand belästigte uns furchtbar. Da wir keine Körbe hatten, erschloßen sich die Hühner zu unserm Schrecken, und viele sprangen mit Vorbedacht über Bord, während andere, denen die Beine gebunden waren, sich auf dem Boden des leeren Kanoes ertränkten.

Nach dem zehnten Tage von unserer Abreise aus Lacovia an nahm die Landschaft an Schönheit zu. Der See hatte sich bis auf etwa dreißig Meilen verschmälert und nahm nordwärts an Breite schnell ab. Man konnte die Bäume auf den Bergen am westlichen Ufer erkennen. Während wir unsere Reise nach Norden fortsetzten, sprang die Westküste plötzlich vor und verminderte die Breite des Sees bis auf etwa zwanzig Meilen. Es war nicht mehr der große N'gamensee, der in Lacovia einen solchen Eindruck auf mich gemacht

hatte, mit dem reinen Kieselgestade, welches bis jetzt das Ufer gebildet, sondern ungeheure Hüfe von Schilf, das auf schwimmender Vegetation wuchs, hinderten die Kanoes zu landen. Diese Hüfe waren höchst eigenthümlich. Sie schienen aus abgestorbener Vegetation entstanden zu sein, aus welcher die Rappensbüschel Wurzel schlugen, die schwimmende Masse war etwa drei Fuß dick und so hart und fest, daß man auf derselben umhergehen konnte, wobei man nur bis über die Knöchel in den weichen Schlamm sank. Unter dem Pflanzenfloß war äußerst tiefes Wasser, und das Ufer war auf eine Breite von etwa einer halben Meile durch diese außerordentliche Formation völlig geschlossen. Eines Tages riß ein furchtbarer Windstoch und eine schroffe See große Stücke ab, und der Wind, der auf die Hüfen wie auf Segel wirkte, trieb schwimmende Felsen von einigen Meilen auf dem See umher, um sie abzusehen, wo sie zufällig hängen blieben.

Am dreizehnten Tage befanden wir uns am Ende unserer Reise. Quer über den See war die Breite an diesem Punkte zwischen fünfzehn und zwanzig Meilen, und die Erscheinung des Landes nach Norden war die eines Delta. Die Ufer waren auf beiden Seiten durch ungeheure Hüfe von Schilf versperrt, und als das Kanoe am Rande derselben auf der Längsseite hinfuhr, konnten wir mit einem Bannbus von tausendzwanzig Fuß Länge keinen Grund finden, obgleich die schwimmende Masse wie festes Land erschien. Wir waren in einer vollkommenen Vegetationswildnis. Im Westen erhoben sich Berge gegen 4000 Fuß über den Spiegel des Sees, eine Fortsetzung der Kette, welche das westliche Ufer von Süden aus bildete; diese Berge nahmen an Höhe nach Norden hin ab, und der See endete in dieser Richtung in einem breiten Thal von Schilf.

## Straßenbilder aus Mombassa und Serretown an der Ostküste Afrikas.

Von meinem Hause in der Stadt Mombassa fährt der Weg zur englischen Church Mission Society-Station, wohin ich gehen wollte, zunächst der Nyia Ku (Großen Straße, entlang. Hier haben die

reichen Araber ihre Häuser erbaut: große ein- und zweistöckige Gebäude mit kleinen vergitterten und durch Läden verschlossenen Fenstern. Zu den Seiten der prächtig geschnitten, schweren, hölzernen Hausthür ziehen sich gemauerte Pörcle hin, auf denen Palmstrohmatten liegen. Hier schloßen am Tage Scharen fauler Sklaven, während abends ihre Herren Kaffee schlürfend und Betel kausend, die Zeit totschwäzen. Ins Innere des Hauses gelangt ein Fremder selten. In den kleinen dunkeln Zellenräumen auf der Veranda, die den centralen Hofraum umgeben, summt sich das monotone Leben der Frauen ab.

Weiter schreitet man an den Magazinen und Läden der indischen Kaufleute vorbei. Fast nackte schwarzpintende Neger tragen unter launem Wechselgesang\*) meist zu zweien an armdicken, auf den schwermüthigen Schultern liegenden Fäßen Sorghum, Mais und Sesam in Palmstrohsäcken, große Ballen europäischer Baumwollensstoffe, Metalltracht oder schwere Fässer voll Glasperlen, meist für den Binnenhandel bestimmt. Andere verächtlichen Copalsäcker mit naßen Kuhhäuten; Orseille packt man in große Mattensäcke.

Wohlgefällig lächelnd überstehend der Banianen durch die großen runden Brillengläser seinen Reichtum, zählt und notiert die anlangenden Waren. Hier seiner Geßlen markirt mit spitzem Meißel einen mächtigen Elefantenzahn, die jüngste Beute seiner Schlaubeit. Wenn das Ellenbein, welches als Broche die Brust unserer Schönen ziirt oder als Knöpfchen den Stod des Stuhers schmückt, erzählen könnte, wieviel würde man erfahren von Gefahren und Mühen, von Blut und Überlistung, wodurch man seiner habhaft wurde.

Nun durch die bunte, lärmende Menge auf dem Nyia Ku wandelt dummstumpfs das heilige Kindvieh der Banianen, denn hier ist es noch nicht, wie in der Stadt Zanzibar, von der Straße verbannt. Friedlich lagert sein Mist neben andern Urat.

Weiter führt der Weg an einer Moschee vorbei. An der Schwelle des Heiligtums stehen die Sandalen, welche die Mächtigen vor dem Eintritt ablegen müssen. Es sind meist alte, verschliffene, denn, sagen die Leute, nimmt man gute mit, so werden sie leicht von den Herauskommenden, die in heilige Gebauken verunreinigt sind, verwechselt.

\*) Alles was diese Leute gerade in dem Augenblicke hören sehen sie in ihre Musik über. So vernahm ich einst in einem französischen Handelsbause Zanzibar folgenden Canon der Neger:

Quo eo quo ciao  
Quo eo quo ca

in unendlicher Wiederholung.

Auf dem mattenbedeckten Boden der weiten Halle verrichten die Frauen ihre Gebetsgymnastik; andere liegen im Schlafe des Gerechten versunken an den kältesten Stellen. Am Fenster nach der Straße zu sitzt ein arabisches Schneiderlein; er sitzt hier Tag für Tag und fähret mit beschaulicher Andacht seine Nadel. Hinter seinem linken Ohr hängen die langen Nafthäden. Jeder Vorübergehende kennt ihn und tauscht Begrüßungen mit ihm aus. Ein halbes Duzend junger Schriftgelehrten sitzt daneben mit untergeschlagenen Beinen und plappert mit rasender Geschwindigkeit und Monotonie Kapitel nach Kapitel aus dem Koran her, jeder eine andere Sure wodurch, wie leicht zu denken ist, ein heilloser Lärm entsteht. Aber er wird noch weit übertönt von dem gellenden Gesänge einer eben vorüberziehenden langen Reihe von Negerknaben und -Knaben, welche, vom Estrade kommend, Holzkübel und Korallensteine auf dem Kopfe tragen, um damit einen Kalkofen zu errichten. Sie haben mich bemerkt und mögen sich an einen Europäer erinnern, der sich einst in Mombasa hässlich niederließ und dann nach Europa zurückkehrte, denn sie singen:

O Mzungu mbala  
Yenga yumbo  
U quenda ulia.

Das heißt:

O böser Europäer!  
Baust dir ein Haus (errichtest einen Hausstand)  
Und gehst (wieder) nach Europa (zurück).

Vorüber zieht die lustige Schar.

Ein anderes, wohl noch lebhafteres Bild zeigt sich. Ein kleiner Knabe, der die Schule geschwänzt, wird von seinem Vater zur herben Pflicht zurückgeführt, indem seine Füße mit einer Schnur derart gefesselt sind, daß er nur kleine Schritte machen kann. Er ist aber und über mit Laub und Federn behangen und seine Schulkameraden tanzen um ihn und lachen ihn aus. Es ist das gewiß ein sehr probates Mittel gegen das Schwänzen.

Zwischen den morschen Trümmern eines alten Stadthores hindurch und durch enge Gassen zwischen hohen Häusermassen, auf denen Schmutz und schwarze Algentilnhe den Glanz längst vergangener besserer Tage verhüllen, an einem Brunnen vorbei, erreicht man endlich das Ende der Stadt und tritt in die Plantage. Einige



Dombassabäume, behangen mit Fruchtkapseln, fallen zuerst auf. Ihre seidenweiche Baumwolle wird zum Stopfen von Kopfstößen gebraucht.

Sobiel ich mich auch bemühte, die Bewohner Dombassas zum Sammeln des Adansonienbastes als Exportmittel für die Papierfabrikation anzuregen, sie sind so in Faulheit verfunken, daß sie nicht zu neuen Erwerbsquellen greifen. Was hat ein üppiges, aber ungesundes Klima aus den kräftigen Oman-Arabern gemacht, die einst als Eroberer in Ostafrika einzogen? Sie verleihen ihre Tage schlafend, schwägend und offenkundig lebend. Ihre Kinder tragen alle Umtugenden ihrer schwarzen Mütter, oder sind, von Araberinnen geboren, schwächlich und sterben nicht selten am Fieber beim Zahnen.

Die Sklaven dieser Araber sind wenn möglich noch fauler, als sie selbst. Ein Ketten-Krill von 4 Mor. Fhet. thut im Jahre von jedem Sklaven gilt als sehr hoch, dabei dient der größte Teil der Gelderzeugnisse zur Speise dieser Leute. Was Wunder, daß die meisten Araber tief verschuldet sind, die Plantagen gehören ihnen nur nominell, in Wirklichkeit aber den schlaun undischen Kaufleuten.

Ich besieg mit meinen Leuten einen der Baumdhne, welche ansehnend pro bono publico vom Zollhauspächter in Dombassa gehalten werden. Meine Diener Sabi und Melanjira führten die Fuder (eine Stange mit aufgenagelter runder Brettscheibe), der höchst ge Wabruki die lange Stokstange, die zugleich zur Stützung dient. Ich selber hatte auf dem nassen Boden des Rahnes, die Glutentriemen über die Brust geschnallt, Uhr und Pedometer in einem Tuche auf dem Kopfe tragend, damit bei etwaigem Umschlagen nichts verloren gehe oder durchnäßt werde. Ohne Unfall erreichten wir das andere Ufer des breiten Meeresarmes und befanden uns nun in Kisa um der Eingeborenen, in Fretown der Engländer.

Im Jahre 1875 hat die Church Mission Society hier große Strecken Landes von den Arabern gekauft und mit bedeutenden Mitteln den Aufbau einer Stadt für befreite Sklaven begonnen. Prachtvolle Häuser von indisch-europäischer Bauart dienen den Missionaren zum angewohneten Aufenthalt. Eine Schule, ein Hospital und eine Kirche sind durch milde Leistungen philanthropischer Engländer errichtet. Ein kleiner Dampfer vermittelt monatlich den Verkehr mit Zanzibar, also mit Europa. Den Regern sind nadhliche kleine Häusern, meist mit Osendach, oft auch mit eisernen Wänden, zu Familienwohnungen angewiesen. Eine durch Dampf getriebene Säge richtet die Mambakosi (Afzelia cuanzenensis Welw.) und

andere Baumstämme, welche in den Creeks wachsen, zu, und geschäufte indische Fische verarbeiten die Bretter so weiter. Mauer, Schwede und andere Handwerker sind eifrig beschäftigt, einige der besseren Regier legen selbst mit Hand an; der größte Theil derselben wird aber — ob mit ihrem eigenen Willen und Nutzen? — eifrig beschäftigt. Ich weiß nicht, ob es von Vorteil für das Gedeihen dieser Freistadt ist, daß der Kern der schwarzen Bevölkerung aus Indien hieher verpflanzt wurde. Es sind dies vor Zeiten von englischen Kreuzern angebrachte ostafrikanische Sklaven.

Viele dieser freien Sklaven danken sich, auf ihr Christenthum und ihre europäische Kleidung pochend, Europäer, und benehmen sich höflich oder bestenfalls herablassend gegen die frisch zugekehrten Negren. Ihre durch hohe Löhne sanktionierte Faulheit bildet gewiß kein gutes Beispiel für Neulinge. Sehr zu bedauern ist ferner, daß das zu Freetown gehörige Hinterland zu den sterblichsten der doch sonst so fruchtbaren Zanzibar-Küste gehört. Übrigens wird Freetown, besonders wenn Ostafrika englisch werden sollte, eine bedeutende Zukunft haben, denn als Hafen ist die Bai von Mombassa und speciell der Ankerplatz vor der englischen Station wohl der vorzüglichste der ganzen Küste. Die Missionare Freetowns haben mich als freundlichste aufgenommen. Mögen ihre menschenfreundlichen Arbeiten reiche Früchte zeitigen!

J. M. Hildebrandt.

Zeitschrift der G. G. für Erdkunde. Berlin, 1879.

## Die Gallaländer.

### Produkte, Klima, beste Lebensweise der Europäer.

Die sehr zahlreichen kriegerischen, grausamen Galla haben sich vom afrikanischen Hochland seit mehr als 3 Jahrhunderten nach Norden und Osten bis an den indischen Ocean verbreitet, und sind auch in Habesch eingedrungen, das viel von ihnen zu leiden hat. Sie sind braun oder schwarz, oft ziemlich hell, mit langem, fast schlichtem Haar, gerader oder ablernase, stolz und wild und wurden

wie Mongolen und Kanakischen zu einem kühnen Reitervolk, besitzen auch große Schaf-, Rinder- und Ziegenherden, sind fröhlich und geschickt in Verfertigung und haben zum Theil den Islam angenommen. Ihre Sprache ist wohlklingend; die heidnischen Stämme werden despotisch regiert, die mohamedanischen von Stammesältesten.

Wir lassen speciell das Galla-Barana Gebiet durch Claus von Anderten schildern.

Das Galla-Barana-Gebiet zwischen Abessinien und Harar im Norden, dem Tana resp. kleinen unbedeutenden Völkerstämmen nördlich des Flusses im Süden, dem Nil im Westen und dem Sultanat Jusuf Ali und vielen anderen kleinen Somali- und Galla-Sultanaten im Osten liegend, wird bewohnt von einem kriegerischen nomadisirenden Hirtenvolke und ist seit Jahren das Ziel aller europäischen Mächte. Die Engländer versuchen seit Jahrzehnten, sich einen Eingang in das an allen afrikanischen Produkten reiche Hinterland zu verschaffen, um den gesamten Handel nach Zeila und Berbera zu dirigieren. Die Franzosen haben, nachdem sie im Oboel mit ihrer Kolonisation ein so unglückliches Ende genommen, zur Zeit aufgehört, Expeditionen nach dem reichen Sudan zu senden. Die Österreicher haben vor circa 4 bis 5 Jahren durch Expeditionen versucht, Harar nebst Hinterland zu gewinnen; aber da ihnen die Geldmittel fehlten, haben sie nichts ausgerichtet und Harar wieder verlassen. Die Italiener schicken jährlich viele Expeditionen südlich Schoa und Harar, um hier zu rekonoszieren und eventuell festen Fuß zu fassen. Nach Aussagen einiger italienischer Geographen und Offiziere (unter denen zwei sehr gut Kigalla sprachen) sind die Galla-Länder sehr reich an allen afrikanischen Produkten u. a. auch Edelsteinen.

Das Galla-Barana-Gebiet ist bis jetzt noch von keinem weißen Manne betreten und erforscht. Dasselbe, sagen die Galla-Barbara, von mir über ihre Stammesbrüder befragt, ans, sei ein sehr wasserreiches Bergland und biete den großen Viehherden reiche Nahrung. Ziel Wild, besonders Elefanten und Kuppferde, solle die Thäler bewohnen, während auf den Berghängen die Bewohner mit ihren Herden haufen. Das Land scheint reich an Eisen und anderen Metallen zu sein, denn die Galla-Barana fertigen sich ihre Instrumente zur Bearbeitung des Eisenbeins selbst. Sie gehen an ihre Stammesbrüder, unsere Unterthanen, in Tauschgeschäften sehr schon genau geschmiedete glatte Eisenbeintringe, welche von diesen mit Vorliebe an den Armen getragen werden. Selbst sind diese aber nicht im Stande,

auch nur ähnliche Schätze zu können, da ihre Meßer hierzu in keiner Weise ausreichen. Auch die Somal behaupten, ihr Vaterland sei sehr reich an Elfenbein und Häuten. Beide Produkte gelangen vielfach durch die Somal über Kismayu, Magdishu und in Zukunft gewiß auch über Obia in großen Quantitäten in den Handel. Karthfen, Straußenfedern, Elfenbein, Häute, Honig und Zammeli (geschlachte Butter, welche von allen südlichen Völkern sehr geschätzt wird) sollen die Gallas in reichem Maße für etwas Zeug (Zackleinwand) Traht und andere Artikel in die Nähe der Küste bringen. Es kann der Deutsch-österreichischen Gesellschaft jetzt, wo sie in Obia einen schönen Hafen an einer vortheilhaften Karawanenstrasse besitzt, nicht schwer fallen, sich in den Gallaländern ein reiches Handelsgebiet zu erschließen.

Das heiße Klima mit seiner tropischen Hitze und seiner vielfach sehr feuchten, zutadezu biden Luft verlangt vom Europäer besonders aber von Neuangekommenen, einige sanitäre Vorsichtsmaßregeln, damit er nicht erkrankte. Geschäfte und stilles Thier soll der Europäer besonders in der ersten Zeit vermeiden, weil in diesen vielfach Fiebermiasmen sind, die in dem vielleicht angegriffenen oder prädisponirten Körper dann leicht die Oberhand gewinnen und das afrikanische Fieber welches der Malaria sehr ähnelt, erzeugen. Chinin, wenn auch wirksam Salzwasser, ist ein vorzügliches Mittel gegen dasselbe. Wer keinen Kranken-Thermometer besitzt, nimmt am besten morgens, abends und am Tage oder bei Nacht, wenn er sich recht unwohl fühlt, je eine starke Dosis. Abends starkes Massiren des ganzen Körpers mit darauf folgendem warmen Fußbad ist ein vorzügliches Mittel, um die Glieder- und Rückenschmerzen zu entfernen. Der Deutsche soll in Afrika alle Spirituosen und fetten Speisen auf das gewissenhafteste vermeiden und sich mit kräftiger Pflanzennahrung und magerem Fleisch begnügen, um seine Gesundheit wohl zu erhalten.

Viel Bewegung ist mit ein Haupterforderniß, um den Magen, welcher durch übermäßiges Trinken so leicht geschwächt wird in guter Thätigkeit zu erhalten. — Das beste Getränk ist gekochtes, filtrirtes Wasser mit Citronensaft, dann leichter Wein oder Bier. Tabakrauchen wird von allen Ärzten empfohlen, ebenso der Genuß der kleinen roten Pfefferknoten (Zanzibar-Pfeffer), der die Speisen besser würzt und gesunder ist, als Maad piales, die durch Transport so leicht verderben.

Bei der Beobachtung dieser einfachen Vorsichtsmaßregeln: viel Bewegung, nur gekochtes Wasser trinken, seine fetten Speisen und Spirituosen gemenken, kann sich meines Erachtens hier jeder gesunde Europäer bald acclimatilisiren und wohl fühlen; doch andererseits ist die Existenz des Deutschen auf der Dauer hier sehr fraglich. Unter freiem Himmel zu schlafen ist nicht gerade gesund, doch wenn es sein muß, bei sonst vernünftigen Leben nicht gesundheitsstörend. Nach kann man die beiden schädlichen Morgenstunden mit den kalten, feuchten Niederschlägen von 4 + Uhr ja leicht zum Marschieren u. verwenden.

Bei vernünftiger Lebensweise wird meines Erachtens der deutsche Kolonist hier bei billigerem Unterhalt dieselbe Arbeit verrichten lernen, die er in der Heimat zu thun gewohnt war. Die heißen Stunden kann er ja ebenso, wie er es in Deutschland thut, vermeiden. Alle Angriffe auf hiesiges Klima und die sehr fragliche Zukunft unserer neuen deutschen Kolonie sind meines Tasterhaltens unberechtigt. H. N. Graf Pfeil und andere Herren, die sich längere Zeit hindurch ununterbrochen auf dem Kontinent aufgehalten und somit lauter Beobachtungen gesammelt haben, werden mir Recht geben und mit mir auf eine glückliche Zukunft des neuen Deutsch-Ostafrika hoffen. Wer von den vielen Erkrankungen der Europäer im Kongo-Staate Schlüsse auf das Klima in Ostafrika ziehen will, für den würde es sich sehr empfehlen, zuvor Erkundigungen über die Lebensweise der Kongo-Staatsanwohner einzuziehen. Die Quantitäten geistiger Getränke aller Art und die Konserven, welche dort verzehrt werden, würden wohl besser in eine Kolonie am Nord- oder Südpol passen, als in das tropische Klima.

Claud von Anderten.

Kolonialpolitische Correspondenz 1876. Nr. 30.



## Die Somal an der Ostspitze Afrikas.\*)

### I.

Das Somaliland (12000 QM.) gehört noch immer zu den am wenigsten bekannten Theilen Afrikas, da der Kanatismus, die verrufene Treulosigkeit, Raublust und Mordgier elliher Somalstämme, sowie die unaufrichtige Natur der Seelüste bisher von dem Eindringen in das Hochland des Innern abgeschreckt haben. Die wenigen Europäer, welche den Versuch wagten (Burton, Speke, Pilsbrough, Haggennmacher und Revoil im Norden, von der Teden und Brenner im Süden) sind nicht weiter als höchstens 150 km von der Küste eingedrungen; noch 1883 wurde der Italiener Sacconi zu Dgadeen im Herzen des Landes ermordet. Selbst die so kühnen arabischen Händler wagen diesen Versuch nicht.

Man weiß, daß die Somal, welche östlich von den Galla und südlich von den Daulali bis zum Flüsse Dschub die ganze Ostspitze Afrikas bewohnen, in drei von einander unabhängige Hauptstämme zerfallen: die Abshi von Zeila am Golf von Aden bis Kap Gardafui, die Hawisch an der Küste des Indischen Meeres bis zur Stadt Libia (11° nördl. Br.) und die Mahanwehn im Westen der Hawisch zwischen den Klüssen Dschub und Wobbi. Es sind unzweifelhaft Verwandte der Bedja, Abessinier und Galla. Als fanatische Mohammedaner rühmen sie sich ihrer Herkunft aus Arabien.

Die nördlichen Somal bezeichnet Burton nach ihren eigenen Überlieferungen, ihren scharf bezeichneten physischen Eigentümlichkeiten, ihren Sitten und ihrer geographischen Lage gemäß als ein Mischlingsvolk, einen Zweig der großen Galla-rasse, welcher, gleich den weilloid negro-ägyptischen Menschen viel vom kaukasischen Typus

\*) Die außerordentliche Mischelheit, welche in näher Zukunft das Somal-land der deutschen Kolonialen Bestrebungen in Ostafrika haben wird, die unaufrichtige Hochbegierde vor allem die Bevölkerung genauer kennen zu lernen, heraus ist uns, hier drei sich ergänzende, resp. verheißernde Darstellungen des Volkscharakters, der Sitten und Lebensweise der Somal von Burton, Haggennmacher und Gais von Werten zusammenzustellen. Sie schildern zwei Seiten des ethnographischen Dreiecks: Burton und Haggennmacher den Norden und Nordosten, der Südosten, das Innere desselben ist noch unerforscht.

in sich aufgenommen hat, weil fortwährend reines asiatisches Blut in seine Adern kam.

Die Somal sind gerade und hübsch. Das Haupthaar ist hart und wie Draht; es wächst, wie bei den westindischen Nulatten in starren Locken, welche in Büscheln stehen, und eine mäßige Länge erreichen, über die sie nicht hinausstreichen. Diese hängen herab. Einige Häuptlinge, Gelehrte und Reiche lassen das Haupt scheren und tragen einen Turban. Insgemein jedoch werden die einzelnen Locken geklämmt und perlidenartig frisiert. Die Locken der Weiblichen tragen von ränziger Kutter. Das Haar ist von Natur schwarz-bläulich, aber man färbt es mit einer Mischung von urgetrochtem Stall und Wasser, oder in der Wüste mit Aschenlauge. Dadurch wird es gelblich-weiß, und man färbt es dann rot mit Henna, oder bestreicht es mit rotem Oler. Die Perücke von rotgefärbtem Schafsfell stammt aus der Fremde und wird im Flachlande nicht mehr getragen; Schwarz oder weiß kommt sie noch bei den Stämmen in der Umgegend von Harrar vor. Der Kopf ist mehr lang als rund, steht recht gut auf den Schultern, und hat zugleich etwas Arabisches und Afrikanisches. Ohne die Schönheit des Vorderkopfes würde er schwach aussehen. Bis zum Mund herab ist das Gesicht, mit Ausnahme der vorstehenden Backenknochen, recht hübsch, und es wird durch die Umrisse der Stirn veredelt; die Augen sind groß und wohlgestaltet, aber der Riefer ist prognath, steht vor, ist also wesentlich afrikanisch; auch die breiten, nach außen gewandten Lippen zeugen von Negerkut; das Kinn steht vor, zum Nachteil des Gesichtswinkels. Der Bart wird von zwei Büscheln gebildet und ist selten so entwickelt wie bei den Arabern, welche doch schon sehr schwach mit Haaren im Ansehung versehen sind; das Pinnenhaar ist kurz und spärlich, der düsterröthliche Mund erscheint plump, die Zähne stehen selten so weit vor wie beim Neger, sind aber auch nicht gut. Obgleich sie durch Raufen des schlechten Surateibals, zu welchem man obendrein Asche nimmt, verachtet wird, der Tabak nur von Stadtbewohnern. Bei den Stämmen im heißen Niederlande ist die Haut sanft, schwarz und glänzend, höher hinauf wird sie etwas lichter, und in der Gegend von Harrar sieht sie aus wie Milchsafer. Die Weiblichen haben Schönheitszeichen im Gesichte, nämlich gräßliche Einschnitte in das Gesicht, welche bei der dicken Oberhaut wulstartige Streifen bilden.

Die Männer sind schlank und dabei etwas ungeschlachtet.

die Schultern sind hoch, der Oberleib ist gerade, das Schenkel etwas nach vorne gebogen; Nase und Hände sind grob, breit und flach.

Die Somal sind argwöhnisch, haben Abneigung gegen die Araber, fürchten und hassen die Türken, verabscheuen die Europäer und hegen Verachtung gegen alle Skoten, welche sie unter dem Namen der Hindi, Indier, zusammenfassen; denn sie gelten ihnen für Neigelinge. Der Somal hat die Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit des Negers, ist leichtsinnig wie der Abyssinier, welcher nach Bischof Gobats Ausdruck, in nichts beständig ist als in der Unbeständigkeit; er ist sanft, frohlich und zuhülich, gerät aber, ohne allen Ubergang, in wilde Mal und veräbt dann die gräßlichsten Handlungen. In Asten befindet er sich viel wohler als in seiner Heimat. Ich habe dort oft gesehen, daß ein Mann in die Hände klatschte, tanzte, sich wie ein Kind gebarde, um seine Fröhlichkeit auszulassen. Aber hier in Atrisa sind die Somal, gleich den Mongolen und anderen Völkern, trübsinnig, melancholisch. Sie können Stundenlang sitzen und den Mond anstarren. Stets sind sie von Gefahren umgeben und setzen des Lebens sicher und darum denken sie nicht an Sorgen und Tugden. Viel Gelehrsamkeit macht ihnen die Köpfe verwirrt; wir wissen ja, daß die halbverrückten Kaffirs in Nordafrika, die Wadad, Priester, durchschnittlich für die Geschäfte dieser Welt untüchtig, und viele Häufe, welche den Koran auswendig wissen, nahezu blödsinnig sind.

In betreff des persönlichen Mutes gleichen sie anderen Wilden. Eine Schlacht gilt schon für sehr bedeutend, wenn anderthalb Duzend Mann fallen; gewöhnlich stehen sie, sobald ein halbes Duzend am Boden liegt. In einem Kraal in welchem hundert Tapfere die Straußfeder tragen und sich also des Mordes rühmen können, gewahrt man vielleicht nicht einen einzigen verstümmelten oder verwundeten Mann, während in einem arabischen Beduinenlager mindestens die Hälfte Spuren von Blei oder Stahl am Leibe aufzuweisen hat. Auch der Tapferste wird einem Gefecht ausweichen, wenn er seinen Schild vergessen hat; das Erscheinen eines Löwen oder der Anall eines Schwergewichts preßt ihnen einen Schrei des Entsetzens aus und bei ihren Kriegen über Raubzügen in Motten hüten sie sich wohl, dem Feinde offen gegenüber zu treten. Freilich werden ihrer zwei oder drei einen unbewaffneten Menschen oder einen, der schläft, brav genug erwidern; indessen wird die gegenseitige Erbitterung

unter einzelnen Stämmen manchmal so heftig, daß Mann gegen Mann mit Speer und Dolch kämpft.

Ich fand die Somalbeduinen gütig und gastfrei; mit etwas Tabak gewann ich aller Gunst, und mit wenigen Ellen groben Baumwollenzuges konnte ich meinen Bedarf an Lebensmitteln bestreiten. Sie behandelten mich wie ein Lieblingskind, ich mußte Milch trinken und Schöpfenfleisch essen, man bot mir Mädchen zum Heiraten, drang in mich beim Stammae zu leben, Hühner zu werden, Löwen zu schreien und Elefanten zu töten. Man fragte mich: „Du bist doch klein, was hat dich bewogen, daß du dich bei dieser Kälte auf die Stierhaut bei uns unter den Baum setzt?“ Freilich waren alle, gleichviel ob Häuptlinge oder Arme, arge Belcker, und die Araber nennen darum das So nalland Belad wa isfi, das „Land giebt mir etwas“. Aber sie sind mit wenigem zufrieden, und eine offene Hand machte mir überall gute Freunde.

Die Somal halten sich zur Schalefschale des Islams. Es ist eine Eigentümlichkeit, daß sie, nicht einmal in den Städten, Gebete über einen Toten sprechen. Die Feierlichkeiten bei der Heirat sind einfach; man bestimmt den Preis für die Braut, einigt sich über den Schmaus, und ein Priester oder Völger spricht das Gebet über das Paar. Ich bin oft zum Gebetsprechen angegangen worden, und ich habe dann auch lieber manchmal ein Paar mit dem Vorlesen des Fathat eingesegnet, was ein Hohn war, und etwa so viel sagen will, als wenn man eine Trauung in England mit dem Vorlesen eines Abschnittes aus dem Katechismus vornehmen wollte.

Daß unter einem so gemischten Volke noch manche Überbleibsel aus der heidnischen Zeit sich erhalten haben, darf nicht auffallen. So schwört man noch jetzt bei den Steinen, verehrt Steinhügel und heilige Wäme, hat Feuer- und Wasserproben in der Art des bekannten westafrikanischen Volunge. Ein Mann wird des Mordes oder Diebstahls angeschuldigt und stellt die That in Abrede; er muß nun über eine Speerlänge glühender Holzstöße gehen, oder einen glühenden Ambos aus dem Feuer holen, oder auch vier bis fünf Muscheln aus einem mit siedendem Wasser gefüllten Topfe hervorlangen. Gleich nachher wird der Arm in ein eben geschlachtetes Schaf gesteckt und während der nächsten vierundzwanzig Stunden nicht befehen oder angerührt. Sie haben Seher und Zauberer, Tawuli, welche den westafrikanischen Grigrindännern gleichen. Sie wahr sagen aus dem Fett und den Knochen geschlachteter Tiere, „thut

Medizin<sup>9</sup>, verkünden Regen, Schlächten und Belästigen. Auch wahrsagende Frauen sind vorhanden; beide Geschlechter beten und baden nicht und gelten deshalb immer für unrein; aber man fürchtet sie und sie stehen beim Volke in Ansehen. Die Verkündigung sprechen sie sozusagen in rohen Reimen aus, welche ihrer Angabe zufolge manchmal aus dem Munde eines verstorbenen Wahrsagers kommen. Während der drei Rajalo-Monate (gewöhnlich Monate im Sonnenjahr; der dritte Rajalo begann 1854 am 21. Dezember) wird der Koran nicht über dem Grabe gelesen, und während dieser Zeit finden Beerdigungen nicht statt, wahrscheinlich ist auch das ein Ueberbleibsel aus dem Heidentum, das glückliche und unglückliche Monate annahm.

## II.

Zur Ergänzung und Vergleichung fügen wir die Schilderung Jaggenmachers bei, welcher die nördlich hausenden Stämme zwischen Berbera und Sibaheli kennen lernte.<sup>\*)</sup>

„Das Erste, was uns im Volkscharakter der Somal entgegentritt, ist ein großer, aber in falsche Bahnen geleiteter Mut. Bis auf den letzten Blutropfen sich verteidigend, rächt der Somal das geringste Unrecht, die kleinste Schmähung. Freundschaftlicher Ausgleich gilt als Feigheit und Schande. Schmerzen und Tod haben für das blutdürstige und grausame Volk keine Schrecken. Der Somal liebt die Ehre, d. h. die Ehrverletzung, die andere ihm zollen, doch hat er keinen Begriff davon, die ihm gezollte Ehre durch ehliches Beisein verdienen zu wollen. Der Wert eines Mannes wird nach der Anzahl seiner Mordthaten bemessen. Besitzt schon der Somal als solcher einen exaltierten Nationalstolz, so steigert sich dieses Selbstbewußtsein bis zur Krankhaftigkeit bei dem Haupte der Familie, des Stammes. Der gekränkte Stammesgenosse findet sicherlich seine Rächer. Witwen und Waisen haben ihre Beschützer gegen fremde Unbill. Geld und Gut sind allmächtig, aber Aufopferung und Dankbarkeit seltene Tugenden. Wirklich grenzenlos ist die gegenseitige Mißgunst der Eingeborenen; spricht man mit einem älteren Manne, so ärgert sich der jüngere Anwesende und erlaubt sich die rohesten Bemerkungen. Dabei man einen zu sich ins Haus, so folgen ihm alle gerade in der Nähe stehenden und setzen sich mit ihm an den

<sup>9</sup>) Mittheilungen aus J. Perthes Geogr. Anstalt von Petermann, 1876. Ergänzungsheft Nr. 47.



Fisch. Jeder Somal dringt in das Innerste der Hütten ein, alles durchstöbernd; man muß froh sein, wenn man wenigstens des Nachts vor dieser nichtswürdigen Rasse Ruhe hat. Was der Familienvater verdient, wird von den erwachsenen Söhnen und Brudersöhnen geteilt, wenn letztere dem Alten über den Kopf gewachsen sind. Der kleinste Irrtum in der Verteilung kann dem Geber das Leben kosten. Der Somal ist fanatischer Mohammedaner (V); Mord und Diebstahl sind nach seiner Anschauung keine Sünden, die ihm den Weg zum Paradies verwehren; Gefühl und Gedanken der Somals sind roh und sinnlich, in all sein ein Thun und Handeln ist er berechnender Egoist. Ob er lieben kann möchte ich bezweifeln, vielleicht liebt er seine schöne Braut, vielleicht sein Pferd, aber gewiß nicht Vater und Mutter. Schwester- oder Brudersiebe scheinen ihm geradezu lächerlich. Der Vater tötet den Sohn und umgekehrt; der Somal mordet jeden, der ihn nur im geringsten beleidigt oder überfordert. Die Stämme unter sich leben in beständiger Feindschaft und in fortwährendem Kampfe, und sogar kleine Stammfamilien von 7—800 Mitgliedern reiben sich selbst durch alltägliche Zwistigkeiten auf, es ist fast unmöglich, den fortwährenden Händeln auszuweichen.

Lobenswert ist der Abscheu der Somal vor Trunksucht und Unflätigkeit, gleich die Männer allesamt lauterzende Tageiebe sind, deren einzige Beschäftigung das Handelstreiben und der Gebrauch der Waffen ist. Die Somal bekennen sich zum Islam, doch existieren Moscheen im ganzen Lande nicht (Irrtum! V.), ebensowenig Schulen. Die Knaben lernen die notwendigen Gebete, am Abend um ein mächtiges Feuer sitzend. Bei den Mann ist von Religion keine Spur zu sehen.

Von Gastfreundschaft will man im ganzen Somalande nichts wissen; das Teilen von Brot und Salz unter gemeinschaftlichem Tische ist kein Schutzmittel gegen Feindschaft. Überhaupt kenne ich keine Sitte, kein Gesetz, das den Fremden oder selbst den Einheimischen vor der unverkämpften Raubgier der Eingeborenen schütze. Bei den Aul haben und deren Nachbarn kann nur der Herrscher, der schon gemordet hat und eine Trophäe von dem Ermordeten aufweisen kann."

### III.

Das Volk der Somal, welches sich in seiner Abstammung ziemlich rein erhalten hat, gehört der hamitischen Völkerfamilie an. Seit unendlichen Zeiten bewohnen die Somal die Gebiete Ostafrikas

zwischen Abessinien und dem Kauator, der Küste einerseits und dem Stromgebiet des oberen Nillaufes andererseits. Da das ganze Volk streng mohamedanischer Religion ist, hat es sich gegen die Nachbarvölker fast ganz abgeschlossen und nur an den Landesgrenzen etwas vermischt.

Nur vorübergehend sind in einigen Küstenplätzen Araber und Indus als Kaufleute geduldet worden. Da es niemals Reisenden außer dem Baron Claus v. d. Decken, der leider ein so rasches und unglückliches Ende nahm, geglückt ist mit dem unvermischten Volke in Freundschaft zu leben, so haben sich bis in die neueste Zeit die unzählbarsten Horden von diesem Volksstamme erhalten. Wenn ich auch nur 6 Wochen hier gelebt habe, also vielleicht kein kompetentes Urtheil besitze, so kann ich doch versichern, daß alle diese Erzählungen wirkliche Thatsachen sind. Die Somal sind durchweg ein sehr lebenskräftiger, ordentlicher, reinlicher Menschenschlag, der aber leider eine unerschreibliche Habgier, die zu zügeln nicht immer ganz leicht ist, besitzt. Das Volk ist nach seiner Lebensweise in Hirten und Städter einzuteilen.

Die Hirtenbevölkerung nomadisiert im ganzen Inneren mit ihren großen Herden und hat keine festen Wohnsitze, während sich die Städter in größeren und kleineren Ortschaften an der Küste niedergelassen haben. Jene ist sehr kriegerisch und unternimmt fast jährlich Raubzüge gegen die Nachbarvölker, um Menschen und Vieh zu rauben und diese Leute dann bei den Städtern gegen Geld, Kleider und andere Handelsgegenstände einzutauschen. Die Städter dagegen treiben Handel nach Indien und Arabien, beschäftigen sich viel mit Hantelfang und Perlenfischerei. Bei den Städtern hat sich die Sitte, alles Fremde zu plündern, dahin gemildert, daß sie zur Zeit nur noch das Strandrecht an ihrer Küste ausüben und von allen ankommenden fremden Schiffen eine gewisse Steuer erheben, welche in Reis oder Makama (indisches Korn) besteht. Diese Abgabe (oder Geschenk) erbitet sehr bescheiden, aber bestimmt, einer der älteren auf das Schiff kommenden Somal. Höchst interessant ist es, die Bevölkerung zu beobachten, wenn sich ein Schiff vor dem Hafen zeigt. Zuerst streut Jung und Alt, ob es weiter geht oder einläuft, sobald letzteres klar ist, von welcher Station es ist, und was es wohl bringen mag. Nachdem alles hin und her erwogen, stürzt die Jugend in das Meer, um schwimmend das Schiff zu erreichen, während die Männer mit ihren Booten an dasselbe fahren. Auf dem Schiff

selbst wagt dann alles hin und her, die kleinen, durchweg schönen Gesalten der Frauen und die straffen, markigen Figuren der Männer; alles wird gesehen, angefaßt und beschwoagt. Stehlen thut kein Somal. Nur die ihnen gegebenen Geschenke nehmen sie in ihren Booten mit. Einige Städter haben in der Nähe der Stadt Fruchtgärten, deren Bewirtschaftung den Sklaven obliegt.

Der Typus des Somalhauses ist die Kreisrunde, circa 3 Meter im Durchmesser und etwa manneshohe Hütte aus Stangen, Zweigen und Matten. Diese Bauart ist sehr einfach und schnell auszuführen, gewährt Schutz gegen Sonne und Regen und gestattet dem Winde freien Durchzug; denn die Matten unten am Boden lassen sich leicht lüften. Bei der Hirtenbevölkerung findet sich eigentlich nur diese Bauart vor, während der Städter hohe und geräumige viereckige Häuser baut. Die Steinhäuser, die sich die Großen des Landes bauen, stehen unbewohnt, da sie wärmer sind und nicht so luftig.

Ich ziehe auch das einfache Somalhaus in hiesigem Klima jedem Steinhause vor.

Die Kleidung ist sehr einfach, geschmackvoll und besteht fast durchweg aus Amerikaner, einem guten, weißen Baumwollentoff. Der Somal liebt, sich recht phantastisch herauszugeben, besonders zum Gebet. Geradezu reizend ist die Kleidung der Frauen. Der Kopfbund besteht aus den häßlichen, langen, schwarzen Flechten, welche die Frauen in fast undurchsichtigen Netzen verflechten, während die jungen Mädchen die Haare frei tragen. Der meist sehr hübsche Hals, welchen eine Kette von Muscheln oder bunten Steinenziert (auch Bernsteinketten und andere indische Halsbänder finden sich viel), bleibt ebenso wie Schultern und Arme frei, während der ganze übrige Körper durch eine sehr faltenreich arrangirte Kleidung bedeckt ist. Die Kleidung beider Geschlechter erinnert sehr an die altgriechische.

Die Nahrung der Somal besteht eigentlich nur aus Milch und Fleisch. Das ganze Volk ist daher sehr gesund und kräftig. Aufgeschwemmte, dicke Gesalten sieht man gar nicht, sondern durchweg hübsche, schlanke Figuren mit vielfach edlen Gesichtern.

Wäre die Bevölkerung nicht schwarz, so könnte sie geradezu schön gefunden werden. In den Städten scheeren die Männer ihr Haupthaar oder tragen es kurzlosig, während die Hirtenbevölkerung es lang trägt.

Da der Somal wenig oder gar nicht mit den Händen arbeitet, so hat er auffallend hübsche, kleine Hände. Die Sehnen und Muskeln Baumgarten, Afrika.

in Armen und Brinen sind gut ausgebildet, und ist der Somal sehr zöhe und ausdauernd. Ich selbst sah die mich auf meinem Streifzügen begleitenden Somal von morgens 3 Uhr bis abends 10 Uhr, außer 4 Stunden Mittagsruhe, stets auf den Beinen, immer vergnügt und lustig plaudernd und nicht müde, während meine Konjubarneget kaum vorwärts zu bringen waren.

Das innere häusliche Leben, in das ich mit der Zeit einen Einblick gewonnen habe, ist wie folgt:

Der Somal der streng nach den Vorschriften des Koran lebt, hat in ländlicher Gegend meist nur eine Frau, welche ihm den inneren Haushalt führt und die kleinen Kinder erzieht. Sie steht dem Mann vollständig ebentüchtig zur Seite. Wenn mehrere Frauen im Hause sind, so wechseln sie sich tags- oder wochenweise dergestalt ab, daß eine Frau dem Eheherrn Gesellschaft leistet, während die anderen das Hauswesen besorgen. Für alle Beschäftigungen außerhalb des Hauses, wie Kochen, Brotbaden, Holz und Wasser herbeschaffen, sind die Sklaven da, welche außer diesen Arbeiten ein sehr laules und gutes Leben führen. Die Tageseinteilung der Städter in ländlicher Gegend und seiger Jahreszeit beginnt um 5 Uhr morgens. Nach dem Aufstehen wird gebadet resp. die im Koran vorgeschriebene Körperwäsche vorgenommen und dann gebetet. Das Frühstück, um 6 Uhr eingenommen, besteht aus Milch, Kaffee oder Thee mit Brot. Den ganzen Morgen bis 11 Uhr verbringen besonders die Männer mit Besuchmachen und empfangen. Da die wenigsten Geschäfte haben, so gemieren sie sich gegenseitig nicht. Um 11 Uhr beten wiederum einige, andere lesen im Koran. Von 12–1 Uhr speist der Somal, und zwar Männer allein und Frauen allein in einem großen Haushalt; in kleinen dagegen speist das Ehepaar zusammen, die Kinder zusammen und ebenso die Sklaven. Nach dem Mahle wird eine zweistündige Siesta abgehalten. Da der Somal sehr gefellig ist, so liebt er es, Freunde bei sich in seiner Häuslichkeit zu sehen und zu bewirten, welches zweischlaste Vergnügen mir gar oft zu teil wurde.

Nach den landesüblichen Begrüßungsriten erhält der Gast Thee oder Kaffee, dann Keltubettes mit Symplice ein recht schnelles Gericht, ferner Plankuchen von Mehl, Butter und Zucker und zum Schluß wieder Kaffee oder Thee. Die ganze Mahlzeit nimmt man, auf der Erde liegend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend, mit den Händen ohne Messer und Gabeln oder Löffel aus

einer gemeinsamen Schüssel ein. In einzelnen Häusern erhält man nach jedem Gericht ein Gefäß mit Wasser zum Händewaschen, in andern nur zum Schluß.

Das Gespräch dreht sich meist um Deutschland oder um Religion. Mit welcher Liebe und Ehrfurcht diese Mohamedaner von ihrem Gotte sprechen, ist Achtung gebietend. Hier findet man wirkliche und wahre Frömmigkeit. Sehr gerne sprechen sie auch von der christlichen Religion, und sie haben vor Christus eine sehr große Ehrfurcht. Sucht man das Gespräch auf andere Sachen zu bringen, so stößt man auf Aberglauben oder sehr kitzelige Ansichten, welche man besser überhört, als zu widerlegen versucht, denn diese Leute zu überzeugen, ist unendlich schwer. Wenn sie auch zum Schluß ja sagen, so beharren sie doch im Stillen auf ihrer Ansicht und handeln darnach.

Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags ist ein abermaliges Gebet vorgeschrieben, welches jeder Einzelne für sich verrichtet. Nur wer Geschäfte hat, besorgt diese jetzt, alle übrigen Männer findet man gruppenweise vor ihrer Häusern im Conde sitzend, auch die Frauen besuchen sich in den Häusern oder Hofräumen. Kurz vor Sonnenuntergang versammeln sich alle Männer nach den vorgeschriebenen Waschungen wieder in den Moscheen und die Frauen in den Häusern zum Gebet. Nach dem Gebet wird die Abendmahlzeit eingenommen und nach dieser gehen die Kinder schlafen, während die Erwachsenen bis gegen 9 Uhr aufbleiben. Die Erziehung der Kinder schleicht sich den Vorschriften des Koran eng an.

Die Somalsprache ähnelt in ihrer Bildung sehr der arabischen, hat aber nur wenige Worte mit dieser gemeinsam, und ich halte sie auch für bedeutend schwerer zu erlernen. Auch Schiedden bedient sich der Somal der arabischen Lettern. Der Somal erkennt außer Gott nur seinen Sultan als Herrn und lehteren auch nicht unbedingt an.

Aus dem Freiheits- und Gleichheitsgefühl entspringt eine gewisse Eifersucht und Habgier, welche keine Schranken kennt und sich bis auf die engste Verwandtschaft, sogar auf Brüder erstreckt.

Wer einem Somal ein Geschenk macht, hat alle auf dem Halbe, denn alle wollen dasselbe haben.

Der Somal ist sehr stolz auf sich und sein Volk und hat neben diesem Nationalstolze auch eine große Liebe für seine Stammesgenossen. Vergreift sich jemand an einem Somal, so treten sofort



alle Anwesenden für denselben ein. Gegen Fremde ist besonders die im Innern wohnende Hirtenbevölkerung schon wie Kinder, aber gütlich und freundlich. Der weiße Mann, wenigstens jeder Deutsche, kann hier ruhig ohne Waffen umhergehen. Er lebt hier sicherer als vielleicht in der civilisirtesten Stadt Europas. Der Sultan regiert, wenn man von einer Regierung sprechen kann, als Despot. Bei jedem wichtigen Schritte, oder jeder zu verhängenden Strafe versammelt er das Volk, welches gerade in der Nähe ist. Der älteste und vornehmste Mann trägt der im Halbkreise um den Sultan sitzenden Menge mit lauter Stimme den betreffenden Fall vor. Nachdem dieser geendigt, geben einzelne alte Erfahrene oder Vornehme ihre Ansicht ab, und spricht der Sultan, beeinflusst oder unbeeinflusst, dann sein Urtheil, was sofort vollstreckt wird, resp. als Gesetz gilt —

Die Sklaven der Somal führen, wie schon erwähnt, ein sehr bequemes und gutes Leben. Da der Somal das Verhältniß von Herr und Diener nicht kennt, so sieht der Sklave, besonders wenn Mahamedaner, seinem Herrn vollständig gleich, und ist eher Freund als Diener zu nennen. Der religionslose Neger dagegen steht in einem untergeordneten Verhältniß.

Glaus von Anderten.

(*Reise-Boiss. Rotterdam, 1838 Nr. 7. 8.*)

### Ein Palaver bei den Somal.

Bei einem Somalpalaver, einer amtlichen Unterredung, geht es folgendermaßen zu:

Der Vortritt steigt langsam vom Maulthier herab, tritt mitten unter die Menge, bleibt dann stehen, schlägt die Beine übereinander und hält in jeder Hand einen Speer. An diesem läßt er die Hände und seine ganze Gestalt hinabgleiten, senkt nieder, mustert die Anwesenden, spreit einige Male aus, legt die Waffen vor sich hin und nimmt einen Stock. Mit diesem zieht er Streifen in den Sand, löscht sie aber sogleich wieder aus, weil Unglück folgen würde, wenn er es nicht thäte.

Die Versammlung hockt in einem Halbkreise und macht ernste Miene; jeder hat seinen Speer vor sich hingepflanzt, hält den Schild so, daß nur das Gesicht über denselben hinausblüht, und die Augen bleiben auf den Redner gerichtet. Zu diesem spricht nun der Häuptling des Raads:

„Was bringst du Neues?“

Der Befragte könnte einfach antworten, daß er einen Brunnen gefunden habe, der Brauch will es aber anders; er muß in alle möglichen Einzelheiten eingehen, den Ton heben und senken, auch in Zwischenräumen heftig auf die Erde klopfen. Das Gespräch spinn't sich in folgender Weise fort:

„Das sind gute Nachrichten, wenn es Allah gefällt.“

„Wah Sibda! Jawohl!“ — Diese Worte spricht die ganze Versammlung im Tone einer Litanei.

„Ich stieg heute früh auf mein Maulthier.“ — „Wah Sibda! Ja!“

„Dann machte ich mich auf den Weg.“ — „Ja.“

„Nach jener Seite hin.“ (Sie wird mit dem Finger angedeutet.)

— „Ja.“

„Dorthin bin ich geritten.“ — „Ja.“

„Ich kam an einem Gehölze vorüber.“ — „Ja.“

„Nachher ritt ich über den Sand.“ — „Ja.“

„Ich fürchtete mich gar nicht.“ — „Ja.“

„Spuren von Tieren habe ich gesehen.“ — „O, o, oh!“ —

Auf diese hochwichtige Mittheilung folgt eine längere Pause, dann geht es weiter:

„Sie waren noch ganz frisch.“ — „Ja.“

„Ich sah auch Fußstapfen von Frauen.“ — „Ja.“

„Aber Spuren von Kamelen sah ich nicht.“ — „Ja.“

„Gutlich sah ich Röhre.“ — „Ja.“

„Steine.“ — „Ja.“

„Wasser.“ — „Ja.“

„Einen Brunnen.“ — „Ja.“

In dieser Weise fährt der Redner wohl eine Stunde lang fort und erwähnt auch der geringfügigsten Umstände. Er will den Zuhörern die Hauptsache unter allen möglichen Gesichtspunkten darstellen, damit sie alles erwägen und übersehen können, um dann einen reiflichen Entschluß zu fassen.

Marion.

## Die Stadt Harrar, das Paradies im Osthorn Afrikas.

Harrar (30–40 000 Einwohner) \*, der Hauptindustriepfad und der Vereinigungspunkt aller Handelsstraßen der Galla- und Somaländer, worin sich 1885 noch 13 europäische Handelshäuser befanden, ist im Januar 1887 durch den halbbarbarischen abessinischen Unterking Menelik von Schoa besetzt und der Emir Abdallah Ibn Said vertrieben worden. Der Fall von Harrar ist, nach dem besten Kenner des Landes, Professor Paulitschke, ein großer Gewinn für die Kultur, wenn auch anfangs nur die abessinische Halbbarbarei herrschen wird. Der Verkehr nach Jozla und Berbera an der Küste des Golfes von Aden wird sich wieder beleben, da Menelik sich europäischen Konsulanten und Industriellen gewogen zeigt. Für Deutsch-Ostafrika wird Harrar ebenfalls von Bedeutung werden, da Barawa, Maskisu und Obia in unserm Operationsfelde an der Paradiesküste Subpunkte alter Verkehrsadern sind, die von Harrar nach dem Indischen Ocean führen.

Die folgende Schilderung ist ein Auszug aus einem Aufsatze in der Kolonial-Politischen Korrespondenz vom 12. März 1887.

Die Lage und Umgebung von Harrar ist derart paradiesisch schön, fruchtbar, klimatisch vorzüglich kommerziell und strategisch ausgestellt, daß aus daraus klar werden muß, daß wir uns hier sogar auf einer realen Kulturstätte der Menschheit befinden.

Die Folge des angenehmen, von jahrem Wechsel freien Klimas ist, daß der Gesundheitszustand des Volkes zu allen Jahreszeiten ein sehr günstiger ist, und in der That zeugt von dem gesunden physischen Kern des Volkes das hohe Alter, welches die meisten Galla erreichen; es giebt viele 90- und 100-jährige Greise und zu Dabassa lebte zur Zeit der Anwesenheit von Paulitschke ein Mann, der 112 Jahre zählte. Danach resumirt Paulitschke seine Reiseeindrücke über die die Stadt Harrar umgebenden Galla-Stämme dahin: „Die 6 Stämme wohnen auf einem von der Natur sehr begünstigten Terrain, dessen ergiebiger Boden und reiche Vegetation hier ein in numerischer und physischer Beziehung starkes Volk sich entfalten laßt.“

\* Harrar hat diesen Namen vom galle Eror oder Arar, welches Wort schnell bedeutet. Man schreibt auch Herer, Karar, Arar.

Ebenso an anderer Stelle: „Die Gebirgslandschaft, die an landschaftlichen Reizen mit Schweizer und Tiroler Landschaften wetteifern kann, wie das flache Land, ist dicht bewohnt, und das Vorhandensein so vieler Faktoren materieller Existenz zusammen mit dem reichen Tier- und Pflanzenleben verleiht den Galla-gebieten den Charakter opulenter gesegneter Völkertrecken, welche berufen sind, eine Rolle im wirtschaftlichen Kulturleben der Menschheit zu spielen.“

Auch das Klima in der Stadt Harrar selbst wird von Paulitschke als äußerst angenehm geschildert. Während vier Wochen, im Februar und März, zeigte in der Regel der Thermometer morgens 6 Uhr 17,5–19,0° C., mittags 20,6–22,2° C., abends 6 Uhr 17,2 bis 17,7° C. Auch in den heißen Monaten Mai und Juni übersteigt die Hitze selten 22° C. In der Regenzeit, vom April bis September, bleibt diese Temperatur dieselbe.

Nordwestwinde und Südostwinde durchwehen daneben während des größten Teils des Jahres das Grevethal, sie bestreichen die Stadt und bringen so angenehme Erfrischung.

Ähnlich wie der Mensch so entwickelt sich in Harrar, seiner Umgebung, wie überhaupt im ganzen nordöstlichen Gallalande auch das Pflanzenleben in vortrefflicher Weise, zumal die Thalniederungen, besonders jene zwischen dem Hamim und Gara Mulater, ferner das Thal des Grev und die Abhänge des Seligese mit Schichten außerordentlich fruchtbaren Bodens bedeckt sind.

In der Nähe der Stadt, namentlich am Eingang in das Grevethal, breiten sich daher die Felder und Gärten der Einwohner aus. Es gibt über elftausend Gärten in der Nähe der Stadt. Der Gartenbau liefert Kaffee (die Kaffeeärten bedecken terrassenförmig Hügel und Berge), Bananen, Röt, Mais (Dartkoff) und Gemüse aller Art, ferner Zuckerrohr und Obst (Cironen, Birnsche, Granatäpfel).

Alle diese Kulturen in der nächsten Umgebung der Stadt, namentlich der Kaffeebau, haben noch eine große Zukunft vor sich, doch mag bemerkt werden, daß nach Paulitschke jetzt schon in Harrar jährlich 50 000 Karaffeln Kaffee (à 17½ Kilogr.) gebaut werden. Der Preis eines Karaffeln Kaffee steht in Harrar auf 3½ M. L. Thaler. Aber auch die künftigen Harrar in weiterer Ausdehnung umgebenden Aestentümer der nordöstlichen Gallaländer weisen eine ähnliche Erzeugungsfähigkeit und Kulturanne auf.

Heirliche Bäume von Fimaruben, Eukalypten, Zimier id id

Euphorbien bedecken die Höhen und bilden im Thale dichte Ranken, in die kein Sonnenstrahl eindringt.

In den Thälern sind Matten des sattgriestigen Grün.

Den Ackerbau betreiben, mit Ausnahme der Gambia, Strauß & Gallastämme.

Derselbe liefert namentlich große Durramengen in Beständen von 4 m Höhe und weit den eigenen Bedarf der Bevölkerung übersteigend. Diese Durra geht nicht nur nach den Somaländern, sondern über Zeila und Berbera an die Meeresküste, um von da nach Abyssinien und Danakil weiter verschifft zu werden. Zur Zeit der Ernte werden eigene Leuten in den Dörfern errichtet, auf welchen unter melodischen Gesänge aus Hunderten von Kehlen das Dreschen vor sich geht. Das verbrannte Stroh giebt gute Düngung.

Auch die Baumwolle gedeiht vortreflich und giebt ein ausgezeichnetes Produkt. Die ausgedehnten Baumwollfelder sind sorgfältig eingezäunt.

Das Zuckerrohr bauen die Walla im Ererthale und zahlen damit einen Teil ihrer Abgaben.

Auch Aloe, Iel, Gerste, Arhuka und Minzkrant wird gebaut.

Der Gemüsebau florirt namentlich in Argobba, einem schönen Dorfe, südlich von Harrar, wo der Boden von einer erfrischenden Fruchtbarkeit ist.

Das Gemüse und das Obst ist erst seit der ägyptischen Okkupation (1875—1885) nach Harrar verpflanzt und von den klugen Walla rasch ergriffen und kultiviert worden. Auch ägyptisches Korn hat man anzubauen versucht und es gedeiht gut. — Tabak von mittlerer Qualität baut man in Harrar und bei den Itu-Walla.

Die an den stets bewässerten Gehängen über der Thalkohle befindlichen Bananen, *musa paradisiaca*, die Hauptnahrung der Frauen und der Kinder, liefert der Gartenbau von ausgezeichnete Qualität und Größe, ebenso eine Menge sonstiger nützlicher Pflanzenarten, als Mandelläume, Pfirsiche, Aprikosen, Orangen, Limonen, die freilich sämtlich nicht ganz reif werden, ferner Gierpflanzen, Kürbisse, Kohlarten, Rüben, Kartoffeln, Melonen, griechischen Pfeffer, Anis, verschiedene Arten von Lauch, Zwiebeln etc. Um die Hütten herum ist überall namentlich ein reicher Flor von Cucurbiten, Granatbäumen und Citronen zu sehen.

Außer Bananen bedecken Kaffeegärten die, wie schon erwähnt, stets Jerusalem Abkömmlinge über den Thälern, ein ganz herrlicher



Anblick zur Blütezeit. Doch zeigen auch die Waldpartieen ganze Komplexe wilder Kaffeebäume.

Der Kaffeebau wird von den Galla sehr rationell betrieben.

Man setzt die Körner in feuchter Erde an, wenn die kleinen Bäumchen hervorgewachsen sind, werden sie in den Handel gebracht.

Im Monat Ramadan werden die Bäumchen auf Terrassen, denen Wasser zugeführt werden kann, versetzt. Das Bäumchen entwickelt sich zu einer Höhe von 2—4 m und trägt im dritten Jahr bereits Früchte. Von Jahr zu Jahr steigert sich mit der Entwicklung des Geästes der Ertrag. In guter Erde liefert in den nördlichen Gallaländern ein Kaffeebaum <sup>1</sup>/2 Kaffeebohne à 17½ kg. Im Januar pflügt die erste Ernte stattzufinden. Im Februar und März sind die Kaffeebäume mit prachtvollen weißen Blüten bedeckt.

Der Kaffeebau hat noch eine bedeutende Zukunft vor sich, da alle Bedingungen in physikalischer Beziehung im Lande vorhanden sind, insbesondere warme, feuchte Luft, reichliche Niederschläge, genügender Wasservorrat.

In Summa: die nordöstlichen Gallaländer haben eine Überproduktion von wertvollen Produkten der Pflanzenwelt aller Art!

Gleichzeitig ist aber auch das Tierleben.

Die Viehzucht steht in den Gallaländern von Harrar auf einer erfreulichen Stufe. Überall traf Paulitschke die herrlichen mattenreichen Höhen und Bergabhänge dicht besetzt mit Herden aller Art, während weiter unten sich Dorf an Dorf reichte.

Die Herden von Buckelrindern bilden den Hauptreichtum der Gallaländer.

Butter und Milch wird in ungeheuren Quantitäten erzeugt. Groß ist der Reichtum an Kamelen. Diese werden vor den Pflug gespannt und dienen nicht minder dem großen Warentransport. Das Pferd dient nur zum Reiten und hat den gleichen Sattel wie bei den Somali. Esel, Zettelschwanzschafe, Ziegen, Hühner werden in Masse gehalten.

Die Bieneenzucht ist ein von den Galla vorzüglich kultivierter Zweig.

Elefanten finden sich in ganzen Herden vor, werden aber nicht gejagt. Elfenbein giebt es in ungeheuren Mengen. Ebenso verhält es sich mit den Straußen. Auch die ganze sonstige Vogelwelt ist unter den reichen Tierbeständen aller Art großartig vertreten.

Die wasserreichen Uedjgebäche sind mit Fischen von wohl-  
schmeckendem Fleische angefüllt.

Trotz alledem ist die Landwirtschaft in Harar nur Nebensach.  
Denn Harar ist ein Handelsplatz. — Schon Burton nennt es das  
Lambeth des Orients.

In der That ist Harar infolge seiner für Handelszwecke so  
übereaus günstigen geographischen Lage eine rechte Handelsmetropole.  
Jeder Einwohner der Stadt ist ein Händler.

Die Abwanderung des täglich um 3 Uhr mittags beginnenden  
Marktes ist das Hauptgeschäft der Stadt. In dieser Zeit ist  
Harar, welches circa 25 000 Einwohner zählt, außerdem von etwa  
10 000 Handelreisenden, von auswärts kommenden Galla über-  
schwemmt, die abends 7 Uhr vor Thorchluss die Stadt wieder ver-  
lassen müssen. Der Warenmarkt ist enorm. Der Export besteht  
in Kaffee, Furbauten, Durra, Fett, Elfenbein, Gummi, Elfen-  
Wass, Vieh, Honig.

Harar hat eine bedeutende eigene Industrie im Gebiete der  
Weberei, Töpferei, Holzschnerei, Riecherei, Seide- und Baumwollen-  
siederei, Eisen- und Messingarbeiten, Gold- und Silberschmiedekunst  
zum Theil auch in der Tischlerei, Federmannufaktur und Gerberei,  
Färberei, Kargerfabrikation, Bäckerei und selbst Buchbinderi.

Man sieht, in dem sonst so fabelhaften Osthorn Afrikas steht  
es in unbestrittener Hinsicht weniger barbarisch aus, als in manchen  
weiten Länderstrecken Europas.

## Lebensweise und Krankheiten in Ostafrika.

Nord- u. Süd- — Westliche Welt für Europäer. — Ethische Welt für  
Genteile Welt. — Reelle Erfahrungen. — Ma im Sowallande

Nach Dr. G. H. H. über, aus Töppen und Hagenmacher.\*)

Wenn ich sagte, daß der Europäer ohne Schaden für seine Ge-  
sundheit eine Reihe von Jahren in den Tropenländern Afrikas aus-  
halten könne, so wird das, abgesehen von den Verhältnissen, über

\*) Was nicht liegt im deutschen Reich. Betrachtungen über die  
Kolonisation des tropischen Afrikas unter besonderer Berücksichtigung des Senegals.  
Von Dr. G. H. H. über, praktischer Arzt in Hamburg.

die er keine Macht hat, nicht wenig von seiner Lebensweise abhängen. Sie muß eine rationellere sein, als wie man sie hierzulande meist zu führen pflegt. Da aber gerade die in den Tropen sich aufhaltenden Europäer vielfach das Gegentheil von dem thun, was der Gesundheit dienlich ist, so kann man sich nicht wundern, daß so viele an den „Folgen des Klimas“ zu leiden haben. Man muß es gesehen haben, wie von einem großen Teile der europäischen Kaufleute in Indien gelebt wird, um zu verstehen, daß so viele Leberkrankte nach Europa zurückkehren. Brandt, Bier, Brandy und noch einmal Brandy und eine Reihe Fleischspeisen dreimal am Tage. Und wenn brüthen die Ausgaben in geistigen oder körperlichen Leistungen gegenüber der Unsumme von eingeführten leistungsfähigen Stoffen? Zu dem unter Achzen und Stöhnen erfolgten Ersteigen der Comptoirtreppe, in der geringen Anstrengung weniger Geschäftskunden und in einer Spazierfahrt vom und zum Geschäftsfokal! Kann es da Wunder nehmen, daß man in jenem Klima an intensiveren Stoffwechselkrankheiten zu leiden hat, als in dem unsrigen, wo auch schon viele Leute an solchen laborieren? Hierzulande kann man aber schon manche Tütsfehler ungestraft begehen, die sich in den Tropengegenden in gefährlicher Weise rächen. Die in Bombay lebenden jungen Engländer treiben auch dort vielfach ihren Sport: Polo, Ballspiel, gymnastische Übungen, und haben dieser Sitte zu verdanken, daß sie trotz des vielen Brandys verhältnismäßig wenig unter dem Klima leiden. In Rangbar beteiligten sich in den letzten Jahren an diesen Spielen auch die deutschen Kaufleute, die bei Maßgkeiten in alkoholischen Getränken sich immer einer guten Gesundheit erfreuten und auch

Friederichsen, 1883. II 2, 3). — Diese sehr gute durchaus unentbehrliche Schrift kann gerade nur rechten Bed als „Kleines, die das Transport hat, gegen das bedenkliche Anstehen von dem viele Leute gegenwärtig ergriffen sind“.

„Nedoch nicht mit denselben Mäßen zu verfahren. Verfaßter ist selbst ein eifriger Anhänger der Kultivation Afrikas, sondern an ihnen die Fieberdelirien zu vertreiben, die ein lazes Denken und eine nichterregte Natur ungut empfängt.“ — Der hochgeschätzte Verfasser endigt behendigt durch nach eigener Anschauung und Erfahrungen: 1. Wandererkrankheiten 2. Kultivationskrankheiten 3. Krankheiten der Arbeit 4. Krankheiten der Nahrung 5. Die Fieber und der Cholera 6. Die englische Sklaverei 7. Die Sklaverei 8. Der Handel von Rangoon 9. Geschichte des Handels mit Sklaverei und seine Abänderung 10. Charakter und Sitten der Afrikaner 11. Der Handel mit Sklaverei 12. Die Sklaverei in der Zukunft 13. Afrika die Lage 14. Die Sklaverei 15. Der Handel mit Sklaverei 16. Der Handel mit Sklaverei.

bei längerem Aufenthalte noch eine frische europäische Gesichtsfarbe zeigten. Was mich persönlich anbetrifft, so habe ich während meines siebenjährigen Aufenthaltes so gut wie gar keine geistigen Getränke zu mir genommen. Bei vorwiegend vegetabilischer Kost habe ich mich wohler gefühlt, als bei reichlicher Fleischnahrung. Früchte sind immer gesund, wenn sie gekocht genossen werden. Das Fleisch der noch vollkommen unreifen Mangosfrucht gek. mit starkem Zuckerzusalz gekocht, ein dem Alfelnus ähnliches, sehr angenehm säuerlich schmeckendes Gericht, das auch Dysenteriekranken gut bekommt. Der Mangobaum scheint überall im tropischen Afrika gut fortzukommen und kann in Zukunft für die Einfassung der Landstrassen benützt werden, während die Orange nur auf der Insel Zanzibar gut gedeiht. Bananen rufen bei manchen Personen Verdauungsstörungen hervor. Es scheint, daß die auf gewissem Boden wachsenden Früchte besonders zu solchen Veranlassung geben. So ertrug ich die auf Zanzibar wachsenden Ananas, auch in Menge genossen, sehr gut, während die von der Küste stammenden häufig Darmkatarrhe hervorriefen. Was die Kleidung in den Tropen anbetrifft, so will ich hier nur so viel bemerken, daß die Wolle allen anderen Stoffen vorzuziehen ist. Verfasser ist in den Tropen von Baumwolle zu Wolle übergegangen, hat sich dabei wohler gefühlt und ist weniger Erkältungen ausgesetzt gewesen. Bei sehr starker Transpiration bleibt die Wollenkleidung immer trockener, als die baumwollene. Für den Reisenden, der nicht stets in der Lage ist, seine Wäsche häufig wechseln zu können, hat die Wolle noch den großen Vorteil, daß sie nie den unangenehmen Geruch hat, der sich infolge der starken Transpiration bei Baumwolle bald einstellt. In dicken, wollenen Strümpfen leiden die Füße bei angestrengtem Marsche am wenigsten. Daß die Wolle zur Übertragung von Infektionsstoffen geeigneter sei, ist weder bewiesen, noch kommt das in Afrika in Betracht. Bei vielen, die an Baumwolle gewöhnt sind, ruft die Wolle im Anfang eine Reizung der Haut hervor, die jedoch bald nachläßt. Bei Personen besonders Neulingen in den Tropen, die an starker Rötung und an steifem Jucken der Haut leiden (Prurigo heat), kann es vorübergehend notwendig sein, die Wolle fortzulassen. Übrigens wird man im Innern wohl nur selten, von diesem Hautleiden belästigt. Man mache es sich zur Regel, auch die kleinste Wunde an den Füßen (Wundblasen, Wundkrallen bei Mostafischen) mit einem Stückchen Gipskaster zu bekleben.

In mancher Beziehung sind die Tropen, was Krankheiten anbetrifft, unserm Klima gegenüber im Vortheil. Typhus, Typhus, die bei uns so viele Opfer fordern, und denen wir in therapeutischer Beziehung ziemlich machtlos gegenüberstehen, sind dort unbekannt. Dysenterie und Malaria sind die einzigen einheimischen Infektionskrankheiten Afrikas, welche dem Fremdling direkt gefährlich werden, gegen die wir aber so ausgezeichnete Mittel besitzen, daß wir sie mit dem besten Erfolge zu bekämpfen im Stande sind. Die Dysenterie hat ferner in Afrika im allgemeinen keinen bösartigen Charakter und tritt weniger epidemisch auf; selbst in einem verhältnismäßig unreinen Orte wie Zanzibar, in dem die Dysenterie nie ausbricht, sind niemals Epidemien beobachtet worden. Auch besitzen wir in der Brechwurzel (*Ipecacuanha*), gegen die afrikanischen Dysenterien ein ausgezeichnetes Mittel, dessen Wirkung kaum weniger sicher ist, wie die des Chinin bei Malaria. Auf Zanzibar finden die meisten Erkrankungen an Dysenterie während des Regens statt.

Was die sogenannten Malaria-Affektionen anbetrifft, auf die wir hier näher eingehen wollen, so sind die Reisenden mehr oder weniger geneigt, die Sonne als Übelthäterin anzuklagen oder sie doch als solche mitwirken zu lassen. Da hat man einmal zwei Stunden im Sonnenbrande gestanden oder auf der Jagd in der Sonne sich stark erhitzt oder in einem Zelte zugebrocht, welches von der Sonne beschienen war. Gleich darauf oder bald darauf bekommt man Fieber und, da ein jeder sich bemüht, einen Grund dafür zu finden und die Sonne das Nächstliegende und Sichtbarste ist, so beschuldigt man nach dem Grundsatz „post hoc, ergo propter hoc“ natürlicherweise die Sonne. Und doch ist gerade diese durch ihre austrocknenden und sogar tödenden Strahlen im Stande, diejenigen Stoffe unschädlich zu machen, welche die eigentliche Ursache des Fiebers abgeben. Die halbbunkeln, feuchten Orte, wo die Sonne nicht hindringt, sind dem menschlichen Organismus gefährlich. Wenn man freilich geradezu die Sonne herausfordert, wie z. B. jener belgische Reisende, welcher als erster der von der internationalen Gesellschaft ausgesandten Pioneer in Zanzibar sein Leben lassen mußte, so kann man sich nicht wundern, daß man auch einmal von der Sonne getödtet wird. Dieser Unglückliche war eben in Zanzibar eingetroffen, hatte sich weder an die Sonne gewöhnt, noch überhaupt durch Muskelbewegung und Marschieren in dem warmen Klima sich eingelebt, da fällt ihm eines Tages nach einem opulenten Feststüd mit dem süßlichen Cherry etc.



mittags 1 Uhr das Gewehr auf den Rücken zu nehmen und ins Jagdgebiet am Strand zu laufen. Wenige Stunden darauf war er eine Fische.

Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß Stizschlag und Sonnenstich in Afrika weniger häufig vorkommen wie bei uns in manchen unserer großen Städte und bei den Norischen des Maritima während der heißen Zeit. War ich bei meinem langjährigen Aufenthalte in den Tropengebietten Ostafrikas nicht ein einziger Fall vorgekommen oder bekannt geworden. Es kommen hierbei jedenfalls noch ganz andere Momente in Betracht wie der bloße Sonnenschein. Wenn Sonnenschein hat man nicht bloß im weichen Hochlande, wie Stanley meint, sondern auch an der Küste entdecken, ohne sich irgend einer Gefahr auszusetzen, und um eine Mücke aus koppeltem Baumwollenzug geschützt tragen zu können, braucht man nicht nach dem oberen Kongo zu gehen. Man lege sich nur einmal die Matrosen auf den europäischen Schiffen im Hafen von Zanzibar an. Sogar ohne jede Abwehrkleidung arbeiten sie den ganzen Tag auf Deck des Schiffs; ja ich habe unsere deutschen Matrosen stundenlang am Strande thätig gesehen, ohne auf dem Kopfe etwas anderes zu tragen als ein durchlöcheres Strohhutchen. Es ist niemals ein Unglücksfall oder auch nur ein Unwohlsein danach zu konstatieren gewesen. Durch einen englischen Korvetten geschägt, ist der Garopder immer im Stande, sich den ganzen Tag lang der Sonne ohne able Folgen auszusetzen. Die Kanakente müssen stundenlang in der heftigsten Sonnenhitze am Strande stehen. Ich selbst und manche andere Europäer sind von morgens bis abends umhergestreut und der Jagd nachgegangen, den Kopf nur mit einem leichten Hute bedekt, ich habe mit solcher Kopfbedeckung stundenlang an der Küste sowohl wie im Innern in der Sonne zugebracht, ohne die geringsten fühlbaren Folgen. Es versteht sich von selbst, daß der Neugekommene sich nicht sofort in derselben Weise der Sonne und den Strapazen aussetzen kann wie das derjenige zu thun vermag, der längere Zeit dort gewohnt ist. Man muß sich eben einleben und einüben, bis man sonnenfest geworden ist. Wer die Sonne nicht ertragen kann oder immer einen Schirm nötig hat, der paßt nicht für Afrika.

Umwohnung wie die Sonne rufen auch Überanstrengungen, schlechte Nahrung, sogenannte Erkältungen, Mangel an Schlaf u. s. w. hervor. Diese Einflüsse können als befördernde Momente vielleicht mit in Rechnung gezogen werden, nach der Annahme, daß

in einem gesunden und kräftigen Körper die Infektionsstoffe weniger leicht Eingang finden oder sich entwickeln können, als in einem kranken und schwächlichen; aber auch das ist nur in beschränktem Maße oder für gewisse Infektionskrankheiten der Fall, bei der Malaria ist das von geringer Bedeutung häufig genug habe ich das Gegenteil beobachtet. Bei mir selbst habe ich nie einen Zusammenhang nachweisen können. Was speciell Anstrengung und Aufregung betrifft, so ist es eine allen Reisenden bekannte Thatsache, daß man bei anstrengendem Marschieren meist vom Fieber verschont bleibt oder doch nur wenig belästigt wird; daß man aber sobald man an einem Plage in Ruhe kommt, erkrankt. Hierher gehört auch — ob, wohl dabei noch andere Umstände zu berücksichtigen sind — die in mancher Beziehung räthelhafte Erscheinung, daß man sich wochenlang in ratorisch höchst ungesunden Flussniederungen auf der Flussfischjagd umhertreiben kann, ohne krank zu werden. Sobald man aber den Wagnis verläßt, sei es nach einigen Tagen oder erst nach Wochen, so kann man sicher sein von dem heftigsten Fieberanfall heim gesucht zu werden. Soviel ist aber gewiß, daß eine regelmäßige Muskelbewegung die damit verbundene energische Transpiration und überhaupt der energischere Stoffwechsel gerade für die Tropen ein sehr wichtiges Mittel ist, die Gesundheit zu erhalten.

Ebenso giebt das Wasser in den seltensten Fällen die Veranlassung zu einem Fieberanfall. Ich selbst habe viel und fast nur Wasser getrunken der verschiedensten Art und von den verschiedensten Lokalitäten: aus Teichen, Bächen, Flüssen, Regentümpeln, Wasserlöchern etc., ohne daß ich jemals Fieber danach bekommen hätte. Ich habe auch bei andern niemals das Wasser als Ursache des Fiebers nachweisen können. Anders verhält es sich mit Farniktorrhea und Dysenterie. Die Eingeborenen wissen nicht gut das schlechte und vielleicht schädliche Wasser von dem zuträglichen zu unterscheiden. Darin hat man eine gewisse Scheu. Wenn man aber nach starkem Marsch und energischer Transpiration an einen Wasserplatz kommt und den Neger mit Wohlbehagen trinken sieht, so denkt man nicht erst an Filtrieren, sondern schlürft gierig und mit Genuß das festliche Naß, welcher Art es auch sein möge. Es versteht sich von selbst, daß man auf einer Station immer nur filtrirtes Wasser gewessen wird. Das Medium, welches die verderbenbringende Keime birgt, ist die Luft, die wir atmen, und sehr häufig nur die Luft in den Räumen, in welchen wir leben. Die Infektionsherde sind in vielen

Fällen mehr oder weniger engebegrenzte Lokalitäten. Das ist von der größten praktischen Wichtigkeit sowohl für den Kaufmann, Beamten- und Plantagenbesitzer, wie für den Reisenden, der Afrika besucht. Man darf sich nicht vorstellen, daß die ganze Luft in den fieber-schwangeren Tropengebieten infektionsfähig sei. Es sind nur immer gewisse Drilichkeiten, wo sich der giftige Stoff in solcher Dichtigkeit oder solcher Beschaffenheit vorfindet, daß man durch die Einatmung von der Krankheit befallen wird. Das beweisen die verschiedensten Thatfachen. Die Insel Zanzibar hat im allgemeinen in sanitärer Beziehung einen sehr schlechten Ruf. Die alten englischen Berichte schildern das Klima als geradezu mörderisch. Ich hörte sogar, daß Lebensversicherungen früher niemanden aufgenommen hätten, der nach Zanzibar gewollt. Aber man muß wohl unterscheiden zwischen der Stadt und dem Lande. Die Stadt bietet jetzt einen so günstigen Aufenthaltsort für die Europäer, wie ihn vielleicht wenige Tropenstädte in der Lage und unter den Verhältnissen aufzuweisen haben. Die Europäer haben verhältnismäßig weniger von dem Fieber zu leiden wie die Eingeborenen, besonders die Indier. Und worin ist der Grund zu suchen? Ganzig und allein darin, daß die Europäer trockene, reuliche, geräumige, gut ventilirte und freier gelegene Wohnungen besitzen. Eine gesunde Wohnung und speciell ein gesunder Schlafrum ist das wichtigste, worauf der Europäer in den Tropen zu achten hat. Die am Stanley-Pool für Europäer errichteten Hütten aus Felsstücken, die mit Erde überworfen sind, müssen in der Regenzeit als durchaus ungesund bezeichnet werden. In den dunkligen, schmahigen, feuchten und halbdunkeln Wohnungen der Indier herrscht ein dem Europäer sofort auffallender eigentümlicher widriger Geruch, den man am besten mit dem von alter Wäsche oder Kinderzimmergeruch vergleichen kann. Auch in diesen, auf den ersten Blick nicht ungesund erscheinenden schlechtventilirten Wohnungen finden die das Fieber erzeugenden niederen Organismen ihre Existenz- und Entwicklungsbedingungen. Leute, welche in solchen Räumen schlafen werden immer von Fieberanfällen heimgesucht, sie nehmen Chinin aber Chinin ohne Erfolg, aber das Fieber ist verschwunden, sobald sie einen andern Schlafrum aufsuchen. Es giebt Europäer, die Jahre lang auf Zanzibar zubringen, ohne Fieber gehabt zu haben. Ich selbst habe, obwohl ich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes täglich mehrere Stunden auf den Plantagen mit aufhielt und an den Reichen der Vogeljagd nachging, niemals Fieber

befonnen. Andererseits konnte ich später bei den meisten Europäern, welche am Fieber zu leiden hatten, den Infektionsort nachweisen. So hatte ein Kaufmann 2 Stunden in einem dunstigen, lange verschlossen gewesenen Lagerraum arbeitende Neger beaufsichtigt — nach 8 Tagen hatte er das heftigste Fieber. Europäer welche einen Ausflugs auf die Insel gemacht und in einem arabischen Hause übernachtet hatten, litten nach 8 Tagen alle am Fieber dan oder. Ich selbst holte nur mein erstes Fieber in einer seichten Lehmgrube, nachdem ich 2 Monate auf Zanzibar und 1 Monate auf den verschiedensten Küstenplätzen zugebracht hatte. Bei mir selbst wie auch bei anderen habe ich die Beobachtung gemacht, daß ein Aufenthalt von einer halben Stunde in gewissen Räumen genügt um sich anzufühlen. Die niederen Organismen, welche die Malaria-Krankheit hervorrufen, sind in ihrer Entwicklung nicht an den Boden allein gebunden, sondern vermögen auch an allen möglichen anderen Orten zu existieren. Die Keime sind allgegenwärtig, überallhin werden sie durch den Wind verbreitet, aber es bedarf noch besonderer Verhältnisse, um sie für den Menschen gefährlich zu machen. In der trockenen Zeit sind gewisse Gebiete so gesund, daß man auf dem Boden schlafen kann, ohne nachteilige Folgen zu verspüren.

In der Regenzeit von die Keime überall zur Entwicklung kommen, auf den Hochebenen des Innern sowohl, wie an der Küste, ist man auch in sonst gesunden Gebieten mehr oder weniger einer Ansteckung ausgesetzt. Herrschen doch auch an den Hochlandseen, wie dem Kavajha, 12000 Meter (4000 Fuß) über dem Meere, sehr bosartige Fieber. Besonders gefährlich sind in diesen Gebieten die Sumpfbüschel, in denen die Karawanen zahlreiche Träger verlieren. Folgende Bedingungen sind für die Entwicklung der Keime von Wichtigkeit: die nötige Wärme, welche in den Tropen immer vorhanden ist; eine gewisse Feuchtigkeit; Stagnation der Luft; vielleicht auch Abwesenheit des direkten Sonnenlichts. Diese Bedingungen werden in vielen Fällen nicht genügend, schlecht oder nicht erfüllt, in den feuchten Zelten der Reisenden, in gewissen Stadtteilen, z. B. in sehr engen, unregelmäßigen Gassen, in den Mündungsgebieten der Flüsse, im Urwald, in feuchten, engen Thälern, in sumpfigen Niederungen, in feuchten Wäldern. So lange sich die ar. Stanley-Pr. 1 stationierten Europäer auf einer gut gelegenen Station aufhalten, bleiben sie gewöhnlich gesund; wenn sie aber in den Urwald sich zu schaffen machen oder auf die Wasserjagd gehen, werden sie

von Fieber befallen. Wir finden in der Zeit die meisten Fieberkrankten, wenn Sonnenschein und Regengüsse abwechseln und zugleich Windstillen vorhanden sind. Auf Zanzibar trat in den letzten Jahren regelmäßig im Verlaufe der heißen Zeit, im Dezember, Januar, Februar, wo sich Gewitterstürme und Windstillen einstellten, eine starke Epidemie auf. Diese Monate sind früher trockener und daher gesunder gewesen sein, während jetzt Juli, August und September die gesündesten sind. In den letzten Jahren gab die Regenzeit im Monat April, weil sie nur kurz und zugleich von starken Winden begleitet war, zu Fieber nicht so sehr Veranlassung wie früher. Ein starker und anhaltender Regen ruft besonders unter den Bewohnern der Lehmhütten Epidemien hervor, die vorzüglich nach dem eigentlichen Regen auftreten, wenn die durchfeuchteten Wohnungen wieder austrocknen.

Gewisse Gebiete im Innern der Insel und an der Küste sind sehr gefährlich, besonders wenn man die Nacht dort zubringt. Der englische Reisende Burton von einem Boot mit Matrosen, die, um Wasser aus einem kleinen Mlyse zu holen, eine Nacht im Boote schlafend zubrachten und infolge dessen alle am Fieber zu Grunde gingen. Rindvieh und Pferde sterben im Innern der Insel bald dahin. Die Fieber, welche man sich in derartigen, mit üppigem Pflanzenwuchs versehenen Niederungen holt, sind gewöhnlich sehr heftig und bösartig; sie bestehen meist in den sogenannten Gallenfiebern, die ich in der Stadt Zanzibar unter den Europäern niemals beobachtet habe. Es geht niemand ungestraft auf der Flußpferdjagd. Von allen Europäern, die in den Niederungen des Kungwi- oder Wani-Flusses gegenüber Zanzibar auch nur wenige Tage der Jagd obliegen, ist nicht ein einziger, der frei vom Fieber bleibt.

Die Feuchtigkeit, welche die Fieber erregenden Organismen zur Vermehrung bringt, braucht keine sehr große zu sein. Bei häufigem Regen ist die Luft schon so mit Wasserdampf gesättigt, daß diese Feuchtigkeit schon genügt, einen gewissen Wohnraum zu einem Infektionsherd zu machen. Man hält es oft kaum für möglich, daß in einem Schlafräume, der auf den ersten Blick gar keinen ungesunden Eindruck macht, Ansteckung erfolgen könne. Aber wenn man den Kranken das Schlafzimmer wechseln läßt, so wird das sofort klar. Der oft große Raum, der sich in manchen arabischen, von Europäern bewohnten Häusern Zanzibars an die Küche anschließt, giebt nicht selten zur Miasmenbildung Veranlassung, weil in denselben das



Epiluroasser angegossen wird. Die in solchen Räumen schlafenden portugiesischen Neger werden das Fieber nicht los.

Es bedarf keiner weiteren Erwähnung, daß ein jedes fruchtbare Gebiet des tropischen Afrika, mag es hoch oder niedrig gelegen sein, Tagende von Malariaen aufzuweisen hat, in denen der Europäer sich unfehlbar infizieren muß, wenn er dort reist, dort wohnt oder gar den Boden bearbeiten will. Die auf den Bergen von Usagara und Usigoma wohnenden französischen Missionare haben mehr vom Fieber zu leiden, als die in der Stadt Zanzibar Ansässigen. Sie steigen nach einiger Zeit von ihren „Hählen“ nach „gesunden“ Höhen herab, um sich auf Zanzibar zu erholen. Alle Flussgebiete, besonders die des Usukuma, Kigoma und Wami, bieten auch in ihrem Oberlaufe solche der Gesundheit des Europäers sehr gefährliche Malariaen in Menge.

Je größer der Infektionsherd, um so größer die Wahrscheinlichkeit, sich auch in der näheren Umgebung desselben zu infizieren. Doch ist die Gefahr durch den Wind, welcher die Keime zuführt, infiziert zu werden, sehr gering. Im andern Falle müßten zu gewissen Zeiten, wo der Wind von dem Innern der Insel Zanzibar zur Stadt weht, mehr oder weniger alle Bewohner und besonders die Europäer, am Fieber erkranken. Aber zu der Zeit ist der Gesundheitszustand gewöhnlich ein günstiger. Den besten Beweis dafür, daß nicht der Wind die Krankheit direkt zuweht, daß nicht der Boden allein die Keime sich entwickeln läßt, sondern menschliche Wohnräume häufig die Infektionsstätten abgeben, liefern vor allem die Schiffsepidemien, die ich in Zanzibar zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein gewaltiges englisches Wachtschiff, eine alte seeräuberartige Fregatte, lag 2 englische Meile vom Strande entfernt im Hafen verankert. In den Wohnräumen dieses alten baufälligen Holzschiffes entstanden in jedem Jahre böartige Fieberepidemien, und zwar in einer Zeit, wo in der Stadt das Fieber nicht stärker wie gewöhnlich herrschte. Der dritte Teil der über 200 Mann betragenden Besatzung lag zuweilen am Fieber krank darnieder. In einem Jahre, wo die Erkrankungen besonders heftig und zahlreich waren, legte man das Schiff an einen andern Platz, weil man der Ansicht war, daß der Wind, welcher von der Insel Zanzibar wehte, die Infektionsstoffe vom Lande herbeitrage. Das Verlegen des Schiffes hatte nicht den geringsten Erfolg. Dann meinte man wieder, die Mannschaft müsse sich das Fieber beim Umlauf vom Lande geholt haben, aber in der Stadt sowohl wie

außerhalb derselben litten weder Europäer noch Eingeborene in außergewöhnlichem Maße. Ich hatte schon damals meine Ansicht dahin geäußert, daß in den Schlafströmen selbst die Ursache gesucht werden müsse und man überzeugte sich auch schließlich davon. Die Epidemien traten nämlich während des starken Regens auf, wo die Fenster des Schlafes geschlossen bleiben mußten. Da das Atrium nicht mehr dicht war, so waren die Holzwände der Schlafräume wie mit kleinen Thautropfen überzogen; dabei ungenügende Ventilation und viele Menschen in einem Raume zusammen. In der Schlafräumen der Mannschaften waren die Extraktionen am zahlreichsten, aber auch in den Einzelzellen der Offiziere stellten sich dieselben ein. Ich habe ferner auch noch Gelegenheit gehabt, aus französischen Kriegsschiffen ähnliche, zum Theil noch auffallendere Malaria-Epidemien zu beobachten.

Welche Nuthenwendungen ergeben sich hieraus für den Kaufmann, Kolonisten und Reisenden? Man achte vor allem auf den Platz, auf dem man sein Haus, seine Hütte oder sein Zelt errichten wird. Man spare nicht auf Kosten einer gesundheitsgemäßen Einrichtung, denn das zweckmäßige Haus und besonders das gesunde Schlafgemach ist das wichtigste, um gesund zu bleiben. Der Reisende sehe vor allem darauf, ein zweckentsprechendes Zelt mitzunehmen, auch wenn er einige Träger deshalb mehr engagieren muß. Unter einem gefunden Zelte verstehe ich ein solches mit doppeltem Dach; das obere muß aus regendichtem Stoff bestehen und weit über die Zeltwände vorspringen. Das Zeltuch ist bei nassem Wetter in einem regendichten Sack zu tragen, an schönen Tagen soll man es frei von der Sonne beschneiden lassen. In der Regenzeit werde man es, unter Bäumen oder doch unter dichterem Laubwerk zu lagern, der Aufenthalt in Wind und Regen ist gesünder, als der in dunstigen Stellen, wo die Luft sich weniger erneuert. In der trockenen Zeit mag man das Zelt unter Bäumen aufschlagen, wenn zugleich der Boden trocken und ohne modrende Substanzen ist, aber hat man nur die Wahl zwischen baumlosem Terrain und feuchtem Wald, so wähle man das erstere. Es ist besser im ärgsten Sonnenrande und Sande als in der dunstigen Waldbluft. Bei Tage kann man sich allerdings in einem solchen freistehenden Zelte nicht aufhalten, wenigstens nicht in der Stube von 9-4. Da man läßt man sich eine auf Stangen ruhende Überdachung von Gras oder Laubwerk herichten, welche die Regen in der kürzesten Zeit herzustellen können.

Man kann sicher sein, daß man in einem solchen auf trockenem Boden fichernden Zelte das den Tag über von der Sonne beschienene ist und in dessen Innerem sich eine Temperatur bis 40° C. entwickelt hat, des Nachts nicht mehr von Insekten umschwärmt wird. Die trockenen und heißen Gebiete Afrikas sind dem Europäer untrüglichlicher als die feuchten und kühleren.

Was die Hütte oder das Haus betrifft, so errichte man sie wo möglich auf einem freien von der Sonne beschienenen Platze, den der Wind bestreichen kann. Viele große schattengebende Bäume, welche die Feuchtigkeitzuhalten und die Lufterneuerung erschweren, dulde man nicht in nächster Nähe. Man lasse die schnell austrocknende und damit desinfizierende Kraft der Tropensonne ungeschwächt wirken, was besonders bei Strohdächern von Wichtigkeit ist. Im Inneren einer mit Strohdach bedeckten Lehmhütte ist es sehr kühl, wenn das Dach nur genügend hoch ist und man einen seitlichen Spielraum zum Durchstreichen des Windes läßt (scheinbarartig). Den Fußboden bilde eine halbfußdicke, aus Asche und Lehm zusammen- gemengte Schicht, welche festgestampft wird. Man achte darauf, das Innere so einzurichten, daß der Schlafraum nicht nach der Regen- seite zu liegen kommt. Die Fenster sollen so angebracht sein, daß möglichst viel Frischzug entsteht. Die Strohdächer der Lehmhütten oder Blockhäuser sollen weit vorspringen, damit die Wände möglichst von Feuchtigkeit verschont bleiben. In der Regenzeit hat man die Wände durch eine aus Gras oder Palmblättern gestrichene Wand zu schützen, die bei Sonnenschein weggesetzt wird. Aus dem Schlaf- raum lasse man alles, was nicht unbedingt notwendig ist fort. Das Waschen und Baden nehme man nicht im Schlafraum vor, auch die schmutzige Wäsche hebe man nicht in diesem auf. Wenn möglich, lasse man die Wände. Der Reisende ist natürlich nicht immer in der Lage, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Wohnt er während der Regenzeit in einem Zelte, so ist eine Durchfeuchtung der Wände kaum zu vermeiden. Auf einer Station kann man aber die wesentlichen Bedingungen. Auswahl eines guten Platzes für das Haus, Trockenheit, Ventilation, Reinlichkeit — in der Regel erfüllen.

Was die Schuhe anlangt, welche nicht selten in den Bluth- und Sandungen oder Klüften selbst verunstaltet werden, so sind alle an- gebliche Holzschuhe durchaus ungeeignet, um eine größere Anzahl Euro- päer unterzubringen. Hier sind die oben angeführten Bedingungen

kann zu erfüllen. Bei jedem Fieber, von dem man befallen wird, achte man vor allem auf die Orte, in denen man sich tags aufhält oder nachts schläft. Hat man Chinin frühzeitig und in richtiger Weise angewandt und wird trotzdem von Rückfällen heimgesucht, so ist die Gewißheit vorhanden daß man sich in einer bestimmten Isolität immer wieder von neuem infiziert, sei es nun in der eigenen Wohnung oder an dem Ort, wo man während des Tages beschäftigt ist.

Was das Fieber selbst anbetrifft, so will ich hier nur zur Beruhigung aller derer, welche afrikanische Tropengebiete besuchen, anführen, daß, wenn man versteht das Chinin richtig anzuwenden, dasselbe ein fast unfehlbares Mittel ist. Die zweckentsprechende Anwendung ist aber in manchen Fällen nur dem Arzt möglich, zumal in den Tropengegenden nicht nur die einem jeden der dort gelebt hat, wohlbekannten charakteristischen Fieberanfälle, sondern auch noch eine Menge anderer versterkter Malaria-Krankheiten sich finden, welche unter dem Bilde verschiedener Organerkrankungen verlaufen und, wenn sie nicht rechtzeitig erkannt werden, nicht minder gefährlich sind wie jene. 205) Personen welche außer 400 Europäern meist Indier und Gwanen waren habe ich während meines Aufenthaltes auf Zanzibar als Malaria-Kranke behandelt. Einer unter diesen ist gestorben, ein Europäer, der lange Zeit in Sadamentka gelebt hatte und noch mit einem andern Leiden behaftet war. Vier andere Fälle, welche tödlich verliefen, muß ich besonders erwähnen: Sie betrafen Europäer, welche bereits auf Madagaskar erkrankt, die ganze Seefahrt über ohne Behandlung gewesen waren und in bewußtlosem Zustande in das französische Hospital auf Zanzibar gebracht wurden. Ein fester Todesfall betraf einen französischen Contre-Admiral, der lieber sterben als sich entziehen mochte, eine, wie er meinte, für den Körper so schädliche Eubstanz wie Chinin zu sich zu nehmen.

Unter jenen 2050 Patienten befanden sich viele Reisende und Kaufleute, welche sich nicht auf Zanzibar infiziert hatten, sondern von den verschiedensten Teilen der Küste von Mozambique, Madagaskar und aus dem Innern Afrikas — nicht wenige aus Ulagata — die Krankheit mitgebracht hatten. Es muß ferner eine große Beruhigung für den in Afrika lebenden Europäer sein, zu wissen daß der erste Anfall niemals mit dem Tode endet, und daß, wenn man sofort bei dem ersten Unwohlsein die nötigen Maßregeln ergreift, selten Gefahr für das Leben vorhanden ist. Ich habe sehr bösartige Fieber

beobachten können, in denen — und das ist schon eine große Annahme — mit dem Beginn des ersten Anfalles der Malaria bewußtlos zusammenbrach, oder auch bei so heftigem ersten Anfalle trat niemals der Tod ein. Besonders die französischen Ärzte haben die Gewohnheit, alle Fieberkranke zunächst mit Brechmitteln und Abführmitteln zu behandeln. Der Organismus erträgt allerdings eine solche Behandlung in vielen Fällen, in vielen Fällen aber auch nicht. Die Mittel schwächen den Patienten und verursachen oft einen nachtheiligen Zeitverlust für die Anwendung des Chinin. Dieses Medicament, zu rechter Zeit und in der richtigen Weise und Stärke gegeben, führt fast in allen Fällen sicher und schnell die Genesung herbei.

Fassen wir noch einmal kurz die Punkte zusammen, welche für alle Gebiete des tropischen Afrika in Bezug auf die sanitären Verhältnisse maßgebend sind, so ergeben sich folgende:

1. Fiebermiasmen finden sich in allen niedrigen wie hochgelegenen Lokalitäten, welche die zur Entwicklung notwendigen Bedingungen erfüllen.

2. In den fruchtbaren, feuchten, wasserreichen, eine üppige Vegetation und viel vegetabilische Zersetzungsprodukte führenden Gebieten ist das Malariagift immer in Gefahr bringender Weise vorhanden.

3. In der Regenzeit ist jeder Boden mehr oder weniger für die Entwicklung des Malariagiftes geeignet.

4. Gesunde und ungesunde Lokalitäten befinden sich oft unweit nebeneinander.

5. Auch die Wohnungen können Infektionsorte für die Malaria bilden.

6. Eine trockene, gut gelegene Wohnung ist die erste Bedingung für die Erhaltung der Gesundheit im tropischen Afrika.

7. Unter günstigen Verhältnissen und unter gewissen Bedingungen kann der Europäer jahrelang ohne Schaden für seine Gesundheit auch in Malaria-gebieten aushalten.

8. In der günstigsten Lage befanden sich die Missionare und die Leiter von Etappenstationen, auch der Kaufmann, wenn er nicht selbst reist, sondern sich die Waren bringen läßt. Weniger günstig liegen die Verhältnisse für den Plantagenverwalter, noch ungünstiger für den Jägersden und am ungünstigsten für den selbstthätigen Landmann.



Ich hoffe, daß es auch dem nicht medicinisch gebildeten Leser klar geworden ist, was gesund und ungesund heißt im tropischen Afrika. Wenn er in den Beträgen liest von dem gesunden Klima Inner-Afrikas im allgemeinen oder gewisser Bezirke im besonderen wenn ihm ein Mann präsentiert wird, der nach zehnjährigem Aufenthalt in Afrika gesund heimgekehrt ist, oder wenn er hört, daß ein anderer gleich nach seiner Ankunft im Innern gestorben sei, so wird er, hoffe ich, nunmehr wissen, was er davon zu halten hat und welche Schlüsse er ziehen und nicht ziehen darf.

Es werden sich gewiß manche Irrthümer in der Zukunft durch die Redensart durch Entwässerung und durch rationelle Pflege der Waldvegetation in gesundheitlicher Beziehung verbessern lassen, ohne der Fruchtbarkeit zu großen Eintrag zu thun, dennoch wird die Malaria immer das Haupthindernis für die Wasserkult des Eurojäers in Afrika bleiben.

Soweit Dr. Zischer Ergänzt und bestätigt wurden seine Mittheilungen durch die „Erfahrungen über Ostafrika in Klimatologischer und hygienischer Beziehung“, welche Kurt Toppert aus Hamburg in der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (Sigung vom 21. September 1886) vortrug. Die Deutsche Kolonialzeitung 1886, S. 764 schreibt darüber:

Allgemein wird behauptet, daß das Klima an der Ostküste des tropischen Afrikas besser ist als das der Westküste, und dieses ist auch nicht zu bestreiten. An der Ostküste haben wir einige fieberfreie Pläze, so Brava, Morla und Maldischu an der Somalküste. Die Vertreter des Hauses Hansing u. Co. in Zanabar haben hier jahrelange Erfahrungen gemacht und sich stets im Wohlfühlen gefunden. Die Städte liegen dicht am Meer auf der Düne, die sich an der Rückseite bis zur Höhe von ca 2—30 Fuß erhebt und die Aussicht nach dem Innern des Landes absperret. Das Trinkwasser ist allerdings schlecht und bräsig und erzeugt Verdauungsbeschwerden, wegen Eingewanderte und Eingeborene fortwährend Arzneien gebrauchen. Wenn einen ein Armer dort um eine milde Wabe anspricht, so vllagt er hinzuzufügen: „um ein Abführungsmittel zu kaufen“. — Das hinter der Düne liegende Thal des Wobbt soll sehr fruchtbar, aber auch furchtbar wegen seines Fiebers sein. Auch Lamu, Witu und Mombassa sind als relativ gesund bekannt; dagegen gelten die südlicheren Pläze Bagamono, Migao und Kilua als sehr gefährlich. Die Stadt Zanabar gut bei den dortigen

Europäern für sehr gesund, und erfreuen sich manche derselben bei einer geordneten und regelmäßigen Lebensweise, nachdem das Acclimatisationsfieber überstanden, einer fast dauernden Gesundheit.<sup>\*)</sup> Im Innern von Ostafrika scheint nach Loppens eigenen Erfahrungen, sowie nach Berichten von Reisenden und Missionaren der Europäer durch das Klima viel zu leiden, was zum Teil schon durch die strapazierende Reise bedingt wird, welche der Keim zu Krankheiten legt. Tabora besonders ist als einer der gefährlichsten Plätze zu bezeichnen. Allerdings ist seine Lage auch eine sehr unangenehme. In eine weit rings von Hügelketten begrenzte Ebene hineingebaut, steht die Stadt während der Regenzeit zum Teil unter Wasser und ist der Boden so weich, daß schlecht fundamentierte Häuser alsdann fast tief in den Erdboden einsinken. Die französischen Missionare, welche so häufig in Tabora gewohnt haben, konnten das Klima bald nicht ertragen und haben sich jetzt auf einem der benachbarten Höhenzüge angesiedelt. Töppen selbst hat in Tabora schwere Fieber durchgemacht und sein Kollege Harders ist — wie bekannt — dort dem Fieber leider erlegen. — Indier Araber und Schwarze leiden im ganzen ebenso, ja aber noch mehr durch das Klima, als der Europäer, und liegt das auch zum Teil an den schlechteren äußeren Lebensbedingungen.

Wegen der Bedeutung des Somallandes fügen wir nach Dr. Julius Hann (Klimatologie, 1883), resp. nach Hagenmacher einiges über das Klima dieses Landes hinzu.

Am der Somalküste fallen (nach Hagenmacher) Winterregen (Dezember bis Ende März), die nicht tropischen Charakter tragen, sondern mehr laubregentartig nach kurzer Gewittern auftreten. Die Regen im Hochlande beginnen Ende März. Vom Juli bis Oktober sind die Regen spärlich oder lokal, der Himmel ist aber bewölkt. Diese Zeit heißt „Daga“. Vom Oktober bis November fallen die Regen mehr im westlichen Teile des Landes, vom November bis Januar im Ostosten. Für das Hochland sind die Monate Januar bis Ende März die Trockenzeit, sein Sommer „Djilal“, während im Tieflande Regen fällt. Auch die Insel Sokotra hat zwei Regen-

<sup>\*)</sup> Nach einem andern Beobachter Beob. läßt sich allerdings durch gewöhnliche Lebensweise der Schiffsleute bei Ostafrika kein solches von Krankheit sehr merklich befreiten. Man kann allerdings einige Jahre dort verhalten, aber bald die Gefahr ist für den Drang des Europäers eine Gefährdung, wenn er nicht bald notwendig wieder erkrankt bleiben soll.

zeiten, im Juni und im Januar. Auf den Bergen dieser Insel ist das Klima gesund, aber in den Niederungen herrschen Fieber, namentlich während der Monsunwechsel.

Das nördliche Somalland hat also zwei Regenzeiten, eine große vom April bis Juli und eine kleinere vom Oktober bis Dezember. In der Gegend des Auators, in den Gallaländern, beginnt die erste Regenzeit im April und währt bis Ende Juni, die zweite fällt auf September und Oktober.

## Das Reich Schoa und dessen Bewohner.

Grenzen. — Das Heer. — Der König. — Das Christenthum der Schoaer  
Literatur. — Entlegener Aberglaube und stilkliche Verfassung.

Als Schoa bezeichnet man im weiteren Sinne das ganze Hochland, welches begrenzt wird im Osten von der Adalwüste, im Süden vom Gamasch, im Westen vom Abal (Blauen Fluß) und im Norden von mohammedanischen Gallastämmen. Im engeren Sinne begreift es den westlichen Theil dieses Hochlandes, das im Osten, gegen die Adalwüste hin, den Namen Gfat trägt; zu diesem letzteren gehört auch Argobba, das von Mohammedanern bewohnte Niederland. Sowohl Schoa wie Gfat haben sehr fruchtbaren Boden und herrliches Klima; Krapf schätzt die ganze Bewohnerzahl auf etwa eine Million.

Der König regierte unumschränkt. Er war der einzige Herr und Meister des Landes, ihm gehörte Leben und Gut seiner Unterthanen, und viele Streitigkeiten schlichtete er persönlich. Das höchste Gericht wird von den „vier Säulen des Reichs“, d. h. vier Richtern, gebildet. Sahela Selassi hatte kein stehendes Heer, sondern nur einige hundert bewaffnete Knechte; zu Kriegszügen mußte jeder Statthalter einen Beitrag stellen, und die ganze bewaffnete Macht konnte auf 30- bis 50000 Mann gebracht werden, von denen aber nur etwa 1000 mit Hlinten die übrigen mit Lanzen, Schild und Schwert bewaffnet waren.

Die Mehrzahl der Schoaer bekennt sich zum Christenthum, nach der Form der koptischen Kirche in Aegypten von welcher die abessinische Kirche eine Abtheilung bildet. In jüdichen Theile sind viele

Mohammedaner, im Süden heidnische Galla. Die Kirchenverfassung ist bischöflich. Den obersten Bischof den Abuna, d. h. unser Vater, ernannt seit etwa 1280 der koptische Patriarch in Ägypten. Der Abuna ordinirt die Priester und Diakone, fällt den König und regiert die Kirche in Gemeinschaft mit dem Etschege, Oberhaupt der zahlreichen Mönche. Der zu Ordinerende muß lesen und des niederrheinischen Glaubensbekenntnis herfagen können; der Abuna bläst ihn an, legt ihm die Hände auf, segnet und bekrenzt ihn, und bekommt dann als Gehlür zwei Salzfaße. Nach der Einweihung dürfen die Priester nicht mehr heiraten, behalten aber die Frau, welche sie einmal haben. Sie lesen lange Vitanen und müssen neben dem Gesangbuch alle Psalmen auswendig lernen. Die Paltera, welche die gelehrte Klasse bilden, Schulunterricht erteilen, Bücher abschreiben und wohl auch beim Kirchendienst behilflich sind, werden nicht ordinirt; ebensowenig die Kirchenvorsteher, Alfas, welche zwischen Staat und Kirche vermitteln.

Die Literatur der Abessinier umfaßt etwa anderthalbhundert Bücher, wovon manche nur Übersetzungen griechischer Kirchenväter sind. Sie werden in vier Teile oder Subarotf geteilt; die beiden ersten umfassen das alte und neue Testament; der dritte umfaßt die Bücher der Kils, d. h. vollkommenen Meister, z. B. die Werke des Chrysostomus; der vierte die Schriften der Heiligen und Mönche. Wichtig ist, daß die Abessinier die Bibel in der alten äthiopischen (Gheez-) Sprache und jetzt auch im Amharischen besitzen. Sie stellen die Apokryphen den kanonischen Büchern gleich und halten überhaupt die Tradition der Kirchenlehrer für gleichberechtigt mit dem geschriebenen Worte der Apostel und Propheten. Sie haben sehr viele Heiligen; die Maria spielt eine große Rolle, der Aberglaube ist so dick wie nur möglich, und kindische Spitzfindigkeiten, von welchen überhaupt die Dogmengeschichte der Jahrhunderte wimmelt, und mit denen so viele Menschen sich Kopf und Zeit verdorben haben, sind in Habesch sehr arg im Schwange. Die Maria ist z. B. für die Sünden der Welt gestorben und hat wohlgezählt 144 000 Seelen gerettet. Die Kinder werden weiß geboren wie Milch. Der Mensch hat schon vor der Geburt Erkenntnis und Thätigkeit. Die Priester können, freilich nur wenn sie sehr gut dafür bezahlt werden, andere von ihren Sünden durch Beten und Fasten befreien. In dem langen und argen Jont der Kirche über das Dogma vom Ausgang des „heiligen Geistes“ haben sich die Abessinier für den Ausgang

vom Vater entschieden, auch sind sie Monophysiten, d. h. sie nehmen nur eine Natur und einen Willen in Christo an.

Lächerlich sind auch die Fäntereien über die Lehre von den drei Geburten, welche seit länger als sechzig Jahren dauern. Ein Mensch in Gondar behauptete, die Taufe oder Salbung Christi mit dem heiligen Geist im Jordan sei eine dritte Geburt gewesen. Der Sohn Gottes, geboren vom Vater von Ewigkeit — erste Geburt, — wurde Mensch in der Zeit, — zweite Geburt, — und getauft im Jordan, — dritte Geburt. Diese Lehre wurde in Schoa, nach langem Kampfe mit den Anhängern zweier Geburten in Christo, durch die Entscheidung des Königs Sahela Selassie zur Kirchenlehre erhoben, alle Priester, welche nicht an die redekretierte Lehre von den drei Geburten glauben wollten, wurden 1841 abgesetzt; unter Sang und Klang zogen die Kiferer in die Kirche, reinigten sie von den Aekern, d. h. hier den Altgläubigen, und drangen auch auf eine noch gesteigerte Verehrung der Maria und der Heiligen. Die besiegte Partei wandte sich an den Abama in Gondar, welcher sie in Schutz nahm und dem Könige von Schoa mit Krieg drohte.

Durch Kaiser Theodoros von Aethiopien, der das Land eroberte, ist nun wieder der alte Glaube von den zwei Geburten herrschend geworden, aber seine Gegner brandmarken ihn als „Messerglauben“, weil er die dritte Geburt abgeschnitten habe! —

Überhaupt leben die christlichen Abessinier in einer ständigen Verhumpfung. Sie haben neun Monate im Jahre Fasten, und dazu kommen die vielen Festtage der „Heiligen“, an denen lediglich gefaulenzt und wild gelebt wird. Unverheiratete Leute dürfen nicht zum Abendmahl gehen, wohl aber Kinder. Bei der Kommunion wird Weizenbrot mit Traubensaft vermischt und in einem Löffel dargereicht. Für solche Spenden an den Priester kann man Seelen der Verstorbenen aus der Hölle erlösen; bei der darauf bezüglichen Feierlichkeit wird viel Bier und Honigwein getrunken. Je mehr dem Priester gegeben wird, umso mehr preist er den Verstorbenen selig, und hebet ihn aus der Qual heraus. Das abessinische Christenthum ist auf seine Wesenheit kaum eine moralische Wirkung; alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Mohammedaner viel ehrenwertere Leute seien. Grobe Unsitlichkeit ist auch bei Priestern und Mönchen an der Tagesordnung; selten ist jemand frei von einer gewissen schlechten Krankheit. Die Kirche gebietet Unweiberei, aber der fromme Abama, welcher das Dogma von den drei Geburten Christi dekretierte, hatte



Kloß — 500 Frauen! Doch seine Priester lobten ihn, obwohl er jede schöne Frau im Lande als sein Eigentum betrachtete. Der Aberglauben hat auch seine eigentlichen Seiten. Der heilige Wragawi wurde an Schwanz einer Schlange auf den Felsen Danno in T're hinaufgezogen. Der heilige Samuel ritt nur auf Löwen; ein anderer wunderlicher Reisender schwamm auf einer Haut über das Rote Meer. Wenn es beim Sonnenschein regnet, dann wird ein Tiger oder eine Hyäne geboren; ein hinter Leopard entsteht, wenn die Wolken buntfarbig aussehen. Eine das Hums mahlende Nachtule deutet an, daß eine Frau bald gebären werde; die Adlermaas erzeugt Kopfschmerzen. Das Klaffen der Alche, das Tragen einer blauebenen Schnur am Halse, Fasten und Almosengeben sind Hauptlachen des abessinischen Christentums.

Karl Ambree.

Die Expeditionen Burton's und Speke's. II 2

## Der abessinische Badeort Wansage.

Unser Weg führte über Wansage einem der bedeutendsten Bäder des Abessinens am Gharara Fluß gelegen.

Die heiße Quelle entspringt auf dem linken Ufer des genannten Flusses in einer Höhe von 2-3 m aus der Erde, und fällt ein vom Negus Theodor errichtetes Bassin mit seinem + 37° C. warmen Wasser. Über dem Bassin ist eine Hütte errichtet, und die hier ihre „Kur“ almachenden Abessinier tummeln sich den ganzen Tag lang im Wasser herum. Oft kommt es zwischen den Kurgästen zu Streitigkeiten, zumal wenn einer länger, als ihm erlaubt ist, Bader genommen haben soll. So hört man von früh bis spät die drüllende, Lüne der Streitenden und die Klagelieder der Weiber und Kinder, die häufig bei dieser Gelegenheit Prügel bekommen.

Es gehen nach Wansage Kranke aller Art und da es wenige Abessinier gibt, die nicht an einer gewissen galanten Krankheit litten, so sieht man meistens nur Putzanten, die gegen diese nach ihre Folgen hier Heilung zu finden glauben. Gewöhnlich bleiben die Kranken sieben Stunden lang im Wasser. Die Kurgäste wohnen in kleinen, louscheu Hütten, welche, aus Stroh erbaut, sehr an Fischbänke

erinnern. Auf einem Hügel ist die königliche Villa erbaut, aus zwei bis drei größeren Zokuls bestehend. Der Negus Johannes liebt es sehr, nach Art der europäischen Kisten hier Bäder zu nehmen.

Näher der in einer Höhe von zwei bis drei Metern entspringenden heißen Quelle, namens Tischerlod, ist hier noch eine andere, unmittelbar am Gumara-Flusse, die dem heiligen Tekla Harmanot geweiht ist, und deren Temperatur nur  $+ 32^{\circ}$  C. beträgt. Hier baden nur die schwer Erkrankten.

Wanfage ist der einzige Ort Abessinien's, wo ich öffentliche Baderhäuser, eigentlich Glashäuser, zu sehen Gelegenheit fand. Gewöhnlich bleibt der Abessinier zu Hause und bereitet sich sein Getränk, sei es Mirissa oder Tetsch selbst. Wanfage dagegen erinnert auch in dieser Hinsicht an unsere Bäder. Nachts herrscht ein künstlicher Lärm, der mit Frauengesang, Pandellatschen u. untermischt die eigentliche Bademusik ausmacht. Die im Gumara hausenden Riesenfrösche sorgen für eine harmonische Begleitung, welche mit dem La-Geschrei der Esel und Maultiere erst spät nach Mitternacht endet.

#### Siedrr.

(Bericht über seine Expedition nach Abessinien. Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. Berlin, 1881. III. 1. Heft.)

## Massua.

Charakter und Lebensart der Bewohner. — Klima. — Handelsgewohnheiten der Abessinier. — Vorgänge der heiligen Mohammedaner.

Massua (dies ist die richtige Aussprache, nicht Massara, in der Landesprache Basä) hat die gleiche Lage auf einer Insel wie Suakin und Agig, und verdankt wie diese seinen Ursprung den fremden Handelsleuten aus allen Welttheilen, die von diesem sichern Anhaltsplatze aus den Handel mit dem Festlande versuchten. Die Bevölkerung, obgleich mit eingewanderten Hindi, Mogrebi, Gallas u. s. w. vermischt, hat den Grundton der Bedny immer beibehalten, deren Sprache, durch das Arabische viel bereichert, in Massua stets herrschend geblieben ist, wie ihre Sitten und ihr Charakter in den Grundzügen auf der Insel im ganzen immer bewahrt blieben. Wie

liberal, glauben sich auch hier die Staditeute von Massua den Land-  
leuten durch seine Sitten überlegen, und Pechuy ist bei ihnen fast ein  
Schmuckname. Der Familienstolz ist so groß, daß erst die Ver-  
erbung der letzten Zeiten ein Mitglied einer alten hiesigen Familie  
nötigen konnte, um Pohn zu arbeiten, während sonst immer die ganze  
Stadt für die Schulden eines einzelnen entstand. Der Adel ist kein  
Privilegium der Europäer; die Verwandten des Naib und die Belou  
überhaupt, so elend sie geworden sind, glauben sich doch immer besser  
als andere Menschenkinder.

Der Volkstamm hat im ganzen durch die vielfache Massen-  
vermischung an Schönheit gewonnen; er besitzt ein edles Profil und  
ist in der Farbe viel heller als die Biduan. Die Physiognomie ist,  
wie bei dem Abessinier, ganz kaukasisch. Die Männer haben in ihrem  
Gesicht einen Ausdruck von Weichlichkeit, Friedfertigkeit, der ihrem  
Charakter vollständig entspricht; wirklich haben die Araber von den  
Eingeborenen der Stadt nichts zu fürchten, sie sind vielmehr die  
Wölfe unter den Schafen. Eine Klinte in die Hand zu nehmen, ist  
bei den Stadtbewohnern schon eine große Sache, sie sind Friedens-  
freunde, in allen ihren Verhältnissen mäßig, ruhig, von einem feinen  
Ton; es fehlt ihnen nichts als Energie.

Man findet hier gute Handwerker, besonders von indischer Ab-  
stammung, sie lernen den Europäern mit Leichtigkeit ihre Kunst ab,  
denken aber nie an eigene Erfindung. Es werden hier sehr schöne,  
solide Waren gebaut, die Maurer und Zimmerleute arbeiten mit  
vieler Geschicklichkeit und Schnelligkeit; man dreht sehr hübsche  
Gefäße aus Büffelhörnern und arbeitet nicht übel in Eisen, die  
Frauen flechten die niedrigsten Körbe und Gefäße, die oft wasserdicht  
sind. An Kunsttalent mangelt es nicht, doch bleibt man beim Her-  
gebrachten stehen.

Die Hauptbeschäftigung der Stadt ist der Handel, besonders mit  
den Karawanen, für welche die Staditeute als Kommissionäre fun-  
gieren. Es soll hier früher sehr reiche Konvente gegeben haben;  
aber durch die Habnucht der Paschas, durch eigene Großthaterei und  
Verschwendung sind sie herabgekommen. An Habsucht und Schacher-  
geist fehlt es nicht, und in dieser Beziehung verleugnen sie den  
jehutischen Charakter nicht; aber der Familienstolz, der auch in der  
jetzigen Armuth rege bleibt, verhindert die Leute, sich wider empor-  
zurauen. Der alte Reichtum ist fort, aber die schönen Seiden-  
gegenstände werden nicht abgelegt, und die Hausfrau wird noch immer

als eine Pausse. Betrachtet, für welche eine Sklavin arbeiten muß. Urtheilt man nach dem äußern Aussehen, so glaubt man sich unter großen Mühsen, die Stolz und Verschwendung, nicht aber Thätigkeit von ihren Vätern geerbt haben.

Die Gesänge der Stadtbewohner sind fast nur religiös und haben einen gesittlichen Reiz. Ihre Gebete sind die des Islams, doch sehr lang, besonders das Gebet der Aetha, das fast gesungen wird und nur zu sehr an den Rosenkranz erinnert, dessen Stelle es seit 500 Jahren vertritt. Außerdem sind für alle Gelegenheiten, Feste, Hochzeiten etc. Gesänge üblich, in feierlichen, erhabenen Tönen von wohlklingenden Stimmen vorgetragen: ein Chor, der nur oft das Herz erschütterte.

Die Religion erscheint hier viel lebenswürdiger als im übrigen Orient, und der arabische Fanatismus ist fast unbekannt. Schimpfwörter verbietet der gute Ton, der hier herrscht, das tägliche Brot von Aegypten wird hier nicht gegessen, und die arabische Rohheit habe ich zu meinem Troste in Mafsa nicht gefunden. Alles ist stillschweigend, friedlich, fast weichlich in allem mäßig, ohne Ueberschuss im Guten noch Bösen; der schlechte Charakter bleibt verhilft und bricht nur selten vollkommen hervor. Aber auch mangelhafte Offenheit ist selten, schmeicheleiche Falschheit im Grunde, in des hiesigen Volkscharakters. Hingebung und Aufopferung für den Nächsten, Treue bis zum Tode muß man hier nicht erwarten: der Mangel an energischer Menschlichkeit läßt ebensowenig Tugenden als Laster aufkommen und wird zu einem vorsichtigen, gemäßigten Egoismus.

Die Bewohner leben von Fleisch, Meis Durra, Milch und Kaffee. Geistige Getränke sind meist nur unter den Soldaten beliebt. Die Kleidung besteht in einem gekürzten Fata um die Lenden einer seidenen Weste und einem langen weißen Hemde; den Farbusch tragen nur die Tärken; dagegen setzt man eine Takkis auf, ein festes Luntgewebtes Käppchen, um das man die Mousseline wickelt.

Die Bewohner Mafsas habe ich auf kaum 5000 geschätzt, von denen viele die Nacht in ihren Häusern auf dem Festlande zubringen. Doch wird diese Zahl im Sommer durch die Karawanen wohl verdoppelt. Da der Handel die Stadt ernährt, ist die Zahl der feineren Magazins groß, sie sind aber meist sehr eng und klein und bestehen mit wenig Ausnahmen nur aus einem Erdgeschos. Als Wohnungen dienen fast nur Strohhäuser, die von denen der Beduan kaum verschieden sind.

Das Urtheil, welches Bruce über das Klima fällt, ist bekanntlich gar nicht schmeichelhaft; doch ist mir sein Krankheitsregister nach einem einjährigen Aufenthalte nachgerade komisch vorgekommen. Dysenterieen und Ophthalmieen sind selten, Fieber kommen nur in der Regenzeit vor und sind nie sehr ernstlich. Ich hatte einmal ein Landesfieber, das nach drei Tagen ohne alles Zuthun der Kunst aufhörte. Die Hitze des Sommers ist nicht ungesund, wenn sie auch schwächt und den Appetit raubt.

Die Sommerzeit dauert wie in Europa von März bis Oktober, wird aber fast jedes Jahr durch einen starken Augustregen unterbrochen. Im Sommer habe ich im Schatten bis  $+ 40^{\circ}$  R. beobachtet und  $+ 35^{\circ}$  sind ganz gewöhnlich in der Nacht wie am Tage. Doch wird die Hitze durch die herrschenden Seewinde gemildert. Die Nächte sind nicht so feucht wie in Aegypten, und ich habe nie nachtheilige Folgen verspürt wenn ich im Freien schlief.

Der Beginn der Regenzeit verzögert sich jenseits der Küstenkette, je weiter man nordwärts geht. Sie tritt in Abessinien schon im April ein und dauert bis zum Juli; bei den Begos dauert sie vom Juni bis September; bei den Gabab vom August bis Oktober; dagegen beginnt sie in den Vorbergen Massuas erst im September und dauert bis zum Januar, und in Massua selbst tritt sie im November ein. Hier regnet es gewöhnlich in der Nacht und sehr stark. Was für uns nicht sehr angenehm ist, wird für die Eingeborenen ein Fest; alles eilt ins Freie, um die erste Kühle nach heißen Sommertagen zu genießen und freut sich der frischen neuen Lust. Das Festland das im Sommer dürr und wüst liegt, bedeckt sich plötzlich mit reichlichem Grün, die Herden, die im Sommer in den Bergen bleiben, steigen mit dem ersten Regen in die Ebene hinab, die nach kurzer Frist dem Auge das Bild einer vegetationsreichen, von Tausenden von Kamelen, Kühen und Ziegen durchzogenen belebten Prairie bietet.

Sieh Bl. d. auf die Karte schon zeigt, daß Massua eine sehr wichtige Stellung im Handel des südlichen Roten Meeres einnehmen muß. Es ist der natürliche Nordhafen von Abessinien, und liegt dem Jemen, dem Lande des Kaffees, gegenüber, kaum zwei Tagesreisen davon entfernt. Auch von Djidda ist der Weg nicht weit; er führt über die Inseln von Dohala, die natürlich einen großen Theil ihrer Meerprodukte auf den Markt von Massua abgeben. Die Ebene zwischen dem Meere und dem Plateau Abessiniens, die unter dem



Namen Sambar bekannt ist, hat auch Erzeugnisse (Gummi, Sena, Butter, Schmalz und Häute), die für den Zwischenhandel des Roten Meeres nicht ohne Wichtigkeit sind. Endlich besteht eine sichere und angenehme Karavankenstraße vom Sennar und Tatta nach Massua, so daß es im Stande ist, einen großen Theil der Produkte jener Länder, das Elfenbein, die Hippopotammuszähne, die Lamariade zu empfangen.

Die Waren, die von den Abessinern nach Massua gebracht werden, sind meistens Produkte der Gallaländer, so der gute Kaffee, das Gold, das weiße Wachs ic. Die Wallas bringen ihre Waren gewöhnlich nur bis ins Gotscham, wo der große Stapelplatz, besonders für den Kaffee, ist.

Jeder abessinische Kaufmann (Neggadé) hat in Massua seinen Kommissionsär (Nesil), der sein Sicherheitsbürge ist (da Abessinien mit der Türkei keinen offiziellen Verkehr unterhält), ihm ein Haus, Feuer und Wasser liefert und alle seine Geschäfte während seines Aufenthalts besorgt. Dafür nimmt der Nesil von allen Käufen und Verkäufen eine mehr oder minder bedeutende Kommissionsgebühr. Dieser Tribut, der zwischen 5 und 10 Prozent beträgt, ist so fest in den Landesgebräuchen gewurzelt, daß es eine Thorheit wäre, ihn umgehen zu wollen, umso mehr, da es die Nesile sind, welche jedes Geschäft in Händen haben und es, nach ihrer Laune, zu Gunsten ihrer Freunde abmachen.

Geschäfte mit den Abessiniern sind einfach und schnell abgethan. Die ersten Tage nach ihrer Ankunft zögern sie sehr mit dem Verkauf der mitgebrachten Waren, keiner will der erste sein, aus Furcht, den Markt zu verderben. Doch sobald ein großer Kaufmann das Beispiel gegeben und den ersten Verkauf gemacht hat, wird der ganze Vorrat von gleichen Waren in einem Augenblick ohne weiteres Markten losgeschlagen. Tauschhandel ist nicht beliebt. Man muß mit guten Maria-Theresa-Thalern (Gdri) versehen sein, um vorteilhaft kaufen zu können; erst später erhält man bei dem Verkauf der eigenen Waren einen Theil seines Geldes wieder zurück, aber die Abessinier nehmen doch nur ein Drittel oder Viertel des realisirten Geldes in Waren zurück. Der Import ist dem Export bei weitem nicht gleich. Bringen die Abessinier z. B. für 200 000 Thaler Waren nach Massua, so nehmen sie dafür wohl eine Summe von 130 000 Thaler in barem Gelde zurück, und von den 70 000 Thalern, die sie für ihre Gläubiger zahlen, fallen wohl 60 000 auf die

indischen Waren der Vanianen, so daß auf den europäischen Verkehr nur eine Summe von 16 000 Thalern kommt. Dieser ist demnach nur ein Detailhandel, welcher nicht schwer in die Waagschale fällt.

Ehrlichkeit und Rechlichkeit sind die erste Bedingung für den der mit den Abessinern zu thun haben will. Sie sind sehr unehrlich, wittern sofort Betrug, wo sie Schlaueit bemerken, wissen dagegen Offenheit in Geschäften sehr zu schätzen.

Die großen Karawanen kommen, wie gesagt, nur einmal des Jahres nach Massua; doch giebt es viele kleine Kaufleute von Tigré und Hamajen, die während des ganzen Jahres aus- und eingehen und den Markt stets in einiger Thätigkeit erhalten. Die eigentliche Geschäftsfaison sind die Sommermonate.

Die bösen Zeiten haben es mit sich gebracht, daß eine Karawane einer kleinen Armee nicht unähnlich sieht. Die großen Naggabés bringen nur wenige Diener nach Massua, da sie eine Unzahl Diensteute auf der Grenze bei ihren Mantieren zurücklassen. Die Tracht des reisenden Abessiniers besteht in kurzen engen Beinleibern und einer sehr langen dichten weißen Schärpe, die um die Hüfte gewickelt ist; darüber trägt er die ungenähte viereckige Toga (Gari), von der er ein Ende über die eine Schulter wirft. An seiner Rechten hängt das lange krumme Schwert (Schotel) und außerdem trägt er einen großen runden, buckigen Schild aus Büffelhaut und eine langsp.ige Lanze. Aber auch Feuergeheire, mit denen besonders Europäer einen einträglichen Handel treiben, sind von jeher sehr verbreitet gewesen.

Die mohammedanischen Abessinier sind (ohne Zweifel) bedeutendere und bessere Handelsleute, als ihre christlichen Landsleute; ihr Hauptgeschäft ist der Sklavenhandel, der sie oft nach Tjibba führt. Ich habe nie ein Volk gesehen, das sich seine Religion so wahrhaft innig zu Herzen nimmt, wie diese Mohammedaner, die neben ihren Glaubensbrüdern, den Arabern, in Frucht und Rechlichkeit wie Engel dastehen und wahre Früchte des Glaubens tragen. Ohne Zweifel wirkt darauf der Umstand ein, daß sie in Abessinien die Minorität bilden, die stets mehr auf sich achtet, als die Majorität, wie es auch in den päpstlichen Ländern Europas sichtbar ist. Die abessinischen Muslime sind ihrem Glauben sehr zugehan oft sogar etwas fanatisch, was aber nie offen hervortritt. Sie dienen in Abessinien als Zöllner, wie die Kopten in Ägypten, sind durchschnittlich gebildeter, als die Christen und bessere Rechner und Diplomaten,

wedwegen sie oft zu Gesandtschaften zwischen christlichen Äthiopen gebraucht werden. Sie sind in der Welt des Islam sehr gut angesehen und es gehen aus ihrer Mitte oft Scheichs hervor, die man auch in Dabba und dem übrigen Arabien sehr hoch verehrt und eines näheren Umgangs mit Gott theilhaftig glaubt.

Die Wahl der Waren, die ein Kaggabé nach Massua bringt, ist durch alte Gewohnheit geregelt, es würde einem kleinen Handelsmanne sehr übel genommen werden, wenn er Elfenbein und Gold mit sich brächte, was nur den großen Kaufleuten gestattet ist.

Der christliche Kaggabé ist listig und interessiert, aber nicht sehr intelligent und ein ziemlich schlechter Rechner, daher ihn sein Geschäftsfreund in Massua, der mohammedanische Mefti, mit guten Worten nach seinem Wunsche, aber natürlich nicht immer zum Vortheil des Christen zu behandeln versteht. Aber der Krug geht eben nur so lange zum Brunnen, bis er bricht, und Nechilikheit bewahrt sich auch in Massua als die einzig dauerbare Grundlage des Verkehrs.

W. Munginger.

## Abessinische Kriegsbilder.

Erlebnisse des Missionars Th. Waldmeier. \*)

### I.

Freitag den 1. März 1868 in Magdala. Angriffs der Engländer. Niederlegung der Gefangenen.

Am frühen Morgen schon begann der Tag zu trauern, schwere Wollen hingen an, die kaum aufgegangene Sonne wieder zu verschleiern.

Die englischen Truppen rückten immer näher; den König, der dies wohl wahrte, liefiel eine große Unruhe, die ihn unstill von einem Ort an den andern trieb; statt des gewohnten Mutes und der Thatkraft, wodurch er sich stets ausgezeichnet hatte, wandelte ihn nun eine auffallende Verzagtheit an, die seinem ganzen Benehmen einen niedrigen Anstrich gab und auf die Soldaten einen entmutigenden Einfluß ausübte. Der düstere Wolkenhimmel spiegelte ganz die

\*) Theophil Waldmeier. Erlebnisse in Abessinien. Basel, 1869.

melancholische Stimmung ab, die sich des Herzes bemächtigt hatte. Auch uns war bange. Daß die entscheidende Stunde der Erlösung nahe war wußten wir wohl; aber sollte es eine Erlösung durch Leben oder durch Tod werden? Todesfurcht und Lebenshoffnung, Finsterniß und Licht rangen in unseren Seelen. — Wir Missionare waren alle zusammen auf einem Platz mit unseren Familien. Auch Herr Nassim und seine Gefährten waren bei uns, ganz nahe am königlichen Zelt. Wir suchten einander zu trösten und zu ermutigen.

Nachmittags um 4 Uhr hörte man ein wehmüthiges Schreien aus dem abessinischen Gefängnis: „Egsio! Egsio! (Gott erbarme dich unser!)“ — „Was ist das?“ fragte der König aufgeregt. — „Die Gefangenen“, sagte man, „schreien Egsio!“ — „Warum schreien sie? Wer ist ihr Vater? (abessinischer Ausdruck der Verachtung). Laßt uns hinuntergehen, ich werde sie fragen, warum sie schreien.“ Er fragte sie, und sie erwieberten: „Ihre Majestät, wir haben zu Gott geschrien, weil wir schon einige Tage nichts mehr zu essen haben.“ Der König, zitternd vor Wut, zog seinen Säbel und schrie: „Hättet ihr mir nicht eure Not anzeigen können? warum macht ihr Spionhaken ein öffentliches Geschrei, um mich mit der Not, die mich umgibt, zu verhöhnen? Eure Bosheit will ich strafen.“ Nun gling ein schreckliches Gemetzel an. Ohne Verhör wurden die Leute ins Freie gebracht, wo sie zum Theil mit Speizen und Säbeln, hauptsächlich aber mit Flintenschüssen getödtet wurden. Schrecklich hallten uns die Schüsse ins Ohr, durch welche den ganzen Abend hindurch die Unglücklichen niedergestreckt wurden. Wir dachten nichts Anderes, als der König werde jetzt bei den Abessiniern anfangen, und wenn er mit ihnen fertig sei, auch uns auf grausame Weise töden. — Als die armen Schlachtopfer tot oder halbtot am Boden herumlagen, ließ sie der König über einen ganz neuen, senkrecht abfallenden Felsen von etwa 150' Tiefe hinabwerfen, wo ihre zerstückelten und verbluteten Leichen als ein Haub der Hyänen liegen blieben. Es waren gegen 200 Gefangene, die so umgebracht wurden. Erst gegen Abend, als sich die Wut des Königs etwas gelegt hatte, fing er an, die Leute zu verhören, und einige wurden begnadigt, besonders Weiber und Kinder. — Oben auf der Festung Magdala selbst wurde niemand hingerichtet, mit Ausnahme der Frau eines Deserters, um befehlswillig sein Bruder mit Frau und Kind lebendig verbrannt worden war. Sie hatte ein Kind und lebte ruhig auf

der Festung, ohne etwas zu ahnen. Auf einmal kamen einige Soldaten, die vom Könige abgelandet waren und sagten zu ihr: „Unsere Schwester, nimm dein Kind auf den Rücken, mache dich bereit zur letzten Stunde und komm mit uns.“ Die arme Frau war standhaft, nahm ruhig, wie gewohnt, ihr Kind auf den Rücken, und folgte den Soldaten hinaus auf einen Felsen, der vom westlichen Rande von Magdala 300' tief senkrecht abfällt. Über denselben wurde sie auf Befehl des Königs rücklings mit ihrem Kinde hinabgestürzt, und in der nächsten Minute lagen die beiden Leichen grausam zerschmettert unten.

So verging der Donnerstag. Wir gedachten mit Wehmut des treuen Peltera Sahelu, dem ein Jahr vorher an demselben Tag Hände und Füße abgeschnitten worden waren. Das Gemüth des heutigen Tages machte auch aufs neue den ängstlichen Gedanken in uns rege: „Morgen wird es wohl auch uns ebenso ergehen.“ Die Nacht brach an, und wir übergaben uns in die Hände des barmherzigen Gottes.

## II.

Die Schlacht am Charfreitag. — Sieg der Engländer. — Verzweiflung des Königs. — Sein Selbstmord.

Morgens 6 Uhr kamen königliche Boten eilig in unsere Zelte gelaufen und befahlen uns, so schnell als möglich zum König zu kommen. Wir erschrakten zuerst über das unruhige geheimnisvolle Benehmen der Boten, saßten uns aber und folgten ihnen. Der König, der auch heute in seiner innern Unruhe stets hin- und herlief, grüßte uns kalt und befahl uns, den Wagen zur Abfahrt bereit zu halten. Dann ging er in sein Zelt zurück, während die Arbeiter Kanonen und Wagen mobil machten. Nach einiger Zeit kam er im königlichen Schmuck, in einem von Gold und Silber glänzenden Gewande wieder heraus, in seiner Hand die brohende Lanze und in seinem Gürtel zwei Doppelpistolen, die schon manchem Menschenleben ein Ende gemacht hatten. Mit der rechten Hand ließ er die Lanze vibrieren, und die linke hatte er auf den Griff der einen Pistole gelegt. So stand er lange Zeit auf einer kleinen Anhöhe still und schaute trüb und finster hinaus nach Magdala und wieder herab auf uns und die vielen Soldaten. „Heute sieht es nicht gut aus,“ sagten wir untereinander, „der Herr stehe uns bei, denn sonst haben



wir keine Hoffnung". Herr Nassam und seine Genossen wurden wieder auf die Festung hinaufgeschickt, was uns ein böses Zeichen war. Zu gleicher Zeit kam merkwürdiger Weise von dem englischen Oberbefehlshaber Sir Robert Napier ein Brief an den König. Dieser aber nahm ihn gar nicht an, sondern schickte den Überbringer zurück mit den Worten: „Zu was soll der Brief dienen? Ich will keine Versöhnung.“

Wir mußten nun die verschiedenen Wagen, während sie in ihre Positionen gebracht wurden, beaufsichtigen. Zander, Moritz, Mayer und Glab mußten die Kanonen auf die Vorfestung Pala begleiten. Auf dem Wege dorthin fiel ihnen ein Karrenwagen und ein Kanonenwagen um, und sie hatten mit den ungeschulten und zugleich unmatteten Soldaten große Mühe, diese Geschütze wieder zurecht zu bringen. Hr. Saalmüller und ich mußten mit dem König den großen Mörtel auf die Vorfestung Selaße transportieren. Dort übergab der König sämtliche Geschütze seinen abessinischen Artilleristen. „Den Europäern“, sagte er, „kann man sie nicht anvertrauen, denn erstens könnten sie dieselben durch Verrat den Engländern übergeben, und zweitens werden sie nie auf ihre Brüder schießen, sondern durch ihre Geschicklichkeit den Kugeln eine unschädliche Richtung geben“. Und war das ganz willkommen, denn wir hatten schon lange nur mit Furcht daran gedacht, die Geschütze gegen die Engländer bedienen zu müssen. Um so größer aber schien uns die Gefahr einer grausamen Hinrichtung; denn der König war fortwährend in sehr schlechter Laune. — Er setzte sich auf einen Stein, verlangte sein Teleskop und schaute hinüber auf die von uns angelegte Straße, welche von der Ebene von Dalanta herunter in das Thal des Beshelo und von da nach Magdala hinaufführte. Plötzlich rief er mir zu: „Komm und sieh dort deine Brüder, welche gekommen sind, mich zu töten.“ Ich empfing zitternd das Fernrohr aus seiner Hand, sah hinüber und erblickte bald die von der Höhe herabsteigenden englischen Truppen. Ich wußte nicht, was ich dem Könige antworten sollte, und gab ihm das Teleskop schweigend zurück. Er fuhr fort: „Es ist mir wirklich wunderbar, daß Gott die Engländer hierher gebracht hat. Hätte ich meine frühere Macht noch in Händen, so wäre ich ihnen schon lange entgegen gegangen und hätte sie gefragt, was sie wollen. Aber jetzt kann ich mit meinen ungetreuen Soldaten nichts thun. Die Engländer haben wohl gewünscht, daß sie mich früher nicht angreifen konnten, und daß eine Expedition vor einigen Jahren, als

ich Konul Cameron binden ließ, gescheitert sein würde: deshalb haben sie gewartet, bis ich sehr schwach geworden bin.“ — „Ihre Majestät,“ sagte Ras Engeda, „wir fürchten uns nicht, denn bei Ihrem Gott und bei Ihrem Glück! wir werden den Sieg über die Engländer davontragen.“ — „Mein Freund,“ erwiderte der König, „wenn wir Gott nicht auf unserer Seite haben, und wenn Er nicht für uns streitet, so sind wir verloren. Denn Macht, Kunst und Wissenschaft hat Gott jenen allein gegeben“. Aber der König konnte kein rechtes lebendiges Vertrauen auf Gott und seine Hilfe gewinnen; die Ungerechtigkeiten und das viele unschuldig vergossene Blut, wodurch er so unfähigen Jammer über das Land gebracht hatte, ließen keinen Glauben in seinem Herzen aufkommen. Sein Benehmen verriet ein Gemisch von Verzagttheit, Stolz und Zorn. Unstet begab er sich bald da-, bald dorthin, setzte sich wieder einen Augenblick auf einen Stein, schaute durch sein Fernrohr, ließ Verwunderungen und Drohungen aus und führte immer Gott an Munde, von dem er doch im Herzen sich verlassen fühlte. Auf einmal sah er die englischen Truppen eine Schlucht herauskommen. Er fragte mich, ob die Engländer wohl heute noch den Krieg eröffnen würden. „Ich denke nicht,“ sagte ich, „denn es ist Charfreitag. Übrigens weiß ich nicht, was sie thun werden, denn ich bin kein Soldat.“

Saalmüller und ich malkten ihn nach der Vorfestung Fala begleiten, während Glad und die Übrigen mit der Aufrichtung des umgeworlenen Wagens zu thun hatten. Auf dem Wege gab uns der König noch den leidigen Trost daß wir uns nicht zu fürchten brauchten, indem wir ja mit ihm sterben würden. In Fala angekommen, setzte er sich wieder auf einen Stein und schaute durch das Fernrohr hinunter auf die englischen Truppen, welche schon ziemlich nähergerückt waren. „Ja, ja,“ sagte er, „heute haben wir Krieg,“ schwang sich dann, ohne den Streigbügel zu berühren, aufs Pferd, ritt im Galopp vor den ungeragelten Linien seiner Krieger auf und ab und rief ihnen zu: „Fürchtet euch nicht vor denen, die dort unten gekommen sind. Sie sind schwache Menschen, wie wir, und können ohne Gottes Willen nichts thun, freut euch, sie haben euch Tribut, sie haben euch Mittagessen gebracht, alles, was sie gebracht, Gold und Silber, Kanonen und Mäntel u. s. w. ist euer. O Übermut, o Übermut der Engländer. Der Diener einer Frau soll nach Äthiopien kommen, um mit einem König daselbst zu streiten. Heute ist der Tag, an dem die Äthiopier mit den Engländern kämpfen,

und sagt mir, ich sei ein Weib, ein Mohammedaner, wenn ich nicht heute noch durch Gottes Kraft den Sieg über sie feiern darf."

Nachdem der König so den Mut seines Heeres anzufeuern gesucht hatte stieg er vom Pferde, setzte sich auf der westlichen Seite von Gala und befahl seinen abessinischen Artilleristen, die Kanonen zu laden. Einer lud eine große Kanone, einen fünfunddreißigpfünder, und als er damit fertig war, sprang er zu einer andern. Ein Zweiter kam nun hinzu, und ohne es zu wissen und es zu merken, daß die Kanone schon geladen sei, lud er sie nochmals. Wir standen ganz nahe dabei und wollten den König darauf aufmerksam machen, aber in dem allgemeinen Getümmel fanden wir keine Gelegenheit und mußten das Geschick und die gefährliche Doppelladung ihrem Schicksal überlassen.

Die Engländer unten im Thale ordneten ihre wenigen Truppen, dachten aber an keinen Angriff. Nun kamen die Generale und Offiziere des Königs und sagten ihm: „Ihre Majestät, wir dürfen den Engländern keine Zeit lassen, sich zu sammeln und zu ordnen, jetzt müssen wir hinuntergehen und sie überfallen.“ —

„Überlassen sie die Sache mir,“ sagte der Titaurari Gelrie. Der König wollte anfangs nicht einwilligen, gab aber zuletzt den Willen seiner Leute nach und ließ sie mit den Worten ziehen: „Gut, geht hinunter, Gott stehe euch bei und vergebe euch eure Sünden,“ und nun ging es mit furchtbarem Lärm den Berg hinunter. Der König selbst blieb zurück und kommandirte, obwohl auf höchst mangelhafte Art seine hoffnungsvolle Artillerie. Die doppelt geladene Kanone wurde zur Eröffnung der Schlacht auf Befehl des Königs losgeschossen. Ein furchtbarer Knall, und Kanone, Räder und Lafette lagen in Stücken neben uns am Boden. Das war der erste verhängnisvolle Schuß. Die anderen Kanonen, etwa zwölf an der Zahl, wurden schnell hintereinander abgefeuert. Ein entsetzliches Durcheinander entstand: der eine der Artilleristen hatte keine Kugeln, der andere kein Pulver mehr, der dritte hatte die Lunte verloren, der vierte hatte in der Eile zuerst die Kugel und dann das Pulver in den Lauf geschoben und konnte nun den Schuß nicht mehr herausbringen. Die übrigen schossen gerade wie es kam, und dachten, wenn es nur recht lustig knalle, so werden die Engländer schon Angst bekommen. Nach zweistündiger Kanonade hatten die Abessiner mit etwa 200 Schüssen noch keinen einzigen Mann getödtet. Unten im Thale hörte man indes ein lebhaftes Geschreien. Etwa 700

Abessinier waren gegen 700 Mann englischer Truppen im Kampf begriffen. Das Gros der Armee war noch nicht angekommen, sondern noch im Rumarisch begriffen und jenseits des Deschelo. Tene Siebenhundert, die Pioniere aus dem Bundjab, unter Major Chamberlain, ließen die Abessinier so nahe als möglich herankommen und empfingen sie dann mit einem so mörderischen Feuer aus ihren Snider Rifles (Hinterladungsgewehren), daß sie, ohne zum Handgemenge zu kommen, es bald für geraten fanden, das Hasenpanier zu ergreifen. Die Flüchtlinge versteckten sich theils auf dem Begräbnisplatz der Mohammedaner, wo viele Bäume und Gestrüpp vorhanden waren, theils in Felsentüfen und Schluchten, theils in ausgetrocknete Flußbette. Aus diesen Schlupfwinkeln heraus feuerten sie auf die Engländer, bis diese, die indes auch Verstärkung durch Artillerie bekommen hatten, sie mit Raketen, Kanonen- und Kugeln so versorgten, daß sie an keinen weiteren Widerstand mehr denken konnten.

Oben in Gala, wo wir mit dem König waren, sangen viele an, Siegeslieder zu singen. Die Artilleristen besonders waren ganz enthusiastisch und wähten, den Sieg errungen zu haben, während sie doch nicht einen Mann getroffen hatten. Wir dagegen hatten schon gesehen, daß die Sache für die Abessinier schief gegangen war. Auf einmal kauften englische Raketen und Kanonenkugeln zwischen und über uns hin, und töteten hinter uns auf dem Berge Leute, welche am aller sichersten Orte zu sein geglaubt hatten. Vor diesem unheimlichen Besuch hatten wir Respekt und suchten uns zu verstecken, so gut wir konnten. Auch die abessinischen Artilleristen, auf welchen eigentlich die meiste Siegeshoffnung beruht hatte, sangen an, ihre harmlosen Geschütze zu verlassen und sich unter dieselben zu verstecken, und der Kanonendonner verstummte. Ein kalter Regen kam noch dazu, und diejenigen, welche Siegeslieder gesungen hatten, hüllten sich in ihre Kleider ein und kauerten schweigend am Boden. Auch der König schwieg und schaute finster drein, denn er wußte wohl, daß alle Siegeshoffnung dahin war. Zwischen den traurigen und schwarzen Regenvollen Wäldern auf einmal noch die goldene Abendsonne hervor, und wehmüthig, aber doch tröstend war uns ihr Abschied auf einen schönen Auferstehungsmorgen.

Die Nacht brach herein und gebot allenhalben Ruhe und Stille; unten im Thal, wo das eigentliche Gefecht stattgefunden hatte, horte man noch vereinzelte Flintenschüsse, und hier und da fuhr eine Rakete wie ein Blitz über die Bergklüfte von Arogie hin.

Am folgenden Tage sandte der König Boten zu Lord Napier, um über den Friedensschluß zu verhandeln. Während ihrer Abwesenheit beobachtete er mit seinem Fernrohre das englische Lager und wunderte sich besonders über die gezähmten Elefanten. „Hier in Abessinien“, sagte er, „wollen nicht einmal die Menschen sich unterrichten und bilden lassen. Habe ich nicht schon oft gesagt daß ich lieber ein gewöhnlicher Arbeiter in Europa wäre, als hier in Abessinien König? Gott thue nach seinem Willen; wir müssen ja doch alle sterben, bevor unsere Wünsche erfüllt sind.“

Als von Lord Napier ein Brief eintraf, welcher die Tapferkeit des Königs rühmte und ihm eine ehrenvolle Behandlung im Falle der Unterwerfung unter die Befehle und den Willen der Königin von England zusicherte, sah er darin eine Beleidigung und sandte einen fürchterlichen Schmähbrief an den englischen Oberbefehlshaber. Als die Boten fort waren, sah der König still am Boden, stand dann plötzlich auf, fing an zu beten, machte das Zeichen des Kreuzes auf Gesicht und Brust, zog dann die Pistole und richtete die Mündung in seinen Mund; einer seiner Großen riß die Hand weg, so daß der Schuß an dem Ohre des Königs vorbeifuhr. Aber nun wandte sich die Wut der Abessinier gegen die Missionare, die mit den übrigen anwesenden Europäern niedergemetzelt worden waren, wenn der wieder ruhig gewordene König sie nicht beschützt hätte. Er schenkte allen Europäern, 48 an der Zahl, die Freiheit und schickte sie herunter in das englische Lager.

Tage darauf ergab sich der größte Teil des abessinischen Heeres den Engländern und ließ den König in Magdala allein. Nur 12 Mann blieben ihm treu. Am Ostermontag bombardierten die Engländer den Berg und schritten dann zum Sturme. Der König stand oben auf dem Berg hinter dem zweiten und letzten Thor, das den Zugang zur Festung bildet, und überlief das ganze Schauspiel. Als er nun sah, daß die Engländer bereits das erste, weiter unten liegende Thor passiert hatten, gab er alle Hoffnung auf. Sein Waffenträger sagte ihm: „Ihre Majestät, wir müssen Hier unsere Waffen strecken und uns ergeben.“ Er aber erwiderte: „Du weißt nicht, was David von Gott erbeten hat: Laß mich nicht in der Menschen Hände fallen, denn diese haben keine Varnherzigkeit. Auch ich will nicht in der Menschen Hände fallen.“ Er zog seine Pistole, schloß sich in den Mund und fiel tot im königlichen Ornat zu Boden.



## Äthiopische Bilder.

Die Landschaften Äthiopiens — Meine Abende am Nil. — Selbstverlebte arabische Nächte. — Die Geschichte von der Sultantin Zuberdeh und dem Holzhauser. — Charakter der arabischen Märchen.

Es war in der goldenen Zeit  
Des guten Harun-al-Raschid.  
Tennyson.

In meine Reisen auf dem äthiopischen Nil verwebte sich ein romantischer Faden, der bei der orientalischen Stimmung die mir nun eigen geworden war, zur Verschönerung der Reise wesentlich beitrug. Meine Abendunterhaltungen waren besser als die arabischen. Es war Vollmond, und wiewohl den Tag über ein leichter Nordwind meine Segel füllte, so trat doch regelmäßig mit Sonnenuntergang Windstille ein und dauerte zwei oder drei Stunden. Den Nachmittag über lag ich auf dem Verdeck auf meinem Teppich ausgestreckt und blickte durch halbgeschlossene Augen auf den schimmernden Fluß und seine Ufer. Das weithinliche Gestade war eine lange paradiesische Laube — so grün, so glänzend, so voll des tiefdunkeln Ählen Laubes majestätischer Eukalypten und endloser Palmengruppen. Ich hatte so schöne Palmen nicht mehr gesehen, seit ich Ringes in Unterägypten verließ. Dort waren sie schlanker, hatten aber nicht den außerordentlichen Reichtum und die Herrlichkeit dieser Palmen. Die Sonne schien heiß an dem wolkenlosen blauen Himmel; die Luft war von einer glühigen brennenden Klarheit, wie die, welche in dem innersten Feuerherzen wohnt. Die Farben der Landschaft waren wie auf Gold emaillet, so dunkel, so glühend in ihrer bezaubernden Tiefe und ihrem Glanze. Wenn sich endlich der Wind legte mit Ausnahme einer Brise, die grade stark genug war, um den süßen Geruch aus den purpurnen Bohnenblüthen zu locken, und die Sonne in ein Bett von blaßorangem Lichte niederstieg, dann kam aus der andern Seite des Himmels der Mond herauf, eine breite Scheibe von gelbem Feuer, und überbrüllte den durchsichtigen Nil mit seinen Strahlen.

Bei solchen Gelegenheiten suchte ich mir einen annähernden Ort am westlichen Ufer des Flusses aus, wo die Palmen am höchsten

und am düstern zusammenstieben und ließ das Boot am Ufer vor Anker gehen. Achmet breitete dann meinen Teppich aus und legte meine Kissen auf das abhängige Gestade von weissem Sand an den Fuß der Bäume, wo ich im Liegen die niedrigen Blätter hoch über meinem Haupte sehen und zu gleicher Zeit die breite Bahn des Mondes betrachten konnte, wie er sich jenseits des Nils erhob. Der Sand war so fein und weich, wie ein Daunendeck und hatte eine angenehme Wärme von der Sonne, die den ganzen Tag darauf geschienen hatte. Da wir selten bei einem Dorfe Halt machten, so führte kein Ton die balsamische Nähe der Scene, außer dann und wann das Heulen eines Schakals, der längs des Wüstenraades umherstreifte. Achmet saß mit gekreuzten Beinen neben mir im Saabe, und Ali, der bei solchen Gelegenheiten meine Pfeife in besonderer Obhut hatte, saß zu meinen Füßen, um dieselbe zu füllen, so oft es nöthig war. Meine Bootskleute zündeten, nachdem sie trockene Palmblätter und die harzigen Äste der Mimose gesammelt, neben einem benachbarten Dufhnjfelde ein Feuer an, und ringsumher gelagert rauchten sie und schwafelten leise, um durch ihre Unterhaltung nicht meine Betrachtungen zu stören. Ihre weißen Turbane und mageren Gesichter wurden durch das rote Licht des Feuers stark hervorgehoben und vollendeten die Naturwahrheit eines Gemäldes, welches schöner war als Träume.

Am ersten dieser Abende, nachdem meine Pfeife zum dritten Male gefüllt worden war, redete Achmet, da er fand, daß ich keine Neigung zeigte, das Schweigen zu brechen, und ganz richtig urtheilte, daß ich eher hören als sprechen würde, mich an, wie folgt: „Herr," sagte er, „ich weiß viele Geschichten, wie sie die Märchenerzähler in den Kaffeehäusern von Kairo erzählen, welche Sie unterhaltend finden werden, wie ich denke". „Vortreflich," sagte ich, „nichts wird mir besser gefallen, vorausgesetzt, daß du sie arabisch erzählst. Dies wird uns selbst unangenehmer sein, und so oft ich deine Worte nicht verstehen kann, werde ich dich unterbrechen, und du wirst mir sie, so gut du kannst, englisch erklären." Er begann sofort und so lange diese abendlichen Windstößen dauerten, glaubte ich, die Märchen von Tausend und eine Nacht in natürlicher Weise zu erleben. Dort in meiner äthiopischen Stimmung schienen mir die wunderbarsten Einzelheiten ganz natürlich und wirklich und ich fand an diesen Bläuen morgenländischer Romantik einen mir bisher unbekannten Geschmack. Nach meinem neuen Empfange

als König der Franken in der Hauptstadt Verber war es mir nicht schwer mich als Schahriar, den Sultan von Indien, zu denken, besonders da der Mond mir meinen beturbanten Schatten im Sande zeigte.

Die Geschichten hatten Ähnlichkeit mit denen des arabischen Märchens, indem sie bisweilen von einem Tage zum andern fortgesetzt wurden. Eine derselben war völlig „Ganem, der Slave der Liebe“, aber wie sie Achmet erzählte, unterschied sie sich ein wenig von der bekannten Besart. Die Hauptgeschichte indes war nur neu, und da ich nicht weiß, daß sie jemals überliefert worden wäre, so bitte ich um Entschuldigung, daß ich sie erzähle wie sie mir erzählt wurde, und daß ich mir die Freiheit nehme, meine Worte an die Stelle von Achmets Mischung von Arabisch und Englisch zu setzen.

„Sie wissen bereits, Herr,“ begann Achmet, „daß vor vielen hundert Jahren alles Volk des Islams von einem Kalifen beherrscht wurde, dessen Hauptstadt Bagdad war und ich zweifle nicht, daß Sie von dem großen Harun-al-Raschid gehört haben, der in der That nicht nur der weiseste Mann seiner Zeit, sondern der Weiseste überhaupt war, den man seit den Tagen unseres Propheten Mohammed, dessen Name gepriesen sei, gekannt hat. Es kommt selten vor, daß ein weiser und großer Mann ein Weib findet, dessen Weisheit der seinigen gleichkommt; denn wie der weisen Männer, die Allah auf die Erde sendet, wenige sind, so giebt es der weisen Frauen noch weniger. Aber hierin war der Kalif vom Himmel begünstigt. Seit den Tagen der Königin Balkis von Schemä, die selbst der Prophet Salomo ehren mußte, gab es kein Weib, das an Tugend oder Weisheit der Sultannin Zubeydeh (Zobride) gleichkam. Der Kalif unterließ es nie, sie bei wichtigen Angelegenheiten zu Räte zu ziehen, und ihre Klugheit und ihr Verstand vereinigten sich mit dem seinigen in der Regierung seines großen Reiches, wie die Sonne und der Mond zuweilen zur selben Zeit am Himmel scheinen.

Aber denkt nicht, daß Harun-al-Raschid und die Sultannin Zubeydeh ohne Fehler waren. Niemand als die Propheten Gottes — ihre Namen seien gepriesen ewiglich! — war immer völlig gerecht, klug und weise, der Kalif war eifersüchtig und mißtrauisch, was ihn häufig zu Handlungen veranlaßte, die ihn nachher von der bittern Frucht der Reue zu essen nöthigten; und Zubeydeh hatte bei all ihrer Weisheit eine spitze Zunge im Kopfe und war oft so wenig

vorsichtig, daß sie Dinge sagte, die ihr das Mißvergnügen des Beherrschers der Gläubigen zuzogen.

Eines schönen Tages saßen sie beide an einem Fenster des Harems, welches eine der Straßen von Bagdad überschaute. Der Kalif war übler Laune, denn eine schöne georgische Sklavin, die ihm sein Rezier vor kurzem gebracht hatte, war aus dem Harem verschwunden, und er sah darin das Werk Zuhedehs, die auf eine Nebenbuhlerin ihrer Schönheit immer eifersüchtig war. Während sie nun da saßen und auf die Straße hinabblühten, kam ein armer Holzhauer mit einem Reisigbündel auf dem Kopfe des Weges. Er war mageren Körpers vor großer Armut, und seine ganze Kleidung bestand in einem zerlumpten Schurze, den er um den Leib trug. Aber das Wunderbarste war, daß als er durch den Wald gegangen, wo er sein Bündel gesammelt, eine Schlange ihn an der Ferse gepackt hatte, aber seine Füße waren von den Strapazen so abgehärtet, daß sie den Hufen eines Kamels gleichen, und er fühlte weder die Zähne der Schlange, noch wußte er, daß er sie immer noch nach sich zog, indem er seines Weges ging. Der Kalif wunderte sich, als er dies sah, aber Zuhedeh rief aus: „Sieh, o Beherrscher der Gläubigen, dort ist des Mannes Weib!“ „Wie,“ rief Harun lächerlich aus, „ist das Weib also eine Schlange des Mannes, die ihn frisst, trotzdem daß er es nicht fühlt? Du Schlange, weil du mich gestochen hast, und weil du über die ehrliche Armut dieses Menschen gespottet hast, sollst du die Stelle der Schlange einnehmen.“

Zuhedeh erwiderte nicht ein Wort, denn sie wußte, daß Sprechen nur den Zorn des Kalifen vergrößern würde. Harun klatschte dreimal in die Hände, und gleich erschien Mesrur, sein oberster Eunuch. „Hier, Mesrur,“ sagte er, „nimm dieses Weib mit dir, gehe jenem Holzhauer nach und gieb sie ihm zum Weibe; der Kalif hat befohlen, daß er sie nehme.“

Mesrur legte seine Hände auf die Brust und beugte sein Haupt zum Zeichen des Gehorsams; dann winkte er Zuhedeh, die aufstand, sich mit einem Schleier und einem Feridsch bedeckte, wie sie die Frauen der Armen tragen, und folgte ihm. Als sie den Holzhauer eingeholt, verkündete ihm Mesrur die Botschaft des Kalifen und übergab ihn die verschleierte Zuhedeh. „Es ist kein Gott als Gott!“ sagte der arme Mann; „aber wie kann ich ein Weib ernähren, ich, der ich von meiner Hände Arbeit kaum allein leben kann?“ „Wagst du, dem Beherrscher der Gläubigen den Gehorsam zu verweigern?“

sagte Mesrur in so wildem Tone, daß der Mann vom Kopf bis zu den Füßen zitterte; aber Zubejbeh sprach zum ersten Male und sagte: „Nimm mich mit dir, o Mann, da es des Kalifen Wille ist; ich will dir treulich dienen und vielleicht wird dir die Last der Armut durch mich erleichtert werden.“

Der Mann gehorchte hierauf und sie gingen miteinander nach seinem Hause, welches in einem entlegenen Theile der Stadt lag. Es hatte nur zwei elende Zimmer und ein Dach, welches vor Alter einzufallen begann. Nachdem der Holzhauer sein Bündel abgeworfen, ging er auf den Bazar, kaufte etwas Reis und ein wenig Salz und brachte einen Krug mit Wasser vom Brunnen. Dies war alles, was er zu bieten hatte, und Zubejbeh, die inzwischen ein Feuer angezündet hatte, kochte den Reis und setzte ihm denselben vor. Als er aber begehrte, daß sie ihren Schleier heben sollte, da lehnte sie es ab und sagte: „Ich habe versprochen, die Last deiner Armut nicht vermehren zu wollen. Versprich du mir dagegen, daß du niemals dieses Gesicht zu sehen, noch dieses Zimmer, welches ich zu meiner Wohnung erwählt habe, zu betreten suchen wirst. Ich bin nicht ohne Kenntnis o Mann, und wenn du meine Wünsche beachten willst, wird es gut für dich sein.“

Der Holzhauer, dem es von Natur nicht an Verstand fehlte, erfaß aus den Worten Zubejbeh's daß sie ein vornehmes Weib sei, und da er dachte, daß er nicht besser thun könnte, als wenn er ihrem Rate folgte, so versprach er sogleich alles, was sie wünschte. Sie erklärte dann, daß, da sie die Wirtschaft besorgen wolle, er ihr jeden Abend alles Geld geben müsse, das er den Tag über für sein Holz erhalte. Der Mann willigte auch darcin und brachte eine Handvoll Kupfermünzen heraus, die zusammen nur einen Piafter ausmachen — aber Sie müssen wissen, Herr, daß ein Piafter in den Tagen Harun-al-Raschids vier- oder fünfmal so viel war, wie heutiges Tages. So lebten sie mehrere Wochen miteinander, der Holzhauer ging alle Tage in den Wald und zählte alle Abende seinen Verdienst in die Hände Zubejbeh's die sein elendes Haus rein und behaglich hielt, und sein Essen bereicherte. Sie mußte so sparsam hauszuhalten, daß sie im stande war, von dem Piafter, den er ihr gab, zwei Paras zu sparen. Als sie auf diese Weise 20 Piafter gesammelt, gab sie dieselben dem Holzhauer und sagte: „Gehe nun auf den Markt und kaufe dir für dieses Geld einen Esel. Auf diese Art kannst du dreimal soviel Holz nach Hause bringen als



bisher, und der Esel kann von dem Grase leben, welches er im Walde findet und welches dich nichts kostet" — „Bei Allah," rief der Holzhauer aus, „du bist ein wunderbares Weib und ich will dir in allem gehorchen."

Er that sofort, wie Zubejbeh befohlen, und war nun alle Abende im stande, ihr drei oder vier Pfaster zu geben. Sie besorgte ihm anständigere Kleidung und that Butter an seinen Reisvorrath, beobachtete aber immer noch eine so strenge Sparsamkeit, daß er in kurzer Zeit drei Esel statt des einen besaß, und einen Mann dinsten mußte, der ihm beim Holzhauen half. Eines Abends, als die Esel mit ihrer Ladung nach Hause lanten, bemerkte Zubejbeh, daß das Holz einen angenehmen Duft von sich gab, wie Moschus oder grauer Ambra; und als sie es näher untersuchte, fand sie, daß es etwas höchst kostbares war, nämlich Holz von einem der Gewurzbaume, welche an der Stelle hervorsproßten, wo die Thränen Adams auf die Erde gefallen waren, als er seine Vertreibung aus dem Paradiese beweinte. Denn damals waren noch die Säfte von den Früchten des Paradieses in seinem Körper und seine Thränen waren von ihnen gewürzt — was die Ursache von all den Gewürzen war die in den Ländern Serendib und Indien wachsen. Zubejbeh fragte den Holzhauer: „An wen verkaufst du dies Holz?" und aus seiner Antwort erfuhr sie, daß einige jüdische Kaufleute es kauften, die ihm nicht mehr dafür gaben, als für das gewöhnliche Holz, womit sie seinen Reis kochte. „Die verfluchten Juden!" rief sie aus; „gehe sogleich zu ihnen und drohe, sie bei dem Kadi des Betruges eines Gläubigen anzuklagen, wenn sie sich nicht dazu verstehen, dir für dieses Holz hinfort zwölfmal so viel zu bezahlen, als sie dir bisher bezahlt haben."

Der Mann säumte nicht, die jüdischen Kaufleute zu besuchen, die als sie sahen, daß ihr Betrug entdeckt sei, sehr unruhig waren und sich auf der Stelle dazu verstanden, ihm alles zu bezahlen, was er verlangte. Der Holzhauer brachte nun alle Abende drei Eselladungen des kostbaren Holzes und zahlte Zubejbeh ein- bis zweihundert Pfaster. Sie war bald im stande, ein besseres Haus zu kaufen, wo sie dem Manne nicht nur bessere Nahrung gab, sondern auch noch einem Lehrer schickte, der ihn im Lesen und Schreiben unterrichten sollte. Er hatte sich inzwischen in seinem Äußern so gebessert, und hatte sich die weißen Unterhosen Zubejbeh's so zu nütze gemacht, daß er ein ganz anderer war, und diejenigen, die ihn

in seiner Armut gekannt hatten, ihn nicht wieder erkannten. Aus diesem Grunde war der Kaki, der seinen Zorn gegen Zubejbeh bald bereute und alles Mögliche that, sie wieder zu erlangen, außer Stande, eine Spur von ihr zu finden. Mezent suchte Tag und Nacht auf den Straßen von Bagdad, aber da Zubejbeh nie des Holzhauers Hans verließ, so war all sein Suchen vergebens, und der Kaki war wie wahnsinnig.

Eines Tages, als der Holzhauer auf dem Wege nach dem Walde war, begegneten ihm drei Leute, die seine Esel für den Tag mieten wollten. „Aber“, sagte er, „ich verdiene meinen Lebensunterhalt mit dem Holz, das die Esel nach der Stadt bringen“. „Welchen Gewinn hat du von jeder Ladung?“ fragte einer der Männer. „Wenn es eine gute Ladung ist, verdiene ich oft 50 Piafter“, antwortete der Holzhauer. „Nun,“ erwiderten die Männer, „wir wollen dir 200 Piafter als Miete für jeden Esel auf den Tag geben“. Der Holzhauer der ein so außerordentliches Anerbieten nicht erwartet hatte, stand im Begriff, es anzunehmen, als er beobachtete, daß er in allen Dingen dem Kate Zubejbehs gehorcht habe und einen solchen Schritt nicht ohne ihre Einwilligung thun dürfe. Er bat daher die Männer, zu warten, während er nach Hause zurückkehrte und seine Frau zu Kate zog. „Ihr habt Recht gehandelt, Herr,“ sagte Zubejbeh; „ich lobe eure Klugheit und bin ganz damit einverstanden, daß ihr das Anerbieten der Männer annehmt, da ihr von dem Gelbe andere Esel kaufen und euch für den Verlust des eintägigen Gewinnes bezahlt machen könnt, wenn die Männer nicht zurückkehren sollten.“

Die drei Männer waren drei verächtliche Räuber, die einen ungeheuren Schatz ausgehohlet hatten, den sie in einer Höhle in einem der benachbarten Berge verborgen hielten. Sie mieteten die Esel, um diesen Schatz in eine Karle zu bringen, in der sie sich nach Waslora verdingen hatten, wo sie sich als reiche fremde Kaufleute niederlassen wollten. Aber Allah, der alles leitet, laßt die Entwürfe der Gottlosen glücken, ließ damit er sie zuletzt in desto größeres Verderben stürzen kann. Die Räuber begaben sich nach ihrer geheimen Höhle mit den Eseln und beluden dieselben mit all ihrem Raube — großen Säcken voll Gold, Rubinen, Diamanten und Smaragden, welche zu tragen die Thiere kaum stark genug waren. Auf dem Wege nach dem Flusse unterhalb Bagdad, wo das Boot ihrer wartete, blieben zwei von ihnen an einem Brunnen stehen, um zu trinken, während der dritte mit den Eseln weiter ging. Da sagte einer von

den zwei zu dem andern: „Laß und unsern Kameraden töten, damit wir einen größern Schatz haben.“ Dieser stimmte sogleich bei, und saum hatten sie den dritten Räuber eingeholt, als der erste mit einem Streiche seines Säbels ihm den Kopf vom Rumpfe hieb. Die Beiden gingen dann eine kurze Strecke miteinander. Da sagte der Mörder: „Ich muß mehr als die Hälfte des Schatzes haben, weil ich unsern Kameraden tötete.“ „Wenn du damit anfängst, mehr als die Hälfte in Anspruch zu nehmen, dann wirst du schließlich das Ganze haben wollen,“ sagte der andere Räuber, welcher nicht darauf eingehen wollte. Da gingen sie mit ihren Schwertern auf einander los, und nachdem sie eine Zeit lang gefochten, hatten sie Beide so viel Wunden empfangen, daß sie tot auf die Straße niederfielen.

Als die drei Esel fanden, daß niemand sie mehr trieb, schlugen sie aus Gewohnheit den Weg nach des Holzhauers Hause ein, wo sie mit dem Schatze auf dem Rücken glücklich anlangten. Groß war das Erstaunen ihres Herrn, der auf Zubeydehs Befehl die schweren Säcke in das Haus schaffte. Als er aber einen derselben öffnete und der Glanz der Juwelen das ganze Zimmer erfüllte, rief Zubeydeh aus: „Gott ist groß! Nun sehe ich, daß mein Benehmen ihm unangenehm ist und daß seine Hand meine Absicht falsch zum Ziele führt.“ Da sie aber nicht wußte, was den Räubern zugestoßen war, und da sie dachte, daß der Eigentümer des Schatzes seinen Verlust in den Bagdad verkländigen lassen würde, so beschloß sie, die Säcke einen Monat lang uneröffnet zu lassen, worauf sie nach dem Befehle ihr Eigentum wurden, wenn sie nicht inzwischen zurückverlangt worden waren. Natürlich erfolgte kein Ausruf des Verlustes, und nach Ablauf des Monats war sie der Ansicht, daß sie volles Recht auf den Schatz habe, der nach ihrem Anschläge selbst größer war, als der des Kalifen Harun-al-Raschid.

Sie befahl dem Holzhauer, ihr sogleich den berühmtesten Baumeister von Bagdad zu senden, von dem sie gerade den Palaste des Kalifen gegenüber einen andern Palast bauen ließ, der an Glanz alles übertreffen sollte, was man jemals gesehen. Zum Ankauf der Baumaterialien und zur Auszahlung der Arbeiter gab sie ihm 100 000 Goldstücke. „Wenn die Leute fragen,“ sagte sie, „für wen ihr den Palast baut, so sagt ihnen, für den Sohn eines fremden Königs“. Der Baumeister bingte alle Arbeiter in Bagdad und folgte ihren Anordnungen so gut, daß in zwei Monaten der Palast vollendet war. Seinesgleichen war nie gesehen worden und der

Palast des Kalifen verschwand vor seiner Pracht wie das Anflitz des Mondes verschwindet, wenn die Sonne sich über den Horizont erhoben hat. Die Mauern waren von Marmor, weiß wie Schnee, die Thore von Eisenstein mit Perlen eingelegt; die Kuppeln verguldet, so daß, wenn die Sonne schien, das Auge sie nicht aublicken konnte; und aus einem großen silbernen Sprungbrunnen im Hofe sprang ein Strahl rosenfarbigen Wassers, welches einen angenehmen Duft vertheilte, in die Luft. Von diesem Palaste konnte man mit den Worten des Dichters sprechen: „Er gleicht wahrhaft dem Paradiese; oder ist es das verlorene Haus von Irem, das von den Schänen des Königs Scheddab gebaut wurde? Möge Freundlichkeit wohnen auf den Lippen des Herrn dieses Palastes und Mitleid eine Zufluchtsstätte in seinem Herzen finden, damit er für würdig gehalten werde, solchen Glanz zu genießen!“

Während der Palast gebaut wurde, ließ Zubeydeh den Holzhauer von den besten Lehrern in allem unterrichten, was seine gegenwärtige Stellung von ihm verlangte. In kurzer Zeit war er ein wahres Muster von Artigkeit; seine Worte waren gewählt und er sprach mit Würde und Anstand, und sein Benehmen war das eines Mannes, der nicht zum Gehorchen, sondern zum Befehlen geboren ist. Als er ihren Wünschen vollkommen entsprach, fing sie an, ihm Schach spielen zu lehren, und brachte mehrere Stunden täglich damit zu, bis er endlich ebenso gut wie sie spielte. Inzwischen war der Palast fertig geworden, und nachdem sie Pferde und Sklaven und alles Nötige für einen fürstlichen Haushalt gekauft, bezogen Zubeydeh und der Holzhauer denselben bei Nacht, um nicht von dem Kalifen bemerkt zu werden. Zubeydeh hat den Holzhauer, sich an das Versprechen zu erinnern das er ihr gegeben. Sie behielt ihre besonderen Gemächer nebst einer Anzahl von Sklavinnen zu ihrer Bedienung, und schenkte ihm, da ein Harem sich für einen Fürsten ziemt, 20 Circassierinnen, deren jede schöner war, als der Morgenstern.

Am nächsten Morgen ließ sie den Holzhauer rufen und rebete ihn folgendermaßen an: „Ihr seht, Herr, was ich für euch gethan habe. Ihr erinnert euch, in welchem Elende ich euch fand, und wie sich alles verändert hat, indem ihr meinem Räte gefolgt seid. Ich beabsichtige, euch noch höher zu erheben, und damit meine Pläne nicht vereitelt werden, bitte ich euch nun, mir zu versprechen, daß ihr mir auf einen Monat von heute ab in allen Dingen gehorchen

wollt.“ Zubeydeh stellte diese Forderung, denn sie wußte wie sehr ein Glanzwechsel den Charakter des Menschen verändern kann und wie bald er als ein Recht betrachtet, was Allah ihm als Gnade gewährte. Aber der Holzhauer warf sich ihr zu Füßen und sagte: „O Königin ihr dürft nur befehlen und ich muß gehorchen. Ihr habt mir Weisheit und Verstand gelehrt, ihr habt mir königlichen Reichtum gegeben, und Allah vergesse mich, wenn ich es vergesse, auch dagegen Dankbarkeit und Gehorsam zu zollen.“ — „So geht denn,“ fuhr Zubeydeh fort, „besteigt dieses Pferd und besucht von 20 Sklaven zu Pferde begleitet, das Kaffeehaus auf dem großen Bazar. Nehmt eine Urse von 3000 Goldstücken mit euch und unterwegs streut gelegentlich eine Handvoll unter die Bettler. Setzt euch in das Kaffeehaus, wo ihr des Beziars Sohn finden werdet der ein geschickter Schachspieler ist. Er wird die Leute herausfordern, mit ihm zu spielen, und wenn niemand es annimmt, spielt mit ihm um 1000 Goldstücke. Ihr werdet gewinnen, aber bezahlt ihm die 1000 Goldstücke, als wenn ihr verloren hättet, gebt 200 Goldstücke dem Herrn des Hauses verteilt 300 Goldstücke unter die Dienerschaft und streut den Rest unter die Bettler aus“.

Der Holzhauer that alles, was Zubeydeh befohlen. Er nahm die Herausforderung des Beziarssohnes an, gewann das Spiel, bezahlte ihm aber 1000 Goldstücke, als wenn er verloren hätte, und ritt dann zurück nach dem Palaste, von den Besatzern der Menge gefolgt, die laut das Lob seiner Schönheit, die Artigkeit seiner Rede, seine unbegrenzte Freigebigkeit und den Glanz seines Erfolges pries. Alle Tage besuchte er das Kaffeehaus, gab 200 Goldstücke dem Herrn, 200 der Dienerschaft und verteilte 600 an die Bettler. Aber des Beziars Sohn, von Schmerz über seine Niederlage erfüllt, blieb zu Hause, wo er in wenigen Tagen krank wurde und starb. Als dies alles zu des Beziars Ohren kam, empfand er ein großes Verlangen, den fremden Fürsten zu sehen, dessen Reichtum und Edelmut im Munde von ganz Bagdad war, und da er sich für den größten Schachspieler in der Welt hielt, so beschloß er, ihn zu einem Spiele herauszufordern. Er besuchte deshalb das Kaffeehaus, wo er noch nicht lange war, als der Holzhauer in noch größerem Glanze als zuvor erschien. Dies geschah nach den Anordnungen Zubeydehs, die von allem unterrichtet war, was stattgefunden hatte. Er nahm sogleich die Herausforderung des Beziars zu einer Partie um einen Einsatz von 2000 Goldstücken an. Nach einer hartnäckigen Schlacht



wurde der Bezir geschlagen, aber der Holzhauer bezahlte ihm die 2000 Goldstücke, als wenn er das Spiel verloren hätte, verschenkte ein drittes Tausend, wie gewöhnlich, und kehrte in seinen Palast zurück.

Der Bezir nahm sich seine Niederlage so sehr zu Herzen, daß ihn sein Kummer, verbunden mit dem Schmerz über den Verlust seines Sohnes, in wenigen Tagen hinwegraffte. Dieser Umstand brachte die ganze Geschichte zu den Ohren Harun-al-Raschids selbst, der augenblicklich von einem großen Verlangen erfüllt wurde, mit dem fremden Fürsten Schach zu spielen, da er nicht zweifelte, daß, da er seinen Bezir immer geschlagen, er auch dem neuen Gegner mehr als gewachsen sein würde. Er sandte demnach einen Offizier in den Palast des Holzhauers mit der Botenschaft, daß der Beherrscher der Gläubigen dem Sohne des fremden Königs seine Gastfreundschaft zu erweisen wünsche. Auf Zubeids Rat wurde die Einladung angenommen, und der Offizier kehrte rasch zu Harun-al-Raschid zurück, denn er eine solche Beschreibung von der Pracht des neuen Palastes gab, daß dem Kalifen der Mund zu wässern begann und er ausrief: „Bei Allah, das muß ich untersuchen. Kein Mensch, der nicht den Ring Salomons an seinem Finger hat, soll mich in meiner Hauptstadt übertreffen!“ In kurzer Zeit kam der Holzhauer in so glänzendem Anzuge an, daß durch seine Erscheinung der Tag heller zu leuchten schien, und mit einem Gefolge von 40 schwarzen Sklaven in Anzügen von carmoisinroter Seide mit weiß und goldenem Turban und goldenen Schwertern an ihrer Seite. Sie bildeten ein Spalier vom Hofe bis in den Thronsaal, wo der Kalif saß, und durch die so gebildete Gasse schritt der Holzhauer, dem zwei Sklaven in silberbrokatenen Kleidern vorangingen, welche zu den Füßen des Kalifen zwei Krystallbecher mit Rubinen und Emaragden von ungeheurer Größe niederlegten. Der Kalif erfreut über dieses herrliche Geschenk, erhob sich, umarmte den vermeintlichen Prinzen und ließ ihn neben sich setzen. Nach dem großen Reichtum, den der Holzhauer entfaltete, und der außerordentlichen Anmut und Zierlichkeit seiner Sitten vermutete der Kalif, daß er kein geringerer sei, als der Sohn des Königs von Gathay.

Nach einem trefflichen Mahle schlug der Kalif eine Partie Schach vor, indem er sagte, daß er von der Geschicklichkeit des Prinzen im Schachspiel viel gehört habe. „Nachdem ich mit euch gespielt haben werde, o Beherrscher der Gläubigen“ sagte der Holzhauer, „werdet

ihr nichts mehr von meiner Geschicklichkeit hören". Der Kalif war entzückt über die Bescheidenheit dieser Rede und das Compliment, das für ihn darin lag, und sie trugen sogleich an zu spielen. Obwohl der Holzhauer der Kalifen leicht hätte schlagen können, ließ er doch den Letztern die erste Partie gewonnen, was ihn in die beste Laune versetzte. Als aber die zweite Partie gespielt worden und der Holzhauer Sieger war, sah er, daß das Gesicht des Kalifen düstern wurde und seine gute Laune sich verloren hatte. „Ihr seid zu großmüthig gegen euren Knecht, o Kalif," sagte er; „hättet ihr mir nicht diesen Erfolg zu meiner Ermuthigung gegönnt, ich würde zum zweiten Male verloren haben". Bei diesen Worten lächelte Harun, und sie spielten eine dritte Partie, welche der Holzhauer ihn abschließend gewinnen ließ. Dies war der Rat, den ihm Zubejbeh gegeben, welche sagte: „Wenn du ihn die erste Partie gewinnen läßt, wird er so vergnügt sein, daß du es wagen darfst, ihn in der zweiten Partie zu schlagen. Wenn er dann die dritte Partie gewonnen hat, wird der Umstand, daß du einmal siegreich gewesen bist, seine Meinung von seiner Geschicklichkeit erhöhen; denn wenn wir niemals eine Niederlage erleiden, betrachten wir endlich unsere Siege mit gleichgültigem Fluge.“

Der Erfolg war gerade derselbe, wie ihn Zubejbeh vorausgesagt hatte. Der Kalif war entzückt von dem fremden Prinzen und machte ihn in wenig Tagen zu seinem Bezier. Der Holzhauer bekleidete keine hohe Stellung mit Würde und Verstand, und wurde sogleich bei dem Volke von Bagdad sehr beliebt. Der Monat, in welchem er Zubejbeh zu gehorchen versprochen hatte, ging nun seinem Ende entgegen. Da sagte sie zu ihm: „Besucht den Kalifen nicht mehr und verlaßt zwei oder drei Tage euren Palast nicht. Wenn der Kalif nach euch sendet, so laßt ihn erwidern, daß ihr krank seid." Sie sah voraus, daß der Kalif dann seinen Bezier besuchen würde, und theilte dem Holzhauer eine vollständige Anweisung, was er sagen und wie er sich verhalten sollte.

Kaum hatte Harun-al-Raschid von der Krankheit seines Beziern gehört, als er persönlich in seinen Palast kam, um ihn zu besuchen. Er war erstaunt über den Glanz und Umfang des Gebäudes. „Wahrhaftig," sagte er, indem er vor Verwunderung die Hände zusammenschlag, „dieser Mann hat den Ring Salomons gefunden, welcher die Geister zwingt, ihm ihren Bestand zu leihen. Zu meinem ganzen Leben habe ich keinen Palast wie diesen gesehen". Er fand

den Bezier auf einem Lager von Goldbrokat in einem Gemache, dessen Wände von Perlmutter und dessen Fußboden von Elfenbein war. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen wohlriechenden Wassers und daneben stand ein Jasminbaum, der in einer Krystallvase wuchs. „Was ist das?“ sagte der Kalif, indem er sich auf das eine Ende des Bettes legte, „ein Mann, dem die Götter dienstbar sind, sollte auch die Geheimnisse der Gesundheit in seiner Macht haben“. — „Es ist kein Fieber,“ sagte der Bezier, „sondern als ich mich neulich in dem Springbrunnen vor dem Abendgebete rousch, kam ich dem Jasminbaum zu nahe und einer seiner Dornen ritzte mir den linken Arm auf“. — „Wie,“ sagte der Kalif erstaunt, „der Riß eines Jasminornes hat dich krank gemacht?“ — „Ihr wundert euch darüber, o Herrscher der Gläubigen,“ sagte der Bezier, „weil ihr vor einigen Monaten sahet, daß ich unempfindlich gegen die Zähne einer Schlange war, die sich an meine Ferse gehettet hatte?“

„Es ist kein Gott als Gott,“ rief Harun-al-Raschid aus, als er an diesen Worten den armen Holzhauer erkannte, der unter dem Fenster seines Palastes vorübergegangen war; „und hast du wirklich den Ring Salomos gefunden, und wo ist das Weib, das Mesrut auf meinen Befehl dir brachte?“

„Sie ist hier,“ sagte Zubeidah zur Thür herentretend. Sie wandte sich zu dem Kalifen und indem sie leicht den Schleier löste, zeigte sie ihm ihr Antlitz, das schöner war als je. Harun stieß einen Freudenschrei aus und stand im Begriff, sie in seine Arme zu schließen, als er plötzlich innehielt und sagte: „Aber du bist jetzt das Weib dieses Mannes?“

„Das nicht, großer Kalif,“ rief der Bezier aus, der nun aufgestanden war, da er nicht mehr Axtarbeit zu heucheln brauchte. „Von dem Tage, da sie mein Haus betrat, habe ich nie ihr Antlitz gesehen. Beim Worte des Propheten, sie ist nicht weniger rein, als sie reich ist, sie ist es, die mich zu allem gemacht hat, was ich bin. Gehorsam gegen sie war der Same, aus dem der Baum meines Glückes erwachsen ist.“ Zubeidah kniete dann vor dem Kalifen nieder und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, setze mich wieder in das Licht deiner Gunst ein. Ich schwöre dir daß ich nicht minder dein Weib bin, als da die Wolke deines Jornes mich beschattete. Dieser ehrenwerte Mann hat keinen Augenblick aufgehört, mich zu achten. Meine gedankenlosen Worte veranlaßten dich mich fortzusetzen, daß ich die Stelle der Schlange einnehmen sollte. Aber ich habe dir nun gezeigt,

daß ein Weib auch ihren Göttern wie der Stab sein kann, worauf er sich stützt, wie das Rad, welches ihn schön macht, und wie die Lampe, womit er seinen Weg erhellt."

Harna-al-Raschid hatte schon lange seine Übereilung und Grausamkeit bitter bereut. Er sah nun in dem, was sich ereignet hatte, die Hand Allahs, die das was er als Strafe gemeint, in einen Triumph verwandelt hatte. Er setzte Zuhedyeh sogleich in seine Gunst wieder ein, und dem Holzhauer, den er noch als Bezirer behielt, gab er seine Tochter zur Ehe. Alle Bürger von Bagdad nahmen Theil an den Festlichkeiten, welche 14 Tage dauerten, und der Kalif baute, um seine Dankbarkeit zu verewigen, eine stolze Moschee, die bis auf diesen Tag die „Moschee der Wiederherstellung" heißt. Der Bezirer vergalt in edler Weise alle die Mühhe, welche sich die Sultana Zuhedyeh mit seiner Erziehung genommen, und zeigte in seiner Anwendung der Gerechtigkeit so viel Weisheit und Gerechtigkeit, daß der Kalif niemals Veranlassung hatte, mit ihm unzufrieden zu sein. So lebten sie alle miteinander in der größten Glückseligkeit und Eintracht, bis sie eins nach dem andern von dem Sader der Freuden und dem Trenner der Gefährten heimgesucht wurden."

So endete Achmet's Erzählung; aber ohne den Mondschein, die schlanken äthiopischen Palmen und die kühlende Weise als Beigabe, fürchte ich, wird diese Reproduktion derselben wenig von dem Reize übrig behalten haben, den ich an dem Original fand. Es folgten ihr andere und wildere Erzählungen, denen allen der unrißliche Stempel des Orients aufgeprägt war. Sie alle charakterisierte der Glaube an ein unvermeidliches Schicksal, welches die belebende Seele der gesamten orientalischen Litteratur zu sein scheint. Dieser Glaube giebt dem Dichter und dem Erzähler alle mögliche Freiheit, und die arabischen Schriftsteller haben nicht gezögert, reichlichen Gebrauch davon zu machen. Es hat keine Gefahr, wenn man seinen Helden mit allen möglichen wirklichen und gedachten Gefahren umgiebt oder wenn man seinen Aufsteigen alle möglichen Hindernisse in den Weg legt, wenn man weiß, daß sein Schicksal ihn nötigt, dieselben zu besiegen. Er wird für einen Augenblick zur Verkörperung des Schicksals, und die Verhältnisse streichen vor ihm die Segel. Man sieht, daß er von vornherein auserwählt war, das zu thun, was er zum Schluß wirklich thut. Wenn man ein Wanderer zu seinem Erfolge braucht, so steht es zu Diensten. Schwierigkeiten häufen sich, um ihn das zuletzt blieb damit der endliche Triumph nun so vollständiger

und eigentümlicher werde. Aber trotz aller dieser Verlehnungen der Wahrscheinlichkeiten zeigen die orientalischen Erzählungen eine sehr fruchtbare Erfindungsgabe und sprudeln von Zügen echter Menschennatur. Die tiefe und verzehrende Teilnahme, womit die ungelehrten Araber ihren Erzählungen lauschen, der Halt, den sie im Volksherzen des Morgenlandes haben, zeugen für ihren Wert als Erläuterungen orientalischen Lebens.

Nach Bayard Taylor.

Nese nach Central-Afrika. Uebersetzt von Johann Biethen.

## Scenen aus dem Volksleben in Ägypten.

### 1. Ein Tag und eine Nacht in Kairo. \*)

Raum ist der äußerste Rand der glühenden Sonnenkugel an dem weißigen Horizont der arabischen Wüste in majestätischer Schöne emporgelaucht, um mit wunderbarem Purpurlichte die zackigen Gipfel der Bergkette des Iden Mokattam zu übergießen, an dessen Fuße, in Dämmerung gehüllt, die „hochgeehrte“ Stadt der Kalifen in tiefem Schlummer ruht: da ertönen durch die heilige Stille des Morgens von den lustigen Minarets zahlreicher Moscheen die ernstesten, feierlichen Klänge der Sänger, um den Preis und die Vollkommenheit Gottes und seines Propheten Mohammed den frommen Gläubigen zu verkünden. Der Sänger mahnende Worte hörend, daß Gebet besser denn Schlaf sei, öffnen die Muslin ihre Augen, erheben sich alsbald von dem einfachen Lager, das auf einem niedrigen Gestell von Palmenstäben ausgebreitet ist und schürkeln ihre faltigen Gewänder aus, mit denen sie sich, nach Brauch des Landes, vollständig bekleidet am vorigen Abend zur Ruhe gelegt haben. Dann wird die Waschung vorgenommen, weniger aus den natürlichen Rücksichten für notwendige Sauberkeit, als vielmehr, weil das göttliche Buch des Propheten, der Koran, befiehlt, vor dem Gebete Gesicht, Hände und Füße mit Wasser zu reinigen. Nun zieht der fromme Moslin die Schuhe aus, wenn anders er solche besitzt tritt auf den türkschen

\*) Als Heinrich Prugich aus dem Orient Beil n. 18\*4



oder perfürchten bannen Gebetheppich oder die schmucklere Pinsenmatte und murmelt, das Angesicht nach Osten gewendet, die einleitenden Worte: Allahu akbar! „Gott ist sehr groß!“ Bald lachend, bald liegend bald stehend spricht er in tiefer Inbrunst das lange Gebet. Nichts darf ihn in seiner Andacht stören, soll anders das Gebet seine beabsichtigte Wirkung haben. Mittlerweile hat der Diener oder die dunkelfarbige Elladin des Hauses den Kaffee bereitet, den sie dem Herrn samt der glimmenden Pfeife darreicht. Voll Ernstes erwidert er den Morgengruß des dienenden Volkes schlüft mit lautem Geräusche aus der kleinen zierlichen Tasse den schäumenden schwarzen Trank ein und beginnt nun die traute Unterhaltung mit dem steten Begleiter seines Tagewerkes: seiner Pfeife. Zu langen Zügen „trinkt er“, so nennt er es ausdrücklich, den duffigen Rauch des syrischen Tabaks und läßt voll inneren Vergnügens blaue, sich kugelförmig Wollen in die Luft. Auf dem schwellenden Divan die Glieder bequem ausstreckend, läßt der Kairenser sein Tagewerk mit dem üblichen köstl. an, dem überaus verführerischen orientalischen delis far niente. Überlassen wir ihn seinen Träumen und Phantasieen im eigenen Hause, wo das Treiben wenig Mannigfaltigkeit und Poesie darbietet.

Das stets wechselnde Leben auf der Gasse und auf dem Markte, das ist der anziehende Stoff, der uns gestattet, die bunten, mannigfaltigen Seiten der Kairenser Zustände zu einem herrern Bilde zu vereinigen.

Die Sonne ist allmählich höher gestiegen, die dämmernden Nebel sind zerstreut, der ewig klare, blaue Himmel hat sein Zelt über die Wunderstadt Kairo ausgespannt, welche den Augen des Reisenden das entzückendste Panorama darbietet. Von der Brüstung aus, welche den Felsen umfaßt, auf dessen Höhe die schwarzen Schlände zahlreicher eiserner Kanonen in drohender Weise die Stadt angähnen, während neben ihnen die Minarets der Moschee Mohammed Ali's als göttliche Zeichen des Fettes und Friedens ihre schlanken Häupter in den blauen Äther emporstrecken und die phantastischen Zeichnungen der Mablasterwände dieses Tempels des Islam beim hellen Sonnenschein in wunderbarer Pracht blinken und glitzern; von dieser Brüstung aus, etwa 200 Fuß über dem Spiegel des Flusses, schweift der Blick über ein wogendes Meer lautenförmig gebauter Häuser und Moscheen, deren zierliche Minarets mit dem Halbmond auf der Spitze in zahlloser Menge wie Krystallnadeln in die Höhe schießen,

während zahllose Molkofn oder offene Lustgänge, welche den frischen Nordwind in die Wohnungen der Menschen hineinleiten, wie Souffleurkosten auf den platten Dächern der Häuser in gemeinsamer Richtung nach Norden schauen. Von hohen Mauern eingeschlossen, ragen hier die nickenden Häupter schlanker Palmen und diabelhafte, schattige Sykomoren, an deren Fuße der Büffel mit verbundenem Augenpaar Jahr aus, Jahr ein das knarrende Wasserrad dreht, aus den lustigen Anlagen eines großen Gartens hervor in dessen Gängen, wohl bewacht und beküet, die Frauen eines Paschas lustwandeln. Indem wir dort an den weißgetünchten Gräbern und ihren aufrecht stehenden Leichensteinen zwischen Cyressen und Aloëpflanzen einen Ort der ewigen Ruhe für dahingeschiedene Muslin erkennen, schallen die Höhe hinauf an unser Ohr die ersten Niederblinder Sängers, welche einer Reihe vorangehen, während das wilde Geschrei der Klagenweiber, die dem Zuge folgen, Markt und Wein erschütternd, oftmals ihre sanftern Klagen unterbricht. Im Uebermaß des Schmerzes tanzend und heulend schreit die Witwe dem dahingeschiedenen Gatten oder Sohne die seltsamen Worte nach: „O du Kamel meines Hauses!“ Das Kamel, unstreitig das nützlichste Thier des Orients, wird so zu einem erstgemeinten stöhrenden Balde der Sorge des Mannes für das Haus.

Auf einer langen Reihe von Bögen ruhend, dehnt sich dort in nicht zu weiter Ferne die alte Wasserleitung der Kalifen bis nach der Vorstadt Alt-Kairo aus, wo der Nil, dicht vorbeistießend, seine silbernen Pfade dahinzieht, und die liebliche Insel Rodah mit ihren Gärten und Palästen, mit ihrem weltberühmten Künestler, der sagenreichen Stelle der Moysesfindung, bald mit sanftem Wellenschlage, bald mit rauschendem Getöse umspielt.

Weiterhin breiten sich auf dem jenseitigen Ufer des Flusses grüne Felber aus, denen Palmenwäldungen mit rathsimmernden Früchten, wiegelnde Wasserflächen und die schwarzen Hütten der Dörfer arabischer Fellahin den Reiz landschaftlichen Wechsels verleihen. Ein schmaler gelbleuchtender Streifen, der sich am äußersten Horizonte entlang zieht, zeigt uns die Grenze an, wo das Reich der großen libyschen Wüste beginnt und wo die sichtbare Kunde der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts aufhört. In wunderbarer Beleuchtung, vom farbesten möglichen Farbenstich umhüllt, strecken da die Marksteine der Geschichte, die Pyramiden, ihre Haupter in die Luft die kein Wolken trübt, ein ewig blaues, klares Lichtmeer

Das Leben in den engen Gassen der Stadt, welche zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne meistens mit einem Schirme ausgespannter Lächer und Holzdecken überdacht sind, die alle Gegenstände in ein seltsames Halbdunkel hüllen, beginnt allmählich jenen Anstrich zu gewinnen, der auf den reisenden Abendländer den unüberwindlichsten Reiz ausübt. Die Laden, eigentlich große, viereckige kastenartige Böcher, die an den Wänden der Häuser in dichten Reihen nebeneinander fortlaufen, öffnen sich; der Kaufmann, seine glimmende Pfeife rauchend, hockt auf einem Kissen am vordersten Estrich seiner Bude. Seine Waren, die im Lichte der Witterung im Hintergrunde derselben aufgestellt sind, müssen den Käufer selber laden. Der Besitzer preist sie weder an, noch fordert er den Vorübergehenden auf. Eifrig arbeiten in den engen Räumen ihrer Werkstätte die Handwerker, sich der einfachsten Instrumente bedienend, wobei die Ellie und Zehen ebenso still und geschäftig mitarbeiten, als die Hände und Finger, die bei dem Orientalen von einer auffallenden Geschicklichkeit und Beweglichkeit sind.

Da ist den ganzen Tag ein Hämmern und Klappen, ein Klappern und Knarren, ein Breisen und Schaurren, ein Wackeln der Köpfe und der Körper, daß man meinen möchte, die Heimgeländchen seien von Köln nach Kairo übers Meer gewandert, und arbeiteten nunmehr an dem Hauptorte des Islams.

Hier steigt in die Bude eines Barbiers der Kunde hinauf oder hinein (wie man sagen muß, weiß man nicht recht), den rechten Fuß voransetzend, denn er ist der geehrtere, gerade so wie die rechte Hand. „Friede sei über dir,“ sagt er zum Gruße dem Meister, der ihm sein „Und über dir der Friede“ schnell und zuvorkommend als Gegenruß erwidert. Der schön gewundene Turban wird vom Haupte genommen, Kopf und Gesicht eingeseift, und beides so rein geschoren, daß außer dem langen Zopfe auf der Mitte des Scheitels kein Härlein sichtbar ist. Mit beinahe gedankenlosem Wohlgefallen betrachtet der Geschorene in dem runden Metall- oder Glaspiegel mit Perlmutter-Einfassung seinen weihleuchtenden Schädel und verläßt mit derselben Betriedigung die schmutzige Stube des noch schmutzigeren Barbiers, als der seine Pariser Stutzer das Boudoir eines renommierten Pariser Haarfußlers. Nun kommt jener Andere an die Reihe, welcher dem Vorgänger in die Bude nachgestiegen und durch seinen papageigrünen Turban als ein Nachkomme des Propheten, als ein Scherif gekennzeichnet ist. Die kalte Morgenluft hat ihn zu m. diesen

gereizt. „Gott Lob!“ ruft er aus, „Gott erbarme sich unser!“ rufen ihm die Anwesenden zu. „Gott führe uns und führe euch!“ erwidert der Angeredete nach herkömmlicher Weise. Der Kaireuser ist von einer atßallend fast lästigen Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die bei der geringsten Veranlassung in hergebrachter Weise ihren wortreichen Ausdruck findet. Man könnte Seiten eines dicken Buches mit derartigen höflichen Formeln füllen, die sich wie Schlag und Gegenschlag zu einander verhalten, und höchstens durch die Seltsamkeit des Gedankens im Anfange anziehen. Später werden sie eine höchst lästige Beigabe einer jeden Unterhaltung, die ohne sie vom Gruß bis zum Abschied hin gar nicht denkbar wäre.

Dort, nicht fern von der Bude des Barbiers, laßt ein Armer ein Gericht gekochter Bohnen und hockt sich nieder, um seine Mahlzeit im Namen Gottes, des Allerbarmers und des Barmherzigen zu beginnen, mit einem Gott sei Lob und Preis zu schließen; hier erhandeln verschleierte Frauen das Kogel und Penna, um sich die Augenränder schwarz und Hände und Fäße braunrot zu färben. Vor jener Schreibbude läßt sich ein reicher Araber Amulette gegen den bösen Blick für sich oder sein Pferd oder seinen Esel schreiben, und die ernste Miene des Schreibers giebt ein Zeugniß, daß es inhaltschwere Worte sind, die er zu Papier bringt.

Das Kaufen ist ein ebenso umständliches, als langweiliges Geschäft. Der Kaireuser fordert zehnmal mehr, als die Sache, deren Echtheit oftmals zweifelhafter Natur ist, wert ist. Er ladet den Kaufenden zum Sitzen ein, reicht ihm seine Pfeife, präsentiert den unvermeidlichen Kaffee, der von seinem Knaben aus dem nächsten Kaffeehause herbeige Holt wird, und mit einer Fülle blumenreicher Redensarten beginnt das eigentliche Geschäft, das im glücklichsten Falle eine halbe Stunde dauert. Nach Langem Hin- und Herreden, wobei ganz andere Gespräche, als der Kauf, in die Unterhaltung mit hineingezogen werden, um die Aufmerksamkeit des Kaufenden abzulenken, e-nigt man sich endlich, nachdem sehr oft ein Vorübergehender als Vermittler eingetreten ist. Zur schlimmsten Art der Verkäufer gehören diejenigen, welche dem Kaufstüftigen den verlangten Gegenstand sogleich mit den Worten anbieten: „Nimm ihn als ein Geschenk!“ Man ist sicher, eine übertriebene Forderung hinterher zu hören. Ist der Kauf abgeschlossen und das Geld gezahlt, so erhält der begleitende Diener des Käufers vom Kaufmann ein kleines Geschenk an Geld.

Den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens in Kairo bildet der sogenannte Schah Schahil, ein besonderes Viertel mit einer Hauptstraße und vielen engen Nebengassen, die von langen Reihen nebeneinander liegender Buden der Kaufleute und Handwerker gebildet sind. Die Handwerker sitzen goldbewehrt zusammen. Da giebt es einen Schuhiermarkt, wo die Schuhier eifrig an den gelben und roten Schuhen mit den gekrümmten Spitzen arbeiten, einen Markt der Schneider, der Schreiner, der Drechsler, der Frucht Händler, der Zuckerbäcker, der Pfefenhändler, der Steinschnitzer und Schleifer, der Juweliere, der Seifenhändler und Waffenschmiede, der Teppichhändler und wie sie alle heißen mögen.

Das angenehmste Kaufviertel ist der ank-el-rich oder der Markt des Duftes, wofür alle Wohlgerüche Arabiens und des Sindiens echt und verfälscht zum Kaufe angeboten werden. Selbst ein Blinder findet diesen Markt des Duftes leicht, da der starke Geruch Straßenweit zu merken ist.

Die Handwerker arbeiten eifrig, die Kaufleute dagegen verräumen den ganzen langen Tag, sprechen mit ihren Nachbarn und den Kaffern und erheben sich nur von ihrem Sitze, um die üblichen Gebete an den bestimmten Tageszeiten zu verrichten. Verlassen sie auf einige Zeit ihren Laden, so hängen sie ein Netz, aus dünnen Fäden gestrickt, davor auf, und kein loser Vogel wird es wagen, die verbotenen Trauben dahinter anzutasten. Die Aufschriften auf Papier, mit welchen die Läden der meisten Karrenzer Buden versehen sind, enthalten nicht etwa, wie zu vermuthen stände, die Firma des Kaufmanns, sondern nur fromme Sprüche oder das mohammedanische Glaubensbekenntnis. Hier liest man: „Wahrlich, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt,“ dort: „Beistand von Gott und ein schneller Sieg,“ „Bringe du gute Nachrichten den Gläubigen,“ dort wiederum die Anrufung an Gott: „O du Höfner, o du Weiser, o du Abhelfer unserer Bedürfnisse, o du Gütiger.“ Dieselben Worte werden von den Kaufleuten wiederholt, wenn sie des Morgens, nach dem ersten Gebete, ihre Buden öffnen.

Die Häuser, welche hier und da zwischen den Läden hervorragen, haben denselben Anstrich, wie die übrigen der Stadt, wenn sie nicht aus der Zeit des schönen, an Arabesken und Verzierungen reichen, älteren Baustiles herrühren, den kein Gebäude heutzutage mehr erreicht. An der großen Thür des Hauses stehen gemeinlich die Worte: „Er (nämlich Gott) ist der Schöpfer, der Ewige,“ um



den Besitzer des Hauses bei seinem Eintritt an seine Sterblichkeit zu erinnern. Gehört das Haus einem Faggi oder Mekkapilger, so befinden sich über der Thür roh ausgeführte farbige Malereien, ein Schiff, ein Kamel, ein Baum, an dem ein Löwe angebunden ist und sechsterbe Personen darstellend. Diese neugyptischen Hieroglyphen sollen Anspielungen auf die Reise nach Mekka zu Wasser und Lande und auf den Mut des Pilgers sein, der weder vor den wilden Tieren, noch vor Räubern zurückgeschreckt ist. Über der Thür jenes neuen Hauses dort hängt eine Aloestaupe oder, wie die Ägypter diese Pflanze benennen, die Geduld. Sie soll den Bewohnern ein langes, glückliches Leben bringen und sie vor allem Uebel und Unglück behüten, während der hohe Panzer eines getödteten Krokodils vor dem bösen Blicke schützen soll. Da, wo die Thüren niedrig sind und offen stehen, dürfen wir ein arabisches Bad voraussetzen, aber wehe dem Manne, welcher eintreten wollte, wäre die Thür durch ein weißes Tuch, nicht größer als eine Serviette, verhängt. Das ist ein Zeichen, daß ein Harem im Bade ist; jedes Eindringen wäre dann lebensgefährlich.

Um das bunte Treiben in den belebtesten Straßen, wo die Menge hin- und herwogt, näher zu pressen, ist es notwendig und zugleich nach Kairensrer Anschauung wohlanschädig, eine ägyptische Droschke zu mieten, d. h. einen Esel samt dem zugehörigen Führer, welcher bald in langsamem, bald in schnellem Schritte seinem Tiere nachläuft. Die Eselsburden Kairo's, dem Lebensalter vom 4. bis 20. Jahre angehörig, bilden ohne Zweifel den intelligentesten Theil der niederen Bevölkerung der Stadt. Der stete Umgang mit den Fremden, welche sie auf allen Ausflügen in und außerhalb Kairo's zu begleiten pflegen, giebt ihnen Gelegenheit, sich einzelne Brocken aller europäischen Sprachen anzueignen, deren sie sich geschickt genug bedienen, um den neuangekommenen Fremdling die ersten Sprachstunden im Kairensrer Arabisch zu geben, ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zu erklären, oder im schlimmsten Falle sich über ihn lustig zu machen. Sie haben eine auffallende Geläufigkeit darin, aus einer großen Masse anlangender Reisenden sofort die Nationalität der einzelnen herauszuerkennen, indem sie denselben, einem jeden in seiner Muttersprache, die Esel zu Gebote stellen. Die letzteren nehmen unter den übrigen vierfüßigen Bewohnern Ägyptens einen Rang ein, der dem der Eselungen unter der niederen arabischen Bevölkerung gewissermaßen entspricht. Sie sind größer als die unsrigen, weniger

schlingert sich, maligert und, was die Hauptsache ist, von erstaunlicher Schnelligkeit. Kottenweise lagern sie samt ihren Führern auf den Hauptwällen und an den Hauptstraßen Kottos. Naht sich ein erschrecklicher Reiter, so schießt der ganze Haufe auf ihn zu und nur mit Hülfe wohl angeteilter Prügel bricht er sich endlich Bahn zum Steigbügel seines gewählten Kottes. So beritten geht's lustig in die engen belebten Straßen hinein. Das Drängen und Treiben in denselben ist so bedeutend, daß wir nach altherkömmlicher Sitte der Kaiserler einem jeden vor uns Glehenden und den Rücken und Zuwendenden zurufen mußten. Der Araber kümmert sich wenig um das, was hinter ihm vorgeht; die Begebenheiten des Straßenlebens vor ihm gehen ihn an, das Schicksal seiner Person bleibt somit der zeitigen Aufsicht seines Hintermannes überlassen, der ihm in drohenden Fällen zuzuhelfen muß: „Mein Herr, geh' rechts, geh' links, nimm den Fuß in Acht! nimm deinen Rücken in Acht!“ In diesem Falle weicht er aus, doch ohne sich umzusehen, und vermeidet so den unausbleiblichen Zusammenstoß. Die Anreden variieren in den Arabern je nach dem Alter und dem Stande der Person. Einer Frau, die verschleiert ist, ruft man zu „Meine Gebieterin!“, scheint sie noch jung zu sein „O mein Auge!“. Eine Frau aus den niederen Ständen, ist sie selbst alt, hält es für eine Beleidigung, anders bemerkt zu werden, als „O du Mädchen!“ oder „O meine Schwester!“. Den Alten ruft man zu „O Schach!“ oder auch „O mein Onkel!“, der anständig gekleidete Araber und der Türke erhalten den Ehrennamen „O Effendi!“, der Europäer seine spezielle Benennung „ya lawagah!“ „O Kaufmann!“. Dem entsprechend sind auch die etwanigen Erwiderungen. Als ich einst einer arabischen jüngeren Dame von 14—15 Jahren zurief „Welche rechts aus, meine Gebieterin!“, erwiderte sie „Zu Befehl, mein Sohn!“ und so passierte denn ihr doppelt so alter europäischer Sohn zu Fuß getrost vorbei.

Den Wagen, die den Paschas und den vornehmen Europäern gehören, obgleich deren nicht viele in Kairo vorhanden sind, sowie den Reitern zu Pferde laufenden hochauferstiegenen Araber, welche in der einen Hand einen geschmeidigen Kurbatich halten, die aus der Haut des Hippopotamus geschnittene Peitsche, in schnellstem Tempo voran, hilft ihr wenig, wobei es nicht zu viel höfliche Redensarten giebt, so hilft der Stieb, und schleunigst weicht der säumige Pilger auf dem Wege aus. Schlummer ist es, wenn ein mit langen Balken,

großen Steinblöcken oder einer sonstigen schweren Last beladenen Kamel gravitatisch durch die Menge enthergeschritten kommt. Da heißt es vorsichtig vorbeiwischen, widrigenfalls die Reiter oder Fußgänger bedeutende unfreiwillige Abweichungen von ihrer Linie nehmen müssen.

Der größere Teil der Pfaffenreiter *Kairo*, obwohl ich diesen Ausdruck uneigentlich gebrauche, da der Boden keiner Stadt in ganz Ägypten regelrecht geebnet, geschweige denn gepflastert wäre, gehört der ärmeren arabischen Klasse *Kairo* an. Die einen verrichten ihre Funktionen als Boten, Lastträger, Diener oder Verkäufer, die letzteren erfüllen die Straßen mit ihrem durchdringenden undselben Gesänge, der den Zweck haben soll, die Vorübergehenden auf ihre Ware aufmerksam zu machen, obgleich der Inhalt des Gesanges scheinbar in gar keinem Zusammenhang steht mit der Natur der angebotenen Waren.

Vor einem Korbe süßer Apfelsinen sitzt da eine arme, mit einem einzigen blauen Kattunkleide bedeckte Frau, das Gesicht ist mit Rot grün bemalt, und die Augenränder mit Kohel schwarz gefärbt, dabei trägt sie einen großen Ring in der Nase, bunte Ketten um den Hals, und mehrere große silberne Ringe an den rotbraun tätowierten Fingern. Kokett zieht sie bei unserem Anblick den Kopfpfand ihres Klerkes über das halbe Gesicht, aus züchtiger Schamhaftigkeit oder den bösen Blick unseres fränkischen Auges fürchtend, ruft uns aber dennoch mit lautem Schrei die Worte des Orangenerkäufers zu: „Hou-g, o Apfelsinen-Hou-g!“ Dort schleppt sich in gebückter Stellung und mit einem Rode bekleidet, der aus einigen ziegenhäuten zusammengenäht ist und auf den Schultern einen schweren Ziegen-schlauch voll Wasser tragend, der arme Wasserträger einher. Er bietet das Wasser mit den Worten: „Möge Gott mir Ertrag geben!“ zum Kauf an. Da werden uns Rosensträucher mit dem Rufe hingehalten: „Die Rose war ein Dorn, vom Schweisse des Propheten ist er aufgeblüht!“ Dort steht eine ägyptische Dame in ihrem schwarzleinen Überwurfe, den weißen Schleier vor dem Gesicht, aus dem die schwarzen feurigen Augen auch bald anlachen, bald verschämt zu durchbohren scheinen. Ihre schwarze Dienerin begleitet sie; sie ist schwarzweiß gekleidet wie ihre Herrin schwarz. Da nähert sich ihnen ein kleines Mädchen, Heumablume, andächtig mit dem Zurufe: „O meine Gebieterin! Früchte des Paradieses, o Blumen der Henna!“, und leide laufen vor den wohlriechenden Blumen. Der

Mann dort mit seinem Korb voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel! o Zuckerwerk!“ Das ist ein schlimmer Gesell, da er die Kinder und Kleinsoldaten veranlaßt, Nagel und andere Kleingeräthe aus dem Hause zu stehlen, um dieselben gegen seine Wirtin anzusetzen. Eine Art von Gemüse, *Tirous* genannt, bieten sie mit den Worten aus: „O wie süß das kleine Schächchen des Kliffes!“, die Citronen dagegen mit dem Rufe: „Gott mache sie leicht, o Citronen!“ und die gerösteten Kerne einer Art Wassermelone mit dem Schrei: „O Träster dessen, der in Not, o Kerne!“

Leute aller Trachten und aller Jungen, in ruhiger und in lebhafter Stimmung, geben das vollständige Bild eines Karnevals, der tagtäglich die Pandistaken Kairo's durchwogt. Dort kommt gravitätisch, seinen langen, weißen Bart behabig streichend, ein türkischer Bey geritten, während der neben ihm laufende Diener, die Pfeife tragend, den Arm auf den Rücken des Tieres gelegt hat. Der Schritt seines Pferdes, das ein blutrotes, mit Gold gesticktes und mit Troddeln behängtes Zaum und Sattelzeug bedeckt, ist ebenso langsam wie der Gedanke seines Herrn. Schnell zu reiten hält der vornehme Türke für unziemlich und seinem Range unangemessen. „O du Sohn des Hordes!“ donnert er einem armen Araber entgegen, der im Vorbeigehen sein Kleid gestreift hat und scheu und schüchtern in der Menge verschwunden. Da taucht neben ihm ein Geist, ein langgelackter, hagerer Menich auf; sein Kleid ist aus tausend bunten Fäden zusammengesetzt. Sein Kopf ist von einer Art Schellenkappe bedeckt, sein Auge ist irre, seine mageren Hände erhebend, bettelt er um ein Almosen. Das ist ein Verräther oder Heiliger der geheilten Stadt Kairo. Die Verräther werden nämlich von den Anhängern des Propheten für heilige Personen angesehen, da, ihrer Meinung nach, dieselben von Gott dadurch besonders bevorzugt seien, daß ihr Geist bereits im Himmel weile, während ihr gröblicher Teil sich hier auf Erden unter sterblichen Menschen befinde. Sie dürfen die argsten Handlungen ungestraft begehen und werden mit der bewunderungswürdigsten Geduld geführt und geleitet. Der seine arabische Essendi in seiner Kleidfrauen Manichentracht bildet hier in Kairo den Lion der arabischen Gesellschaft. Er kleidet sich mit einer gewissen Eleganz, die freilich darin nie etwas Aufstühiges findet, daß aus einer goldgestickten roten Jacke der Ellenbogen hervorsieht oder die Schuhe ziemlich sichtbar zerplatzt sind. Er begrüßt den koptischen Moallim oder Schreiber der Regierung, dessen bleiches, rundes Gesicht, noch

mehr aber der lange Kaftan von Kleinem Luche, der dichtgewundene schwarze Turban und das messingene Schreibzeug im Gürtel, einen echten Nachkommen der alten Ägypter verrät. Nicht den besten Theil der Kairener Bevölkerung bildet jener türkische Polizeisoldat, den seine Tracht: die griechische Kustanella und die griechische, gestriche Jacke, sofort als den Arnauten kennzeichnet. Ein wahres Arsenal silberbesetzter Pistolen, Dolche und Messer steckt in seinem Gürtel, über der Schulter hängt das lange Gewehr und in der Hand schwingt er drohend den Kurbalsch. Ein ungeheurer Schnurrbart giebt seinem verschmizten Gesichte den vollendeten Ausdruck eines Helden aus irgend welcher renommierten Räuberschar. Diese furchtbaren Konstabler Kairos haben die saubere Lebensregel, jeden rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenen Pfaster sofort an den Mann zu bringen, da man nicht wissen könne, ob man und wie man die folgende Stunde erlebe.

Dem frommen Derwisch dort, mit dem grünen Kaftan, bezeugt die Lohr Pelzmitze auf dem Kopfe, welche er kokettierend wie Vodenstichs Mirza Schaffy hin- und herbewegt, den perfischen Ursprung; sein ägyptischer Kollege dagegen schreitet in dem lumpigsten Kostüm hinter ihm her und schwingt die hölzerne Eßschüssel und den Vöfel als die besonderen Zeichen seiner Würde. Ihm zunächst wandelt ein deutscher Handwerksbursch, den roten türkischen Fetz schräg auf das blonde Haar gesetzt, um jene Ecke in die enge Straße einbiegend, wo er um ein wenig Geld in einer italienischen Locanda sein Zelt aufgeschlagen hat. Heulend und bellend stürzen die Hunde des Bierstels auf ihn, den Fremdling, los, als wollten sie nach seiner Baskarte fragen. Ein Wurf mit Steinen vertriebt aber die ungehobelten Gäste. Da kommen ein paar sonnengebräunte Beduinen auf ihren hageren Pferden angeritten. In malerischer Weise schlingt sich das kamelhäutene Gewand um ihren Leib und um den Kopf, und kaum sichtbar lagen die kleinen Augen in die Menge hinein, durch welche sich die Pferde sicher hindurchwinden wissen. Zwei arabische Frauen folgen ihnen auf ihrer Fahrt. Die eine trägt einen hohen Krug auf dem Kopfe, die andere das kleine Kind auf der Schulter, das, rittlings sitzend, nach orientalischer Weise sich an den Kopf der Mutter stützend, das Gleichgewicht selber zu halten weiß. Beide Arbeiter reden mit aufgehobenen Händen, die sie häufig zusammentreffen, auf das Gekitzte miteinander. Sie gehören dem Harem jener edlen Ritter an, denen sie als getreue Ehefrauen den weiten



Weg nach der Stadt zu Fuße folgen müssen. Hier, gegenüber dem kleinen schlechten Hause in welchem eine Araberin mit lauten Geräusche die Handmühle dreht, verstopft plötzlich ein Haufen von Ballen und Streifen den Weg. Man bant ein Haus, die Kinder und Frauen nähren dabei Handlangerdienste leuten, während die Männer das eigentliche Geschäft der Maurer verrichten. Im Takte singend, trägt das schwache Geschlecht die Steine, den Mörtel, das Holz zum Bau herbei; der Aufseher, welcher gemächlich seine Pfeife raucht, treibt sie zeitweise mit Stockschlägen zum schnelleren Vantzen an. Scherzweise ruft der vornehme Türke dessen Maulner von einem großen zentnerschweren Blocke im Laufe gehemmt ist, einem Mädchen zu: „O meine Tochter, trage mir diesen Stein fort!“ Als geborene Kairenerin antwortet sie mit schnellem Witz: „Zu Befehl, o mein Onkel, nur sei so gütig mir den Stein auf den Rücken zu legen.“ Da kommt und ein langer Zug verhäßter bezerrter Frauen entgegen. Mittlings auf ihren hochgefattelten Eseln sitzend, folgen sie eine nach der andern. Diener begleiten sie, die Kinder tragend, und ein schwarzer, fettleibiger, wohlbewaffneter Gannich in reichem, gesticktem Kostüm reitet zu Pferde voran. Der ganze Harem eines vornehmen Kaireners wird angeführt, um irgendwo einen mehrtägigen Besuch abzustatten, die einzige Unterhaltung, welche den Frauen gegenseitig gestattet wird. Malteser, Griechen, Armenier, Kinder, Juden, Syrer, Araber aus Mekka dazwischen Europäer aus aller Herren Länder drängen sich in buntem Gemisch durcheinander, jeder seinen Geschäft nachgehend, das er sicher mit dem landesüblichen Stohlsensur eines „So Gott will!“ beginnt.

Welch prächtiges Marmordenkmal unterbricht dort plötzlich die Wände schmutziger Häuser? An ein Guterfenster herum, das von reinem Marmor eingefaßt ist, ziehen sich schön geschriebene und vergoldete arabische Buchstaben Verse aus dem Koran enthaltend, und darunter befinden sich zwei meiningene kleine Saugröhren. Da tritt ein Araber heran, legt den Mund an die Röhre und saugt das kühle Wasser zur Stillung seines Durstes ein.

Hier befinden uns vor einem jener öffentlichen Bermanen, die ein Werk stummer Stütungen sind. Aber hier ist die Moschee und die Schule. Die letztere, frei nach der Straße zu liegend, besteht aus einem großen Zimmer, auf dessen Boden ordnungslos die langen Schüßer hocken, während der Schullehrer, neubei häufig ein

Handwerk verrichtend, in einer Ecke sitzt. Die Kinder haben beschriebene Blechtafeln vor sich und lesen, den Kopf und die Kniee hin- und herneigend, ihre Koranlektionen so wirt und mild durcheinander, daß man meinen möchte, Lehrer und Schüler seien insgeheim zu Narren geworden. Der Schulmeister vermag nichts in seinem Phlegma zu hören; wird er beobachtet, so geriet er sein „Schmutz auf dem Haupt!“ oder inhaltsvoller „Gott verfluche deinen Vater!“ dem unbewussten Beobachter zu.

Die brennende Sonne mahnt uns daran, daß der Mittag genacht sei. In der That sehen wir die frommen Gläubigen in die offene Halle der Moschee eintreten, ihre Schuhe am Eingange ausziehen und auf die Matten zum Gebete niederknien. Der Sänger ruft von der Galerie des Minaret die Leute zum zweiten Gebete herbei. „Gott ist sehr groß,“ singt er, „ich bekenne, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist. Kommt zum Gebet, kommt zum Heil, Gott ist sehr groß, es giebt keinen Gott außer Gott!“

Wir benutzen die Zeit bis zum Aser, etwa gegen 4 Uhr nachmittags, wann der Thürmer vom Minaret die Anhänger des Propheten zum dritten Tagesgebete auffordert, um in das Hôtel oriental an der Esbekieh einzutreten, und an der langen Tafel im großen Empfangssaal, in Gesellschaft europäischer Reisender, das Zefenner einzunehmen. Das Phlegma des Engländers, der Witz des Franzosen, das Gemüth des Deutschen, die Galanterieen des Polen, das Feuer des Italieners lassen sofort verrathen, welchen Ländern jene geselligen Kreise angehören, die hier an Herrn Solombs Tafelrunde aus persönlicher Reizung und landsmannschaftlicher Anhänglichkeit zusammengedrückt sind, im frohen Gemüthe der Gegenwart, während dienstfertige Araber, unbekolken genug, den europäischen Emigrés, die meistens als Kellner dienen, Hilfe leisten. Die Tafel ist aufgehoben, man verläßt das Hôtel, in dessen lustigem und geräumigem Hofe arabische Kaufleute Waffen aus der Mamelukenzeit zum Kauf anbieten. Wir schlendern dem Plage der Esbekieh zu, nehmen hier an einem der zahlreichen Tische Platz, die in langen Reihen vor einem Tugend von Kaffeehäusern aufgestellt sind. Die Esbekieh ist das Eldorado Kairo's, ohne sie wäre der Aufenthalt in der Kaiserstadt nicht halb so prächtig. Man denke sich einen großen, schönen Garten mit Bäumen aller Art bepflanzt, dessen Gänge mit grünen den Gebüscheln bekränzt sind. Da geht Jung und Alt spazieren. Die Kinder liegen spielend und sich neckend auf dem Boden, die

europäischen Fremdlinge, die hohen und niederen Beamten der Regierung, die armen und reichen Kaufleute der Stadt gehen hier auf und ab oder trinken ihren Kaffee.

Wenn bei uns in Norddeutschland der Sturm heult und die Schneeflocken Stadt und Feld mit einem Felsentuche überdecken, auf dem nur die Boten des Winters, die Raben und Krähen, lustig hin- und herhüpfen, wenn die Mutter mit den Kindern in warmer Stube zur dem kauslichen Kamin sitzt und ihres lieben Sohnes in weiter Ferne gedenkt: da bleibt wohl der Heiberlehnte auf den Sängen der Gabelieh gedankenvoll stehen, bracht eine Rose oder Myrte vom blühenden Strauch und denkt mit tausend künigen Wunschen an die Lieben in der Heimat, die jetzt im warmen Zimmer vor dem rauhen Boreas Schutz suchen müssen.

Er steckt die Rose und die Myrte ein, und ist er zurückgekehrt, so giebt er der Mutter die verwelkten getrockneten Blumen mit den Worten: Nimm, Mutter, die Januar-Rose und -Myrte der Gabelieh in Kairo.

Die Gäste, welche an der Hauptpromenade der Gabelieh vor ihren Tischen sitzen, gemächlich ihren Kaffee oder Rosoglio oder syropo di gomma einschlürfen, und dann den scharfen Rauch der perflischen Wasserpfeife in die Luft blasen, haben das Vergnügen, die ganze vornehme Welt Kairo's, Damen und Herren, Orientalen, Levantiner und Europäer an sich vorübergehen zu sehen. Zahllose Bettler, meistens besahnte blinde Frauen und Männer, die von Kindern geleitet werden, bitten um Gottes und des Propheten willen um ein Bäckchsch. „Geh' einmal zu deinen Landsleuten,“ erntete ich eines Tages einem Bettler, der mich täglich auf das Zudringlichste um ein Almosen geknütt hatte, und schnell und wichtig antwortete er: „O mein Gebieter, Gott lasse dich zu unserm Heile lange leben, gehörst du nicht zu den Söhnen Adams.“ Mit treffendem Witz wies er auf meine Abstammung als Mensch hin, und lächelnd reichte ich als Urenkel Adams meinem Bruder vom selben Stamme das Almosen.

Zu den mannigfachen Zerstreuungen, welche den Aufenthalt auf der Gabelieh verkürzen, gehört vor allen die wunderliche Piersfamilie des herumziehenden Karezati, die aus einem oder mehreren Affen, einem Esel, einem Hunde, einer Ziege und einigen Schlangen besteht. Der Affe tanzt, schlägt das Tambourin, reitet den Hund und Esel und sammelt zuletzt Geld von den Zuschauern ein. Fortwährend

mit ja wald soer „o Kleiner Knabe“ angerufen, muß er die Schlangen aus dem Sack ziehen, in welchem sie zusammengedrückt daliegen und der Ziege kleine Klöße unter die Peine schieben, so daß ihre vier Füße wie zusammengebunden auf einem kleinen Raume dicht beieinander stehen.

Auf der breiten Straße für Wagen und Reiter, neben dem Plage der Gabelsch, zieht eine Abtheilung kriegerisch aussehender Paschi-Boguzs vorbei, an ihrer Spitze zwei Paalkentschläger, welche unaufhörlich und tolllos auf einige Paalken losschlagen. Die Leute der kleinen Abtheilung sind bis auf ein buntrot gekleidetes Mitglied größt uniformirt. Einer trägt, offenbar zum Staat, einen englischen Regenrock, andere tragen statt der Reistiefeln rote Pantoffeln und haben die Stiefeln ausgezogen und an den Sattelpfaff gehängt. Der Offizier an der Spitze kaut behaglich an einem Stiel Ruderrohr, ein Soldat hinter ihm ist einen großen Ziegenkäse, und ein anderer steckt sich an der brennenden Pfeife eines vorübergehenden Arabers eine Cigarette an. So reiten die Truppen des Sultans zu irgend einer Übung aus Kairo hinaus, über die Stelle hinweg, wo einst ein Thor stand. Der verstorbene Sultankönig Agyptens hat nämlich die neueren Stadthore Kairo's, aus einer sonderbaren Antipathie gegen Stadthore, sämtlich schleifen lassen.

Die Schatten der Abendsonne, welche mit blutrotem Scheine hinter den Gebüsch der reizenden Halbinsel Rodah verschwindet, werden immer länger und die Finsternis breitet sich plötzlich wie ein Schleier über das unruhige Kairo aus.

In leuchtender Pracht tauchen die ewigen Dichter am nächtlichen Himmel auf. Nur noch in dunkeln, kaum erkennbaren Formen zeichnen sich die Umrisse der Häuser am Himmel ab, während das Rauschen der Palmenwipfel allmählich verstummt. Der kühlende Nordwind legt sich des Abends zur Ruhe, um mit erneuerter Kraft am Morgen lustig in die Segel der Nilbarken zu wehen, welche jetzt rastlos an den hohen Ufern des Nils hin- und herschaukeln. Der Gesang des Muebbins von den Minarets herab fordert die frommen Anhänger des Propheten beim Anbruch der Nacht zum Gebet auf, dem vorletzten von den fünf, welche der Koran vorschreibt. Die großen, schweren, mit Eisen beschlagenen Thüren, welche die einzelnen Viertel der Stadt von einander trennen, schlagen die Wächter zu, schieben den mächtigen Riegelbollen vor und gehen sich und ihr Viertel in den Schutz Gottes und seines Propheten. Dann hören

sie sich, ihre Kleide schmauchend, auf den Boden hin, um auf den Ruf und das Klopfen eines späten Bewohners gegen das unversmeidliche Walfisch-Eintak zu gewähren. Die Leuchtlämpfe tauchen in der Dunkelheit hin- und herwandelnde Pächter auf. Wir gehen näher und überzeugen uns, daß jeder Bewohner Kairo's nach Sonnenuntergang nur mit einer Papierlaterne gehen darf, die ihn vor der Nachtwache schützt, welche eifrig nach dem Geschehniß umherstöhet, das nur in Schutze der Dunkelheit, mit Diebelertern versehen, seinen Geschaften nachschleicht. Wir gehen die lange Straße des Koptenviertels entlang, freizeig über die Peißer schlafender Hunde und schnarrender Wachter hinweg und gelangen zu jedem Cafe, wo selbst, von wenigen Öllämpchen erleuchtet, der eifrige Wirt und sein Knabe den betrubanten Gästen, die ringsherum auf Anlaufs sitzen, den Wodka verabreicht. Auf dem Feuerherde steht die große Blechkanne, die von Holzstellen erwärmt wird, welche der Knabe, den Fleckenisch hin- und herbewegend, in steter Glut erhält. Das Gemach des Cais ist nur klein, von Rauch und Schwel erfüllt, die nach der Straße gekehrte Holzwand ist von durchbrochenem Holzwerk mit Bögen versehen. Die größte Hälfte der Gäste, die nur den niederen Ständen Kairo's, aber dem Ägypter von echtem Geblüt, angehören, sitzt auf der Straße, sorgsam sich umschauend, ob nicht ein schlafender Hund ihr Gewand berührt und es dadurch verunreinige. Sie schlürfen ihren Kaffee, rufen den Wirt wenn das Täßchen ausgetrunken, mit den Worten mehm „er ist voll“, um augenscheinlich gerade das Gegentheil auszudrücken, ziehen den Dampf aus der kollernden Wasserpfeife oder dem gewöhnlichen Schibut ein, während jener in der Ecke dort sich als der Geseh das unerlaubte Vergnügen, des Walfischranchens bereitet. Auf das Höchlichste ergötzt, mit den Augen wohlgefällig blickend und den Kopf wie im Takte neigend, hören sie den Erzählungen eines Walfischlängers zu, der ihnen die Abenteuer alter arabischer Helden Nubar an der Spitze, in gereimter Prosa recitirt und mit der Dichterviole die herzerlebensdienliche Verse begleitet. Ungemeines Seufzen, das sonderbare Zeichen des ungetrübtesten Beifalls, das hier und da ein langgedehntes Allah! (Gott) unterbricht, belohnt den Erzähler und Sänger nach jedem Abschnitte.

Endlich steigt der Sänger vom Estrich hernieder, nimmt die Viole unter den Arm, zündet das Licht seiner Laterne an, und wandert nach Hause, während der Wirt die Lämpchen seiner Tabe auslöscht, sich in sein Gewand hüllt und zum Schlafe auf den Estrich



streckt. Einer nach dem andern verlassen die Gäste das Kaffeehaus. Durch die engen, dunkeln Gassen, deren Häuserwände matt vom Lichte der Laterne erhellt sind, wanken sie schlürfenden Fußes nach Hause. Jedes Geräusch, jede plötzliche Erscheinung, mag ein Steinchen vom Dache fallen, oder ein Hund oder eine Katze ihnen in den Weg treten, oder eine Sternschnuppe am Himmel aufblitzen, macht sie zusammenschrecken. Ein kräftiges Stoßgebet gegen die bösen Geister oder die Ginnis und ihren Obersten, den Jblis oder Teufel, murmeln sie unverständlich zwischen den Zähnen, indem sie kaum hörbar die Worte über die Lippen pressen: „Gott schütze uns vor ihren Bosheiten! Konnte nicht der Stein von dem bösen Geist herabgeworfen sein, und ist nicht die Sternschnuppe ein böser Pfeil, den Gott gegen den bösen Ginni schleudert? Möge Allah den Feind des Glaubens damit durchbohren!“

Unter solchen Gesprächen, welche Zeugnis ablegen von dem traffen Aberglauben der Ägypter, erreichen sie ihr Haus, klopfen mit dem eisernen Schlägel mehrmals an die Thür, um Einlaß zu begehren. Sie verschwinden endlich hinter der geschlossenen Pforte, und mit ihnen ist die Gasse öde und leer.

Der Karrenfer geht still zur Ruh, etwa um 8 oder 9 Uhr unserer Zeit nach. So sehr er in seinen dichterischen Phantasieen für die Nacht eine fast schwärmerische Begeisterung zeigt, so wenig entspricht er dem Worte durch die Thäi. Nur da, wo besondere „Phantasieen“ oder Lustbarkeiten seiner harren, verschmährt er es nicht, bis zur Mitternacht aufzubleiben.

Wir ziehen unsere Straße weiter. Hier und da tönen die raselnden Klänge der Darabuke, welche den Gesang der ägyptischen Tänzerinnen begleiten, die in dem Hause irgend eines ägyptischen Wärtlings oder vor einem Harem ihre klisternen Tänze auführen. Bei dem türkischen Karaul oder Nachiposten vorbei, der uns sein Kirilacero „Wer da?“ ruft und mit unserer Antwort ihn al bolled „ein Sohn der Stadt“ zufrieden gestellt ist, biegen wir in die Nebenstraße ein, wo die sonore Stimme des Wächters den Gwigen mit den schönen, durch die Nacht hinhallenden Worten besingt: „Ich preise die Vollkommenheiten des lebendigen Königs, der nicht schläft und nicht stirbt.“

Gespensterhaft glänzen im bleichen Mondschne die weiß angestrichenen Häuser der Gölbelich mit ihrem durchbrochenen Fensterwerk und ihren hervorspringenden Erkern; in zitternden Umrissen zeichnen

sich die wackenden Gipfel der Dattelpalmen an dem dunkeln Nachthimmel ab, während furchtsam flatternde Nachtvögel mitunter die Stille der heiligen Nacht unterbrechen.

Wir haben endlich unser Ziel erreicht, klopfen mit dem eisernen Schlägel an die wohlverschlossene Hausthür, welche schlaftrunken der arabische Pfortner öffnet, um uns einzulassen. Müde legen wir das Haupt auf die Arsen, um von Kalte und Taufend und eine Nacht zu träumen.

## 2. Eine arabische Ehre. — Die heulenden Derwische.<sup>\*)</sup>

Abends unternahm der Herzog, von einem der Dolmetscher und anderen Herren der Gesellschaft begleitet, einen Ausflug durch die Straßen der Stadt, welche das nächtliche Leben des Ramadhan doppelt phantastisch erscheinen ließ. Man besuchte verschiedene Kaffeehäuser, die mit Laternen und lodernden Herdfeuern die Vorübergehenden zur Einkehr einluden und ein interessantes Bild arabischer Ehreboten. Es sind meist sehr enge, stark verdeckte und nur mit einer Lehmbank und einigen niedrigen, aus Palmenstäben zusammengefügten Sesseln, ein paar großen Wasserkübeln, Kochgeschirr und Tassen ausgestattete Gemächer, deren einziger Schmuck in einem hübsch verzierten Thürknochen oder einem Witter am Eingang sowie in einer Anzahl von Nargilehs, d. i. Wasserpfeifen mit Glasurnen und biegsamen roten Röhren besteht, aus denen persischer Tabak geraucht wird, und die der betrubante Wirt seinen Gästen gegen eine kleine Entschädigung für die Füllung vermietet. Die Tassen, durchgehends sehr klein, stehen statt auf Untertassen in Metallgefäßen von der Form und Größe unserer Eierbecher. Die Gesellschaft in diesen Räumen raucht, träumt und meditiert. Einige spielen Domino, andere ein Spiel mit kleinen Metallbechern, die mit der Wölbung nach oben auf einem runden Beette stehen. Der Bankhalter versteckt unter einen dieser Becher einen Ring, schiebt die Becher durcheinander und läßt nun raten, wo sich der Ring befindet. Bisweilen erscheint im Kreise der Turlane und Kaffee ein Märchenverkäufer oder ein wandernder Straßenlänger, welcher in der Weise der altgriechischen Rhapsoden, bald singend, bald declamierend, Stücke aus der Geschichte Antars, des „Vaters der Ritter“, oder aus dem

<sup>\*)</sup> Heute des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach Ägypten und den Ländern des Nubien, Leipzig 1864.

berühmten Roman Tuhhamuch vorträgt wo dann alles Ohr ist, der Wirt das Kaffeebrennen vergißt, die Spiele ruhen und selbst die Wasserpfeifen ihr Gurgeln mäßigen.

Die Haltung der b'trigen Herren in diesen Lokalen war durchgehends eine höchst anständige. Wir trafen unter ihnen sehr würdevolle und ebelgebildete Gesichter, und die Art, wie sie sprachen und sich geberdeten, hatte einen vornehmen Zug. Man empfing uns freundlich, bot uns Sitze an und gab bereitwillig auf unsere Fragen Antwort. Dazu die dunkeln Augen dieser Gruppen, die bunten Farben und der malerische Schnitt der Kleidung, die matte Beleuchtung, die sarazenische Architektur der Häuser draußen — in der That unser Gang durch die Stadt glich einem Traume aus Tausend und einer Nacht.

Belegentlich ging man an einer beleuchteten Moschee vorüber, deren anmutige Fenstergitter, Portalküchen, Edelsteinbündel und Moskiten den reinsten, aliarabischen Stil zeigten. Dann wieder schmale, dunkle Gassen mit überhängenden Erkern, unter denen nur hier und dort eine eiserne Laterne hängelte, oder die Schatten eines Rubels jener herrenlosen Straßenhunde hinhuschten, welche Kairo zu Tausenden bewohnen. Plötzlich ein kleiner, freier Platz und darauf eine Moschee im Rundbogenstil vor welcher eine Anzahl dunkler Gestalten, ein wildes Geschrei ausstehend, sich in den seltsamsten Verrenkungen bewegte, es war ein sogenannter Sliker, einer der Tänze, mit denen die Orden der heulenden Dervische sich in Verakdung zu verlegen pflegen. Um ihren Scherz versammelt und einen Kreis bildend, hüßten sich, warfen sich schlenkerten sich die unheimlichen Gestalten schon seit mehr als einer Stunde unablässig taktmäßig auf und nieder. Jedes Hüßten begleitete lauter Ausruf, während der Vorsteher Gebetsformeln murmelte. Eine einzige, bläuliche brennende Lampel beleuchtete die Scene dieses wüsten Gottesdienstes, der von Minute zu Minute an b'ämonischer Aufregung zunahm. Einzelne Ausrufe Verküßter ließen sich hören. Einer und der andere der Betergesellschaft, schwächer als die übrigen, schien von der ungeheuren Anstrengung der Lungen und Rückenmuskeln zusammenzubrechen zu wollen. Manchem stand der Schaum vor dem Munde, andere rollten die Augen wie Verzweßte. Ein großer, corpulenter Negergesäßte sich wie beissen, und es hatte den Anschein, als wäre er wirklich in Wahnsinn gefallen.

Das Allahgebrüll des schwarzen Dervisch wurde zu einem kurzen,

hersen Willen, sein Rücken zu einem rasenden Auf- und Niederschnellen, bei dem der Kopf beinahe den Boden berührte. Er hatte den höchsten Grad der andächtigen Brunnst erreicht, welche das Ziel der Dervischtänze ist, er taumelte, raffte sich auf und taumelte wieder; die innere Glut hatte so sehr es, das Wehren des Unglücklichen verleiht — er war „malbus“ betrunken von Allah, verloren in der Klarheit des Ewigen. Man sah ihn. Er wand sich brüllend und schäumend, um seine Verbeugungen fortzusetzen. Aber man hielt ihn fest, bis seine Kraft erschöpft war, und legte ihn dann auf den Steinboden der Vorhalle der Moschee nieder, um über ihn zu beten.

Wer entfernten uns in einer Stimmung, in der sich Stammen, Groll und Grollen mischten. Aber mit Recht ist hervorgehoben worden, daß ein amerikanischer Methodistensamp-Metrag seine nährere und kühnere Art der Gottesverehrung ist, als ein Eifer ägyptischer Dervische.

### 3. Eine ägyptische Elementarschule.

Ein ägyptisches Schulhaus (Muttah) sieht von außen manchmal recht hübsch aus, das einzige Schulzimmer zeigt jedoch nichts als die kahlen Wände. Wozu sollen auch Wände und Tische dienen, die Schulmöbel barbarischer Nationen! Der Schulmeister (Kazi) sitzt mit seinen Zöglingen auf dem Boden. Ersterer gewöhnlich auf der Schwelle, die kleinsten Kinder in seiner Nähe, die anderen im Hintergrunde mit oder ohne Koran in der Hand; denn es handelt sich ja hauptsächlich um die Erlernung dieser heiligen Schrift, welche meistens auch das gesamte Wissen des Lehrers enthält. Es ist ein interessantes, auch schon von Malern dargestelltes Genrebild: im Vordergrund der bärtige Kazi und dahinter eine Sammlung von weißen, braunen und schwarzen jugendlichen Gesichtern mit glänzenden Augen, roten Lippen, die oft Reihen weißer Zähne zeigen, und runde Schädel, die zum Teil mit kurzen Haaren bedeckt oder frisch rasirt alle aber mit den vorchriftmäßigen, wohl erhaltenen zwei Locken versehen sind; die weiten, dunkelblauen Hemden, aus denen die bloßen Arme und Beine hervorblicken; als Rahmen die originelle arabische Bauart des Hauses und schlieflich jene hübsche Beleuchtung, welche in Ägypten als Wegesfah zu dem großen verengenden

Sonnenlicht allen Gegenständen im eifrig aufgesuchten fühlenden Schatten eine eigenthümliche Färbung giebt.

Sobald das Kind lesen kann, beginnt es das Auswendiglernen des Korans: eine reine Gedächtnisübung, da der Lehrer keine Erklärungen dazu giebt. Dieses bescheidene Scherfschul wird durch den Schreibunterricht, sowie durch einige geographische Begriffe und die Anfangsgründe der Arithmetik erweitert. Natürlich ist die arabische Geographie und Weltkunde in der rechtgläubigsten Weise dem unfehlbaren Koran entnommen oder angepaßt: „Der Wien muß.“ So wird denn in den türkischen Schulen folgendes gelehrt, und wehe dem, der als Schüler oder gar als ausgewachsener Moslem auch nur an einer Silbe zweifeln würde:

„Es giebt sieben Erden und sieben Himmel, von der bewohnbaren ersten Erde ist Mekka das Centrum. (Welcher Staat oder Kaiser wird es wagen, den Nabel der Erde berühren zu wollen?) Die zweite Erde unter uns wird von den Winden bewohnt, die dritte und vierte von den Steinen und dem Schwefel der Unterwelt, die fünfte von den Schlangen, die sechste von den schwarzen Skorpionen, so groß wie Maulesel und mit Krallen wie Lanzenspitzen, die siebente ist der Aufenthaltsort des Iblis, des Gottseibennus, und seiner Heerscharen. Man weiß nicht genau, was diese Erden zusammenhält, indessen glaubt man daß die unsrige von einem Felsen getragen wird, den Atern und Wurzeln mit dem Berge Ras verbinden, und daß Gott zuweilen dem Felsen gebietet, eine oder mehrere dieser Wurzeln zu schütteln, wodurch die Erdbeben entstehen. Ibn-esch-Schanch, den Allah segnen möge, sagt, Gott habe nach der Schöpfung der sieben Erden gewahrt, daß sie nicht fest genug waren. Er schuf also einen Engel von ungeheurer Größe und Stärke und befahl ihm sich unter die unterste Erde als Stütze zu stellen. Aber der Engel fand selbst keinen Stützpunkt für seine Füße. Da macht Gott einen Rubinfelsen mit 7000 Löchern, und aus jedem dieser Löcher brach ein Meer hervor. Das half jedoch dem Felsen auch nicht, und Gott war genötigt, um ihn zu stützen, einen ungeheuren Stier zu erschaffen, der 4000 Augen, 4000 Ohren, ebensoviele Nasenlöcher, Mundöffnungen, Zungen und Füße hatte, und jeder dieser Füße ist von dem andern 500 Jahreszeiten entfernt und der Name dieses Oseus ist Kontonfia. Zweimal täglich atmet er und erzeugt dadurch Ebbe und Flut. Allerdings wagen einige arabische Schriftgelehrten, die runde Gestalt der Erde und das Ptolomäische Weltsystem



anzunehmen. Sie geben der Erde einen Umfang von 2400 Meilen, jede Meile hat 3000 Ellen, die Elle 3 Spannen, die Spanne zwölf Fingerbreiten, die Fingerbreite fünf Gerstenkörner und das Gerstenkorn endlich sechs Manfelfelthaare. Allah Hebr!“

Bei solchen Anschauungen über das Weltsystem ist es nicht zu verwundern, daß noch die alte türkisch-arabische Zeitrechnung festgehalten und die Kalender die wunderlichsten Dinge enthalten. So steht in einem Kalender des Jahres 1885: dieses Jahr ist seit der Schöpfung das 15262., seit dem Sturze des Satans das 31884. etc. Wenn auch die Sonnen- und Mondfinsternisse im Kalender stehen so hindert das keinen Araber und Türken, an dem Glauben festzuhalten, daß der Weltkörper verfinstert werde, weil sich ein Drache nahe, um ihn zu verschlingen; daher hört man auch bei jeder Finsternis überall Glinten- und Revolvergeschüsse klingen, weil die Gläubigen dadurch den bösen Dämonen zu verschrecken wähnen. Namen von Heiligen enthält der Kalender nicht, wohl aber Angaben, wie folgende. 1. April: gut zum Käsebacken; 2. April: günstiger Tag, um Schulden einzulassieren; 3. April: gut zum Rastern; 4. April: ungünstig für alle Geschäfte; 5. April: gut zum Heiraten etc.

In den Städten genossen ziemlich viele türkische Kinder den oben geschilderten Elementarunterricht; auf dem Lande sind die Schulen, wo sie etwa vorhanden sein sollten, wenig besucht. Mädchen Schulen existieren nicht. Wozu auch die armen eingesperrten Wesen mit Bildungstoffen füttern, die sie nur auf Emanzipationsgedanken bringen und mit ihrer Lage noch unzufriedener machen, als sie es in den größeren Städten bereits zu sein beginnen. Der Koran hat einen Satz, der eigentlich unserer zahllosen alten Jungfern und unserer neuen Tochterversorgungsanstalten wegen in der Bibel stehen müßte: „Verheirathet diejenigen, welche es noch nicht sind, und wenn Armut sie daran hindert, so gebt ihnen ein wenig von der Habe welche Gott euch gegeben hat ihr Verheirathen, und laßt sie zusammen.“ Aber die Überbevölkerung!!

Nach Eduard Dor

(vom Herausgeber)

L'Instruction publique en Egypte. P. 1872

## 5. Gebet eines mohammedanischen Knaben.

Mein Freund Norton erzählt Bawe, der während seines langen Aufenthaltes in Ägypten einen großen Schatz wertvoller Kenntnisse über das Leben der heutzigen Einwohner erlangt hat, ist so gefällig gewesen, mir eine arabishe Abhandlung mitzutheilen, welche das Hezb oder Gebet mit den Verwünschungsformeln enthält, das die muslimischen Knaben in manchen Schulen Kairo's täglich zur Zeit des Asr (nachmittags) betragen, ehe sie wieder nach Hause gehen, außer Donnerstags, wo sie es zu Mittag sagen, weil sie an diesem Tage wegen des folgenden Freitags, ihres Sabbath und Ruhetages, die Schule früher, in der ersten Stunde des Dahr (mittags) verlassen dürfen. In den Moscheenschulen wird jedoch dieses Gebet nicht recitirt. Ich gebe hier eine Uebersetzung:

„Ich suche Zuflucht bei Gott vor Satan dem Verfluchten. Im Namen Gottes des Allbarmerzigigen, des Erbarmers! O Gott! unterstütze den Islām und erhebe das Wort der Wahrheit, und den Glauben, durch die Bewahrung deines Dieners, des Sultan der beiden Weltheile\*) und Schāhān\*\*), der beiden Meere\*\*\*), des Sultan, Sohnes des Sultan (Mahmūd + Khān. O Gott! siehe ihm bei und siehe seinen Heeren bei, und allen Heeren der Muslimen! O Herr aller Geschöpfe! O Gott! vernichte die Ungläubigen und Pöbelhändler, deine Feinde die Feinde der Religion! O Gott, mache ihre Kinder zu Waisen, und verderb ihre Wohnungen, und laß ihre Töchter Heucheln, und gib Fe, und ihre Familien und ihr Gefolge und ihre Frauen und ihre Kinder und ihre Verwandten durch Heirat und ihre Väter und ihre Freunde und ihren Besitz und ihren Stamm und ihren Reichtum und ihre Kinder den Muslimen zur Beute! O Herr aller Geschöpfe!“

Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß trotz dieses Fluchgebetes, dem noch ähnliche, z. B. die Kharber erzaat, angesetzt werden können, das ägyptische Volk nicht übermäßig fanatisch ist; und daß, nach den Erfahrungen verstorbenen Smarā an Bawe die Fluchformeln in der Moschee oft ausgelassen werden.

\* — — — — — nach Kairo

— — — — — Omer, Herr Kairo'scher.

— — — — — Der Kaiser von Indien oder Schah von Persien

+ Der mächtigste Sultan zur Zeit als diese geschrieben wurde

## 5. Der Ramadan-Taumel.

Scenen aus dem mohammedanischen Leben.

Wenn am ersten Tage des neunten Monats des arabischen Mondjahres ein Moslem, aus der Wüste zurückkehrend, vor dem Kadi beschworen hat, daß er am Himmel den ersten Strahlen des Neumonds sah, so nimmt der dreißigtägige Ramadan (d. h. der Fastenmonat, welchem noch das Bairamfest folgt) seinen Anfang. Kanonendonner verkündet der Stadt das freudige Ereignis und schreiende Kinder ziehen mit dem jubelnden Rufe: *Ziän! Ziän! Ziän!* (Fasten! Fasten! Fasten!) durch die belebten Straßen. Die Nacht wird durchjubil, es beginnt die Laternenfreiheit, d. h. es ist jedem gestattet, ohne Laterne des Nachts in den Straßen herum zu gehen was sonst streng verboten ist: die Verkaufsläden bleiben geöffnet, und jeder Moslem ißt und trinkt, so lange nur Geldbeutel und Magen aushalten will. Zwei Stunden bevor die Morgenröthe heraufdämmert, ertönt der Donner eines einzigen Kanonenschusses über die noch lebendige Stadt, und jeder gute Muselman würde es für eine Todssünde halten, von jetzt ab bis dahin, wo man am Abend einen weißen von einem schwarzen Faden unterscheiden kann, und wo man auf der hochgelegenen Gnadelle Kairo's abermals eine Kanone abfeuert, auch nur das Geringste zu genießen. Nicht Rauch noch Wasser darf er trinken (der Orientale sagt: „anna nachrah“ ich trinke Rauch und Wasser), noch irgend eine Speise zu sich nehmen; Kinder und Kranke unterliegen jedoch diesem Gebote nicht. Die Veroniglitz, womit der Mohammedaner diese, eine seiner vornehmsten Religionsvorschriften befolgt, ist ganz bewunderungswürdig, und selbst Kinder und Kranke schließen sich davon nicht aus, wenn es ihnen irgend von Eltern oder Wärtern gestattet wird. Ich habe mit Arabern zur Ramadanzzeit die Wüste durchzogen und es mit eigenen Augen gesehen wie Weiber u. d. Männer, wovon letztere noch zu Fuß in der Glut der Augustsonne den Kamelen nachzogen, es über sich brachten, am Tage so wenig Speise als Trank zu sich zu nehmen. Sie begnügten sich, die dürrn Lippen mit Wasser zu befeuchten und den trocknen Mund auszuspülen, worauf sie das Wasser fortspicen. Diese Erfrischung ist ebenso wie die Waschungen mit Sand, wenn in der Wüste Wassermangel vorherrscht, erlaubt. Der Monat Ramadan durchläuft in dem Zeitraum von 33 Jahren alle Jahreszeiten, und so kommt es, daß derselbe in die glühenden

Sommermonate, in die unangenehmen feuchtkalten Wintertage, in die ägyptische blüthenreiche Frühlingszeit, oder in die entseßlichen stinkig heißen Windtage fällt, die Rhamfin heißen. Wenn die klimatischen Verhältnisse in Agypten schon den normal lebenden Europäer sehr unangenehm berühren, wie viel mehr den armen hungernden Araber in der Ramadazeit! Im Sommer arbeitet er hungrig im Schweiß seines Angesichts, im Winter durchschüttelt ungewohnter Frost die halbnackten Glieder, der Frühling erweckt Appetit und Lebenslust, was beides unterbrochen werden muß, und der nervenerregende fünfzig-tägige Rhamfin kann auch keinen guten Eindruck auf den leeren Magen machen. Müde, unzufrieden, hungrig erblickt er nun um sich die Andersgläubigen, welche essen und trinken, weniger arbeiten als er und satt und zufrieden mit hellen Augen in die Welt hineinschauen. Was ist natürlicher, als daß uns der Mohammedaner tieferhalb gleichzeitig verachtet und beneidet — der Haß ist da! — Der Ramadan ist eine Schule, eine Sägezeit des Fanatismus, und ohne die Fasten, welche den Islam gleichsam wieder aufrichteln, welche die Nacht zum Tage machen und das Innerste nach außen lehren, wäre der Mohammedanismus vielleicht längst eingeschlafen und vergessen. Will man dieses Volk recht kennen lernen in seinem Ramadan-Taumel, so muß man es sich nicht verdriessen lassen, einen arabischen Anzug anzulegen, einen Umzug durch die volksbelebten Straßen zu machen und dabei einen sogenannten *Haisch* (ein Kaffeehaus, wo Hauf geraucht wird) zu besuchen. Dort kann man diese Mohulöpfe des Ostens recht kennen lernen. Wir haben oft stundenlang in der Esbekich (dem öffentlichen Volksgarten Kairo's) in einer von bunt blühenden Bindearten umrankten, halb hinter riesigen Platanen versteckten Schilfrohrhütte gesessen und umharrt von den ätherischen, feinen Wohlgerüchen des *Haisch*, oder vielleicht selbst einige Züge aus einer von brauner Hand freundlich gereichten *Tamir* (Kokosnuß-Wasserpeise) thugend, ein märchenhaftes Nachbild beobachtet.

Zwei wahnsinnige Pilger, d. h. 5 Männer, die in Mekka waren, und die deshalb vom Volke heilig gesprochen sind, weil sie mit merkwürdiger Virtuosität eine Art dämpfen, ruhigen Wahnsinns affektieren, der ihnen durch Betteln so viel einbringt, daß sie mit ihren geringen Ansprüchen in diesem schönen Klima leben können, zwei dieser wahnsinnigen Heiligen saßen regelmäßig des Abends in der erwähnten Hütte, und der eine von ihnen entlockte einer einfachen

Rohrstäbe so klagende, liebliche Töne, daß es fast wie Geisterhauch durch die Hölle wehte. Dennoch waren wir wohl die einzigen, welche diesen Tönen lauschten.

Gelächter, Lüge, welche nicht allzu ästhetisch waren, und das Glimmern der Wasserpfeifen, verbunden mit dem Brodeln der riesigen Kesselskannen, erfüllte das enge, gemüthliche Gemach. Welch buntes Bild! — Da saßen und lagen die farbigen Kinder des Islams, weiß, braun und schwarz; die dunkeln Augen glühend und blügend im Haschischrausch, die Brust wogend, die ruhige, sternhelle Nacht und der bleiche Mond, welcher lächelnd durch die Wundenranken schaut und die romantischen, bunten Kostüme des Volkes beleuchtet, welches sich freiwillig unter seine Embleme gestellt hat. Hier ist der heilige Ort, wo Poesie in der Luft liegt; man verräthte das Volk, welches frei, einzig, ungelächert in diesen Nachtstunden beisammen hoßt, untrübt von den Tönen der wolkigen arabischen Musik, umwallt von dem süßen, nerbenregenden Duft des Haschisch, aufgeregt durch den starken, schwarzen Mokkarakon, und man wird es natürlich finden, daß Hafiz und andere orientalische Dichter so schöne, volle Lieder sangen, welche das Abendland erglühen machen durch den warmen Hauch des Morgenlandes! Hier in diesem Haschisch rauscht der Lieder- und Märchenquell; hier verschwärmen Dichter und Hummeln ihre Nächte, wenn sie den Tag über vielleicht in einem verhassten Berufe gearbeitet haben; hier ist die Burnette (der europäische Gut) verpönt und nur der geachtet und gern gesehen, der mitlacht und mitmacht. Vieles aber sind nicht die einzigen Orte, wo es lebendig hergeht — allüberall, in den Hütten der Armen sowohl, wie in den Palästen der Reichen, in Frauen- und Männergemächern ist der Ramadan mit seinen tollen Nachttrauben eingelehrt. Der Reiche verständigt sich bei Wein und gaumentzehlenden Speisen, der Arme raucht sein Pfeifchen mit oder ohne Haschisch, trinkt verschiedene Tassen Kaffee und verzehrt das, was er sonst am Tage genießt, in der Nacht.

Ein toller Jubel scheint nun in die sonst so ernst und ehrbar thnenden Mohammedaner gefahren zu sein, und es ist mir oft vorgekommen, als liege der Ton des Oberwischen Zauberhorns in der Luft, welcher die Orientalen aus moralischen Gelinden zu so merkwürdigen, außergewöhnlichen Bewegungen zwingt.

Unzufrieden und mißrath erwacht der Moslem nach einem kurzen Schlaf, das ganze Volk steht übernachtigt aus und geht langsam mit



Geliet an seine verschiedenen Beschäftigungen; tausendmaliges Gähnen scheint die Minuten bis zum Abend zu zählen, bis dahin, wo der tolle Nachthübel wieder angehen soll. Der Orientale fastet ungern, ja viele brechen sogar bei wohlverschlossenen Thüren das Verbot. Andere halten es mit Pietät bis zur Minute des Kanonenschusses: ich habe es oft gesehen, wie gegen Abend die Diener viertelstundelang mit der brennenden Kerze oder mit einem Glase Wasser vor ihrem Herrn stehen, und wie eilig derselbe zugreift, sobald der Schuß über die Stadt hinausflutet: er holt darauf alles reichlich nach, was er am Tage verkaumte. Eine Hyäne kann nicht gieriger essen, als der as nitstern und genügsam genährte Orientale, und eine Folge davon ist die vergrößerte Sterblichkeit der Rechtgläubigen während der Ramadanzeit; öfter, besonders in den heißen Monaten, übersteigt die Mortalität der islamitischen Bevölkerung von Kairo die gewöhnliche Höhe um das Doppelte. Dem Orientalen fällt es bei seiner zur andern Natur gemordenen Bequemlichkeitsliebe gar nicht ein, sich eine kleine Bewegung im Freien oder nur im Zimmer zu machen, wenn er sich nachts den Magen überfüllt hat; der Prophet, der das wußte, gebot deshalb, daß in den Ramadan-Nächten das Niederwerfen der Rechtgläubigen beim Geleht vierundzwanzig Mal wiederholt werden müsse: eine gewiß sehr naive Verordnung um die in Unordnung geratenen Bauchmuskeln wieder zur Raision zu bringen.

Der Ramadan ist mit allen seinen Mängeln, die ja der Orientale, sobald er nur eine Stufe höher steht in der Bildung als der Föbel, auch entseht, dennoch eine ersuchte Freudenzeit für Jung und Alt, für Reich und Arm. Die öffentlichen Gebäude sind geschlossen, die Beamten arbeiten nur wenige Stunden, das Militär hat Ruhezeit, am Abend legt jeder seine Festkleider an, und selbst die Diener bei Europäern und die kleinen Arbeiter werden von ihren Herren nachsichtig behandelt, wenn sie lässig, unzufrieden und müde an die Arbeit gehen und im halben Schlafe alles schlecht machen oder verderben. Die Vornehmen jagen nachmittags, nachdem sie sich ausgekostet haben, hinaus auf die Straße von Schabra und sammeln sich dort herum auf ihren prächtigen Pferden; oft treiben sie ein kriegerisches, von den alten Mameluken ererbtes Spiel, das sogenannte Geridwerfen, welches auf den Zuschauer einen angenehmen Eindruck macht. Die Reiter werfen im vollen Zagen schwere Gerids (Palmyreisigbüde) nach dem Fliehenden, welcher dem Stod auszuweichen oder ihn abzufangen sucht, wobei er genug Gelegenheit hat,

seine und seines arabischen Pferdes schöne Formen und Gelenkigkeit zu zeigen.

Abends und die halbe Nacht hindurch sind die sonst um diese Zeit toten und menschenleeren Straßen Kairo's mit Hunderten von Spaziergängern belebt, welche nach der Gewohnheit streifen, sich frei fühlend von dem lästigen Laternengeleze und von den belästigenden Blicken der türkischen Polizei-soldaten, welche selbst in umfangreicher Weise Ramadan feiern. Die Kaffeehäuser in der Stadt sind geöffnet und lange bis nach Mitternacht beläuft.

(Nach W. Winkler.)

## 6. Die Krokodilengrotte von Maabdeh.

Der Windstille Licht und seit drei Tagen vor Anker bei Minabdi fest. Der Aufenthalt in der Kasse wurde unter dem glühenden Sonne immer mehr unerträglich; wir waren des ewigen Rauchens und Geräuschens müde und schenken den Khamsin herbei, dessen Staubwolken seit mehreren Tagen am westlichen Horizonte zu dröhen schienen. Da schlug uns Hossain, unser Dragoman, vor, die einzige Meilen von unserem Ankerplatze entfernten Grotten von Maabdeh zu besuchen. Ich erinnerte mich des schrecklichen Abenteuers, welches das Parlamentsmitglied Herr Leigh dort bestanden hatte, und nahm trotzdem den Vorschlag an, ja ich beschloß sogar, ungeachtet der dringenden Mahnungen Hossain's, in das Innere der Grotten einzudringen.

Es gelang uns, in Minabdi einige Esel und zwei junge Vursche als Führer aufzutreiben. Bei Tagesanbruch sollten wir (ich und mein Bruder) aufbrechen.

Der Mond war untergegangen, und der dicke ägyptische Nebel umhüllte die Landschaft, als wir geräuschlos über den Strom fahren und auf dem Sande des andern Ufers ans Land stiegen. Die Luft war inzwischen erst kühn heiß geworden, denn der Khamsin näherte sich und verdeckte bereits den Horizont. Vor uns erhoben sich Granathägel, die sich unter den Staubwirbeln wellenförmig zu bewegen schienen; hinter uns, zwischen nahen Ufern eingezwängt, wälzte der Nil brausend und reißend schnell seine gelben Wellen.

Die Führer erschienen, als eben die Sonne aufging. Der Weg führte uns zwei Stunden lang durch reiche Getreide-, Hanf- und

Judertreffelder bis an den Fuß der Granatfelsen; zu so früher Stunde sahen wir kein menschliches Wesen, selbst nicht in dem von Dattelpalmen umgebenen Tellahdorfe, an welchem wir vorbeilazten.

Vor unseren Augen öffnete sich nun ein enges Thal, dessen trostloses Aussehen aller Beschreibung spottet: kein Baum, kein Grashalmchen, nicht die geringste Spur von Graswuchs, nichts als Sand und kahle Felsen, welche die Strahlen der höher steigenden Sonne so glühend heiß auf uns zurückwarfen, daß unsere vertrockneten Lippen barsten und bluteten. Immer tiefer drangen wir in diese Feueresse hinein, und erreichten endlich eine Hochfläche, von welcher wir auf den Strom mit seinen grünen Ufern hinabblickten. Die Hitzeausstrahlung war oben noch schlimmer.

So ging es einige Stunden lang bergauf und bergab bis an den Kamm der Bergkette. Hier stiegen wir in eine von steilen Felsen eingefasste runde Schlucht hinab, in deren Mitte sich ein längliches Loch zeigte. Wir waren an unserem Bestimmungsorte angekommen.

Wir sprangen von unseren Felsen herab und untersuchten den Eingang, einen weiten horizontalen Einschnitt in dem Felsen, fast wie eine Brunnenöffnung, 10 bis 12 Fuß tief. Vom Rande aus konnten wir einen niedrigen, düstern Gang erkennen, der in das Innere des Berges führte.

Einer der beiden arabischen Führer war bereit, mit Huem zu steigen; der andere hielt es für klüger, oben zu bleiben. Wir organisierten demnach unsere Forschungskolonne dergestalt, daß ein Araber voranging, dann mein Bruder, hierauf Hassan und ich zuletzt folgten. — Wir ließen uns ohne Schaden auf den Boden des Loches gleiten und legten dort die zur unterirdischen Reise überflüssigen Röcke ab. Hierauf schlüpften wir hintereinander unter einen ungeheuren Felsquader, der jeden Augenblick zu fallen und den allzu neugierigen Reisenden den Rückweg für immer verschließen zu wollen schien.

„Und nun,“ sagte mein Bruder, indem er sich ruhig an den Eingang des Ganges setzte, „was werden wir hier finden? Einen von den Piraten des Kapitäns Ritt (schrecklichen Andenkens) verborgenen Schatz? Etwas auf ol oder il? Petrol oder irgend ein uneweltliches Fossil?“

„In der That,“ antwortete Hassan, „es ist wirklich etwas auf il, mein Herr, nämlich Krokodile.“

Und der spohhafte Dragoman lehnte sich gegen die Felsenwand, um sein Gesicht zu einem vergnügten Lachen zu verziehen.

Wir zündeten einige der mitgebrachten Wachslichter an und drangen 4 bis 10 Fuß in die Höhle vor, dann zwang uns die plötzliche Senkung des Gewölbes auf Händen und Füßen weiter zu gehen. Allmählich wurde der Gang noch enger, so daß wir schließlich, auf dem Bauche liegend, uns mit Händen und Ellenbogen vorwärts arbeiten mußten.

Gerade als ich darüber ungeduldig und besorgt zu werden begann, hob sich die Decke und wir traten in einen mit schönen Stalaktiten geschmückten Saal, doch war der Raum kaum 30 Fuß breit. Am entgegengesetzten Ende öffnete sich ein Gang, in dem wir noch einige Schritte aufrecht machten, dann aber von neuem auf den Knieen und zuletzt auf dem Bauche kriechen mußten.

Die Hitze wurde immer erstickender; der allen Reisenden wohlbekannte eklige Geruch der Fledermäuse vermischte sich mit dumpfem Moderduft und den erdhorzigen Ausdünstungen der Mumienn.

Wie lange wir in diesem zwei Fuß breiten Loch weiterkriechen, kann ich nicht sagen; vielleicht 300 Meter, jedenfalls nicht weniger als 100. Schließlich bereuete wir unsere Verwegenheit. Dazu kam noch, daß, je weiter wir kamen, die infernalische Hitze über alle Beschreibung stieg. Ich weiß aus Erfahrung, was die Hitze in allen Tropen zu bedeuten hat, ich kenne die der Wüste und die des Rothen Meeres im Monat Mai, allein niemals habe ich eine Brustbeklemmung wie in diesen scheußlichen Höhlengängen empfunden.

Wir erreichten endlich einen langen und niedrigen Saal, in dem wir wenigstens unsere schmerzhaften, fast steif gewordenen Glieder ausrecken konnten. Das Zimmer war von Steinblöcken übersät, über welche wir hinwegklettern mußten. Kaum hatten wir damit begonnen, als plötzlich ein ungeheurer Schwarm von Fledermäusen über uns herfiel, die uns mit den Flügeln ins Gesicht schlugen und sich an unsere Köpfe und Bärte klammerten. Es läßt sich kein größerer Schrecken denken! Mein Bruder schlug wie verzweifelt mit den Armen um sich und tödete kühnlich manchen Angreifer, Hassan blieb unbeweglich auf einem Steinblocke sitzen und rief alle Heiligen des mohammedanischen Paradieses zu Hilfe, ich riß mir die Haare mit den daran hängenden Tieren vom Kopfe.

Unsere Feinde verschwanden jedoch ebenso plötzlich, wie sie

gekommen waren. Sie führten wie ein schwarzes Unwetter aus der Höhle heraus, so daß, wie wir nachher hörten, der Araber am Eingange, von Güssen ergriffen, sich auf die Knie warf und Allah um Hilfe anrief.

Nach dieser Unterbrechung kletterten wir über die Steinblöcke weiter und gelangten an einen, einige Fuß über dem Boden in den Felsen eingehauenen Eingang, worin, nach den Löchern an der einen Seite zu schließen, früher eine Thüre gewesen war. Zuerst mußten wir uns bücken, nachher jedoch, während die Hitze und der eigentümliche Mumiengeruch noch intensiver wurden, mit den Knien und den Händen und zuletzt auf dem Bauche uns weiterarbeiten wie Reptilien.

Bei unserer überreizten Stimmung schien uns der Weg unendlich lang. Es trat mir die Gefährlichkeit unserer Unternehmung vor die Augen. Wenn Nidernäse in diesen unterirdischen Gängen leben konnten, weshalb nicht auch Schlangen. Es konnte in dem engen Raume keiner an dem andern vorbei, wenn wir, dem Hintersten, etwas zuträfe, ein tödtlicher Schlangenbiß oder ein Herzschlag infolge der übermäßigen Hitze, so waren meine drei Vordermänner unrettbar verloren, denn sie konnten nicht wegschaffen, noch an mir vorbeikommen. Dasselbe meinten meine Gefährten, allein wir waren nun einmal im Zuge und keiner wollte zurück.

Bald darauf, als wir wenigstens auf den Knien vorwärts kommen konnten, machte ich eine Entdeckung. Ich fühlte unter meiner Hand etwas Schlüpfriges, und warf meinen Kopf mit solcher Heftigkeit zurück, daß ich mir fast den Schädel am Hinterhaupte geschnitten hatte, doch hielt ich rasch mein Nachsicht hin, um zu sehen, was es wäre.

Ich sah alsdann, daß der Boden, auf welchem wir krochen, mit menschlichen Überresten bedeckt war und daß ich soeben mit den Fingern über das lange, braune Haar einer Frau gefahren war. Neben meinem Knie lag das Bein eines Kindes; überall lagen Köpfe, Stalve und Gliedmaßen, einige noch zum Teil mit ihren Mumienbändern umwickelt; sie bildeten mit Sargkäden, Haarbüscheln und dergl. die Bedeckung des Bodens. Hier leuchtete bei dem Scheine unserer Lichter das gelbe Gesicht irgend eines Priesters oder vornehmen Mannes aus der staubigen Masse hervor; dort lehnte sich aufrecht an die Mauer der Leib einer Frau, deren Brust in schencklicher Weise aufgerissen war.



Ich sah eine Scene so abscheulicher Grabschändung vor Augen, daß selbst Hassan, der an die Achtung gegen Tote, welche nicht dem Geschlechte der Rechtgläubigen angehören, wenig getoht war, im Namen seiner Vandalen jede Veteiligang an diesem Trebel zurückweisen zu müssen glaubte. „Es sind englische Reisende, die das gethan haben!“ rief er aus. Und ich habe Gründe, an die Wahrheit seiner Aussage zu glauben. Ist es jedoch möglich?

Ich erzähle keine erkundene Geschichte und lege meine Phantasie keiner empörenden Scene wegen in Unkosten. Zergewiß ein Mensch, Muselman oder Christ, hat diese armen Leichname von Maalbech auf eine, für seinen Glauben und sein Volk, ja für die ganze Menschheit schändliche Weise mißhandelt und, was die rohsten Wilden nicht thun würden, weder Alter noch Geschlecht gesont. Ohne irgend einen Zweck waren die Körper auseinander gerissen, die Glieder auf dem Boden ausgestreut, die Schädel ihrer Haare beraubt worden. Nur ein Zolchansler oder Hamatler konnte diese Schandthat gethan haben.

Wir drangen nun weiter vor und erreichten eine jener ungeheuren Höhlen, die vor Jahrhunderten als Grabstätten der heiligen Krokodile dienten. Es bot sich uns ein wahrhaft merkwürdiges Schauspiel dar. Die Tiere lagen auf dem Boden, so dicht als möglich nebeneinander, jedes den Kopf zu Füßen des anderen und ebenso durch Palmbblätter getrennt, schichtweise übereinander. Bis wie weit sich diese Gräfte in den Berg hinein erstrecken, kann niemand sagen; wir konnten nur zwei betreten. Die Höhlen sind durchaus nicht das Werk von Menschen, auch müssen sie einen anderen, den Haupteingang haben — da es vollständig unmöglich ist, Krokodile, deren viele von kolossaler Größe waren, auf dem von uns eingeschlagenen Wege hineinzubringen.

Wie es scheint, wurden die Krokodile zuerst reihenweise aufeinander geschichtet, bis die Höhle gänzlich damit angefüllt war; darauf ging man zur Grotte daneben und füllte sie auf dieselbe Weise. Es war uns also unmöglich, die Länge und Ausdehnung der Gruft abzuschätzen und niemand war dieses vor Ausleerung derselben thun können.

Besonders bemerkenswerth bei diesen sonderbaren Bestattungen ist die außerordentlich große Zahl junger Krokodile, selbst solcher, die noch im Ei, oder kaum demselben entschlüpft sind. Sie sind zu je zwanzig mit Mumienlinnen in Packeten zusammengerollt die zu

Tausenden die Zwischenräume ausfüllen. Nach einer annähernden Berechnung liegen um jedes erwachsene Krokodil fünfhundert dieser jungen Götter; und in den beiden Höhlen, die man, durch die Mumien kriechend, besuchen kann, sind nach meiner Schätzung wenigstens eine halbe Million, vielleicht sogar befinden sich zehnmal mehr darin, da man das Ende der zweiten Höhle nicht erreichen kann. Man kann sich, wie ich schon sagte, keinen Begriff von der Ausdehnung dieser Höhlen machen, welche bis zur Decke wie Feringssäfer vollgestopft sind. Eine so ungeheure Menge von Mumien setzt entweder eine gleich große Sterblichkeit unter den Eiern und jungen Krokodilen voraus, oder den Gebrauch der Aegyptier, die Familien ihrer heiligen Tiere so frühzeitig wie möglich dem Totenreiche zu übergeben.

Nachdem wir alle zugänglichen Stellen der Höhlen untersucht und einige Specimina ihres Inhalts ausgewählt hatten, beeilten wir uns, den Rückweg anzutreten. Das unheimliche Schauspiel dieser von unsern Lichtern phantastisch beleuchteten Höhlen, diese wirr durcheinander liegenden Krokodilmumien und menschlichen Glieder kamen mir zuletzt schauerlich vor. Als einer Felsenipalle ragten starr, schwarz und wie in Todeszuckungen zusammengezogen, ein Bein und ein Fuß hervor. Seltsam davon angezogen, trat ich näher, um das Glied wieder aufständig zu bedeilen. Als ich es anfaßte, brach dieser ganze menschliche Überrest, indem er sich wie ins Leben zurückgekehrt emporhob, zusammen; ich fuhr schauernd zurück.

Wir banden nun mit unsern Gürteln und mitgebrachten Stricken die Beute zusammen, welche wir mit hinausschleppen wollten und legten dann wie früher kriechend den größten Theil des Rückweges zurück. Unsere Nerven waren durch die Hitze, die schlechte Luft und die Geheimnisse der Höhlen so angegriffen, daß wir, nach kurzer Nähe in dem zweiten Saale, nur mit Mühe den Ausgang und die freie Luft erreichten.

Das Tageslicht schien uns unbeschreiblich glänzend; wir athmeten mit Wonne die brennend heiße Luft, welche uns jetzt im Vergleich zu der unterirdischen Feueresse, die wir hinter uns liegen, erfrischend vorkam. Ich will nicht weiter beschreiben, wie der Himmel mehr und mehr eine schmutzig gelbe Färbung annahm, während die Feuerrothe am Rande des Horizonts immer höher stieg, je näher wir dem Ufer des Nils kamen, auch nicht, in welcher Weise jenes Sturm- wetter von Sand und Feuer, welches die Araber mit dem Namen

„Khamfu“ bezeichnen, und noch in den Bergen überraschte und bis Kairo begleitete. Auch mag ich unsern Streit mit dem Scheik von Maabdeh übergehen, der durchaus ohne Prozeß unsere beiden jungen Araber aufhängen lassen wollte. Eydiat habe ich noch immer lachen müssen, wenn ich mich an die Grinasse erinnerte, die der würdige Beamte schnitt, als ich ihm meinen Revolver auf die Stirne setzte.

Ich habe einfach zeigen wollen, daß es am Nil interessante Dinge giebt, die gewöhnliche Reisende nicht sehen. Für Nachfolger will ich hier eine Bemerkung machen. Trifft man die nötigen Vorsichtsmaßregeln, so ist der Besuch der Krokodilengrotten von Maabdeh nicht gefährlich; man lasse sich von den Dragomans nicht abrat'en; aber zwei Dinge sind zu beobachten: die schwächste Person muß zuerst; die kräftigste zuletzt kommen; dann aber gebe man acht auf das Licht! Ein Funken, der auf diese Masse von Altschiffen in den Gängen und Höhlen fiel, würde im Nu einen Brand entzünden, aus dem es keine Rettung gäbe.

Wenn auch die Höhlen Werke der Natur sind, so müssen doch am wahren Eingange, der noch aufzufinden ist, Bauwerke der Pharaonen sich befinden, die vielleicht höchst interessante Altertümer enthalten. Die unter den Reptilien liegenden Menschenmumien sind wahrscheinlich die der Wächter der heiligen Krokodile, die sicherlich einer tieffstehenden Klasse angehört haben, da sie nicht den geringsten Reichen'schmuck tragen; doch bleibt eine Verablung durch frevelhafte Hand nicht ausgeschlossen.

Nach Octave Saclot, 1877,

vom Herausgeber.

## 7. In der Moschee.

Verwaltung und Beamte der Moschee. — Die Stellung des Imam. — Öffnung der Moscheen. — Der Muftidin und sein Ealam. — Felerliche Nacht beim Ghorablenß. — Das Al-Fatwa-Geheiß am Freitag. — Eine mohammedanische Predigt.

Jede Moschee hat einen Vorkseher (Nazir), der das Vermögen an Ländereien, Häusern u. s. w., die der Moschee von dem Gründer oder anderen vermach't sind, verwaltet und die Geistlichen mit Unterbeamten besoldet. Zwei „linkas“ sind angestellt, die in jeder größeren Moschee das Amt verwalten. Einer derselben, welcher der „Kharib“

heißt, predigt und leitet das Freitag vor der Gemeinde; der andere ist ein „Imam Khatib“, oder ordentlicher Imam, welcher die fünf alltäglichen Gebete denen vorrechnet, die sich genau zur Gebetszeit hieher einmünden. In den meisten kleinen Moscheen aber ruhen beide Aemter auf einem und demselben Imam. Ferner sind an jeder Moschee ein oder mehrere „Kuddin“ (die den Ruf zum Gebete erten), und „Bowwah“ (oder Thürklopper), je nachdem die Moschee einen oder mehrere „Mä'nah“ (oder Menaren) und Eingänge hat; und verschiedene andere Diener sind angestellt, um die Moschee zu lehren, Matten zu legen, die Lampen anzuzünden, bei der „Sakijeh“ (oder Wasserrad) zu stehen, durch welche der Teich oder Brunnen oder andere Wasserbehälter, die zu den Abwaschungen nötig sind, mit Wasser versorgt werden. Die Imams und diejenigen, welche die niederen Dienste verrichten, werden aus dem Vermögen der Moschee besoldet, nicht aus Steuern, die vom Volke erhoben werden.

Die Stellung des Imams ist in den meisten Städten sehr von der der christlichen Priester verschieden. Sie haben keine Macht über andere und genießen keine andere Achtung, als die, welche sie sich durch den Ruf der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit erwerben, sie bilden keinen besonderen Stand wie unsere Geistlichkeit, oder eine unauflösbliche Vererblichkeit, denn ein Mann, der als Imam in einer Moschee fungiert, kann von dem Vorsteher derselben abgesetzt werden; er verliert mit seiner Anstellung und Besoldung zugleich den Titel des Imams und hat keine bessere Aussicht, wieder zu dem Amte eines Geistlichen gewählt zu werden, als jeder andere, der im Stande ist, dem Amte vorzustehen. Die Besoldung eines Imams ist sehr gering, und er muß seinen Lebensunterhalt hauptsächlich durch andere Mittel erwerben, als durch den Dienst in der Moschee. Der Khatib erhält in der Regel monatlich etwa einen Piafter (1/2 d. englisch, gleich 2 Ngr.), ein ordentlicher Imam etwa fünf Piafter. Manche derselben treiben Handel, viele sind „Attar's“ (Droguisten und Parfümeurs), andere Schulmeister Dingen, welche kein regelmäßiges Geschäft dieser Art haben, recitieren oft den Khatir gegen Bezahlung in Privathäusern. Sie werden meist unter den armen Studenten der großen Moschee El-Azhur gewählt.

Die großen Moscheen sind von Tagesanbruch bis kurz nach dem Nachtgebet oder ziemlich zwei Stunden nach Sonnenuntergang geöffnet. Die Thüren werden in den Stunden zwischen dem Morgen- und Mittagsgebet geschlossen, und die meisten Moscheen sind auch

Bei schlechter Witterung außer den Gebetszeiten geschlossen, damit nicht jemand mit den Schuhen eintrete und das Pflaster oder die Matten beschmutze. Gewöhnlich tritt man durch das Thor ein, welches sich dem Teiche oder dem Brunnen zunächst befindet (wenn nämlich mehr als ein Thor da ist), um sich zu waschen, bevor man die Stelle betritt, wo das Gebet gehalten wird, und in der Regel wird bei schmutzigem Wetter dieses Thor allein offen gelassen. Die große Moschee El Azhar bleibt die ganze Nacht über offen, mit Ausnahme der eigentlichen Gebetsstelle, welche „Maksurah“ genannt wird und die von dem übrigen Gebäude abgetrennt ist. In manchen der größeren Moscheen sieht man, namentlich nachmittags, viele die näsig herumlegen, miteinander plaudern, essen, schlafen, zuweilen spinnen oder nähen, oder sonst eine einfache Arbeit verrichten; aber ungeachtet dieses Mißbrauchs, der den Vorschriften der Propheten ganz zuwider ist, achten die Muslime ihre Moscheen doch sehr hoch. Es giebt Moscheen in Kairo (wie die Azhar, Hazanaga u. a.), an denen, bis zur französischen Invasion vor wenigen Jahren, kein Franke oder anderer Christ oder Jude vorn vorbeizugehen durfte.

Am Freitag steigen die Mu-*ddin* eine halbe Stunde vor „Duhr“ (oder Mittag) auf die Galerien der *Madrach* und fingen den „Selam“, einen Gruß an den Propheten, der nicht überall gleich, in der Regel aber in Worten folgenden Inhalts besteht:

„Segen und Friede sei über dich, o du, der du von großer Würde bist! O Gesandter Gottes! Segen und Friede sei über dich, zu dem der Wahchafliche gesagt hat: Ich bin Gott! Segen und Friede sei über dich, du erster unter den Geschöpfen Gottes und Siegel der Gesandten Gottes! Von mir sei Friede über dich, über dich und deine Familie und alle deine Genossen!“

Darauf fangen die Leute an, sich in der Moschee zu versammeln.

Bei dem öffentlichen Gottesdienste der Muslime herrscht die größte Zerknirschtheit und der größte Anstand. Ihre Blicke und Gebärden in der Moschee drücken nicht eine enthusiastische Andacht aus, sondern eine ruhige und bescheidene Frömmigkeit. Während des Gebets lassen sie sich nie ein falsches Wort oder eine unrichtige Handlung zu Schulden kommen. Den Stolz und Fanatismus, welchen sie im gewöhnlichen Leben beim Verkehr mit Personen anderen Glaubens zeigen, scheinen sie mit dem Eintritt in die Moschee



abgelegt zu haben und ganz in die Aabelung ihres Schöpfers versunken zu sein, demüthig und niedergeschlagen, aber ohne affektirte Demuth oder einen erzwungenen Ausdruck des Gesichts.

Der Muslim zieht am Thor der Moschee seine Schuhe aus, legt sie Sohle an Sohle zusammen, nimmt sie in die linke Hand und schreitet mit dem rechten Fuße zuerst über die Schwelle. Wenn er nicht schon zu Hause die vorbereitende Abwaschung vorgenommen, so verfügt er sich sogleich an den Wasserbehälter oder Brunnen um sich dieser Pflicht zu entledigen. Ehe er sein Gebet beginnt, legt er seine Schuhe (und sein Schwert oder Pistol, wenn er solche Waffen trägt) auf die Matte, ein wenig vor der Stelle, wo er bei der Niederwerfung mit dem Kopfe den Boden zu berühren gedenkt; die Schuhe werden, Sohle an Sohle, einer auf den andern gestellt.

Die, welche sich zum Mittagsgebet des Freitags versammeln, stellen sich in Reihen, der Seite der Moschee parallel, an welcher sich die Mische befindet und das Gesicht nach dieser Seite zu gemendet. Viele begeben sich erst wenn der Mittags-Adân ertönt, oder kurz vorher in die Moschee. Wenn jemand mit oder gleich nach dem Selâm geht, so betet er, sobald er seinen Platz in den Reihen eingenommen, zwei Rek'ah, und bleibt dann auf den Knien liegen oder mit gekreuzten Beinen sitzen, während ein Vorleser, der gleich nach dem Selâm an dem Peseftuhl seinen Platz genommen hat, die „Sûrat el-Kahf“ (das 18. Kapitel des Kaur-ân), oder einen Theil derselben, vorliest; denn gewöhnlich ist er noch nicht fertig, wenn der Adân ertönt, wo er aufhört. Die ganze Gemeinde läßt sich, sobald sie den Adân hört (welcher derselbe ist wie an den andern Tagen), auf die Kniee und Füße nieder. Wenn der Adân beendigt ist stehen sie auf und beten, jeder für sich, zwei\*) Rek'ah, „Sunnot el-gum'ah“ (oder die für den Freitag vorgeschriebene Sunnah), welche sie, wie die gewöhnlichen Gebete, mit zwei Begrüßungen beschließen. Dann öffnet ein Diener der Moschee, der „Murakki“ genannt, die Flügelthüren der Kanzeltreppe, nimmt hinter denselben ein gerades hölzernes Schwert hervor und stellt sich ein wenig rechts vom Thorweg, seine rechte Seite gegen die Kibleh gewandt, das Schwert in der rechten Hand mit der Spitze auf den Boden haltend. In dieser Stellung sagt er:

„Wahrlich Gott begünstigt, und seine Engel segnen den Pro-

\*) Nämlich die Sûrat el-Kahf, zu deren die meisten Bewohner von Kairo gehören. Die Hanafi aber beten vier Rek'ah.

pheten. O ihr Gläubigen, segnet ihn und grüßt ihn mit einem Gruße!“\*)

Dann singt einer oder einige „Muballigha“, die auf der Dikka (Plattform) stehen, folgende oder ähnliche Worte:

„O Gott begünstige und bewahre und segne den trefflichsten der Araber und 'Agam (oder Fremden), den Imām von Mekkeh und El-Medineh, und (Imām) des Tempels, ihn, dem die Spinne günstig war, indem sie ihr Netz vor die Höhle spannte; ihn, den der Dabih\*\*) grüßte und vor dem der Mond sich in zwei Teile spaltete, unsern Herrn Mohammed und seine Familie und Genossen!“

Der Murakki recitirt dann den Adān, (den die Mu'addins bereits gesungen haben), wobei er jedesmal nach einigen Worten innehält, und die Muballigha auf der Dikka wiederholen dieselben Worte in einem vollstündigen Gesang.\*\*\*) Ehe der Adān beendet ist, kommt der Khatib oder Imām an den Fuß der Kanzel, nimmt das hölzerne Schwert aus der Hand der Murakki, bestreift die Kanzel und setzt sich auf der obersten Stufe oder der Plattform nieder. Die Kanzeln der großen Moscheen sind an diesem Tage mit zwei Fahnen geschmückt, auf denen das Glaubensbekenntnis oder die Namen Gottes und Mohammeds eingewirkt sind. Diese sind oben an der Treppe befestigt und hängen zu beiden Seiten herab.

Nachdem der Murakki und die Muballigha den Adān beendigt, wiederholt ersterer eine Tradition vom Propheten und sagt:

„Der Prophet (über den Segen und Frieden sei) hat gesagt, wenn du zu deinem Genossen sagst, während der Imām des Freitags predigt, sei still, so sprichst du unbesonnen. Seid still, es soll euch vergolten werden; Gott wird es euch vergelten.“ Dann setzt er sich nieder.

Jetzt steht der Khatib auf, der das hölzerne Schwert†) in der Hand hält, ebenso wie vorher der Murakki, und hält eine Ermahnung, „Khatbet el-Waar“ genannt. Der Leser wird auf eine muslimische Predigt neugierig sein, ich lasse deshalb hier die

\*) Ahkhar XXXIII 50

\*\*) Eine Art Eidechse die Lacerta Lyblon.

\*\*\*) In der großen Moschee El-Akhar liegen mehrere Muballigha an verschiedenen Plätzen, damit die ganze Versammlung den Adān hören könne.

†) Zum Andenken daran daß Ägypten durch das Schwert erobert wurde. Es wird nie von dem Khatib in einer Lande oder einer Stadt gebraucht, die nicht auf diese Weise den Ungläubigen von den Muslimen entzissen worden.

Übersetzung einer solchen folgen, die am ersten Freitag des rabibischen Jahres gehalten wird.

(Während meines ersten Aufenthaltes in Aegypten ging ich in die große Moschee El-Azhar, um das Freitagsgebet von der größten Gemeinde in Kairo verrichten zu sehen. Die Predigt des Khatib der Moschee, Gad-El-Manla, gefiel mir, und später verschaffte ich mir sein Predigtbuch („Diwan-Khatob“), welches Predigten für alle Freitage des Jahres und die beiden Id oder großen Feste enthält. Ich übersehe hier die erste Predigt. Das Original ist wie gewöhnlich in gereimter Prosa.)

„Preis sei Gott, dem Erneuerer der Jahre und dem Vermehrer der Stunden, und dem Schöpfer der Monate und Tage, nach der vollkommensten Weisheit und der wunderbarsten Ordnung; der erhöhet hat die Monate der Araber über alle anderen Monate und verordnet, daß unter den ausgezeichneteren derselben El-Moharrem der Heilige sei, und mit diesem das Jahr begonnen hat, wie er es beschloffen hat mit dem Za'l-Haggeh. Wie glänzig ist der Anfang und wie gut ist das Ende!\*). Ich preise seine Vollkommenheit, die ihn der Genossenschaft mit jeder andern Gottheit neben Ihm enthebt. Er hat wohl bedacht, was Er gemacht und fest gemacht, was Er erdacht, er hat allein zum Schaffen und zum Vernichten die Macht. Ihn preise ich, seine Vollkommenheit erhebend und seinen Namen erhöhend, für die Kenntnis und Inspiration, die er huldvoll gewährt; und ich bekenne, daß es keinen Gott giebt, als Gott allein; er hat keinen Genossen; er ist der heiligste König; der Friede (d. i. der Gott des Friedens) und ich bekenne, daß unser Herr und unser Prophet und unser Freund Mohammed sein Diener und sein Gesandter und sein Erwählter und sein Freund ist, der Führer des Weges und die Leuchte der Finsternis. O Gott! beglückige und bewahre und segne diesen herrlichen Propheten, und obersten und ausgezeichneten Gesandten, den von Herzen Barinherziger, unsern Herrn Mohammed und seine Familie, und seine Genossen, und seine Frauen, und seine Nachkommen, und das Volk seines Hauses, die Edlen, und erhalte sie in Fülle! — O ihr Diener Gottes! Euer Leben wird Schritt

\* Das Jahr beginnt und schließt mit einem heiligen Monat. Es giebt vier heilige Monate: der erste stehende elke und zwölfe. In diesen Monaten war der Krieg mit denen verboten, welche dieselben für heilig anerkannten; wurde aber später erlaßt. Der dritte Monat wird auch noch besonders wegen des Tages der Aschura, und der letzte wegen der Wallfahrt in Mekka gehalten.

für Schritt länger, und ein Jahr nach dem andern vergeht; und ihr schlaft auf dem Pette der Sorglosigkeit und dem Pflügel der Ungerechtigkeit. Ihr geht an den Gräbern eurer Vorgänger vorbei und fürchtet nicht den Angriff des Schicksals und der Vernichtung als ob andere von der Welt weggegangen wären, ihr aber darin bleiben müßtet. Ihr freut euch über die Ankunft der neuen Jahre als ob sie eurem Leben Verlängerung brächten, und schwimmt in den Meeren des Verlangens, und mehret eure Hoffnungen und seid allwege größer, als andere (an Thunsel), und seid träge Gutes zu thun. O welch großes Unglück ist dies! Gott lehrt durch ein Gleichniß. Wißt ihr nicht, daß die Verflüchtung der Zeit durch Sorglosigkeit und Schlaf ein großes Unglück ist? Wißt ihr nicht, daß in dem Abbrechen der Leben durch die Verendigung der Jahre eine große Warnung ist? Wißt ihr nicht, daß Tag und Nacht das Leben vieler Seelen teilen? Wißt ihr nicht, daß Gesundheit und Kraft Segnungen sind, die von vielen Menschen begehrt werden? Aber die Wahrheit ist offenbar geworden dem, welcher Augen hat. Ihr steht jetzt zwischen zwei Tagen! Ein Jahr ist vergangen, und zu Ende gekommen, mit seinen Uebeln, und ihr seid eingetreten in ein anderes Jahr, in welchem, so Gott will, die Menschheit Hilfe finden wird. Ist einer von euch, der sich zum Fleiß (Gutes zu thun) in dem kommenden Jahre entschließt? oder der seine Fehler bereut, die er in den vergangenen Zeiten sich hat zu Schulden kommen lassen? Glückselig ist wer Buße thut für die vergangene Zeit, in der Zeit, so da kommt; und elend ist, dessen Tage entschwinden und der sich nicht bekümmert um seine Zeit. Dieses neue Jahr ist angetreten, und der heilige Monat Gutes ist gekommen mit Segnungen für euch, — der erste Monat des Jahres und der vier heiligen Monate, wie gesagt worden ist, und der würdigste des Vorzugs und der Ehre und der Verehrung. Sein Fasten ist das trefflichste Fasten nächst dem, welches anferlegt ist \*) und in demselben Gutes zu thun, gehört zu den trefflichsten Gegenständen des Verlangens. Wer irgnd von derselben Vorteil zu ziehen wünscht, der mag fasten den neunten und zehnten Tag, und auf Hilfe warten. Enthaltet euch nicht dieses Fastens als Sorglosigkeit und weil ihr es für eine Beschwerde haltet; sondern haltet es nach der besten Weise, und ehret es mit den besten Ehren, und wendet eure Zeit gut an mit Anbetung Gottes

\*) Das des Monats Ramadan.

Baumgarten, Alina.

des Morgens und des Abends. Wendet euch zu Gott in Reue vor dem Angriffe des Todes: Er ist der Gott, welcher die Reue seiner Diener annimmt und ihre Sünden vergibt. — Die Tradition. — \*) Der Schandte Gottes (Gott sei ihm gnädig und bewahre ihn!) hat gesagt: „Das trefflichste Gebet, nächst dem vorgeschriebenen,\*\*) ist das Gebet, welches im letzten Drittel der Nacht gesagt wird, und das trefflichste Fasten, nach dem Ramadan, ist das des Monats Gottes, El-Moharrum.“

Wenn der Khatib mit dieser Ermahnung zu Ende ist, sagt er zu der Gemeinde: „Betet zu Gott!“ Dann setzt er sich nieder und betet still für sich, wie nach den gewöhnlichen Gebeten, indem sie ihre Hände (das Innere der Hand betrachtend) vor sich halten und dann mit denselben über das Gesicht abwärts fahren. Wenn dies geschehen, sagen die Anbathighs: „A'min! A'min! (Amen! Amen!) O Herr aller Geschöpfe!“

G. W. Lane.

„Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter“ Aus d. Engl. v. Dr. Geiler;

## Arabische Erzählungen. \*\*\*)

### 1. Ibrahim's Gottvertrauen.

„Es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet, derjenige, welcher sein ganzes Vertrauen auf Gott setzt hat nichts zu fürchten, denn das höchste Wesen kann, wenn es will, ihn in denselben Augenblicke retten, wo der menschliche Geist zu verzweifeln glaubt. Folgendes begegnete buchstäblich dem Ibrahim, einem Sohne des Segs“

Ibrahim war ein weiser Mann und glaubte an Gott, indem er nie einen einzigen Religiönsgebrauch vernachlässigte, obgleich er schon alt war, so hatte ihn doch noch nie die eiserne Hand des Unglücks

\*) Der Khatib schließt seine Ermahnung immer mit einer oder zwei Traditionen des Propheten.

\*\*) Die fünf täglichen Gebete, die im Koran geboten sind

\*\*) H. Dequarré. Voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique occidentale.



berührt. Er besaß drei Frauen, welche er liebte, sie waren einsichts-  
voll, gut, arbeitsam und hatten ihn jede mit zwei Kindern beschenkt.  
Obgleich diese Kinder noch sehr jung waren, so kannten sie doch  
schon mehrere Kapitel des Koran, und während ih: alle Leute des-  
halb beglückwünschten, schrieb er alles Gott zu, dem er unablässig  
dankte und zu Ihm betete, er möge ihn nie verlassen.

Eines Tages jedoch überfielen die Mauren plötzlich das Dorf,  
und nach munterer Gegenwehr sah er seine Frauen und Kinder weg-  
fliehen; er selbst wurde gefangen genommen und weit fortgeschleppt.  
Gefeßelt an einen Bewohner seines Dorfes, welcher verzweifelte und  
unablässig Gott lästerte, suchte er diesen zu trösten, und im Ver-  
trauen auf die Vorsehung wiederholte er ihm wie in glücklichen  
Tagen jeden Augenblick die Worte: „Verzweifle nicht, Gott ist groß,  
und seine Macht ist unendlich.“ So vergingen einige Tage. Da  
die Mauren ihn so ergeben und gehorsam sahen, ließen sie in ihrer  
Wachsamkeit nach, obgleich sie noch nicht weit vom Flusse entfernt  
waren.

Als einst des Nachts alle schliefen, weckte Ibrahim seinen  
Unglücksgefährten und entfloh mit ihm. Nachdem sie bis zum An-  
bruch des Tages gegangen waren, verbargen sie sich in den mächt-  
igen Pflanzen der Wüste und hörten, wie die Mauren, welche sie  
suchten, ihnen näher kamen und sich wieder entfernten. Sobald sie  
fort waren, war es Ibrahim's erste Sorge Gott für die vollbrachte  
Rettung zu danken; sein Gefährte dagegen beklagte sich darüber, daß  
er ihn nicht in der Gefangenschaft gelassen, sondern ihn in Gegenden  
geführt habe, wo sie verhungern müßten.

Abraham versuchte ihm Mut einzulößen, und sie erhoben sich,  
um einen Ort zu suchen, wo sie sich der Fesseln entledigen könnten,  
mit denen sie an einander geschmiedet waren, als sich ein ungeheurer  
Löwe auf den Gotteslästerer stürzte, ihn erdürgte und ihn zu ver-  
zehren begann. Bedeckt mit dem Blute seines unglücklichen Gefähr-  
ten und den glühenden Atem des Löwen auf seinem Körper fühlend,  
glaubte Abraham, seine letzte Stunde sei gekommen, und schon em-  
pfohl er sich Gott, als der gesättigte Löwe sich auf einmal entfernte  
und sich die Augen stets auf seine künftige Beute gerichtet, in einiger  
Entfernung niederlegte.

In einer solchen Lage rief der Oriol, würdet ihr Muselmänner  
alle, die ihr mich hört, ergriffen von Entsetzen, euch für verloren  
gehalten haben: gefesselt von dem Blute des Löwen hättet ihr nichts

zu eurer Rettung gethan. Aber Ibrahim, welchen Gott beschützte, verlor den Mut nicht, und indem er seinen Dolch hervorzog, befreite er sich von den Überbleibseln des Leidnams seines unglücklichen Wunden, dessen noch durch die Fesseln festgehaltenes Bein er abschnitt; dann entfernte er sich rückwärts, die Augen stets fest auf die des Löwen gerichtet und vermied jedes Geräusch, sowie er auch bemüht war, die Aufmerksamkeit des Thieres von sich abzulenken.

Eine halbe Stunde später war er weit genug entfernt, um sich aufrichten zu können und sich in der Richtung nach seinem Dorfe zu retten. Am folgenden Tage erblickte er die Fluten des Senegal und glaubte sich gerettet; er stieg in den Fluß, um sich vor dem Gebete zu waschen, aber in demselben Augenblicke, wo er sich aufrichtete, ergriff ihn ein ungeheurer Kaiman und führte ihn mit sich hinab in die Tiefe, wo ihn das Ungeheuer eben verschlingen wollte, als ein anderer Kaiman kam und ihm seine Beute streitig machte.

Der Räuber des Ibrahim war nahe an seiner Höhle, er legte ihn dort nieder und entfernte sich zum Kampfe. Alles dieses geschah in kürzerer Zeit, als man braucht, um es zu erzählen. Ihr wißt, daß die Höhlen der Kaimane aufwärts gehen, so daß das Wasser nicht ihre ganze Tiefe erreicht. So war auch diesejenige beschaffen, in welcher Ibrahim, schwer verletzt und kaum im Stande, sich über einen Haufen Knochen zu bewegen, gelegt worden war, und er glaubte, diesmal umkommen zu müssen unterließ aber nicht, aus vollem Herzen zu Gott zu beten, als er in der Tiefe der Höhle einen Lichtstrahl bemerkte; dieser geringe Schein belebte seinen Mut, er fing sogleich an zu graben, indem er die Erde hinter sich warf, um einen Wall zwischen sich und dem Feinde zu machen; nach einer Stunde war er außerhalb des Abgrundes.

Als er die Sonne wieder erblickte, war es seine erste Sorge, sich, das Gesicht gegen Morgen gerichtet, auf die Erde zu werfen und ein lautes und heftiges Gebet an Gott zu richten. Ein Hirt, welcher sich vor Schrecken verborgen hatte, als er einen Menschen aus der Erde hervorkommen sah, näherte sich dem Ibrahim, sobald er bemerkte, daß er es mit einem Muschamaane zu thun habe, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen vernahm der Gerettete, daß er seinem Wohnorte nahe sei, wohin jener sich erbot, ihn zu führen.

Noch an demselben Abend sah Ibrahim sein Dorf wieder, und ich überlasse es euch selbst, zu empfinden, wie groß sein Erstaunen und seine Freude war, als er dort seine Frauen und Kinder wieder-

land, welche ein Haufe Tufuleuds (Penhs), die dem Dorfe zu spät zu Hülfe gekommen waren, den besiegten Mauren entrissen hatte.

Der glückliche und von denen, welche seine Schicksale erlitten, mit Geschenken überhaufte Ibrahim erreichte nun ein ziemlich hohes Alter, um die Kinder seiner Gifel zu sehen, welche er gottesfürchtig erzog. Dies begegnete Ibrahim, dem Sohne des Sega, und beweist, daß Gott groß ist und für die ihm Vertrauenden alles vermag, was er will.<sup>9</sup>

## 2. Schwierige Wahl.

Es hatte ein Mann seinen Vater verloren und es blieb ihm nun seine alte schwache Mutter übrig, die ihn, den einzigen Sohn, fast vergötterte. Seine junge Frau war dem Manne kurz nach der Entbindung von einem Sohne gestorben. Der Sohn, ein Wunderrind, so mite, kaum acht Jahre alt, schon den Koran lesen, er fürchtete sich vor nichts und schoß mit seinem Pfeile die Vögel von Flug. Derselbe Mann besaß auch einen Hahn, der, indem er die Erde aufwühlte, ihm täglich 10 Goldlöcher brachte; er hatte ferner eine Kuh, welche ihm jeden Morgen ein Kalb gab, und endlich eine Baumwollenstaude, welche anstatt der Blumen jede Nacht 30 gewebte Schurze trug, von denen der eine immer schöner war, als der andere. Nun trug es sich eines Tages zu, daß sein Sohn in den Brunnen fiel und hätte umkommen müssen, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre; aber zu gleicher Zeit bedrohten eine gefräßige Biene seine Baumwollenstaude, ein Löwe seine Kuh, ein Schakal seinen Hahn und ein böser Räuber seine alte Mutter, welche er tödtschlagen wollte.

Nun war die Frage, ob dieser Mann zuerst seinem Sohne, seiner Baumwollenstaude, seiner Kuh, seinem Hahne, oder seiner alten Mutter helfen sollte. Jeder sprach darüber seine Meinung aus, und zu Ehren dieser, edler Gefühlsregungen für unsäglich gehaltenen, Schwarzen muß man sagen, daß fast alle riefen: Er muß zuerst seinem alten Mütterchen helfen! Die Minderzahl entschied sich für die Rettung des Kindes und nur zwei oder drei, welche merkenswürdiger Weise Gefangene waren, sprachen sich zu Gunsten der Aere aus.

## Das Klima von Ägypten.

Seitdem in den letzten Jahren die Zahl der Europäer, welche Ägypten seines heilsamen Klimas wegen zum längeren Aufenthaltsorte wählen, sich bedeutend gesteigert hat, haben wir von den dort ansässigen Ärzten und Naturforschern genauere Berichte über die Witterungsverhältnisse des Landes erhalten.

Ägypten zeichnet sich durch eine große Einfachheit seiner meteorologischen Verhältnisse aus, indem sich in der Temperatur, im Luftdruck und in dem Feuchtigkeitsgrade der Atmosphäre nur geringe Differenzen in den verschiedenen Jahreszeiten zeigen. Diese Regelmäßigkeit und die fast noch wichtigere Gleichförmigkeit der Witterung für längere Zeit nimmt nach dem Süden hin zu und tritt in Theben und Assuan noch weit schärfer hervor. Am wenigsten teilen sie die Küstengegenden: die Städte Alexandrien, Damiette und Rosette, denen auch die besondern eigenthümlichen Eigenschaften des ägyptischen Klimas fehlen, die konstante Heiterkeit und Reinheit des Himmels, die trockene Wärme der Luft und deren Frische. Am ungetrübtesten sind diese Eigenschaften wahrzunehmen an der Pust der Wüste, welche ebenso belebend und kräftigend wirkt, wie die Alpenluft, trotz der hohen Temperatur. Die in Kairo ansässigen Europäer ziehen zu ihrer Erholung in's Grouklauq nicht selten hinaus nach den Pyramidenfeldern von Gizah um, unter Zelten lagernd oder in den Königskammern der Cheops-Pyramide für die Nacht Schutz suchend, dort einige Tage zuzubringen.

Prof. Meyer in Kairo verdanken wir ausführliche Beobachtungen über die Temperatur und Witterung in den einzelnen Monaten. Die mittlere Jahrestemperatur von Kairo ist  $+ 17,9^{\circ}$  R., die mittlere des Winters  $+ 11,6^{\circ}$  R. Der Monat Oktober, dessen mittlere Temperatur  $+ 17,4^{\circ}$  R. beträgt, gleicht unserem Hochsommer, die Monate November und Dezember, deren mittlere Temperaturen sich auf resp.  $15,4$  und  $12,9^{\circ}$  belaufen, sind die schönsten des Jahres und gleichen unserm Herbst und Frühling. Die Morgensonne übersehen der Sonne nicht lange, Regen fällt nur selten einige Stunden hindurch, und Winde wehen nur ausnahmsweise einige Tage hintereinander. Mit dem Monat Januar beginnt der eigentliche Winter, der bis zur Mitte des Februar andauert; die mittlere Temperatur des ersteren ist  $+ 10,6^{\circ}$  R., die des letzteren  $+ 11,2^{\circ}$  R., doch sinkt

die Temperatur zuweilen bei Sonnenaufgang bis auf  $+ 3^{\circ}$  R. herab, jedoch nur während heftiger Sädwinde bei bewölkttem Himmel, und die Abende werden nach Sonnenuntergang feucht. In der zweiten Hälfte des Februar, wo abermals ein paar regnerische Tage eintreten pflegen, beginnt die Temperatur wieder zu steigen, zumal wenn Sädwind eintritt; da dieser in den Monaten März und April häufiger zu wehen pflegt, so hebt sich die Temperatur, und die zweite Hälfte des April gleicht unserem Hochsommer, die mittlere Temperatur ist  $17,7^{\circ}$ . Am unangenehmsten ist der Monat Mai, indem die heftigen Sädwinde (Kausseu), die über die arabische und syrische Wüste streichen, häufiger werden und drei bis vier Tage andauern; die mittlere Temperatur ist  $+ 19,5^{\circ}$ . Ihren Höhepunkt erreichen diese Winde im Juni, wo sie dann den Nordwinden dauernd Platz machen. Die mittlere Temperatur im Juni beträgt  $+ 21,1^{\circ}$  im Juli  $+ 24^{\circ}$ , im August  $+ 23,2^{\circ}$  und im September  $+ 22,6^{\circ}$ , wo die Luft wegen der gleichzeitigen Hülberichthverminderungen und des beginnenden Zurücktretens des Flusses feucht und schwül ist.

Nach DeSaunders, Mitglied der wissenschaftlichen Kommission der französischen Expedition, war der mittlere Barometerstand während fünf Jahren 760 Millim., und schwankte zwischen 755 und 764 Millim.; der höchste Stand fällt auf die Wintermonate.

Die Procente der Dampfsättigung der Atmosphäre während der fünf Jahre im Mittel 44. Der geringste Procentgehalt der Dampfsättigung, welcher beobachtet wurde, fiel auf die Monate Mai und Juni mit 28.

Während fünf Jahren hat DeSaunders täglich dreimal die Beschaffenheit des Himmels aufgezeichnet, und als durchschnittliches Resultat seiner Beobachtungen stellt sich heraus, daß in 100 Beobachtungszeiten eines Jahres

- 720mal der Himmel heiter war,
- 245mal Wolkenbildung stattfand,
- 95mal bedeckter Himmel,
- 25mal Nebel,
- 12mal Regen war.

Der Winter hat die wenigsten heiteren Tage, von den 720 heiteren müßten 180 auf die Wintermonate kommen; es kamen aber durchschnittlich nur 115 auf die Wintermonate; immerhin bedeutend mehr als in Italien.

Der Winter in Kairo besitzt also die Vorzüge des Letzteren



Himmels und trockener Luft, weniger als die übrigen Jahreszeiten dennoch sind sie ihm im Vergleich mit anderen Gegenden in hohem Grade eigen.

In Tcheben sind die Morgen oft noch empfindlich kühl und die Abende noch ein wenig feucht, während in Miskian die Frische des Morgens schon mehr angenehm ist und bei der dem Gefühle nach absoluten Trockenheit der Luft die herrlichen sternenhellen Abende den Genuß der freien Luft bis in die Nacht hinein auch zarteren Konstitutionen gestatten. In den Mittagsstunden war im Monat Januar, den Dr. Nigisch dort verlebte, die durchschnittliche Temperatur  $+ 17,6^{\circ}$  R. Leider konnte er keine hygrographischen Messungen vornehmen, seinem Gefühle nach steht jedoch die Dürresättigung der Luft im Januar und im Beginn des Februar weit unter der Kairo's im Mai, die sich nach den Beobachtungen von Testonches im Mittel für 5 Jahre auf  $44^{\circ}$  stellt.

(Zeitschrift für Allgemeine Erkunde von Nennoon. Neue Folge II.)

## Mohammedanische Lebensbilder aus Algerien.\*)

1. Das Ait el Kebesch oder Hammelfest. — 2. Das Begräbnis eines Marabut. — 3. Das Verhältniß der Eingeborenen zu der christlichen Einwanderung. — 4. Straßenschilder aus Alencen: Die arabische Stadt. Eine Karawane aus der Sahara. Ein Schlangenbeschwörer, Gaukler und Märchenzähler. In der Banja der Kaiserin. Arabische Markt. Der Fekitung. Die Säuger des Edl Mohammed ben Alfa.

### I. Das Ait el Kebesch oder Hammelfest.

Eines der größten Feste im mohammedanischen Jahre ist das Ait el Kebesch oder Hammelfest. Es fällt in die Zeit von ungefähr 14 Tagen vor dem mohammedanischen Jahresanfang und stützt sich auf die alttestamentarische Legende von Abrahams unterbrochener Opferung des Isaak, für welchen die Araber jedoch den Zimack substituieren. Der Jude erfreut sich zwar der gründlichsten Verachtung von Seiten des Arabers, trotzdem dieser im Koran einen

\* Aus dem interessanten Werke: Von Alger nach Trian und Alencen. Algerische Feste- und Lebensbilder von Otto Schneider aus Dr. Hermann Haas, Dresden, 1878.

guten Theil jüdischer Religion verehrt und daran auch den großen Vatern des alten Testaments seine Anerkennung nicht versagt. Er klärt doch Mohammed ausdrücklich daß seine Religion die Abrahams sei, welche den Götzen nicht opfern wollte und daß sie sich stütze auf den Glauben von Ismael, Jakob, Moses, Hiob, von David, Salomo und der Propheten. Zu den letzteren zählte er Jesum und gestattete in hunder Reihenfolge den Legenden des alten und neuen Testaments Eingang in den Koran. An dem Feste El Kebach sucht auch die grösste mohammedanische Familie ein Geringes von Hammelfleisch anzuschmecken, und verfällt an diesem Tage daher mancher Wollträger dem Wargelschnitte. Es hängt dies mit einer zweiten Legende zusammen: Mohammed der ja selbst unter einem Zeltdache lebte, pflegte auch den Himmel mit einem Zelte zu vergleichen, welches in's Dämonen, aber dauerhaften, unsichtbaren Schnüren an die Erdenden befestigt sei. Nur an diesen letzteren vermag die Seele nach dem Tode zum Himmelsraume aufzusteigen. Da der neue Körper, in den sie aber sofort gefahren, noch zu unfertig, gewissermaßen noch nicht erstarrt genug ist, so würde dieser beim Aufsteigen sich leicht an Händen und Füßen verlegen. Er bedient sich deshalb des Schafes, welches dem lieben Herrgott schon seit Abrahams Zeiten angenehm war und welches mit seinen gespaltenen Hufen leichter das Himmelzelt erklimmen kann um auf seinem Rücken, ist doch seine Körperlast nicht zu groß, den Himmel zu erreichen. Auch heute so der französischen Regierung wird dieses Fest in Algier mit 21 Kanonenschüssen des Morgens begrüßt. Ich wurde an demselben zu einem befreundeten, doch unvermählten Wunzen zur Duffah, Abendessen mit ein Paar seiner Wandbegleiterinnen gebeten und bekam einen delikaten Ruskusfuß mit reichlichem Hammelfleisch, sowie später arabisches Gelat vorgesetzt, als Gertraud Pimonade. Als wir nach beendigter Mahlzeit in behaglicher Reichthümlichkeit die duftende Margileh schmauchten, ergriß ein junger Mann die zweifelhafte primitive Laute und, sie mit einem Stäbchen schlagend, entlockte er ihr eine fauststimmende Melodie, dazu sang er einige Strophen, in welche die andern einfielen.

## 2. Das Begräbniß eines Marabut.

Die Meralute gehören zu einem priesterlichen Erbadel und zu den einflußreichsten Personen im mohammedanischen Staats- und Gemeinwesen Algeriens. Ihr Rat wird in allen erdenklichen

Fällen eingeholt, ihre, zumeist dem Koran entlehnten Auf- oder Wahrsprüche, werden als Amulette in kleine Lederfäschen eingenaht und sollen, auf dem Körper getragen, Schutzmittel sein vor möglichen Kälteleiden. Jedes ihrer Gewote, das dem bekümmerten Träger auferlegt wird, erstreut sich gewiß strictester Ausführung. Bei Dürre vermitteln sie durch Blutproressionen den Regen. Ja es gelten diese Männer nicht allein im Leben als gottinspirierte Heilige, selbst nach ihrem Tode sollen sie noch die Macht besitzen, um ein Gebet, an ihrem Sarkophage verrichtet, bei Allah annehmbar zu machen. In Ägier selbst und vor der Stadt sind die Grabkapellen Sidi Abdel Khammas el Talebi und Sidi Abder Khammas bu Kabrin vor allen als segensbringend gerühmt und werden deshalb viel aufgesucht.

In Ägier verstarb sehr hochbetagt Ende Februar 1876 einer der geachteten und einflußreichsten Marabute, leider habe ich seinen Namen vergessen, ihn selbst aber noch häufig gesehen, wie er in Stadt und Umgegend mit Ehrerbietung begrüßt wurde. Als ich am Tage nach dem Tode des Marabut meine gewöhnliche Ausfahrt ins Freie beginnen wollte, machte mich Hamud darauf aufmerksam, doch ja die Richtung nach dem Jardin d'Essai einzuschlagen, weil in dem nahe dabei gelegenen Friedhofe der ehrwürdige Repräsentant seiner Religion heute beerdigt werden würde. Noch war der Wagen nicht abgefahren, als bereits ein Zug von vielen Tausend festlich gekleideten Muselmännern unter Trauergesang einherschritt. Inmitten trug man auf kräftigen Schultern die mit grünem Tuch bedeckte Bahre. Da es aber als ein Beweis der Liebe, sowie auch für ehrenvoll und segensbringend gilt einem so heiligen Manne auf dem letzten Wege mit seiner Schulter gedient zu haben, so lösten fast jeden Augenblick die Träger sich ab, was allerdings, weil es mit zu großer Hast und zu unregelmäßig geschah die ruhige Würde der Totenfeier etwas Leinträchtigte. Auch waren nicht immer die Träger von gleicher Größe und das gab manchmal zu recht bedenklichen Schwankungen des Sarges Veranlassung. Trotzdem gelangte der lawinenartig sich vergrößernde Trauerzug ohne Unfall am Ziele an. Ich war auf anderem Wege vorausgefahren und erwartete daselbst mit vielen anderen Personen seine Ankunft. Endlich kam er, noch immer dauerte derselbe Trauergesang fort, alle Wartenden traten in stiller Ehrerbietung hinzu und geleiteten den Toten zu der Grabkapelle, vor welcher einige Mollahs bereits harrten. Auf den Wink des ersten derselben verließ die größere Zahl der Begleiter, nachdem

der Sarg hineingestellt worden und der Mollah ein Gebet stehend verrichtet hatte, das Heiligtum und nur die Mollahs, einige hohe Würdenträger und männliche Familienmitglieder des Verstorbenen blieben darin zurück. Ich kann nun freilich nicht sagen, ob der letzte von ihnen in der Kapelle selbst zur letzten Ruhe gebettet wurde, da die Thüren eben geschlossen worden waren. Bei anderen armeren Mohammedanern, welche ich früher hierher ohne weitere Begleitung als die der Träger bringen und bestatten gesehen, wurde der Deckel des Sarges, auch die Umwandung desselben weggenommen und der Leichnam auf dem untern Breite in das aufgemauerte, einer Schiene nicht unähnliche Grab durch eine Seitendöffnung hineingeschoben, die letzte Bekleidung von ihm gezogen und hierauf nach kurzem Gebete des Totengräbers, die offene Stelle zugemauert. Nach war er aus der Mutter Schoß auf die Erde gekommen, nackt sollte er auch dem Erdbenschoße übergeben werden. Die Leidtragenden entfernten sich darauf lautlos, um heimzulehren.

Nach der Lehre des Islam verharret die Seele im Körper des Beerdigten bis der Erzengel Gabriel vom Himmeln niedersteigt, denn Gabriel ist der Engel des Todes. Des Abends naht er dem frisch aufgeworfenen Grabe, löst die Erde, welche den Toten bedeckt und begehrt von ihm strenge Rechenschaft über das Leben, welches er eben vollendet hat. Der Mensch rechtfertigt sich so gut als er kann, dann wird der Körper, aus Staub geschossen, zu Staube, die Seele aber steigt zum Himmel auf, dem sie entstammt.

### 3. Das Verhältnis der Eingeborenen zu der christlichen Einwanderung.

Es ist an mich gar häufig die Frage getreten, ob die französische Oberherrschaft und überhaupt der Verkehr mit Europäern nicht nach und nach eine ändernde Wirkung auf Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Orientalen des algierischen Maghreb geübt hätten und die Hoffnung auf größere Assimilierung und innigere Vereinigung berechtigt sei. Ich glaube dies für längere Zeit noch vernennen zu müssen. Wir sehen zwar einige wenige Mischhehen zwischen Mohammedanern und Christen, wir treffen wohl in den Reihen des französischen Militärs so manchen Sohn Afrikas im Dienste mit den Franzosen weiterführend, wir finden die Vornehmen, Chelks, Kaiden, Marabitten oder Chelks größerer maurischer Handelsstädte

nicht nur auf den Festen des Generalgouverneurs und anderer Würdenträger sich ungezwungen bewegend, wir bemerken, daß in Cafés und in europäischen Familien der Moslein wohl ein Glas Wein nicht verschmäht. Wir gewahren den Mohammedaner keine Neugierde oder Wiskbegierde an fremden Institutionen durch Reisen befriedigen, wir schauen den orientalischen Arbeiter das Land seines europäischen Bruders mit vervollkommenen Plägen umarmen, vor den Augen einer großen Arbeitermenge wurde seinerzeit der Dampfzug eingeführt und begann vor ihren erstaunten Mienen alle Hindernisse des Bodens überwältigend, seine gradlinigen Furchen zu ziehen. Sobald aber der Araber sein Zelt, seine Gurbi, oder der Maure und selbst der Sklave sein Handwesen betritt, erzählt er wohl über das, was er gesehen und erfahren, den Seinen Wunderdinge er verkündet aber gewiß nicht die geringste Neigung, in seinem eigenen Heimwesen davon etwas nachzuahmen. Ja selbst der verbesserte Flug des Europäers, mit dem er ganz wohl umzugehen weis, wird auf dem eigenen Felde, wenn er ihn nicht etwa erborgten kann, nicht verwendet. Er sieht trübsalvoll seine Kinder sich am allhergebrachten primitiven Ackergeräthe abarbeiten, bringt ja doch die kummersreiche Erde auf diese Weise, wenn auch die Furchen nicht so tiefgeritzt ist, auch noch einigen Tugun, und was kummert ihn der Schweiß seiner Lure. Dieses zähe Festhalten am Allhergebrachten wird bedingt durch seinen kindlichen, aber unerschütterlichen Glauben an die Worte des Korans, welcher seine ganze Religion umfasst und der ihn diese als die vollkommenste darstellt. Ist doch in seinen Augen Mohammed der letzte und größte Prophet, welcher auf Erden gelebt hat. Geschehen ihm aber alle anderen Glaubensbekanntnisse tiefer stehend, warum sollte er von den Anhängern derselben etwas annehmen können? Wer aber diese Indolenz der mohammedanischen Bevölkerung Algeriens gegenüber so vielen Erangenschaften der neueren Zeit auf allen Gebieten des menschlichen Wissens betrachtet, dem will es schwer in den Kopf, daß Gläuber desselben Volkes, Bekenner derselben Religion gesteht auf die Kenntnisse der Ägypter, Indier, Äthyer, Phönizier, Perser Griechen und Römer lange Zeit hindurch auf der Höhe aller Kenntnisse in Botanik, Chemie, Medizin, Pharmacie, Physik, Astronomie, Mathematik, Mechanik u. s. w. gestanden haben könnten! Ja, daß diesem Volke die Wacht für die Wissenschaft in einer Zeit hauptsächlich vorbehalten war, wo von dem Abendlande aus die Schatten der Finsternis über



die Welt mit ziemlichem Erfolge verbreitet wurden. Alexander von Humboldt sagt aber in seinem Kosmos: „Es liegt nicht in der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, eine Verflüsterung zu erleiden, die gleichmäßig das ganze Geschlecht ergreift. Ein erhaltendes Prinzip nährt den ewigen Lebensprozeß der fortschreitenden Vernunft.“ Wenn es somit hier den Arabern, dem von Haus aus allerdings nicht unbildsamen, semitischen Urvolke vorbehalten war, an der Warte des Wissens längere Zeit Nacht zu halten, so fiel dies freilich gerade in ihre glückigste Periode, in ihre Blütezeit, von welcher sie seitdem durch türkische Oberhoheit und eine studirtere Auslegung des Korans noch und noch tief herabgedrängt wurden. Heute würden sie schwerlich der stilleren hohen Mission mehr gemachten sein, doch kann man den Koran selbst dafür wohl nicht allein verantwortlich machen.

Als wir einmal im Laufe unserer Unterhaltung auf die größeren nationalen Verschmelzungen zu sprechen kamen, äußerte einer meiner maronischen Bekannten, daß er an eine solche nie und nimmermehr glauben könne, da die Anschauungen beider Völker sich in einem so großen Kontraste befänden, wie Öl und Wasser, welche stets geschieden blieben. Wählte ich aus eigener Beobachtung ihm zur Zeit ja für noch lange Recht geben, so gab mir sein Vergleich doch den Gedanken ein, es würde auch für dieses Öl und Wasser noch eine Seife gefunden werden können, welche ihre Vereinigung vermitteln dürfte.

#### 4. Straßenbilder aus Aemcen.

Die arabische Stadt. — Eine Karawane aus der Wüste. — Schlafende Händler, Gaukler und Märchererzähler. In der Juma der Gahre — Arabische Musik.

— Der Rahitang. — Die Jünger des Eidi Mohammed ben N'fa.

Das heutige Aemcen zählt heute kaum 20 000 Einwohner, ehemals bewegte sich in der alten Königsstadt eine Bevölkerung von Hunderttausenden. Es besteht aus drei abgesonderten Quartieren: dem modernen Stadtheile mit dem Judenviertel, dem Quartier der Marokkaner und Kabylen und dem südlichen Teile, der arabischen Stadt.

Wenige Schritte hinter den modernen Bantou Legation das Gewirr der Schnaken und verschlungenen, oft übermüllten Straßen und Gassen ein Labyrinth von niederen und geheimnißvollen

Hänschen; verschleierte Frauengestalten huschen vorüber und entziehen sich bei der nächsten Straßenwendung den neugierigen Blicken des Nuni. In kleinen nischenartigen Buden, welche nur von einer einzigen, zugleich Thüre und Fenster vorstellenden Öffnung Luft und Licht empfangen, betreiben die eingeborenen Handwerker unter den Augen der Vorübergehenden ihr Geschäft. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit handhaben sie ihre Werkzeuge, welche seit Jahrhunderten unverändert dieselben geblieben sind, und bedienen sich bei der Arbeit in gleichem Maße der Hände und der Füße. Die Kunst der Sattler hat schon zur Zeit der Könige von Alerien besonderes Ansehen genossen ob ihrer Kunstfertigkeit; noch heute bleibt man erstaunt vor ihren feinen Werksätten stehen und bewundert die äußerst geschmackvoll mit Gold und Silber gestickten Sattel und Zaumzeuge aus rotem marokkanischen Leder gefertigt, wahre Meisterstücke. —

Wir drängen uns durch die engen Gassen, immer neue Bilder rein orientalischen Lebens hemmen den Schritt. Durch die Fußgänger suchen sich mit ihren schwerbeladenen Barrikos (Esel) die Landbewohner Bahn zu brechen, dabei ihre Waren: Drogen, Citronen und sonstigen Erzeugnisse mit lautem Rufe feilbietend. Wo breitere Straße den schmalen Weg kreuzt, festelt seltsamer Aufzug das Auge: in langer, ungeordneter Reihe ziehen Kamele vorüber, die zerlumpt aussehenden Tiere sind mit großen, sackartigen Körben belastet, die zu beiden Seiten tief herabhängen; mit wunderlichem Hausrate sind sie angefüllt: mächtige, mit Henkeln versehene Thonkrüge, den alten Umfören vergleichbar, ragen daraus hervor, allerlei Hausgeräte und abgebrochene Zelte sind sichtbar und daneben hängen in halber Eitracht Häute und Fellen an den Beinen zusammengebunden in bellagenswürdiger Lage, aber stoisch in ihr Schicksal ergeben. Und auf dem Rücken der Tiere zusammengelauert sitzen verschleierte Frauengestalten in blauen, wollenen Gewändern. Pantes Kopftuch umschlingt die wirren, pechschwarzen Haare; an silbernen Ketten besetzte Goldmützen verschiedener Größe decken, wie eine Krone, die gebräunte Stirne; kunstreich aus Silber getriebene schwere Ringe und Ringe sollen, wieder durch silberne Ketten gehalten, von den Schläfen zu den Schultern herab; ähnlicher Zierrat ist um den Hals gelegt, und bei jedem schwerfälligen Schritte des zottigen Kamels klarr und klinget der Schmuck nie viel handert silberne Klöckchen. Die Oberarme und die Gelenke und die Knöchel der zierlichen Füße umschließen silberne Spangen aus breitgeschlagenem

Silberblech gefertigt oder aus schmalem, Schlangen darstellenden  
 Silberreife bestehend. Klammig verstehen es die mit Ringen bedeckten  
 Finger das Fährchen zu führen das, aus getrockneten Blättern der  
 Dweropalme geflochten, eines fühlenden Jähers Dienste verricht.  
 Den Kamelen folgt eine Schaar von Eseln, in Körben Vorräte und  
 hant bemalte Holzrinnen tragend, mit Stöcken bewaffnete Männer  
 treiben die kleinen Tiere zu einigem Trab, damit sie gleichen Schritt  
 halten sollen mit ihren größeren Vorgängern. Neben dem zierlichen  
 Fährchen, das als leichtere Bürde einen schwarzzüngigen, in bunte  
 Farben gekleideten Buben trägt, schreitet rüstig ein älteres Weib  
 mit durchsichtigem Antlitz und hageren, schlingen Gliedern; mit der  
 Linken stützt sie den Knaben auf seinem Tiere, mit dem Rechten hält  
 sie einen großen leichtfüßigen „Jugli“, den arabischen Windhund,  
 und auf ihrem Rücken hängt, mit den kleinen Armechen der Mutter  
 Hals umklammernd, ein jüngeres Kind, von dem lockartig zusammen-  
 gebundenen Kleide gehalten. Dahinter treiben die Hirten eine reiche  
 Herde wolliger, breitschwänziger Schafe und zottiger, gestreifter  
 Ziegen, lustig springen die Ziegen zur Seite, und manches ermüdete  
 Tierchen wird von dem starken Manne unter dem Arm getragen.  
 Den Zug leitet, mit schnellem Schritte vorausbreitend, ein jüngerer  
 Mann, mit lautem Rufe und eisenschlagenem Stabe schafft er ihm  
 Raum; am Schlusse desselben reitet, ihn bewachend, der Ehemann des  
 Quars, der Herr der Schaar auf stolzem Araberhengste. Ein er-  
 grauender Vollbart umrahmt sein energisches, wettergehäutetes Ge-  
 sicht; die stehenden Augen schweifen prüfend über Herden und  
 Menschen. Mit natürlichem Anstande sitzt er auf seinem feurigen  
 Roß, dessen Schweiß beinahe die Erde streift, und dessen dicke  
 Mähne auf die breite Brust herabwallt. Der weiße Tunicus des  
 Reiters bedeckt nicht vollständig ein fein gewebtes, blanleibenes  
 Unterkleid mit roter Verbrämung; über den weichen und wolligen  
 Tunicus ist noch ein dunkelbrauner Mantel gelegt, an dem das Kreuz  
 der Ehrenlegion festgeheftet ist; das beinahe durchsichtige Kopftuch  
 wird von einer breiten Binde, aus lamellhaarenen Schindeln ge-  
 wunden, gehalten. Die Füße ruhen in gelben Pantoffeln, welche,  
 am Absatze offen selbst wieder über hohe, bis zu den Knien reichende  
 Reitschuhen aus rotem, mit Silber geslicktem Leder, gezogen sind.  
 Schwere, in lange, haarscharfe Spitzen auslaufende Sporen sind an  
 breiten Riemen um die Fäße geschnallt. Sattel und Zaumzeug sind  
 reich mit Gold durchwirkt, das Roß trägt um den Hals zwei riesige,

blendend weiße Glanzzähne, welche durch ein silbernes Band zu halbmondförmiger Gestalt vereinigt sind — ein Amulett gegen den bösen Blick. Ein Trupp Reiter folgt ihm, lange, mit Elfenbein eingelegte Stützen tragen die meisten von ihnen auf dem Rücken, an der Seite blitzen die silbernen Scheiden gekrümmter Dolche. Der lange Zug der wachsame Beduinhände umspringen, wandert gegen Norden. Wüstenbewohner sind es, die beim Herannahen sommerlicher Sonne den heißen Boden der Sahara verlassen, um für ihre Herden im kühleren Zell neue Tristen und seilere Weiden zu suchen. Wenn aber der Heilwind Aïex die Sahel weht, dann deutet der Führer des Zugs südwärts, die Zeltdungen werden aus der vom ersten ersehnten Regen gelockerten Erde gezogen und die braunen, weiß und schwarz gestreiften Zeltdecken aufgerollt, wieder werden die Tiere beladen, und freudiger eilt das Kamel vorwärts, welches die Witterung heimlicher Luft mächtig gen Süden zieht. So wundern die braunen Kinder der Wüste jahraus, jahrein, und fragt du sie, wohin die Wanderung gehe, dann weisen sie im Frühjahrs nach dem Entensgehir und im Herbst dahin, wo Laun sichtbar in der Ferne ein hellblauer Streifen die Höhen anzeigt, welche den Zell von der Sahara scheiden. Wo sie rasten? Das wissen sie selbst nicht; wo die Sonne scheint und wo Sterne leuchten, wo frisches Grün die Tiere nährt und ein freundlich Bachlein den Durst stillt. Wo gestern um lustig flackernd Lagerfeuer die ganze Schar sich gesammelt hat, da stünden morgen ein paar schwarze Steine, daß Menschen daselbst gelagert. Es geht ihnen wie den Wogen des Meeres, die jetzt vor uns aufstehen um gleich wieder in der Ferne zu verschwinden oder wie den Sandhügeln in der Sahara, ihrem Heimatslande: jeder Windstoß erhebt sie und trägt sie mit sich fort, heute sind sie hier, und morgen wo anders. —

Wir schlendern gemächlich durch die bewegten Straßen; der Freitag, welchen der Muselman heiligt, zwingt manchen Gläubigen, sein Haus zu verlassen und in der Moschee sein Gebet zu verrichten. Wir nehmen uns volle Zeit und Ruhe, die schönen männlichen Gestalten, welche unsern Weg krenzen, zu mustern, wissen es uns das gegen auch gefallen lassen, daß sie auf uns, die einzigen Europäer in diesem arabischen Viertel, neugierige, forschende Blicke richten. Der Araber liebt die schreienden Farben; die heile Sonne des Landes, die blendend weißen Häuser, der tiefblaue Himmel, der sich darüber wölbt, läßt dieselben noch schreiender hervortreten. Der

schwarze Reger kleidet sich mit besonderer Vorliebe in Weiß; sein Sonntagstaat ist also ein dem unstigen genau entgegengesetzter.

Vorwärtstreibend haben wir uns endlich aus dem Labyrinth von Gängen und Gewölben herausgearbeitet und einen freien Platz (Place Engaud) erreicht; neue farbenreiche, lebensvolle Bilder festeln die Sinne; es dauert eine Weile, bis wir uns zurechtgefunden haben in diesem wogenden Treiben. Hier, vor uns, hat sich ein dichter Kreis von Neugierigen um einen marokkanischen Schlangensbeschwörer geschart: ein langes, grau und weiß gestreiftes Gewand ohne Armel hüllt die untersehte Gestalt ein bis zu den nackten Füßen, an die mit rotem Riemenwerk lederne Sandalen festgeschürt sind; aus spitz aufsteigender Kapuze blickt ein verschmupstes Gesicht. Am Boden neben ihm liegt ein hochlederner Sack, von giftigen Reptilien geschwellt, und daran lehnt sich ein berber Knutenstock. Drei alte Reger mit grauem, kurzgeschorenen Bart lauern ihm gegenüber auf einer alten Matte, große Tambourine mit Wucht bearbeitend. Mit berebtem Vortrage leitet er nun die Vorstellung ein und verspricht seltene Augenweide den Zuschauern. In der Hitze der Rede reißt er sich mit den nackten, muskulösen Armen das Oberkleid vom Leibe und steht nun, nur mit einem kurzen, schmutzigen Hemde bekleidet, vor seinem Auditorium. Endlich eilt er zum Schluß, indem er dem Publikum erklärt daß es einem anständigen Manne schlecht ansehe, nach beendigter Vorstellung durchzuweichen, ohne zuvor wohlverdienten, milden Betrag zu entrichten, darum wäge man es ihm nicht verargen, wenn er seine Warte höflichst erliche, lieber vorher zu bezahlen. Und diese lachen, und die kupfernen Sonnstade fliegen in den Kreis, der Redner wischt sich den Schweiß von der Stirne und die Reger verdoppeln aus Dankbarkeit ihre Kraftanstrengungen. Zur eigentlichen Vorstellung übergehend, erweist er einen jungen Araber aus dem Kreise der Zuschauer zum Hüter seiner Schlangen; er bewaffnet ihn zu diesem Zweck mit seinem Knüttel, läßt ihn vor dem Sack niederknien und öffnet denselben endlich. Bei dem wenig behaglichen Anblick des niedererschlingenen häßlichen Rindels flucht der Mut des tapfern Schlangenhüters bedenklich, und als vollends deren Herr und Eigentümer das anmaßende Verlangen an ihn richtet, zum freundlichen Willkommen seine neuen Schutzbefohlenen zu lassen, erlitt dieser, er räume seine Entlassung aus dem unheimlichen Orte, ja denn er mit Gewalt gedungen worden.

Allein der Zauberer will von diesem Vertragsbruche nichts



nassen, ergreift etliche feuer Schlangen und verfolgt mit diesen den Araber welcher aus dem eingeschlossenen Kreise vergebens zu entkommen sucht, indem er dazu bei allen mohammedanischen Heiligen schwört, er werde unter den Schlangen ein luxuriantes Blutbad anrichten. Der Jubel des Publikums erreicht seinen Höhepunkt alles lacht und klatscht in die Hände und die vor Freude närrischen Reiter schlagen sich mit ihren Musikinstrumenten gegenseitig auf die Köpfe. Nachdem sich dieser Sturm des Beifalls gelegt hat, zieht der Marokkaner aus einer aufgehängten alten Ledertasche eine aus Knochen gefertigte Doppelflöte hervor, und während er auf derselben eine einformige Weise spielt, löst und entwirrt sich der Schlangenfänel, eine Schlange nach der andern kriecht hervor und hoch aufgerichtet, mit den langen, spitzen Züngeln zischend, folgen sie ihrem Führer, bis dieser und die Tiere ermatten.

Wieder nimmt uns der arabische Stadtheil an und wieder arbeiten wir uns durch die schmalen überwölbten Gassen und machen endlich halt bei einem Hause von gutem Aussehen: der Kanja der Kafirte des Muleh-Fateb. Diese in Alameen zahlreiche Bruderschaft hält ihre wöchentlichen Zusammenkünfte in diesem Hause ab. Ein hoslicher Diener weist uns einen Platz am Ende eines Ganges an, von welchem aus ich auf den innern Hofraum herabsehen vermag. Den viereckigen Raum umgibt auf vier Seiten das einstöckige, mit weissem Kalk beworfene Ordensgebäude; in der linken Ecke desselben befindet sich eine bis zum Rande mit Wasser gefüllte Kisterne, von zierlich geformtem, Arabesken darstellenden Eisengitter umgeben. Auf zwei Seiten des Hofes, nur zur Linken und auch meinem Standorte gerade gegenüber, öffnen sich zu ebener Erde breite Pöge durch lang herabwallende, faltenreiche Vorhänge von dunkler Farbe noch verschlossen. Auf dem mit breiten Steinplatten gepflasterten Boden sind Matten gebreitet, auf welchen etwa vierzig Männer in sitzender Stellung mit untergeklagten Beinen Platz genommen haben. Zwei räumlich voneinander getrennte Gruppen sind zu unterscheiden: in der Ecke, uns gegenüber, bilden sechs Männer einen kleinen Kreis, es sind dies die Musiker und die Vorfänger. Der erste Vorfänger, ein schöner Mann mit reichem, schwarzem Vollbarte giebt die Weise an, als zweite und tiefere Stimme beifügt ihm ein Jüngling. Die Instrumentalmusik wird von einem Kapellmeister geleitet, welcher im Takte, nach dem ihm der Vorfänger angegebenen Rhythmus ein eisernes Becken schlägt, zwei

Maniker blasen eine Art Flöte mit hohen, freischwebenden Tönen, ein dritter rührt die *Tarbuka*, ein aus zwei zusammengebundenen Thongefäßen, über deren Öffnungen Trommelfelle gespannt sind, bestehendes Instrument. Die andere Gruppe, — bemahe ausschließlich Männer in den reiferen Jahren, — ist der größeren Voge zugekehrt. Ich habe nur zwei Jünglinge, von etlichen zwanzig Jahren, unter ihnen bemerkt; alle scheinen der wohlhabenden Klasse anzugehören und sind sauber und reich gekleidet. Allen ist der kranke, lamelshaarige *Burnus* gemeinlich, den sie wie einen Mantel über ihre ganze Kleidung geworfen haben und der ihnen muslimisches Aussehen verleiht. Über dem Turban tragen sie alle das weiße, mit lamelshaarigen Seilen umwundene Tuch. Dem einzigen von ihnen ist unbedeckter Hals. Während die Vorklinger den Gesang anstimmen und das Dreister einsfällt, wird der Vorhang der Voge ihnen gegenüber zurückgeschlagen; inmitten desselben auf kostbarem Teppiche sitzt des Ordens Meister, der *Naki*. Mächtiger, kirbisartiger Turban bedeckt sein Haupt, langer, erglauernder Vollbart fällt über den braunen Mantel, den auch er über die farbigen Gewänder geworfen hat. In den Händen hält er den Rosenkranz aus Perlen von edlem Bernstein. Während ihn die Brüder, sich mehrmals bis zum Boden neigend, begrüßen, dankt er. Dann merktlich mit dem Kopfe nuckend. Hinter ihm stehen und sitzen dienende Brüder, seiner Winke und Befehle gewärtig; ernst und schweigsam überwacht er die religiöse Übung des Ordens. Kein Muskel seines mageren, scharfen Gesichtes verzieht sich. Die Terrasse des Hauses und den Raum neben der Voge des *Naki* haben muslimännliche Frauen in dichtgebrügten Rehen besetzt, um dem Klosterium beizumohnen. Alle sind mit dem rauhen, gelblichen Wollengewande bekleidet, welches wie ein Leichengrand die ganze Gestalt umhüllt und das sie unter dem Kinn so zusammenhalten, daß nur eine kleine Öffnung für ein einziges Auge frei bleibt, die nackten Füße stecken in Schlappschuhen, keine trägt Schuhe mit Absätzen. Bewegungslos, wie gefesselte Lemuren, lauern sie auf dem ebenen Dache, zuweilen huscht bläulich und mit ei Schattens ein solches Geschöpf an wie vorüber.

Der lang andauernde Gesang ist eine Art Wechselgesang zum Lobe *Nakid*, seines Propheten und des *Musa-Sach*, Takt und Weise wird vom Vorklinger und der Kapelle angegeben und die größere Gruppe entgegnet, dieselbe Weise wiederholend. Es ist etwas Eigenartiges um die arabische Musik; wer zum ersten Male arabische

Weisen vernimmt, der wird ihnen williges Ohr leihen; allein wenn der letzte Ton verklungen ist, wird er sich fragen, ob das Musfil war, denn des Tactes scheint sie zu ermangeln, und schwer prägt sich die Melodie dem Gedächtnisse ein. An weissen Ohr aber des Öfteren arabische Weisen bringen, dessen Geföhr wird sich bald an die seltsamen Töne gewöhnen und er wird die großen Unrechtes zeihen, welche behaupten, daß diese Musfil barbarisch sei, mißthörend und von Melodie sich keine Spur darin finde. Die hohen, nur kurz angeschlagenen Töne, welche, rasch in einander verfliehend, eine swärlische Weise bilden die immer und immer wieder aus den verschlungenen Gewirre der massenhafsten Töne sich hervorragt, bis sie in langgezogener, zitternder Note verklung, wie ein sich der Brast entziehender Seufzer, scheinen namenloses Sehnen, unendliche Trauer auszupprechen. Wer sie einmal in sich aufgenommen hat, vergeht sie nicht wieder.

Endlich, auf ein Zeichen des Meisters, entsteht eine Pause, welche die Bräuer benutzen, sich, den fremden Eindringling, vom Kopf bis zu den Füßen zu umsehen. Dann erheben sich zwölf Bräuer vom Boden und bilden, dem Meister den Rücken, der Kapelle und den anderen das Gesicht zulehrend, einen Halbkreis, indem sie mit fest verschlangenen Armen sich hielten. Die Alten nehmen die Mitte die Jüngsten die beiden Enden des Halbkreises ein. Und während die Musfil eine ganz ähnliche Weise anstimmt, wie die ist, welche wir bei den Miffantas gehört haben, beginnen sie den Tanz, vom Absätze zur Fußspitze sich wiegend und dabei leicht die Kniee hengehend, so daß der Oberkörper vorwärts gedrückt wird. Sie begleiten die Musfil mit ihrem Gesange, und während des Singend drehen sie im Tacte den Kopf von einer Schulter zur andern. Sobald der Name Allahs, des Propheten oder des Mula-Saal, genannt wird, neigen sie grüßend den Oberkörper zu Boden, und die bewegungslosen Gespenster geben ihren Beifall zu erkennen, indem sie den langanhaltenden, vibrierenden Dislautschrei: „Z-garri“ genannt, im Chore erschallen lassen, und die Sitzenden klatschten im Tacte mit den Händen dazu. Immer rascher ward der Tact der Musfil, lauter kreischen die Flöten und die Trommel wird mit wuchigen Schlägen gerührt, rascher werden die Bewegungen der Tanzenden, daß der Kopf beinahe die Brust trifft und dann wieder in den Nacken zurückfällt, die Gesichter der Tanzenden glühen vor innerem Entzücken und heiter Befriedigung, der Jubel der verhallten Zuschauern kennt keine

Grenzen mehr, unaufhörlicher, immer heller werdender Hufschrei lobt die convulsivischen Tüchungen der verzückten Brüder; die Gematteten treten zurück, von anderen wird die Lücke ausgefüllt, und der tolle Tanz geht weiter bis der Meister niest. Nach einem letzten Ritzart verlassen die Damen rasch den Zuschauerraum, die Brüder mischen sich die verlebten Schweißtropfen vom verklärten Angesichte, kühlen sich an der Fisterne und verlassen dann inögesamt ihr Haus, um dem Rufe des Muezzin zu folgen; genügend vorbereitet betreten sie nun die Moschee, in der sie Gesang und Gebet wieder aufnehmen.

## Bilder aus der Sahara.

- I. Der Wüstenaraber und die Karawane. — An Frauen. II. Eine arabische Erzählung. — Sprichwörter. \*)

### I.

Will man das Wesen der „Freiheit“ so recht in Fleisch und Bein erkennen und zu der Übergangung gelangen, daß die al-Lerd-Ländischen Deklamationen und Revolutionen welche die Bestrebungen zur Realisirung dieses Begriffes veranlaßt haben, so lange, d h immer sich um leere Abstraktionen drehen werden, als man nicht auf ein civilisiertes, sozial geordnetes Leben verzichten will, so mache man sich auf einige Monate zum Araber und unternehme, mit gekreuzten Beinen auf schwankendem Kamele sitzend, die Reise vom Mitteländischen Meere quer durch die Sahara nach dem Gabon.

Wie sieht es in dem Kopfe eines Karawanen-Arabers aus? Der Mann hat weder Haus noch Geld, er kennt keine Stadt, keine Behörde, keine Dienstpflicht, keine Steuer, weiß nichts von Rente, Börsen, Eisenbahnen, Presse, Polizei, Konstitutionen, Nationalitätenkampf. Alle Ideenkreise dieser Dinge fehlen in seinem Kopfe. Ist dieser darum leer oder unklar?

Der Araber der Sahara schreitet immer gerade aus durch das Finglandmeer, die Augen auf dasselbe Gestirn geheftet. Sein Weltstern wechselt nicht wie die sogenannten Prinz-pien, nach denen die hochcivilisierten Nationen sich vorwärts arbeiten.

\*) Was mein n Buch: *Nahrentwähle Litter* Kassel, 1855

Während die Lepteren in ihren vier Pfählen der Grenzstreitigkeiten wegen und im Kampfe um das Dasein, im stanzale el exateneo keine Ruhe haben, hat der Araber des Gambiaflusses einen Staat, dessen Grenzen so weit reichen, als ihn der Trab seines Pferdes zu tragen vermag, er findet Datteln in jeder Oase, sein ganzes Behütum, seine Herden führt er stets mit sich und braucht sich weder mit den Theorien des Malthus, noch mit denen der Sozialisten zu befassen, auch nicht über Organisation der Arbeit oder das Recht auf Unterstützung zu grübeln.

„Wie längst du es an, um Leben zu können?“ fragte eines Tages ein Franzose einen dieser immer und ewig in der Sandwüste umherziehenden armen Leutchen.

„Derjenige, welcher diese Mühle geschaffen hat,“ sagte der Araber, indem er eine respektable Reihe weißer Zähne zeigte „ist nicht um die Lieferung des Stoffes zum Mahlen verlegen“.

In der That lebt der Araber von der Hand in den Mund, auf Gottes Gnade hin. Hat er keine Butter mehr, keine Datteln, keinen Gonocousou, kurz nichts mehr zu beißen, so sieht er, woher der Wind weht, und erblickt er zuweilen am Horizont eine dunkle Wölke, welche, die Sonne verhüllend, wie ein Gewitter heranzieht. Dieses Gewölke ist nichts anderes, als die Vorsehung, welche dem Araber seine Mahlzeit bringt.

Diese Mahlzeit besteht aus einer zwei bis drei Quadratstunden umfassenden Schüssel von Heuschrecken, die fliegende Grute der Wüste.

Will der Bedawi, der Mann der Wüste, heiraten, so rüstet er eine Schar Freunde zusammen und entführt unter einer Salbe von Blutenschüssen seine Braut, zu Pferde, wenn er ein Pferd hat, auf einem Esel, wenn er nur einen solchen besitzt und auf seinem Rücken, wenn es nicht anders geht. Der Vater der Braut rauft sich nicht die Haare aus, wie das ein civilisierter Oberdäuber thun würde, sondern begnügt sich damit ihr zum Abschied unbeschränkten Gehorsam gegen ihren Eheherrn anzurathen. Die Frau ist ja nach dem Koran ein untergeordnetes Wesen, unvollkommen, zucht- und pflichtig, der Mann muß sie schelten und gelegentlich prügeln. Daher ist auch der Stock in jedem Zelte die ultima ratio des Friedens.

Es giebt zahlreiche Vorwände, eine Frau zu verstoßen und eine andere zu nehmen, wozu der Araber sehr geneigt ist. Trotzdem gilt eine Heirat viel in der Wüste.



„Sobald ein Mann heiratet,“ sagen die Beduinen, „sticht Chi-tann (der Teufel) ein fürchterliches Geschrei aus. Alle die Seinigen eilen herbei.“

„Was giebt's Herr?“

„Ein Sterblicher ist uns eben wieder entwischt!“ antwortet Eatan mit einem Ausrufe der Verzweiflung.

So lebt denn der Araber glücklich und sorglos Als Umlarier aus der Schale des Sancho Panga treibt er Poesie nur nachdem er gut gespeist hat. Ist der Bauch befriedigt, so sagt er zum Koffer: Singe! Der geringste Kamelreiter ist ein Diplomat wie Talleyrand, denn er hat das wundervolle Sprichwort erfunden: Wenn derjenige, den du nötig hast auf einem Esel reitet, so sage zu ihm: Welch gutes Pferd haben Sie da, gnädiger Herr.

Der Handel ist überall das nüchternste und prosaischste Ding von der Welt; aber es dürfte Schwerlich eine schönere Fundgrube für poetische Stoffe geben, als die Aufzeichnung der Erlebnisse einer Handelskarawane. Ein Baumwollenkissen reist ruhig unter der Garantie einer Versicherungsgesellschaft, ein Kistwagen unter dem Schutze von Wendarmen; beide gelangen ohne Gefahr, ohne Abenteuer an ihren Bestimmungsort. Der Karawanenhandel dagegen ist dramatisch, als irgend etwas unter der Sonne. Hier ist der Reisende fortwährend von Gefahren begleitet, und um ihnen zu entgehen, muß er jeden Augenblick seine Geistesgegenwart betheiligen. Ein Karawanenführer ist ein wandernder Sträuge, denn es ist fast ebensoviel Genie nötig, um hundert Kamele nach Zumbuku zu bringen, wie den Feldzug nach Agypten zu unternehmen.

Zunächst muß der Wanderer sich in jene unermesslichen Ebenen ohne Wege, ohne Flüsse, ohne Seen, ohne Bäume vertiefen, wo der Strauh, jener zweibeinige Dromedar Monate lang laien kann, ohne einen Strauch zu finden, in den er von der Nol gejagt seinen Kopf stecken könnte.

Der Wind, der beständig den wie eine Springflut vor ihm her wirbelnden Sandsturm ausföhlt, vernicht die Schritte des Reisenden schon unter seinen Füssen. Die Spuren früherer Karawanenzüge erkeint man nur an langen Reihen von Skeletten, welche die vom Sonnen begraben, oder von Räubern gemordeten Menschen und Herden gebildet haben.

Sit wenn der Himmel verdunkelt, die Gestirne verschleiert sind,

verirrt sich der Araber; aber die Vorsehung hat ihm wunderbare Naturanlagen gegeben. Er blickt sich und hebt in der Dunkelheit eine Hand voll Sand oder Erde auf, er beriecht sie, sucht sie an seine Zunge, und findet dadurch seinen Weg wieder.

Die Waptschwertigkeit der Reise liegt anderswo. Man muß den Weg nach gewissen Merkmalen nehmen, zum Nachtlager Brunnen finden können, die nur auf der Landkarte des Gedächtnisses stehen. Diese Brunnen sind häufig Gruben im Fette ausgetrockneter Thiere, sie dienen zur Tränke der Tiere und gelten den Arabern als heilige Orte.

Erreicht die Karawane eine solche Stätte, so laden die Reisenden das Gepäck ab, welches kreisförmig nebeneinander gelegt wird; die Kottete lagern sich in der Mitte. Hieran legt man sich, in den Durmus gewickelt, schlafen, während einige Leute rings um die Karawane Wache halten.

Zuweilen bleibt auch die ganze Gesellschaft bei hellem Sternensicht auf, und es werden die Fiesken angezündet, jedoch nur wenn kein räuberischer Stamm in der Nähe haust, denn der Rauch könnte sie verröthen. Die Nacht gehört dem Armen, sagt der Araber, und meint damit euphemistisch den Banditen.

Bei diesen Nachtwachen erzählt der Marabut seine zahlreichen Fabeln und Legenden, die, mystisch und fromm zugleich, die entzückten Zuhörer bis zum dämmernden Morgen in Spannung halten.

## II.

Folgende Parabel, welche Ghantel am Brunnen Sidi-Mohammeds hörte und aufschrieb, ist eine Probe dieser Poesie.

Eines Tages begegnete Sidna Agha — so nennen die Araber dort Jesus Christus — dem Ghilani, d. h. Satan, welcher vier schwer beladene Esel vor sich her trieb.

„Ghilani,“ sagte er zu ihm, „ist du Kaufmann geworden?“

„Jawohl, Herr, ich habe mehr Kunden als Waren zu ihrer Bedienung.“

„Womit handelst du denn?“

„O Herr, ich habe einen ganz vortrefflichen Handel. Sieh nur einmal zu: Von den vier Eseln hier, den stärksten, die ich in Syrien habe finden können, ist der eine mit Ungerechtigkeiten beladen. Wer wird sie mir abkaufen? Die Sultane. Der andere ist mit Reid

belastet. Wer wird dessen Käufer sein? Die Gelehrten. — Der dritte trägt Diebstahle. Und wer wird sie nur abnehmen? Die Kaufleute. — Der vierte endlich trägt außer Trennlosigkeiten und Eissen aller Art eine ganze Auswahl von Verführungskünsten, die allen Lastern entnommen sind. Wer wird sie kaufen? Die Frauen.“

„Du Boshafter,“ versetzte Sidna. „Möge Gott dich verfluchen!“

Am folgenden Tage verrichtete Sidna Afssa sein Geheer an derselben Stelle, als er die Verwünschungen eines Gekleideten hörte, dessen vier Esel, unter der Last kuschend, nicht mehr weiter gehen wollten.

Er erkannte Ghitann wieder.

„Gott sei gelobt,“ sagte er zu ihm, „du hast mich verkauft.“

„Im Gegentheil, Herr,“ erwiderte Ghitann; „eine Stunde nachdem ich dich verlassen hatte, waren alle meine Körbe andrerhand; allein ich habe wie immer Schwierigkeiten mit der Bezahlung gehabt. Der Sultan hat mich durch seinen Schatz bezahlt lassen und dieser wollte mit betrügerischer Weise von der Summe noch abschneiden. Die Gelehrten sagten sie wären arm. Die Kaufleute und ich wir schimpften uns gegenseitig Diebe. Die Frauen allein haben mich, ohne zu freilassen, bezahlt.“

„Ich sehe jedoch,“ warf Sidna Afssa ein, „daß deine Körbe noch voll sind.“

„Sie sind mit Geld gefüllt,“ erwiderte Ghitann, indem er d. e. Esel peitschte. „Fort damit zum Kadi!“

Es scheint selbst in der Sahara die Gerechtigkeit der Araber einen jährlichen Dieb zu verdienen, weil sie nicht selten Kläger und Beklagte mituntert.

Es kommt von Gister zu Gisterne, von Legende zu Legende die Karawane langsam und mühsam weiter, quer durch glühend heiße Einöden unter brennender Sonne. Aber Kamel und Araber sind geduldig und ausdauernd. Kamel und Araber bilden ein Individuum in zwei Personen. Man hat den Araber einen beweglichen Hüter des Kamels, das Kamel eine Verlängerung des Arabers genannt, den sinnigen furchtigen Ernst im Ausdruck des Gesichts haben beide gemeinsam. Sie leben von derselben Nahrung; nur ist der Araber das Kamel, während letzteres letztere Nahrung isst.

So erreicht die Karawane durch zahllose Gefahren, tausend Stunden weit von ihrem Ausgangspunkt ihren Bestimmungsort im

Sudan. Unterwegs hat man von den Sitten und Gebräuchen der Araber vollständig Einsicht nehmen können.

Die Unterhaltung mit Arabern ist mit Sprichwörtern gewürzt, die, wie bei allen Völkern, einen Schatz nationaler Weisheit enthalten. Einige Charakteristika derselben mögen hier eine Stelle finden:

Ich in der Dase und faiste in der Wüste

Betrachte nicht den Armen. Nach der gemeine Kiesel enthält die warmen Funken, welche die Nacht dir erleuchten. Sei du, Reicher, der Stahl zu dem Steine, welcher den Funken hervorlockt.

Wenn du den Pfeil der Wahrheit abschießen willst, tauche seine Spitze vorher in Honig.

Die Sorge ist ein Pfeil, berühre du nicht die Sehne des Vogels

Versehe den Jünger nicht, der dir Honig in den Mund streicht.

Schirke deine Pfeile nicht nach dem Himmel, denn das Haupt Mahd erreicht du nie.

Die Blut des Kriens allein ist nichts; du mußt es auch auf den Amboss bringen.

Nach Ansons de Chancel.

Une Caravane dans le desert.

## Der arabische Adel in der Wüste.

„Nimm einen Dornbusch“, sagte der Emir Abd-el-Kader eines Tages zu mir, „und begieße ihn ein Jahr lang mit Rosinwasser er wird nichts als Dornen tragen; nimm dagegen eine Dattelpalme, laß sie ohne alle Pflege und sie wird doch Datteln tragen“.

Nach den Arabern ist der Adel die Dattelpalme, das gemeine Volk aber der Dornbusch. Im Orient glaubt man an die Kraft des Blutes und der Abstammung, man hält die Aristokratie nicht nur für eine Nothwendigkeit im Staate, sondern sogar für ein Naturgesetz. Es fällt da niemandem ein, sich gegen diese Annahme anzulehnen; im Gegentheil man stützt sich mit stiller Ergebung „Kopf ist Kopf, und Schwanz ist Schwanz“ wird der erste beste arabische Hirt sagen, und wer es versuchen wollte den Kopf zum Schwanz und den Schwanz zum Kopf zu machen, würde ausgelacht werden.

Außer dem arabischen und heiligen Adel der aus den Nachkommen des Propheten besteht (den Sherifs), giebt es bei den Arabern noch

einen doppelten Adel, den Religionsadel und den Schwertadel, die Marabouts und die Tschuads, von denen die ersten ihr Ansehen von ihrer Heiligkeit die letzteren von ihrer Tapferkeit haben, die einander aber mit unverfälschtem Haße verfolgen. Die Tschuads machen den Marabouts das zum Vorwurfe, was man in allen Ländern von dem geistlichen Stande sagt, wenn er die Leitung der weltlichen Angelegenheiten in die Hand nehmen will; man beschuldigt sie des Ehrgeizes, des Patriquiers und des unmaßmäßigen Begehrens nach den Gütern dieser Erde, welches sich unter einer heuchlerischen Liebe zu Gott versteckt. Eines ihrer Sprichwörter: „Aus der Julia (einem gewächten Orte mit Roschen und Schule) kriecht immer eine Schlange.“ Die Marabouts ihrerseits beschuldigen die Tschuads der Gottlosigkeit, der Gewaltthat und der Raubfucht. Die erste Beschuldigung kann ihnen eine furchtbare Waffe in die Hand geben, denn sie sind ihren Nebenbuhlern gegenüber das, was die Geistlichkeit in Europa im Mittelalter dem Adel gegenüber war, den ein Vaustrahl in der festesten Burg erreichte. Wenn die Tschuads das Volk durch die Erinnerungen an bestandene Gefahren, an vergossenes Blut und Waffenglanz mit sich fortziehen können, so besitzen die Marabouts die unbegrenzte Macht des religiösen Glaubens auf die Gemüther. Mehr als einmal hat ein geliebter oder gefürchteter Marabut die Herrschaft und selbst das Leben eines Schwertobligen geführt; den letzteren wollen wir heute schildern. Wir so gleich zu zeigen, was ein Adeltiger in der Sahara ist, müssen wir beschreiben, was unter einem großen Zelte am Morgen vorgeht.

Die alte Poesie hat häufig von der Menge der Klienten gesprochen, die in Rom in den Hallen der Paläste der Patrizen sich drängten. Ein großes Zelt in der Wüste ist jetzt das, was jene stolzen römischen Paläste waren. Der Führer des Stammes sitzt gravitätisch mit jener würdevollen Haltung, die nur den Orientalen eigentümlich ist, auf einem Teppiche und empfängt nacheinander die, welche sich an ihn wenden. Der eine klagt den Nachbar an, der eine Schuld nicht bezahlen will; der andere will gestohlenes Vieh zurückhaben. Desweilen klagt wohl auch eine Frau über ihren Mann, der ihr schlechte Nahrung oder Kleidung giebt. Alle diese verschiedenen Klagen hört er aufmerksam und mit der größten Geduld an; er bemüht sich, die Wunden jeder Art, die man ihm zeigte, zu heilen. Dem einen erteilt er Befehle dem andern einen guten Rath; keinem versagt er seine Hilfe.



Der arabische Häuptling bedarf übrigens nicht bloß der Eigenschaft, die sich Salomo von Gott erbat: die Weisheit muß sich in ihm mit Freigebigkeit und Mut vereinigen. Der größte Lobhruß, den man ihm thun kann, ist: „Der hat das Schwert immer gezogen und seine Hand ist jederzeit offen.“ Die etwas pompöse, aber edle und bisweilen rührende Mildthätigkeit, welche übrigens das muselmännische Gesetz allen Gläubigen zur Pflicht macht, muß er fortwährend üben. Sein Zelt muß die Zuflucht der Armen sein, niemand darf in seiner Nähe hungern, denn der Prophet hat gesagt: „Gott wird sich nur derer erbarmen, die selbst Vornherzigkeit üben. Ihr Gläubigen, seid mildthätig und gebet ihr nur die Hälfte von einer Dattel.“ Wenn ein Krieger das Pferd verlor, das seine Stärke war, wenn einer Familie eine Herde geraubt wurde, von der sie lebte, so wendet man sich an den Häuptling immer an den Häuptling. An Gewinn darf er nie denken. Der arabische Edelige, der in so vielfacher Hinsicht an den Herrn im Mittelalter erinnert, unterscheidet sich von unseren Rittern wesentlich durch seine Abwiegung gegen das Spiel. Würfeln und Karten werden in einem Zelte nie zum Zeitvertreib benutzt. Ein arabischer Häuptling darf weder spielen, noch auf Wucher leihen.

„Nichts“, sagt Abd-el-Kader „erhöht die blendende Farbe eines Wagnis mehr als Blut. Der arabische Häuptling muß wie unsere sonstigen Heerführer der tapferste seiner Krieger sein. Sein Einfluß würde sofort vollständig verloren gehen, wenn man vermuthen könnte, sein Herz sei schwach, und die Araber verlassen sich nicht auf den Schein sondern nur auf die Wirklichkeit. Sie bewundern eine hartgeachtete Seele, nicht aber ein riesiges Ufer. Und hier dürfte der Ort sein, gegen das allgemein verbreitete Vorurtheil zu sprechen, daß eine hohe Gestalt oder Körperkraft tiefen Eindruck auf die Araber machen. Das ist keineswegs der Fall: sie verlangen, daß man rüstig sei, dem Durst, dem Hunger unzugänglich, und im Stande die stärksten Anstrengungen zu ertragen; einem hohen Wuchs und der Wüstenkraft, wie etwa der unserer Lastträger legen sie sehr geringen Wert bei. Sie schätzen ferner die Gewandtheit und den Mut, ob man groß oder klein ist bleibt ihnen gleichgültig, ja oftmals sprechen sie, wenn man einen Kolos vor ihnen rühmt: „Was nützt die Größe? Was nützt die Kraft? Das Herz müssen wir sehen. Vielleicht ist es nur die Löwenhaut auf einer Kuh.“

Trotz dieser Bewunderung des Mutes kennen die Araber das

oimt d hennear nicht wie wir. Bei ihnen gilt es nicht für feig, vor einer großen Zahl sich zurückzuziehen, ja sogar vor einem schwächeren Feinde zu fliehen, sobald man kein Interesse am Siege hat. Die Araber lachen oft unter einander und spotten über die chivalreischen Skrupel der Europäer. Sie sind voll Eifer, wenn das Glück sie begünstigt, gerstrenen sich aber und verschwinden, sobald es sich von ihnen wendet. Daher giebt es bei ihren Urtheilen über Tapferkeit wesentliche Unterschiede mit den unsrigen. Ihre Achtung für den Mut treibt sie keineswegs zu übermäßiger Strenge gegen die, welchen diese Eigenschaft abgeht. Ein Feiger wird zwar nie Warden in himein gelangen, aber ein Gegenstand der Betrachtung ist er trotzdem nicht. Man wird einfach von ihm sagen: „Gott wollte nicht, daß er muthig und tapfer sei, man muß ihn beklagen, ohne ihn zu tadeln.“ Dagegen verlangt man von einem Muthlosen, daß er wenigstens guten Rath erteilen könne und freigebig sei.

Die Prahlerei wird viel verächtlicher gehalten, als die Furcht. „Wenn du sagst, der Löwe sei ein Esel, so gehe hin und lege ihm einen Baum an,“ sagt ein arabisches Sprichwort, das häufig angewendet wird. Trotz ihres heißen Mutes und der Hyperbeln ihrer Sprache verlangen die Araber, daß auch der Muth jene Würde des Schwiegens habe, das sie so hoch halten. Sie haben in dieser Hinsicht nichts von den Naturen, die zur Zeit des E. d kämpften, auch nichts in Rücksicht der Zweikämpfe. Diese sind bei ihnen völlig unbekannt. Wenn einer den andern beleidigt hat, so rächt er sich durch Mord. Man findet Leute mit weitem Gewissen, die für einen sehr mäßigen Preis im Auftrag einen Feind beseitigen. Wenn man dagegen mit seinem Gelde mehr geizt, als mit seinem Leben, wenn man rasch nach dem Schwerte, aber langsam nach dem Beutel greift, so karret man auf eine Gelegenheit, selbst über den Feind zu fallen, von welchem man beleidigt wurde. Man tödtet ihn, oder wird getödtet; unterliegt man, so vermachet man oftmals die Blutschuld an einen andern, denn wenn auch die Rache nicht unter der Obhut des Zweikampfes steht, existirt sie doch bei den Arabern, und zwar in sehr blühendem Zustande. Dittmals pflanzt sie sich von Generation zu Generation fort. Man findet hier jene Familienkämpfe wieder, welche sonst das Pflaster der italienischen Städte mit Blut besiedeten.

Statt Schilderungen von Kämpfen sehden wir lieber einige Bilder aus dem Familienleben geben und bei der Achtung beginnen, welche die väterliche Gewalt bei den Arabern hat. So lange das

Kind klein, gehört ihm gewissermaßen das Zelt, und sein Vater ist fast sein erster Slave; seine Spiele bilden die Freude der Familie, seine Ausgelassenheit und Unfälle die Lust und Heiterkeit darin, sobald es aber heiratsfähig wird, lehrt man es die Demuth und Unterwürfigkeit; es darf nicht mehr vor dem Vater sprechen. Diese unbedingte Gehorsamkeit, die es dem Haupte der Familie schuldig ist, gebührt auch dem ältern Bruder. Indessen erreichen die arabischen Sitten trotz der aristokratischen Strenge, die finstere Härte nicht, welche unter den Patriarchen in Rom herrschte. Ein Vater würde hier z. B. seinen Sohn nur dann selbst zum Tode verurtheilen, wenn er sich an ihm selbst vergrieffen hätte, in jedem andern Falle aber sich darauf beschränken ihn aus seinen Augen zu verbannen.

Der Charakter des Volks läßt sich am besten aus den feierlichen Augenblicken des Lebens erkennen. Begleiten wir also einen Adligen der Wüste durch dieselben.

Der Tag, an welchem ein Kind in einem großen Zelt geboren wird, ist ein Tag unermesslicher Freude. Ein jeder begiebt sich zu dem Vater des Neugeborenen und sagt ihm: „Wäge dem Sohn glücklich sein!“ Während die Männer sich um den Vater drängen, empfängt auch die Mutter Besuche. Die Frauen des Stammes eilen zu ihr. Männer und Frauen bringen Geschenke, ihrem Vermögen entsprechend. Von den Kamelen, den Schafen und den kostbaren Kleidungsstücken bis zu Getreide und Datteln häufen sich alle Schätze der Wüste unter dem Zelte, das Gott gesegnet hat. Dagegen ist der, welcher diese Zeichen der Achtung und Liebe empfängt, genötigt, in großem Maßstabe Gastfreundschaft zu üben. Bismessen traktirt er die Besuchenden zwanzig Tage lang. Auch die Feste in der Wüste haben den Charakter des Großartigen, der allem eigen ist, was auf diesem Schauplatze ursprünglichen Lebens geschieht. Sobald das Kind sich zu entwickeln beginnt, lehrt man es lesen und schreiben, was indes bei den Esquads eine Neuerrung ist. Sonst kümmerten sich nur die Araber um Gelehrsamkeit. Der Mann vom Schwert verachtete alles Wissen, wie unsere Barone im Mittelalter; man glaubte die Energie seines Mutes anzustößen wenn man seinen Geist ausbildete; seit man aber gesehen hat, daß bei den französischen Soldaten der Besitz von Kenntnissen die Tapferkeit nicht verringert hat, ändern auch die Araber ihre Ansichten darüber. Viele sagten sich aber auch mit schwermüthiger Resignation wie ich es selbst gehört habe: „Sonst konnten wir in Unwissenheit leben, denn die

Ruhe und das Glück wohnen unter uns aber in der Zeit der Unruhe und des Kriegs, die wir durchleben müssen, haben wir auch das Wissen zu Hilfe zu rufen.“ So wirkt der Einfluss der Civilisation, wenn auch langsam, bis in die Wüste.

Die Beschäftigung mit den Wissenschaften hat jedoch die Übung des jungen Wüstenadeligen im Reiten und in der Führung der Waffen nicht beeinträchtigt. Sobald ein Knabe sich auf dem Pferde halten kann, läßt man ihn reiten. Hat er darin einige Sicherheit erlangt, so nimmt man ihn mit auf die Jagd läßt ihn nach der Schärpe schießen und lehrt ihn die Lanze in die Weichen eines Ebers bohren. Erreicht er sein sechs- oder achtzehntes Jahr kennt er den Koran und kann Fasten über, so verheiratet man ihn. Der Prophet hat gesagt: „Verheiratet jung: Die Ehe zähmt den Blick des Mannes und regelt das Verhalten der Frau.“

Sobald der Adelige verheiratet ist, tritt er in ein neues Leben, in einen Kreis persönlicher Thätigkeit ein. Er ist emancipiert; indessen nicht ganz, er mußte denn Haupt des Hauses, Herr seines Vermögens und sein Vater nicht mehr am Leben sein. Er zählt von nun an in seinem Stamme zu den Männern der That und des Raths, er hat bereits seine Anhänger, seine Pferde, seine Hunde, seine Falken und sein ganzes Kriegs- und Jagdgeräth. Seine Anhänger sind die jungen Männer seines Klags, seine zukünftigen Hülfsleute, unter seinem Kriegs- und Jagdgeräth finden sich mehrere, wohl gar viele Gewehre von Tunis oder Algier die barockiert, mit Silber, mit Perlmutt, mit Korallen ausgelegt sind, Säbel mit eisernen silbernen Scheiden und Sättel von Sammet oder Marokkin, mit Gold und Seide gestickt. Zu seiner vollständigen Ausrüstung gehört ferner die Säbeltasche, mit Pantherfell geschmückt, silberne Sporen, mit Korallen ausgelegt, ein hoher, breiter Strohhut mit Straußenfedern und die Putztasche von Marokkin, die mit Seide, Gold und Silber gesteppt ist.

Hat sein Vater „die Schuld bezahlt die Gott von jedem Menschen fordert“, so gehört ihm das große Zelt mit allen Ausstattungen, Teppichen, Kissen, Schmuckstücken, silbernen Tassen und den Jagd-, Kriegs- und Mundvorräten für die ganze Familie, die oft fünf- und zwanzig bis dreißig Köpfe zählt. Ihm gehören auch der Hengst und die Stuten vor dem Zelte, die acht bis zehn Neger und Negersinnen und die Korn-, Ocker-, Datteln- und Honigvorräte die an einem sichern Orte vor einem Wandstreiche gesichert sind die

acht- bis zehntausend Schafe und die hundert- bis sechshundert Kameler, die weit umher weiden unter der Obhut von Hirten. Sein Vermögen kann dann auf 50- bis 60,000 Thaler geschätzt werden.

In dem Alter, in dem er steht im neunzehnten oder zwanzigsten Jahre, hat er sich noch nicht mit der Verwaltung dieses Vermögens zu beschäftigen. Er sucht jetzt noch nur Vergnügen. Wenn er sich in Friedenszeiten zu Pferd mit seinen Freunden und einigen Dienern, welche die Hunde an Leinen nachführen oder wohl auch vor sich tragen auf Kamelen, auf die fernern Weideplätze begiebt, um seine Herden zu beschäftigen, giebt es oft Gelegenheit zu einer Jagd auf Strauße und Gazellen. Haben seine auf Entdeckung ausgefandten Diener Strauße gefunden, so kriegen die Reiter auseinander, weit und umschlingen sie in einem anfangs ungeheuer großen Kreise, der sich aber allmählich verengt, bis man die Strauße sieht und dann unter lautem Jagdrufe auf sie jagt. Jeder wählt sich sein Opfer, folgt ihm in tausend Windungen, erreicht es und tödtet es endlich mit einem Schläge auf den Kopf, denn eine Kugel würde die Federn mit Blut besiedeln.

Die eigentliche aristokratische und Herrenjagd aber ist die Jagd mit dem Falken. Der Falke, der im Jelle auf einer Stange abgerichtet wird, an welcher er mit einem geraden Metallstücken befestigt ist, wird von dem Herrn selbst sorgsam gefüttert und abgerichtet. Seine Klappe ist mit Seide, Gold und kleinen Straußenfedern geschmückt, seine Füßeln gestrichelt und mit silbernen Glöckchen versehen. Sobald die Abrichtung vollendet ist, ladet der Herr seine Freunde zur ersten Jagd ein. Alle erscheinen gut beritten. Der Häuptling reitet voran mit einem Falken auf der Achsel, mit einem andern auf der Hand. „Nach einem Tage in den Krieg“, sagte mit Abd-el-Kader, „ist nichts so schön, als der Ausbruch zur Falkenjagd“.

Solche anstrengende Vergnügungen geschähen und kräftigen den Adel für den Krieg und die Kazzia. Ist eine Karawane geplündert worden, hat man die Feinde des Stammes beleidigt, macht man ihm das Wasser und die Weideplätze streitig, so kommen die Häuptlinge zusammen, und der Krieg wird beschlossen. Man schreibt an alle Häuptlinge der verbliebenen Stämme und alle erscheinen an dem bestimmten Tage mit ihren Kuten. Man schwört feierlich, einander gegenseitig Beistand zu leisten. Am nächsten Tage setzen sich alle in Bewegung, selbst die Frauen mit, diese auf Kamelen oder



in Balantins, die nicht immer fest verschlossen sind. Es giebt ein malerisches Untereinander von Pferden, Kriegern und Fußvolf.

Der feindliche Stamm seinerseits trifft Vorbereitungen, und nach drei oder vier Tagen treffen die feindlichen Parteen aufeinander. Die Tirailleurs begegnen einander zuerst, und sie beginnen die Feindseligkeiten mit Schmähungen und Schimpfworten, wie die Helden Homers; allmählich entwickelt sich der Kampf in Gruppen von fünfzehn oder zwanzig Personen, bis alles hineingezogen wird. Das Gedränge wird allgemein, alle Glinten knallen, alle Zungen schreien, schimpfen und fluchen und endlich kommt es auch zum Schwertkampfe.

Endlich tritt die Zeit ein, daß der Stamm, welcher die meisten Leute verloren hat, namentlich Häuptlinge und Pferde, sich zurückziehen muß. Es beginnt dann eine allgemeine Flucht, in welcher nur die Tapfersten sich von Zeit zu Zeit umkehren, um dem Feinde noch einige Kugeln auf Gerathewohl zuzusenden. Nicht selten stürzt sich der Häuptling verzweifelt, mit dem Säbel in der Hand, in das dichteste Gedränge und findet einen ruhmvollen Tod. Dem Siege folgt die Plünderung in allgemeiner Unordnung, und in dieser wird es noch manchem Besiegten möglich, seine Frauen, seine Pferde und seine kostbarste Habe zu retten.

Kommt der Stamm siegreich zurück, so wird er freudig empfangen und gegen die Bundesgenossen läßt man die großartigste Gastlichkeit, bis man sie endlich drei bis vier Stunden weit zurückbegleitet.

Je älter der Araber wird, um so mehr Ernst und Würde erlangt er; jedes weiße Haar in seinem Bart regt ihn zu ernstem Verhalten an; er geht häufiger mit den Dienern Gottes um und erweist sich freigebiger gegen dieselben; er wird frommer; man sieht ihn minder oft auf der Jagd und bei Hochzeiten. Seine Beschäftigungen als Stammeshaupt lassen ihm auch weniger Zeit, obgleich der ritterliche Sinn seiner Jugend in ihm nur schlummert und er niemals in seinem Zelte bleibt, wenn einer seiner Stämme für angethane Beleidigung Rache verlangt. „Ich würde mich glücklich preisen," sagt er, „könnte ich als Mann sterben im Kampfe und nicht wie ein altes Weib". Manche vornehme Familien rühmen sich auch daß seit Menschengedenken keiner ihrer Vorfahren auf seinem Lager gestorben sei.

Général Daumas,

La Vie arabe, P. 1868.

## Die Bevölkerung Marokkos (1884).

### I.

Ordnung in der mohammedanischen Welt. — Die Bevölkerung Marokkos. —  
Die Numosab — Die Fesbesprachen — Kanatismus der Marokkaner

In der ganzen mohammedanischen Welt Nord-Africas gährt es, man fühlt das Engerwerden des Ringes, den die abendländische Kultur um den verrotteten Islam legt, der nun seine ganze Kraft zusammenzunehmen scheint, um sich der verhassten Europäer zu erwehren. In Chartum ist ein fanatischer Prophet entstanden, der alles, was die letzten Decennien mühsam hergestellt haben, vernichten will, und eine ähnliche Rolle zu spielen scheint, wie in den fünfziger Jahren der berückte Dabshi Omar im westlichen Sudan, dort aber wehrt sich sein Sohn Ahmada, Sultan von Segu, vergeblich gegen die Franzosen, die mit bewundernswerter Energie ihre Missionen vorschleichen und Eisenbahnschienen und Telegraphenbrücke bis in die Nähe des Niger schaffen. In Agypten treten plötzlich einige ehr- und geldgütige Adventuriers auf, die den harmlosen und fleißigen Fellahs einreden wollen, sie seien eine große Nation, und Agypten müsse den Agyptern gehören, und die frei in der Sahara herumstreifenden Tuarek schlagen die Mitglieder einer großen französischen wissenschaftlichen Expedition tot (Mission Flatters), worin sie neuerdings unterstützt werden von Du-Roi, Si-Skiman und Genossen, die an der algerisch-marokkanischen Grenze ihr Wesen treiben. Aus Marokko hörte man bisher nichts, und erst vor einigen Tagen kam die den Spaniern jedenfalls hochwillkommene Nachricht, daß einige Rifoten auf ein französisches Schiff gefeuert haben.

Marokko, oder Maghrib-el-Msa, das entfernte Abendland (the far West), wie es von den Arabern genannt wird, dieser alte Gibraltarstaat, vor dem die mediterranen Seemächte Jahrhunderte hindurch gezittert haben, und dem noch bis tief in unser Jahrhundert hinein die europäischen Großmächte Tribut zahlten, hat es meisterhaft verstanden, sich sowohl dem abendländischen Einflusse, als auch der Türkenherrschaft zu entziehen. Noch heute herrscht zu Marokko eine ganze Reihe unnatürlicher Zustände: die Vertreter der fremden Mächte wohnen nicht in der Residenz des Sultans, sondern in Tanger und verkehren durch einen marokkanischen Minister mit der

Regierung; die Europäer dürfen nicht im Innern des Landes wohnen und Grundbesitz erwerben. Die letzte Madrider Konferenz hat das allerdings befestigt, in Wirklichkeit sind die Verhältnisse aber derart, daß sich schwerlich jemand finden wird, der Lust hätte, im Innern Marokkos zu wohnen. Der Export von wichtigen und wertvollen Landesprodukten ist verboten, und nur einige wenige Artikel dürfen außer Landes kommen; die Erlaubnis dazu wird aber immer *spécialement* (gewöhnlich dem Konsul eines Landes) und nur für bestimmte Zeit gegeben. Aber auch von osmanischen Einflüssen ist das Land völlig verschont geblieben. Die von der Lehre des Propheten fanatisirten Araber, welche in ihrem rathen Eroberungszuge über Nord Afrika hin schon bald nach der Hebschra das Volk des alten Mauritaniens unterwarfen und bekehrten, Spanien mit dem Schwert gewannen und erst nach mehr als hundertjähriger Herrschaft wieder nach Marokko zurückgedrängt wurden, das sie bis auf den heutigen Tag beherrschen, halten sich für die echten legitimen Erben der ersten Befehlshaber des Propheten und betrachten den Anspruch der Türken darauf für eine unberechtigte Kuppation. Für sie ist der Sultan in Fez der wahre Kalif, das ist Stellvertreter des Propheten; er ist weltlicher und geistlicher Herr, und die jetzige Familie des Herrschers, die *Idrissi*, sind *Schurafa* (Plural von *Scherif*); im diplomatischen Verkehr mit den Europäern wird der Sultan *Muley Hassan* auch als „Sa Majesté *aberrahmane*“ angedeutet.

Die Bevölkerung des heutigen Marokko ist eine außerordentlich gemischte, denn Mauritanier und Römer, Westgoten und Vandalen, Byzantiner und Araber sind im Laufe der Jahrhunderte über dieses Land hinweggegangen und haben mehr oder weniger tiefe Spuren zurückgelassen. Andererseits bildet heutzutage diese Bevölkerung insofern eine einheitliche Masse, als alle Unterthanen des Sultans Mohammedaner sind: die geringe Menge christlicher Bewohner in den Küstengebieten und die im Lande zerstreuten hispanischen Juden sind nur geduldete Schutzgenossen.

Im allgemeinen kann man, abgesehen von einigen wenigen Regenten in der marokkanischen Armee, sechs verschiedene Elemente

\*) Ein *Scherif* ist ein Mann, der einer Familie angehört, welche direkt von Fatima und dem Schwiegersohne Mohammeds abstammen vorgibt; also eine Art geistlicher Adel. Ein *Morabit* dagegen ist ein Mann, der sich durch besondere Frömmigkeit und Gerechtigkeit ein hervorragendes Ansehen verschafft hat.

unter der heutigen Bevölkerung dieses Landes unterscheiden: die Berber, die nomadisirenden Araber, die städtebewohnenden Mauren (ein Gemisch aus den beiden Vorhergehenden), Negerknechten, hispanische Juden und Christen.

Im Norden von Marokko, schon wenige Meilen östlich von Tanger, beginnt ein langer, sich weit nach Osten, bis Tunis, erstreckender, steil nach dem Mittelmeer zu abfallender Gebirgszug, der unter dem Namen er rîs bekannt ist (das deutsche Wort Riss hat damit nichts zu thun und der Ausdruck „Risspiraten“ ist falsch). Im Süden des Landes bilden die Paralleletten des hohen Atlas die Grenze zwischen Marokko und der Sahara, zwischen beiden Gebirgen aber dehnt sich, das ganze westliche Marokko umfassend, die fruchtbare Ebene El-Gharb (der Westen) aus, während das östliche Marokko, nach der algerischen Grenze hin, wieder von zahlreichen kleineren Gebirgsketten durchzogen ist. Als nun vor Jahrhunderten die Araber anstürmten und die Nachkommen der alten Mauritanier die heutigen Berber, unterwarfen zogen sich dieselben in die unwegsamen und rauhen Gebirge zurück, den Eindringlingen die schönen, fruchtbaren Ebenen überlassend. Der Unabhängigkeitskampf der Berber gegen die Araber dauert seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag fort; der Sultan von Marokko liegt in der That in permanenter Fehde mit diesen wilden und tapferen Bergbewohnern, und fast jedes Jahr ist in einem Teile Marokkos eine Berber-Kabylâh\*) im Aufstande.

Diese bergbewohnenden Berber zerfallen nun in zwei ziemlich scharf von einander getrennte Gruppen: die Berber des Nordens, die sich Amaziah (auch Amazirgh geschrieben) nennen, und die im Süden wohnenden, die Schelub: erstere sind die sogenannten Numasah, Bewohner des Atlasgebirges, die gewöhnlich als Kabylern bezeichnet werden. Berber und Araber unterscheiden sich schon äußerlich: der erstere, der nicht selten blond und blau- oder graublaugig ist, hat eine große, kräftige Gestalt, ist kriegerisch und freiheitsliebend, aber auch wild und grausam. Durch seine mehr europäischen Gesichtszüge und seine weißere Hautfarbe unterscheidet er sich wesentlich von dem dunkleren, schüneren, meistens weniger kräftig gebauten,

\*) Es ist Sprachgebrauch geworden, die Bergbewohner Nord-Afrikas einfach als Kabylern zu bezeichnen. Richtig ist, den Namen der betreffenden Gruppe (Stamm), z. B. Kabyle bent Mada'an etc., hinzuzufügen.

aber intelligenteren und schlaueren Araber, der übrigens ebenso roh und grausam ist, als jener. Der vorzugsweise die Städte bewohnende Maure, also ein Gemisch der seinerseits von den Spaniern vertriebenen Araber mit den Nachkommen der Mauritanier, hat vom Berber die weiße Hautfarbe und vom Araber die höhere Intelligenz, die er jedoch als Kaufmann, Handwerker und Beamter oft zum Nachteil seines Nächsten verwendet. Es ist gewiß auffallend, daß sich unter den Berbern, also einem hamitischen Volksstamme, nicht so selten blonde und hellhäutige Leute finden; man hat wohl mit Recht diese Erscheinung auf das Eindringen germanischer Völker Vandalen und Westgoten zurückgeführt von denen ein großer Teil in dem eroberten Lande geblieben und in der einheimischen Bevölkerung aufgegangen ist. Es gilt dies übrigens mehr von den im Norden wohnenden Amazigh, wozu also die Rifbewohner gehören, als von den Scheluh im Süden.

Die Landessprache in Marokko ist das Arabische, und zwar der sogenannte maghribinische Dialekt, der als der am wenigsten reine gilt. In der That ist derselbe mit vielen berberischen Worten vermischt, die Berber selbst, obgleich die Mehrzahl das Arabische spricht, haben ihre eigene Sprache. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, soweit wie dies in den gebirgigen Gegenden möglich ist, und es ist erstaunlich, zu sehen, mit welchem Fleiß diese Bergbewohner dem undankbaren Boden jedes Fleckchen Gede abzugewinnen wissen, um ein kleines Gerstenfeld anzulegen. Die Berber des Nordens, also die Rifoten, trieben früher auch eine lebhafte Schifffahrt, und waren als kühne Piraten sehr gefürchtet, bei den Scheluh im Atlasgebirge und den Ländern südlich davon, in Wad-Sus, Tafilalet etc., findet man eine hochentwickelte Industrie in Leder- und Metallwaren.

Diese Berber, besonders aber die Rifoten, sind es, die seit den ältesten Zeiten den aneinander folgenden Regierungen in ihren schwer zugänglichen Geländen meist mit Erfolg Widerstand geleistet haben.

Nach jetzt sind, namentlich die Muwallah, fast unabhängig und zahlen nur dann in Form von Geschenken Steuern an den Sultan, wenn er oder seine Generale mit überlegener Heermacht in ihr Gebiet eindringen. Gefährlich würden sie nur dann dem beschiedenen Staatswesen werden, wenn sie sich untereinander verbänden, um gemeinsam der Regierung die Spitze zu bieten. So weit gehen sie aber nicht. Ihr Zweck ist nur, möglichst wenig Abgaben an den



Sultan ja lassen, denn sie als Stellvertreter des Propheten (Moh.) übrigens agirend sind.

Die Bevölkerung Marokkos, Berber sowohl wie Araber, gelten dem Europäer gegenüber als ungemein fanatisch. Ein gewisser religiöser Fanatismus tritt allerdings, das ist wahr. Der rumi (Römer), wie heute noch jeder Europäer genannt wird, ist im allgemeinen nicht gern gesehen; das Innere des Wohnhauses, die Moscheen und die verschiedenen heiligen Plätze sind ihm verschlossen; es giebt zahlreiche Mitglieder von religiösen Sekten und Orden, die sich an Fanatismus überbieten, und in keinem mohammedanischen Staate sind an den großen Festtagen die öffentlichen Umzüge unter der Leitung irgend eines Heiligen so geräuschhaft und für Nicht-Mohammedaner gefährlich wie in Marokko. Trotzdem ist es aber der religiöse Fanatismus nicht allein, der dem Europäer das Reisen in Marokko erschwert, es hat einen politischen Grund. Man fürchtet in jedem Europäer einen Spion, der nur in das Land kommt, um dasselbe für seine Regierung kennen zu lernen, und besonders untraulich werden Spanier und Franzosen angesehen. Bei den Arabern kommt dann dazu, daß sie sowohl von den Europäern, als auch von den Vertretern des Sultans befreit sein wollen, und daher schließen sie sich in ihren Bergen vollständig ab. Die Gebirge Marokkos, speciell das Rif, gehören mit zu den unbekanntesten Theilen Afrikas, noch nie sind europäische Reisende in diese unzugänglichen Gebirgsgegenden gekommen, wo hinter jedem Felsen eines mittraumigen Krioten droht.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm ist es im Atlasgebirge, und meine Durchquerung desselben glich eigentlich mehr einer Flucht, als einer Reise. Es ist in Marokko Sitte, daß jeder europäische Reisende vom Sultan einen Geleitsbrief und eine Eskorte von Mchazni, das ist Landgendarmen, erhält. Man ist aber genöthigt, sich an eine ganz bestimmte Route zu halten, die alle Berber-Landschaften vermeidet. Ich kam wiederholt in Berbergegenden, wo man mich über meinen Brief des Sultans auslachte und sich nicht im mindesten darum kümmerte. Wenn man mich beherbergt und ungepöbelnt weiter ziehen läßt, so geschehe es um Allahs willen, aber nicht, weil es Malch Hassan wünscht.

Die Aufschau, wie überhaupt die Mehrzahl der Berber, sind durchaus nicht so strenge und fanatische Moslemn wie die Araber, und ihre Feindseligkeit gegen die rumi ist vielmehr auf die Furcht

zurückzuführen, ihre Selbständigkeit zu verlieren. Die Mehrzahl der Reisenden schildert diese Leute, sowohl die in Marokko, wie die in Ägypten und Tunis, als zuverlässiger und anständiger in ihrem Benehmen, als die Araber. Letztere sind in der That das ägyptischste und treueste Volk, das mir je vorgekommen.

Dr. Délar Lenz

## II.

### Die Bewohner des Rif.

Das Atlasgebirge entsendet an den Quellen der Malvia nach N.O. einen Zweig, den sogenannten Kleinen Atlas, der sich etwas nördlich von Taza wieder gabelt und mit seinen Armen das Littoral umhüllt. Der eine derselben zieht nordostwärts, begleitet das linke Ufer der Malvia und entsendet eine Abzweigung nach Norden, die mit dem Kap Tres Forcas endet, der andere wendet sich zunächst nach N.W. und folgt dann der Küste bis Ceuta und zum Ray Spartel. Die nördl. von diesem Küstengebirge gelegenen Landschaften, aus Bergklippen und kurzen Thälern bestehend, werden von den Bewohnern das Rif, Gr-Rif, genannt, welcher Name, wie man gewöhnlich annimmt, zu den wenigen, in der Sprache der Berbern erhaltenen lateinischen Worten gehören und „Uferland“ (ripa) bezeichnen soll. Im engeren Sinne bildete das Rif eine der alten 20 Provinzen des marokkanischen Reiches, und stieß im Westen an El Ghazb, die atlantische Küstenprovinz von der Mündung des Sebou nordwärts bis Ceuta, während sie im Osten durch den Fluss Meccour von der Provinz Gharb getrennt wurde, die an Algerien grenzt.

Die Bewohner dieser gebirgigen Küste gehören der Urvölkerung der Berbern oder Amazirghen an, welche sich, unerschütet aller Invasionen, denen das Land im Laufe der Jahrhunderte durch Römer, Vandalen, Araber ausgesetzt war, namentlich in den Gebirgsgegenden sowohl an der Küste, wie auf der Hauptkette des Atlas, ziemlich unvermischt erhalten hat und noch jetzt etwa die Hälfte der Bevölkerung Marokkos bildet. Das Rif ist so wenig bekannt, daß selbst Renou, Verfasser des *Atlas Marocco* handelnden Bandes der *Exploration scientifique d'Algérie*, weder über die Natur des Landes, noch über die Bewohner genügende Auskunft erhalten konnte; er schätzt die Höhe des Küstengebietes auf 1000 Meter, einige Gipfel

sollen 1100–1200 Meter hoch sein; auch Dr. Kenz giebt nur eine kurze Notiz darüber (S. Seite 227). Ueber den Charakter der Bewohner des Rif, die in viele kleine Stämme zerfallen, und ihre Stellung zum marokkanischen Reiche äußert sich Grälerg de Gensd., der sechs Jahre als Konsul in Tanger gelebt hat, folgendermaßen: Im allgemeinen ist die Zahl der Amazirghen, welche dem Sultan von Marokko vollständig gehorchen und es nicht etwa bloß aus Handelsrücksichten thun oder um sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, sehr gering; der größere Theil, fast 2 Millionen Individuen, lebt unabhängig unter seinen Amazirghen (Herren) Amaccanen (Edeln), Amigaren (Miesern), oder unter erblichen Fürsten seines Stammes. Das Volk wohnt unter Zelten, zuweilen auch in Höhlen an hohen und unzugänglichen Orten, wo es seine Unabhängigkeit beharrt und noch im Jahre 1819 unter dem Amirgar Mahache einen blutigen Kampf gegen den Kaiser von Marokko geführt hat, der mehrere Jahre dauerte. Die Amazirghen sind von weißer Hautfarbe, mittlerer Statur, schönen athletischen Formen, rüstig, stark, thätig, lebhaft und meist schlank. Sie unterscheiden sich vornehmlich durch ihren spärlichen Bart vor allen anderen Bewohnern Marokkos; wie der Rif-Bewohner sich wieder durch einen grimmigen, boshaften und trostigen Blick vor allen anderen Amazirghen und besonders vor den Schilluchs auszeichnet. Von Temperament sind sie lebhaft und aufgeweckt. Ihre Hautfarbe ist weißlich, das Haar nicht selten blond, daß man sie bisweilen eher für Baudleute des nördlichen Europa, als für Bewohner Afrikas halten sollte. Sie tragen ein einfaches Hemd ohne Ärmel, und Beinkleider; den Kopf scheeren sie und lassen nur auf dem Hinterhaupte die Haare stehen, tragen auch keinen Bart mit Ausnahme eines Knebel- und Kinnbortes. Auf den Berggipfeln bewohnen sie Hütten und bisweilen Höhlen wie die alten Troglodyten; in der Ebene bauen sie sich Häuser von Stein und Holz, deren Mauern mit vielen Schießarten versehen sind. Sie sind regig, voller Verwegenheit, wenn sie gereizt werden, unverdächtig in ihrem Haffe, und treffliche Schwimmer. Ihr Hauptvergnügen ist die Jagd; sie heben ihre Klinten leidenschaftlich und sparen kein Geld, um sie mit Elfenbein oder Silber zu verzieren. Sie nähren sich hauptsächlich von der Viehzucht. Ihre Lebensart macht sie zu äußerst kräftigen und unruhigen Menschen; sie sind die erbittertesten Feinde der Christen und übertreffen an Fanatismus und Intoleranz selbst die Mauren.

Ganz ähnlich schilderte schon im Jahre 1528 Leo Africanus die Amazirgthen. Sie sind, sagt er, schreckliche und gewaltige Menschen, die weder Kälte noch Hitze achten. Ihre Kleidung besteht aus einem wollenen Hemde auf dem bloßen Leibe, und einem Mantel darüber. Um ihre Beine wickeln sie Lappen als Strümpfe. Auf dem Haupte tragen sie nichts, zu allen Jahreszeiten. Sie haben viele Schafe, Maulthiere und Esel, da ihre Berge wenig bewaldet sind. Sie sind die größten Diebe und ruchelosesten Verräther auf der Welt. Den Arabern sind sie sehr feindlich gesinnt und berauben sie des Nachts. . . . Die Wände ihrer Häuser bestehen aus Stroh, die mit Kalk beworfen sind und ein Strohdach tragen. . . . Diese Gebirgsbewohner sind kräftig und mutig, und im Kampfe ergeben sie sich nicht lebendig. Sie kämpfen zu Fuß und sind unüberwindlich, wenn sie nicht eine zahlreiche Reiterei gegen sich haben. Sie tragen Säbel und Dolche.

Nach Gräberg bl. Hemss.

## Bilder marokkanischen Aberglaubens.

### 1. Der rettende Wahn.

Nichts konnte dem Gestaunen gleichen, das mein spanischer Freund und ich in dem wilden Dorfe hervorbrachten, durch welches unsere Reise führte. An jeder Thür standen ganze Familien, uns mit glühenden Augen anstarrend, während die jüngeren Kinder voll Schreck über eine so seltene Erscheinung zurückwichen. Ein Jüngling, der Kühner als die anderen war, näherte sich unserer Gesellschaft und fragte den Hadschi, was wir für Wächter wären? Der Hadschi erwiderte gravitatisch, daß wir Dschins oder böse Geister seien, die er eingetrieben habe und noch Verache führe, um sie von dort nach dem Lande der Nazarenen zu verschleppen; woraus der Burische heulend nach seiner Hütte entfloß. Wie mir der englische Reisende Davidson, welcher im Begriff nach Firkutsin vorzudringen, im Innern Marokkos ermordet wurde, erzählt hat, herricht in den Teilen Marokkos, die nur selten von Reisenden besucht werden, der allgemeine Glaube, daß die Franken in Verbindung mit Hexen Dämonen und über-

irdischen Wesen stehen. Er hatte mehr als einmal dieses Vortheil benutzt, um sich aus der Lebensgefahr zu retten, in der er sich unter den wilden Stämmen jener Gegenden befand. David'on war kahl und trug ein Toupet. Als er einst von einem Haufen Araber umringt wurde, die seine Habseligkeiten zu plündern begannen und ihm mit dem Tode drohten, rief er ihnen plötzlich zu, die Macht der Schaklen zu fürchten, und warf seine Perücke mit den Worten zur Erde: „Da ist mein Haar, eure Härte werden folgen.“ Die Araber flohen, indem sie ihre Beute im Stiche ließen. Bei einer andern Gelegenheit, als er astronomische Beobachtungen machte, wurde er von einem Haufen andringlicher Araber so eingeengt, daß er seine Arbeit nicht fortsetzen konnte. „Ihr Thoren! Sucht ihr den Untergang?“ sagte er endlich, indem er sich zu ihnen wandte. „Erkennt die Macht des Nazarenen!“ Hierauf winkte er einen der Schaklen zu sich und ließ ihn durch den Sextanten blauen, während er den Index langsam bewegte und den Barbaren merken ließ, wie die Sonne ihre Bahn verlasse und sich der Erde näherte. Blah vor Schrecken warf der Araber noch einem einzigen Blicke sich ihm zu Füßen und bat um Gnade, indem er ihn ansah, ihre Herzen und Ernten zu verschonen und sie nicht, wie es seiner Überzeugung nach in der Macht des Nazarenen stand, mit Seuche und Miswachs heimzusuchen.

## 2. Die bezauberte Turmuhr.

Auf dem Minaret der Eschamao-Kebr, der Hauptmoschee in Tanger, befindet sich eine große Uhr, deren Werke einst in Unordnung geraten waren und der Reparatur bedurften. Keiner von den Klau'igen wagte jedoch, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, da sie nicht einmal entdecken konnten, wo der Fehler eigentlich stecke, obgleich manche von ihnen mit großer Würde und Feierlichkeit ihr Urtheil darüber aussprachen. Unter anderem behauptete einer, daß höchst wahrscheinlich ein Eschin oder böser Geist seinen Wohnsitz in der Uhr aufgeschlagen habe, und man veruchte demzufolge verschiedene Beschwörungsmittel, die, wie jeder wahre Gläubige voraussetzen mußte, vollkommen dazu hinreichten, eine ganze Legion von Teufeln auszutreiben — aber vergebens! die Uhr war und blieb stumm.

Es blieb nichts übrig, als sich an einen christlichen Altmacher, „einen verfluchten Nazarener“, zu wenden, der zum Glück in der



„von Gott beschützten Stadt Tanger“ wohnte. Er war auch Genua gebürtig und natürlicherweise ein frommer Christ, weshalb es auch den getreuen Anhängern des Propheten schwer wurde, ihn einen solchen Dienst anzuvertrauen. Die Uhr war in der Mauer des Turmes befestigt, und man konnte unmöglich dem Kaffir erlauben, das Bethaus Allahs mit seinen gottlosen Fußstapfen zu beflecken.

Der eine schlug vor, die Reparatur lieber ganz aufzugeben; ein anderer wollte Bretter über den heiligen Fußboden legen, damit der Ungläubige ihn nicht berühren möchte; aber man hielt dieses nicht für eine hinlängliche Sicherheit, und es ward endlich beschlossen, einen Teil des Pflasters aufzuweisen, auf den der Kaffir treten würde, und die Mauern anzuweisen, an denen er vorüberging.

Man schickte also jetzt nach dem Uhrten und sagte ihm, was von ihm verlangt werde, indem man ihm vor allem einschränkte, die Schuhe und Strümpfe beim Eintreten in den Tempel abzunehmen. „Das thu' ich nicht,“ erwiderte der taptere kleine Uhrmacher; „ich habe sie nie abgenommen, als ich die Kapelle der heiligen Jungfrau betrat“ — hier bekränzte er sich mit großer Andacht — „und werde sie gewiß nicht im Hause eures Propheten abziehen.“

Die Muren versuchten in ihrem Herzen den Uhrmacher und sein ganzes Geschlecht und gingen bestürzt und verlegen auseinander. Die weisen Aeltern versammelten sich am andern Morgen; aber weit entfernt zu einem Entschluß zu kommen, waren sie am Mittag auf eben dem Punkte wie vor dem Frühstück, bis endlich ein graubärtiger Mueddin, der seither geschwiegen hatte, das Wort verlangte.

Der Kaid und der Kadi nickten ihre Einwilligung. „Wenn,“ begann der ehrwürdige Priester, „die Moschee baufällig ist und Kalk und Ziegelsteine nach dem Innern derselben geschafft werden, läßt man diese Bürden dann nicht durch Esel hineintragen, und sind diese Esel nicht beschuht (d. h. mit Hufeisen beschlagen)?“ „Allerhöchste!“ war die einstimmige Antwort. — „Und glaubt der Esel“, fuhr der Mueddin fort, „an Euren Gott oder an Mohammed, den Propheten Gottes?“ — „Kreuzlich nicht,“ erwiderten alle. — „Nun denn“ versetzte der Mueddin, „laßt den Christen beschuht wie ein Esel hineingehen und wie ein Esel herauskommen“. — Die Gründe des Mueddin fanden allgemeinen Beifall und in der Eigenschaft eines Esels betrat der Christ die Moschee von Tanger.

Nach Edmund Lay (Westall Barbary, L.)

## Kulturfeindlichkeit des Mohammedanismus.

### I.

Die marokkanische Frage. — Der Mohammedanismus feind und feindlich der Kultur und ohne Vaterlandsgefühl.

Mag man nun sagen, was man will, mag man es leugnen oder verheimlichen wollen: es giebt eine marokkanische Frage. Vielleicht bemüht man sich, sie zu ersticken, zu vertuschen: für lange Zeit wird es nicht gehen. Noch weniger aber wird man der Lösung der nordwestafrikanischen Angelegenheit für immer aus dem Wege gehen können. Ebenso wenig wie die Türken im Frieden sich hat entwickeln und auch nur annähernd auf die Kulturstufe der christlichen Länder Europas hat schwingen können, ebenso wenig wird Marokko friedlich sein Gesicht und seine Bestimmung erreichen. Hat doch selbst das Land, welches man von allen mohammedanischen Ländern das bestcivilisierte nennen konnte, das alte Pharaonen-Reich, auf regelrechte Weise sich zu einem Staate nicht zusammenschließen können.

Es liegt das im innersten Wesen aller mohammedanischen Völker. Wir sehen wohl, wie in den dem Islam unterstehenden Ländern die Elite der Bevölkerung den civilisatorischen Ideen huldigt, aber überall bleibt das Volk davon unberührt. Und selbst wenn die vornehme Bevölkerung mohammedanischer Länder Sinn zeigt für Kultur und höhere Gesittung, so beschränkt sich die Regierung dafür mehr auf die damit verbundenen Auserlichkeiten, als auf das ernste Wesen der Sache.

Dazu kommt noch, daß in allen mohammedanischen Ländern dem Volke das Vaterlandsgefühl abgeht. Den Anhängern einer Religion, wie der mohammedanischen, geht eben ihre Religion über alles. Der Türke so gut wie der Marokkaner kennt wohl einen Muslim, er sagt wohl, „ich bin Muslim und du bist ein Deutscher“ (auch dies erst in neuerer Zeit, sonst stets „Christ“ für alle Europäer), aber er sagt nie, „ich bin ein Türke, oder ich bin ein Marokkaner“. Der Mohammedaner unterscheidet nur „Gläubige“ und solche, die ein „Buch“ haben (Juden und Christen), und endlich „Ungläubige“. Für gewöhnlich nennen die Mohammedaner aber alle Andersgläubige einfach „Ungläubige“, also auch Juden und Christen. Daß es in mohammedanischen Ländern aus religiösen

Gründen nicht zur Entwicklung des Vaterlandsgefühls kommen konnte, war ein Grund der Schwäche. Ja, wenn die europäischen Staaten in richtiger Erkenntnis dieser Thatsache schon früher die mohammedanischen Länder befreien wollen nichts würde sie daran verhindert haben. So mächtig auch die Wirkung sein mag, die in der Verteidigung seines Glaubens liegt, bei denkenden Völkern ist die Verteidigung des Vaterlandes ein viel mächtigerer Hebel. Seinen Glauben kann man am letzten Ende mit sich hinwegtragen, aber niemand trägt sein Vaterland mit hinweg. Vor wenig hundert Jahren verließen allerdings noch Franzosen des Glaubens wegen ihr schönes Frankreich, aber man wird zugestehen daß um diese Zeit das Nationalbewußtsein auch in den christlichen Ländern noch nicht geweckt war.

Dazu kommt noch, daß in Ländern die Völker keine aus ihnen hervorgegangene Regierung, keine nationalen Fürsten haben, sondern von einer fremden Dynastie beherrscht werden. In der europäischen Türkei herrscht bei überwiegend christlicher Bevölkerung ein Osmanli. In Aegypten herrscht die Dynastie der Mehemet Aliden, aus Macedonien stammend, welche nichts mit den Kopten und den Fellahs, den Ureinwohnern von Aegypten zu thun hat. In Marokko regiert die Dynastie der Schürfa (Schurafa, Blur von Scherif), also Abkömmlinge von Mohammed, welche aber mindestens zwei Drittel der Bewohner, den Berbern, welche man als die Ureinwohner des Landes betrachten darf, durchaus fremd ist. Bis auf den jetzigen Herrscher des Landes waren stets die Sultane von Marokko die größten Christenhasser, die vollendetsten Tyrannen, viele von ihnen die unmenslichsten Mörder und alle jeder Civilisation abgerichtet. Dabei waren die Sultane von Marokko von einem religiösen Fanatismus besetzt, der an Wahnsinn grenzte und zugleich von einer Verachtung für Andersgläubige begleitet war, welche nur noch durch ihre Unwissenheit liberrissen wurde.

Gerhard Rohlf.

## II.

Klamm und Sklaverei.

Von Dr. Victor Eng.

Jeder christliche Reisende in der Nordhälfte des Continents hat neben dem Kampf mit Klima und räuberischer Bevölkerung auch

nach den Kampf mit dem Islam aufzunehmen, und hieran sind eben mehr Forscher gescheitert, als an anderen ungünstigen Verhältnissen der zu bereisenden Länder. Es ist leicht begreiflich, daß ein Reisender, der wegen seiner Eigenschaft als Christ von den Tuarek totgeschlagen worden ist, eine allgemeinere Teilnahme erregt, als ein anderer, der dem Tropenfieber erlag, und da die Zahl derer, die dem mohammedanischen Fanatismus zum Opfer fielen, gar nicht so unbedeutend ist, so begleiten den in mohammedanische Länder ziehenden Forscher neben den allgemein menschlichen Sympathieen noch speciell diejenigen des Christen. Zwar zeigt fast jede Religion das Bestreben, die weltherrschende zu werden, und nur die Mittel dazu sind verschieden, aber keine hat sich dieser Aufgabe in rücksichtsloserer Weise zu entledigen gesucht, als der Islam. Er ist die einzig privilegierte Religion von Gottes Gnaden und darf keine andere als ebenbürtig anerkennen, wo aber der Islam unter der Bevölkerung Eingang findet, soll auch gleichzeitig das Land in den Besitz der streitbaren Missionare übergehen. Der Islam verlangt die Weltherrschaft und war zweimal nahe daran, etwas dergleichen zu erreichen: einmal im achten Jahrhundert und dann im sechzehnten. Er wurde über die Pyrenäen und die Donau zurückgedrängt und gegenwärtig, wohl schon seit Anfang dieses Jahrhunderts, führt er in Europa wenigstens nur eine klägliche Schemenexistenz. Wohl breiten sich die Befürworter Mohammeds in Afrika und Indien gewaltig aus, aber die rohen Negerstämme Inner-Afrikas, die mühselig ihr Maah Rebir plappern können, werden wohl nie so gewaltige Maahstreiter werden, wie Araber und Türken. Ihr Europa kann also der Islam nie wieder eine Gefahr werden; die Drohung der Eufaltung der „grünen Fahne des Propheten“ und die „Erklärung des heiligen Krieges“ hat ihre Bedeutung verloren, und höchstens in Asien oder Afrika könnte damit eine vorübergehende Hemmung in der allgemeinen Entwicklung eintreten.

Der Islam hat scheinbar etwas Impassables, wenn er in seiner ganzen Größe und Reinheit dasieht, aber sowie er sich nur zu irgend einer Konzeßion gegenüber der modernen europäischen Kultur hergibt wird er zu lächerlicher Karikatur. Derselbe muß sich prinzipiell völlig ablehnend gegenüber dieser Kultur verhalten: er will und darf dieselbe nicht acceptieren und von diesem Gesichtspunkte aus verschließen sich die Mohammedaner — mögen es Araber oder Türken, Berber oder Neger sein — dem Eindringen abendländischer

Emiffäre. Die echten Gläubigen fühlen, daß, ſowie das Volk ſich mit europäiſchen Anſchauungen vertrauter macht, das Reich des Iſlam zu Ende iſt; ein ſo ſtarrs, konſervatives, jeden Fortſchritt abſolut ausschließendes Religionsſyſtem kann nur beſtehen, wenn es völlig intakt gelaffen wird, und für den frommen Moslim darf es nichts weiter auf Erden geben, als den Koran und deſſen Ausleger. Die Folge iſt alſo in Afrika und einem Theile Aſiens die religiöſe Unbulaſamkeit, die dann beim gemeinen Volke oft in der roheſten Weiſe zum Ausdruck kommt, und unter der die europäiſchen Pioniere der Wiſſenſchaft in erſter Linie zu leiden haben. Mit dieſem Fanatismus paart ſich eine im Charakter aller Morgenländer liegende unbegrenzte Patgier, die gemeintlich noch größer iſt, als die religiöſe Unbulaſamkeit und der die Religion oft genug nur als Vorwand für ſyſtematiſch ausgeführte Räubereien, Mord und Totſchlag dienen muß.

Der zahlreichen Europäer, die jetzt als Touriſten den ſogenannten Orient beſuchen, bringen vielfach eine falſche Meinung vom Iſlam und den Mohammedanern mit. Sie reiſen unter dem Schutze Europas und ſehen nur das dem Neuling ſicherlich Intereſſante des mohammedaniſchen Lebens, ihnen imponieren die ruhigen, würdevollen Geſtalten der Araber und Türken, die gläubig auf den Ruf des Muſezzin hin zur Moſchee ſchreiten, um ſich vor Allah in den Staub zu werfen. Dabei wiſſen ſie nicht, daß in dieſen Gebeten zur Vertilgung der Ungläubigen aufgefordert, wiew und daß den Gläubigen, der ſich beſonders im Kampf für die einzige und heilige Religion Mohammeds ausgezeichnet hat, unausſprechliche Freuden bereiten erwarten. Garri doch ſeinet ein Paradies mit blumenreichen Gärten, kühnenden Quellen, köſtlichem Waſſer und ſchönen Houris.

Aber dieſe Vorſtellung für die Mohammedaner haben nicht bloß die flüchtig durchreiſenden Touriſten; auch zahlreiche Geſchäftsleute erklären, viel lieber mit Türken und Araber verkehren zu wollen, als mit den im Orient aufſitzigen Chriſten. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieſe letzteren inſolge des Jahrhunderte langen Bruchs ihres Geſühl für Rechthchkeit verloren haben, das als Baſis eines geſunden Handels anſehen werden muß.

Der Iſlam erzieht ſeine Befenner direkt zur Heuchelei und Lüge gegenüber dem Ungläubigen und jeder, der längere Zeit mit Mohammedanern zu thun gehabt hat, wird ſich gewiß bitter beklagen



über die Völlguthaftigkeit und Treulosigkeit derselben, die wenigen Ausnahmen beweisen eben nur die Regel.

Dass es kein zu scharfes Urtheil ist, wenn man den Mohammedanern Raubsucht und religiöse Unduldsamkeit vorwerft, dafür giebt es Belege genug. Man sehe nur einmal die Liste der Opfer an, die in den letzten fünf oder sechs Decennien, seit Beginn der modernen Afrikaforschung der Habsier und dem Fanatismus in Nord-Afrika erlegen sind: Der englische Major Gordon Laing, ermordet im Jahre 1824 zwischen Timbuktu und Aruan; der Engländer Davidson, ermordet im Jahre 1836 zwischen Tensus und El Aïch; die Ermordung Bogels und später v. Neumanns an der Grenze von Wadai; die Holländerin Fräulein Zinné, ermordet im Jahre 1869 im Wad Aberdichsch zwischen Murzuan und Khat; die französischen Reisenden Fernel-Duverre und Zoubert, im Jahre 1872 ermordet vier Tagesreisen südöstlich von Khadames; Bouchart, Paulmier und Menoret, 1875 ermordet in Metli, auf dem Wege zum Tuat; die beiden eingeborenen Führer des Reisenden Lorgeau, 1876 ermordet auf dem Wege nach Khat; die Ermordung des österreichischen Malers Ladein im Jahre 1880 in Marokko; die Verbrennung eines Juden in Fès der Hauptstadt Marokkos, während meiner Anwesenheit daselbst im Januar desselben Jahres; der Überfall der Gallischen Expedition nach Segu seitens mohammedanischer Bamboroneger im Jahre 1881; das furchtbare Gemetzel unter den Mitgliedern der Expedition Platters; die Ermordung dreier algertanischer Missionare des P. Richard und seiner Begleiter bei Rhadames im Dezember 1881; Karl Soller, ermordet 1881 am Schott Tchaia im Wad Draa; die Vernichtung der italienischen Expedition Guiretti auf dem Wege von Assabai nach dem Salima; die Ermordung des österreichischen Reisenden Dr. Ronger durch Araber (auf asiatischer Seite); ferner die Gefangenschaft Barths in Timbuktu und die Gefangenschaft Nachtigals bei den Tabu; die lebensgefährliche Verwundung von Gerhard Kohl's im Jahre 1864, die Plünderung der Kohl'schen Expedition nach Kufrah 1879 durch Leute der Sekte Es Sennsi; die Plünderung Soleillet's auf dem Wege von Senegal nach Adran 1879, sowie den Angriff auf mich und meine Begleitung durch die Uad el Masch bei Timbuktu, die geplante Massakrierung meiner Expedition durch Sidi Hussein in Mech und der Angriff des Hobels auf mein Haus in Larudam im Jahre 1880. Die Verhältnisse in den letzten Jahren in Algerien, Tunis und Agypten sind reich an

Gräueltthaten gegen Andersgläubige. Die Ermordung von Hunderten friedlicher spanischer Kolonisten durch die Horden Bu-Amenas in Algier und das Massacre von Alexandrien zeigen, daß eine Kastrheke, wie sie seinerzeit in Syrien stattfand, durchaus kein unmögliches Ereignis heutzutage noch ist. Die Art und Weise, wie im vorigen Jahre der hochgelehrte Professor Palmer und seine Begleiter Lieutenant Harrington und Kapitän Gill auf der Sinaihalbinsel ermordet wurden, zeugt von einer bestialischen Grausamkeit der dortigen Ueberhorben. Und auf was anderes läßt sich der neueste Aufstand des Mahdi, des falschen Propheten im ägyptischen Sudan zurückführen, als auf einen neuen Versuch des Islams, sich der modernen Kultur und damit seines Zusammensturzes zu erwehren.

## Berber und Araber in Marokko.

### Gegensätze ihrer Charaktereigenschaften und Lebensweise.

Von Friedrich Müller und Schwelger-Vergensfeld.

Die Berber bilden mit den Ägyptern, Bedschas, Somal, Donsal und Wallas den hamitischen Stamm der sogenannten mittelländischen Rasse. Die heutige Sprachforschung hat nachgewiesen, daß die Sprachen aller dieser Völker aufs innigste miteinander verwandt sind und daß sie sich vermöge der ursprünglichen Einheit ihrer Form nur als Abkömmlinge einer in ihnen aufsgangenen Ursprache begreifen lassen. Die Sprachforschung hat ebenfalls die genaue Verwandtschaft der hamitischen Sprachen mit den semitischen nachgewiesen, jedoch eine ursprüngliche Einheit der Semiten und Hamiten bestanden hat und beide Stämme in grauer Vorzeit sich von einander getrennt, und gesondert sich ganz eigentümlich entwickelt haben. Diese Stämme sind alle aus Asien eingewandert.

Im Laufe der Zeit haben die Berber, die heute unter dem Namen Imascharh (auch Imaharh Amazirghen, Mazig Tuat) zusammengefaßt werden, sich mit fremdem Blute bedeutend vermischt; als direkte Nachkommen der alten Pöyer, Kumbier und Gantiler bilden sie eine weit ausgebreitete, zum teil nomadisierende Nation, welche das ganze westliche Nordafrika bewohnt und namentlich alle

Dafen der Sahara inne hat. Die einzelnen von einander unabhängigen Staaten führen besondere Namen: die in den Gebirgen von Alger und Tunis wohnenden heißen Kabylen (arab. Qabul, d. i. Stämme), die Gebirgsbewohner im südlichen Marokko Schulluh (Schellichen) u. s. w. Die Einwanderung der Vandalen, welche helle Hautfarbe, rothblondes Haar und blaue Augen hatten, hat bewirkt, daß einige nordafrikanische Berberstämme andere Rassenzeichen haben, als die von der Vandalen-Einwanderung nicht berührten Stämme, namentlich die der Sahara. In Marokko brachte die Verschmelzung mit den Arabern in dem altberberischen Urstamme der Maurusier jene typischen Veränderungen hervor, welche die heutigen Mauren von den übrigen, eigentlichen Berbern unterscheiden.

Die Berber nahmen zwar nach der islamitischen Invasion die Lehre Mohammeds an, aber sie blieben in ihren Charaktereigenschaften, ihren Sitten und physischen Eigentümlichkeiten die Alten. Schweiger-Verchenfeld schildert (Oesterreich. Monatschrift für den Orient 1882 Nr. 1) die Gegensätze zwischen Arabern und Berbern in folgender meisterhafter Weise:

Schon das Äußere unterscheidet den Berber vom Araber. Während er, der Araber, schwarze Augen und schwarzes Haar, ovales Gesicht auf langem Halse hat, erscheint der Berber mit viereckigem Kopf, mehr in den Schultern stehend, und meist blauäugig und rothhaarig, der Araber bedeckt den Kopf und womögl. die Füße; der Berber hat Kopf und Füße nackt, trägt ein langes, wollenes Hemd, Samaschen, Schurzfell und einen Fahl — alles schmutzig und zerlumpt, vom Großvater auf den Vater und von diesem auf den Sohn vererbt. Der Araber lebt unter dem Zelte, das er weiter trägt; der Berber in fester Niederlassung und haset am Boden. Der Araber ist arbeitscheu, der Berber fleißig und anständig. Wenn jener nur nothgedrungen sich zum Ackerbau versteht und am liebsten seine Herden weidel, baut dieser seine Thäler gartenmäßig und ergiebt sich mit gleichem Eifer dem Handwerke als Bergmann, als Schmied, und von Alters her als Falschmünzer. Doch scheint der letztere Verrug der allein landesübliche; denn während der Araber sich sehr aufs Klügen versteht und auch im Kriege den Verrat liebt, wäre die Lüge für den Berber (wenigstens für den berberischen Kabylen) eine Schmach, und seinem Angriff schickt er die Kriegserklärung voraus. Der Araber läßt sich den Mord abkaufen, unter den Berbern muß

der Mörder sterben und giebt es überhaupt das Recht der Blutrache. Der Berber ist stolz, seinen Schutz auch über Unbekannte zu üben; er liebt die Freiheit über alles und hat sich nie unter einen Sultan gebeugt, wie die Araber.

Dennoch wird nicht zu leugnen sein daß das berberisch-arabische Mischlingsvolk der Mauren das Berbertum weit überragt, und daß es einst der Träger einer Kultur war, die im moslemischen Orient weder früher noch später ihres Gleichen hatte. Es war dies das klassische Zeitalter des spanischen Maurentums. Aus den Trümmern des Ommejaden-Reiches ging eine ganze Menge berberisch-maurischer Dynastien hervor, die aber arabischen Kunststil, arabische Wissenschaft und Dichtkunst sich angeeignet hatte. Zuvor die Dichtkunst fand begeisterte Pflege. Ein rasch und treffend erdachter Vers konnte ein Dorf eintragen oder die Kette des Gefangenen sprengen. Der Adressmann dichtete hinter dem Pfluge, und die Staatskanzlei schickte diplomatische Noten in Reimsenform. Wir treffen eine Puril des Wertes und der Liebe, die auf eine nicht-moslemische Freihaltung der Frauen schließen läßt, wie sie sonst im Orient unbekannt ist. . . . Es versteht sich von selbst, daß an Höfen, wo man den Weintrunk statt des Frühgebetes eingeführt, wo man den trockenen Saumen der Fernische verhilmt, gazellenschlaue Mädchen für die wahren Muezzins, deren Augen für die beste Lampe zum Erleuchten der Klaus erklärt — daß dort auch keine Spur von Glaubenszwang gegenüber den Nicht-Moslemern vorhanden war. Damals war es jedem Christen unbenommen, sich einer Handelskarawane, die von den nordafrikanischen Küsten nach dem Innern des Kontinents obging, anzuschließen, was heute selbst Reisenden, die unter den Fittichen einer offiziellen Persönlichkeit oder in der Maske als Moslem reisen, allemal schwer wird. . . .

Ueber das gegenwärtige Verhältnis zwischen den Mauren und den Berbern läßt sich in Kürze sagen, daß es ein schlechtes ist. Heiraten zwischen beiden Völkern kommen so viel wie gar nicht vor, und der gegenseitige Verkehr ist auf ein Minimum beschränkt. Der Schlüssel zu diesem Verhältnisse findet sich leicht, wenn man die eigentümliche Stellung der Berber unter allen Völkern des afrikanischen Nordrandes und ihre Vergangenheit in Betracht zieht. Die berberisch-arabische Blut- und Rassenmischung, wozu noch spanische und italienische Elemente kommen, sieht zu dem reinblutigen Berbertum oder zu der berberisch-vandalischen Blutmischung im strengsten

Gegenlage. Dazu kommt noch, daß die Machthaber nicht der Berber-  
 rasse angehören und sich sonach von vornherein in einem nationalen  
 und politischen Gegenlage zu der Uebelbevölkerung befinden. Nach  
 Lebensweise und Sitten entscheiden mit. Dennoch dominiert beispiels-  
 weise in Marokko das berberische Element ganz bedeutend. Von der  
 Gesamtbevölkerung des Gebietes sollen die Berber mindestens zwei  
 Drittel ausmachen. Hinsichtlich der räumlichen Verteilung ge-  
 staltet sich das Verhältnis für die Berber in noch höherem Grade  
 günstiger, denn da sie die eigentliche Landbevölkerung repräsentieren  
 und alle Gebirgsstriche occupiert halten, während die Mauren nur  
 die Städte oder deren engern Bereich einnehmen, fallen auf jene ein  
 Fünftel, auf diese vier Fünftel des Gesamtareals. Die Berberstämme  
 Marokkos sind, wenn man sich ihr Verhältnis zu den Machthabern  
 vergegenwärtigt, nur nominelle Untertanen des Sultans. Sie  
 selber dünken sich vollkommen frei, und jede Abgabe an den Staat  
 kann ihnen nur durch List und Gewalt abgerungen werden. So oft  
 der Sultan zu dem Entschlusse gelangt, von den Berberstämmen  
 Abgaben zu erpressen — was häufiger als billig zu geschehen  
 pflegt —, so läßt er sich durch die betreffenden Statthalter der Pro-  
 vinzen einen heikelsamen Überschlag des Ertrages der Gärten und  
 Herden geben und bestimmt darnach seine Forderung. Hierauf wird  
 diese den verschiedenen Tribus durch ihre Marabouts verkündet und  
 die Mahnung beigefügt, der Abgabenerleistung gütwillig nachzukommen.  
 Allein selten wird dieser Forderung Folge geleistet, ja die Marabouts  
 selber sind diejenigen, die die Abgabenerweigerung in erster Linie  
 verursachen und den Widerstand nach Kräften schüren. Ist dieser  
 zum offenen Ausbruche gelangt, so bietet der Sultan seine Streit-  
 kräfte auf, und aus der Abgabenerweigerung entwidelt sich ein regel-  
 rechter Krieg — natürlich ein solcher nach einheimischen Begriffen,  
 mit Mord und Totschlag, Plünderung und Raub. Man nennt dieses  
 Verfahren „eine Provinz aufheben“, und man muß gestehen, daß  
 der marokkanische Staat „einen guten Magen hat“. . . . Natürlich bleiben  
 die Repressalien seitens der Berber nicht aus. Ihre Einfälle in die  
 Thalgebiete, die immer elementar hereinbrechen und ihren Zerstörungs-  
 handwerk erfüllen, richten ganze Provinzen zu Grunde und verwandeln  
 blühende Anwesen in eine Wüste, wenn nicht in einen mit Leichen  
 besetzten Kirchhof. . . .



## Die Westküste von Afrika.

Die Küste von Goree bis zum Alt-Kalabar-Strom — Schilderung von Fule-Town. — Der Piegereidung. — Die Eingeborenen.

Die afrikanische Westküste ist, ihre Nähe zu Europa in Betracht gezogen, von allen zu Wasser erreichbaren Ländergebieten das verhältnismäßig von Reisenden am wenigsten besuchte, und obwohl die englischen Postboote jetzt allmonatlich eine regelmäßige Verbindung zwischen ihren wichtigsten Punkten unterhalten, werden die gefährdeten Klimastiche für immer Leben abschrecken den nicht sein Geschäft, Beruf oder die Wissenschaft dahinführen. Die Dampfschiffe, die auf den canarischen Inseln anlaufen, berühren die afrikanische Küste zuerst in der französischen Niederlassung Goree südlich am Senegal, in einer Bucht des dort nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Festlandes.

Die nächste Station bildet das englische Bathurst, an der Mündung des Gambia gelegen und Sitz des dortigen Gouverneurs. Der Pflanzenwuchs wird reicher und üppiger besonders wenn man die Region der Mangrovelische passiert hat, doch bleibt die Küste ein eintönig flacher Strand, bis sie sich in den malerischen Kluppen der Bucht von Sierra-Leone zu heben beginnt.

Liberia liegt am Fuße des hochbelaubten Kap Mount, und dann nimmt die sorgfältig angebaute Kornküste ihren Anfang, wo überall Erdbeeren und weiße Kirschen aus den dunkeln Pfläzen hervorschaalen, und Hunderte von Booten, geschäftig vom Lande fahend, das Meer bedecken, sobald das Dampfschiff in Sicht ist.

Nähe springt im Süden das Kap der Palmen vor, welches das Gebiet der Marou- oder Krusfamilie durchschneidet, und dann tritt die Küste in die zweite Bucht von Guinea zurück, der Name Guinea hat sich aus dem Mittelalter, von dem goldreichen Guinaha her vererbt, und scheidet sich in Nord- und Süd-Guinea, als deren Grenze das Kamerun-Gebirge, Fernando-Po gegenüber, angenommen wird.

Südlich vom Kap Palmas beginnt das wellenbürmige Hochland der Waldküste, vielfach auf den Höhen noch mit den Resten jener Zeit des Kausrechts gekrönt, wo dort die seefahrenden Nationen Europas, Niederländer, Engländer, Franzosen, Dänen, mit Blut und Leben um Gold und Sklaven feilschten Einige derselben dienen

nach jetzt zu Handelscomptoiren und Garnisonen, haben aber vielfach ihre Herren gewechselt, und das alte El-Mina, die erste portugiesische Niederlassung in Guinea, ist jetzt in den Händen der Holländer.

Das sogenannte Cap-Coast-Castle, wenige Stunden von El-Mina gelegen, bildet einen Anlegeplatz der Dampfschiffe, und über die Berge sieht man die Heerstraße hinziehen nach Coomassie, der Hauptstadt des mächtigen und schrecklichen Aschantireichs. Auf ihr stiegen verschiedene Male die Regenten seiner gerüsteten Kriegsscharen nach dem Meere hinab, und mehr als einmal hing der Bestand der englischen Niederlassung an einem schwachen Faden. Doch gelang es, sie zu behaupten, und dadurch bleibt der König von Aschanti vom Meere abgeschnitten, moogen sein nebenbühlerischer Nachbar, der König von Dahomey, gleich im ersten Anlauf der Eroberung die europäischen Forts von Whydah zerstörte, und so sich einen offenen Exportationsmarkt für seine Sklaven schuf.

Weiter südlich beginnen die Flüsse, auf denen der jedes Jahr an Bedeutung zunehmende Palmölhandel getrieben wird, die lange bekannt, aber kaum beachtet waren, deren Mündungen aber jetzt der Reisende in andächtiger Beschauung hinaufseht, denn er weiß, daß in ihnen die Wellen des viel gesuchten Niger rollen. Das Dampfschiff läuft gewöhnlich in Bonny an, besucht dann später noch den Alt-Kalabar und Kamerun, und schließt seine Fahrt in Fernando-Po, von wo es nach England zurückkehrt, dieselbe Stationsroute in umgekehrter Richtung durchlaufend.

Wir befinden uns vor der Mündung des Alt-Kalabar, eines in einer imposanten Wassermasse, deren Breite auf zwölf bis fünfzehn (engl.) Meilen geschätzt werden mag, ausströmenden Flusses. Wie zur Papageien-Insel (Parrot-Inland auf den Karten), wo ein dichter Wald von Rhizophoren täglich neues Land bildet, kann die Einfahrt als ein Arm der See oder ein Asmarium betrachtet werden, der noch verschiedene andere Zuflüsse aufnimmt. Die Küste Afrikas blüht niedrig und trüb aus dem trüben Wasser in einen grauen Nebel hinein, der dem späthenden Tage jeden Anblick des mächtigen Kamerun-Gebirges, das fentlich aufsteigen mag, entzieht. Etwa fünfzig Meilen aufwärts erreicht man Inke-Town (4° 37' 65" nördl. Br.), den Haupt-Stapelort dieses Flusses auf einem freien, aufsteigenden Terram, dessen frühere Vegetation angenehm gegen die da kein Mangrovebüsche aufsteht, die vorher die Ufer bedeckten. Die

Behnhäuser der Neger stehen unter und an dem Hügel, von dem die freundlichen Wohnungen einer englischen Missionsstation, im europäischen Stile gebaut, herabsehen.

Der Kolabar war lange Zeit ein bedeutender Ausfuhrhafen für Sklaven, aber in einem 1842 auf Verlangen der englischen Kreuzer unterzeichneten Vertrag machten sich die damaligen Häuptlinge, Gyo und Gyamba, verbindlich, dem Menschenhandel zu entsagen, und seitdem hat die Kultur des Palmöls und seine Ausfuhr bedeutend zugenommen. Sie ist fast ganz in den Händen der Engländer, und mehrere Schiffe, die in ihrem abgetakelten Zustande, mit Strohdächern überhaut, schwimmenden Häusermassen gleichen, liegen auf dem Fluß vor Anker.

Die Hütten des von den Engländern Duke-Town genannten Nefens, der bei den Eingeborenen Akarrah heist und gegen tausend Familien enthalten mag, stehen ordnungslos auf dem unebenen Terrain umher, so daß von Straßen, deren Reihen zwar angedeutet, aber nicht eingehalten sind, kaum eine Rede sein kann, zumal jeder die Straße zugleich als Hof benützt, um allen Unrat dorthin zu werfen. Der Boden ist ein roter Lehm, der bei Regenwetter sich in einen schlammigen Morast verwandelt, und macht es oft bedenklich, die Abhänge hinabzuführen, die meistens ein Hand von dem andern trennen. Die Häuser selbst sind aus leichtem Fachwerk aufgeführt, das von außen mit Lhon beschmieret und von innen durch Matten und Abdeckungen getrennt ist. Viele derselben standen zerfallen oder wenigstens unbenuzt, da der Sohn beim Tode seines Vaters die Wohnung für ein ganzes Jahr leer stehen läßt, um die Ruhe der Seele, die solange darin fortlebt, nicht zu stören. Ehe er aufs neue einzuziehen wagt, errichtet er ein sogenanntes Teufelshaus für die jetzt heimatlose Seele, wo sie von den nekromantischen Ceremonien-Anadigen beschworen und zu den gewünschten Aussprüchen gezwungen werden kann.

Die Häuser der Reichen schließen freie Plätze ein, um welche Veranden laufen, und tragen mitunter einen balkonartigen Ausflaß als zweiten Stock, zu welchem Treppen hinauführen. Man könnte leicht versucht sein, viele derselben für Möbelmagazine oder die Nabe eines antiaustischen Trödlers zu nehmen, da der gute Ton unter der Negrarchokratie verlangt, ihre Wohnungen möglichst mit allen Arten europäischer Luxusartikel vollzustopfen, obwohl niemand an ihre Benutzung denkt, oder sie auch nur versteht. Wenn der Matadore

des Kaufmannsstandes, der uns zu sich einlud, fanden wir in seinem Brunnlgemach so eingepfercht zwischen zerbrechlichen Porzellan-, Glas-, Spielsachen, die auf dem Boden umherstanden, daß er weder Hand noch Fuß zu rühren wagen durfte — eine Verurtheilung zum Stillstehen, die ihm anscheinend sehr behagte. Noch überfüllter war ein Saal in der obern Galerie, der die sonderbarste Kumpellammer der ihm von den Kapitänen gemachten Geschenke bildete, und wo es der Mühe wert gewesen wäre, die Veränderungen der Mode in den letzten fünfzig Jahren zu studieren, von dem Moecoco-Armstessel an bis zum amerikanischen Schankelstuhl. Da waren Fortepianos, Tische, Stühle, verschiedene Taseluhren mit und ohne Getriebe, Alabastervasen, Trinkbecher, Seidel und Schoppen, Kronleuchter und Lampenglocken, Teller, Suppenterrinen und Kratichaffeln, alles in der barocksten Manier aufeinander gestapelt. Die Wände waren bedeckt mit Zierthronen, Spiegeln und Bildern in solchem Ueberfluth, daß es oft nötig war, zwei oder drei übereinander zu hängen um Platz zu finden.

In einem Nebenhof standen die Häuser für die Frauen des Harems, die am Kalabar schwere, messingene Trichter an den Beinen tragen, so daß sie sich nur in einem langsamen, schleppenden Gange bewegen können. Die Reichen besitzen eine große Zahl derselben, besonders der König, mit dessen Frauen nur zu reden schon als ein Kapitalverbrechen betrachtet wird. Der mittlere Hof enthielt einen Holzpfiler, um dessen Mitte ein eiserner Ring genagelt war, als schützender Fetisch, und zu gleichem Zweck hingen oberhalb jeder Thür Fischknochen herab. In dem benachbarten Kamerun legt man auf einen solchen Fetischstock die Knochen eines Vogels, der innerhalb des Hauses gestorben sein muß. Eine andere Form dieses Fetsches (Ephonyong genannt) ist ein mit Fenz umwickelter Pfeiler, auf den ein Schädel gestellt wird. Daneben findet sich häufig ein Zupbaum gepflanzt, an dem eine varaklische Pflanze wächst und dessen Wurzeln mit Blut begossen werden. Vor der Schwelle wird ein menschlicher Schädel eingegraben, so daß jeder Eintretende ihn mit seinem Fuß berühren muß.

Das Haus des Königs zeichnete sich vor den übrigen nur durch seine Größe aus und war in ähnlicher Weise eingerichtet, doch zeigten die mit gelben und schwarzen Streifen bemalten Wände eine pyramidale Neigung, die ich bei den übrigen Häusern nicht bemerkt habe. Die Decke des Zimmers war vollgesteckt mit Fetschen von

Knochen, Federn, Zeuglappen, Eierschalen u. dgl. m. Der Hof, in dem verschiedene, aus Palmfasern gefertigte Schirme standen, enthielt ein niedriges Festschhaus, um welches halb mit Wasser gefüllte Blumentöpfe gestellt waren und vor der Thür lagen verschiedene Schädel von Menschen und Tieren neben dem eisernen Rande einer Kanone, die größtenteils in den weichen Boden eingesunken war.

Der Regulus, eine schwerfällige, ungestaltete Gestalt, der, wie sein Hofstaat, nur mit einem Lendentuche bekleidet war, empfing uns, indem er mit dem Daumen und Mittelfinger ein Schnupfen schlug, die gewöhnliche Weise der dortigen Landesbegrüßung. Er saß, trotz aller Thronessel und Dawa, die seine Schatzkammer einschloß, auf einer niedrigen Lehmbank, und war eben erst aus dem Schlaf erwacht oder gerade im Begriff, sich dazu niederzuliegen, obwohl dieser glückliche Übergangszustand bei ihm wie bei allen afrikanischen Potentaten, seit der Bekanntschaft mit dem Rum der Sklavenhändler, als der normale angesehen werden darf.

Der verstorbene König Gyamba soll ein eisernes Haus bewohnt haben, das fertig von England verschifft war, aber nach seinem Tode unter feierlichen Ceremonien zerstört wurde, damit er sich desselben im Jenseits bedienen könne. Alle zum Lebensunterhalte nöthigen Geräthschaften werden aus demselben Grunde, in abschüssig beschadigtem Zustande, mit ins Grab gegeben, auf dem früher auch Sklaven und Weiber geschlachtet wurden. Jetzt wird meistens nur ein Holz geosfert, der in dem Grabe aufgehängt wird, um daran abzusterven.

Außer dem erwähnten Hause ließ sich dieser durch europäische Civilisationsideen angefedte Monarch auch ein paar Pferde und eine Kutsche kommen, obwohl ein Weg, auf dem dieselben gehen konnten, erst gemacht werden mußte. Bei dem Mangel eines Ausdrucks für Pferd in der Gbil-Sprache nannten es die Eingeborenen Guang makara (des großen Mannes Kuh) und die Kutsche Niof umong makara (des weißen Mannes Kuhhan). So bezeichneten die Tahltier das erste Pferd, das sie sahen, als „des weißen Mannes Schwein“, und die Odjibeways als „das Tier mit ungespaltenem Fuß“. Da die importierten Pferde bald am Malaria litten, so pflegte Gyamba in vollem Ornat und unter ein paar mächtigen Sonnenschirmen gravitatisch hinter seiner Kutsche herzuspazieren, die von einem Haufen Sklaven auf der mit vieler Mühe angelegten Fährtrasse hin- und hergezogen wurde. Gegenwärtig ist



von dieser nichts mehr zu sehen, doch lagen auf den am Flusse hinkausenden Gassen, die durch Fäschinen gegen die Überschwemmungen desselben geschützt waren, Sandhaufen aufgeschüttet, mit denen eine Nivellement des Terrains versucht zu sein schien.

Die Außenwände der besser erhaltenen Häuser zeigten bunte Malereien, deren genaue Regelmäßigkeit anzuerkennen war, da sie mit freier Hand ausgeführt sein sollen. Diese Kunst wird nur von Frauen geübt, die auch Figuren in Calabassen schneiden und chirurgische Operationen ausführen.

Die freien Bürger, die nie eine Handwerksarbeit unternehmen würden, tragen gewöhnlich ihr Haar in ein festes Horn aufgedreht, das über der Stirn hervorsteht. Viele hatten runde Brandnarben auf Arm und Stirne gedrückt, und wie der Dolmetscher erklärte, bedeutete jede derselben den Wert eines Thalers, der auf Erden in dieser Weise durch Ertragung des Schmerzgefühls angelegt und später im Himmel mit Zinsen zurückerstattet werden würde. Sie wurden nach Art der Moras, durch Baumwolle, die in Spiritus getränkt ist, eingebrannt.

In der Nähe des königlichen Palastes stand auf einer niedrigen Erhöhung das große Palaverhaus des Egbos, eine von Säulengängen umzogene Halle, die im Innern von zwei Metallpietlern getragen wurde. Vor der Thür stand die heilige Egboertrommel aus einem hohlen Baumstamm gefertigt, und daneben lag ein mächtiger Basaltblock, der von Fernando-Po oder, wie andere behaupteten, von der Prinzemusel gebracht sein soll. Alte Bäume im Umkreis, mit aufrechten Eisenstangen abwechselnd, waren mit Zeugseilen behängt, und an dem Stamm des dicksten derselben lehnten Elefanten- und Manatirknochen, zum Teil in Zeug gewickelt.

Der Eintritt in die inneren Gemächer des Egboerkaufes ist niemals dem außer den in die höheren Grade des Erbens Eingeweihten gestattet.<sup>\*)</sup> Weiterhin kommt man zum Marktplatz, wo jeden andern Tag Frauen ihre Produkte zum Verkauf bringen. Am besuchtesten ist er an dem ersten Tage der Woche, die hier aus acht Tagen besteht, den Chop-Day oder Nana-e-bere, an dem jeder sein Haus mit Ruchmischwasser reinigt, und der König gewöhnlich den Kapitänen und

<sup>\*)</sup> Es werden unten genaue Nachrichten über den unerhöchlichen Geheimbund des EgboerErbes, den selbst manche europäische Konsulate genötigt sind belästigen.

Supercargos der im Hafen liegenden Schiffe ein festliches Mahl giebt.

Der Kalabar oder Nonga heißt in der Sprache der Neger *Alpa-Efil* oder Wasser von Efil. Der Ursprung ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt, doch scheint die früher vermutete Verbindung mit dem Niger mittels des sogenannten Groß-Niger jetzt widerlegt. Der Reisende Gollhurst, der im Jahre 1832 von hier in das Innere vordringen wollte, behauptete von der Existenz derselben gehört zu haben, starb aber, ehe er die beabsichtigte Beschiffung hat ins Werk setzen können. Schätzbare Beiträge zur Kenntnis dieses Flusses haben Oldfield, Cummins und zuletzt Beecroft, der frühere Gouverneur von Fernando-Po, geleistet.

Die jetzigen Bewohner von *Dule-Town*, *Old-Town* und *Kurritunko* oder *Greel-Town* kommen aus dem *Ghoo-Chary*-Gebiet an dem Großflusse. Sie ließen sich unter den Aboriginern, den *Kwa*, nieder und traten nominell zu ihnen in eine Art Tributpflichtigkeit, wie auch jetzt noch die Oberherrlichkeit von dem König von *Kwa-Town* oder *Abakpa*, einige Stunden oberhalb *Dule-Town*, in Anspruch genommen wird. Früher wurde die Abgabe der europäischen Schiffe an den *Kwa*-Abzug bezahlt, aber vor einigen dreißig Jahren machte sich *Dule Ephraim*, der in der nach ihm benannten *Dule-Town* wohnte, von ihm unabhängig, indem er die Ablieferung unterließ und die Gebühr für sich selbst erhub. Viele Pändereien an beiden Ufern des Flusses gehören noch dem *Kwa*-Volke, aber eine nach der andern werden dieselben von den *Kalabarenen* erworben, und die *Kwa* verschwinden mehr und mehr, so daß ihre Nationalität zum Teil schon in die unbestimmteste Bezeichnung von *Buschmännern* aufgegangen ist.

Fast alle handeltreibenden Stämme längs der Westküste sind aus dem Innern dahin gewandert, indem die ursprünglichen Bewohner des Landes entweder unterjocht verdrängt oder ausgerottet wurden. Der Handel ist das absorbierende Interesse von Kalabar, und jeder ist Kaufmann, meistens Palmhändler groß oder klein, je nach seinen Mitteln, der König selbst in der Spitze.

Prof. Dr. Bastian,  
Geogr. u. ethnol. Bilder.

## Die Kruneeger.\*)

Im Süden von Liberia schließt sich die sogenannte Krunküste an, die von einer zahlreichen Negerbevölkerung bewohnt wird.

Was für Ostasien und Amerika die Kuli, das sind — *mutatis mutandis* — für die afrikanische Westküste die Kruneeger. Ihre Heimath sind die noch unabhängigen Gebiete im Süden von Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia bis zum Kap Palmas, zwischen dem 4. und 6. Grad nördlicher Breite, dort wohnen die freien Kruneeger in zahlreichen Dörfern und Gemeinden und unternehmen von da aus ihre Raubzüge in das Innere, um Sklaven zu fangen; eine ordentliche Beschäftigung, Handel oder Ackerbau, kennen diese Leute ebensowenig wie alle anderen Stämme.

Die zahlreichen Faktoreien welche längs der westafrikanischen Küste vom Senegal an bis hinunter nach Benguela zerstreut sind, wären Abel daran, wenn es keine Kruneeger gäbe. Die in den Faktoreien vorkommenden schweren Arbeiten, das Faden und Fischen der großen Kauffahrer, die aus Mangel an Beinen häufig zu unternehmenden Kanoefahrten, das Reinigen und Ordnen der für den Export bestimmten Naturprodukte — Palmöl, Kautschuk, Rot- und Ebenholz, Elfenbein, Urnküsse u. s. w., kurz alles, was in diesen Handelsniederlassungen an schwerer Arbeit zu thun ist, wird von den „*croo-boys*“ besorgt. Die Trägheit der Eingeborenen an den meisten Küstenplätzen ist derart, daß dieselben zu solchen Verrichtungen sich nie hergeben, und selbst da, wo die Eingeborenen in wohlverstandener Interesse die Anlage einer Faktorei wünschen, können die Europäer doch nicht darauf rechnen Arbeiter zu bekommen, sondern müssen sich *croo-boys* verschaffen.

Selbst die regelmäßig verkehrenden englischen Passagierdampfer verlassen sich, sobald sie jene Küsten erreicht haben, mit einigen

\*) Das Auftreten von Krunk beginnt Liberia bedeutend überschreitend, in Sierra Leone, im Nordwesten Liberia, geht die Krunkküste entlang und reicht etwas mehr als 15 Grade west gegen Osten. Die Krunk haben, ähnlich den indischen Kaffern, gelbe Hautfarbe aber schwarze Streifen in der Mitte der Stirne. Als Charakteristika des Krunkes ist „Negerthum der höheren Stufe“, namentlich zeigt die Vorderseite des Kopfes bei den Krunk die Stirne gut gestaltet und groß, und sie unterscheiden darin häufig von vielen der anderen Negervölker. (Vgl. von Schlegel u. v. d. Hagen, *Charakteristik der Kruneeger*, Sitzung der mathem.-phys. Klasse vom 5. Jan. 1875.) Baumgarten.

Duwend dieser schwarzen Arbeiter für die Dauer ihrer Reise; die Fahrt derselben geht bis St. Paul de Loanda, und bei der Heimreise werden dann die Neger wieder abgesetzt. Häufig bekommen diese Dampfer auch von Faktoreien den Auftrag, eine größere Anzahl dieser *croo-boys* mitzubringen oder nach abgelaufener Dienstzeit wieder in ihre Heimat zu befördern, so daß ein solches Schiff oft mit Hunderten dieser lärmenden Passagiere besetzt ist.

Die Kruneger sind brauchbare Arbeiter und als Küstenbewohner besonders gut als Matrosen verwendbar. Ich bin wiederholt auf größeren Küstenfahrzeugen gefahren, auf welchen nur ein einziger Europäer war, als Kapitän, während die ganze Mannschaft aus Krus bestand. Für das Innere des Landes aber sind sie nicht zu gebrauchen; sie fürchten, von den übrigen Stämmen als Sklaven abgefangen zu werden, und diese Furcht ist um so mehr begründet, als sie selbst in ihrem Lande analog verfahren.

Wie weit die auf Fahrzeugen dienenden Kruneger manchmal zerstreut werden, geht daraus hervor, daß der von seiner afrikanischen Reise zurückkehrende v. Schlagintweit-Sabiniakisch einige von diesen Negern auf einem Schiff in Alden traf; selbst bis nach Deutschland sind sie gekommen, und während meiner Anwesenheit in Gabun ging ein großer Schoner mit Krudenemannung und einem Europäer als Kapitän nach Hamburg ab. Ebenso bleiben einzelne als Diener auf den englischen Dampfern und kommen bis Liverpool.

Bei meiner Reise von Hamburg nach Gabun wurde auch die Krusküste berührt, und so waren dies die ersten Neger, mit denen ich überhaupt zusammengetroffen bin.

Unser Kapitän war beauftragt, für die Faktoreien in Gabun Krulente aufzunehmen, und so waren wir in der Nähe eines Grand Cef genannten Punktes die Anker aus. Die langgestreckte flache Küste bietet nirgends einen Hafen, und das Schiff mußte in bedeutender Entfernung vom Lande in offener See liegen bleiben, so daß wir nur mit bewaffnetem Auge das ferne Land mit den zwischen Palme- und Daurawollbäumen versteckten Negerdörfern genauer sehen konnten.

Bald bemerkten wir denn auch zahlreiche kleine Kanoes mit Negern auf uns zukommen, und sobald sie das Schiff erreicht hatten, waren sie auch schon mit offenkundiger Gefälligkeit am Deck. Sie fragten und schwatzen sehr viel, waren überhaupt ungemein lustig und wünschten für Gabun engagiert zu werden. Einige brachten in

Nachklapseln Zeugnisse von Kapitänen und Faktorei-Agenten mit über ihr Verhalten, ja einer dieser Neger, der 10 Jahre zur größten Zufriedenheit seines Herrn in Monrovia gedient hatte, trug eine vergoldete Kette um den Hals mit einem großen silbernen Schild, worauf Name, Dienstzeit u. s. w. eingraviert war. Nicht nur er, sondern auch seine engeren Kondoleute waren natürlich sehr stolz auf dieses Arbeitszeugnis.

Die Kleidung der Kruteger ist außerordentlich einfach; sie besteht meistens nur aus einem Lendenschurz von Baumwollenzug; alte, von Europäern abgelegte Hüte, oft von der verwegensten Façon, wurden vielfach getragen; am Hals und an den Armen sah man häufig Schnüre von blauen und schwarzen Glasperlen, auch dicke Eisenbein- und Messingringe an den Fuß- und Handgelenken sind beliebt, Gesicht und Arme sind gewöhnlich bemalt und lättowiert; besonders charakteristisch für Kruteger ist ein breiter, schwarzer Streifen der von der Stirn abwärts bis zur Nasenspitze reicht und die Physiognomie sehr entstellt. Die Vorderzähne sind häufig spitz gefeilt, das kurze, wollige Haupthaar wird an einigen Stellen des Kopfes nicht selten weggeschoren, so daß lichte Streifen, von der Stirn nach dem Hinterhaupt zu, hervortreten; ältere Leute hatten einen dünnen Bart. Sehr sonderbar, eigentlich sehr häßlich sah einer dieser Neger aus, der rotes Haar und einen roten Vollbart hatte. Die Hautfarbe ist durchgängig chocoladebraun in verschiedenen Nuancierungen.

Nachdem wir fast zwei Tage gewartet hatten, kam endlich der Häuptling, von dem wir die Krut-Arbeiter engagieren wollten, an; er führt den stolzen Titel König Grando. Es war eine nicht große, aber sehr kräftige Gestalt mit sehr energischen Gesichtszügen und von echtem Negertypus. Er trug ein Stück rotes Baumwollzeug um den Leib, darüber ein weißes Hemd, worüber noch ein mit roten, weißen und blauen Streifen verzierter, sehr weiler, aber kurzer Mantel ohne Ärmel geworfen war, ein Kleidungsstück, wie es bei den Arabern am Senegal allgemein verbreitet ist; bis zu Hofen aber hatte er sich nicht aufschwingen können.

Als Kopfbedeckung diente ein neuer schwarzer Filzhut; am Gürtel trug er einige prachtvolle, große Gähne von Leoparden, eine Art Fettschnecken, nach welchem die croo-boys ungemein begierig sind. Man kann den letzteren keine größere Freude bereiten und sie nicht besser zur Arbeit anspornen, als durch Versprechen von



Tigerzähnen. (An der ganzen Westküste wird der Leopord fälschlich als Tiger bezeichnet; letzterer kommt daseibst natürlich nicht vor.)

König Grando spricht leidlich englisch, d. h. jenes Neger-englisch, das auch Engländer erst lernen müssen, wenn sie an die Westküste kommen, und weiß sich auch sonst recht gut zu benehmen, besonders bei Tisch, als er mit allem Anstand und Wustle sehr wohl zur großen Genugthuung der anwesenden Engländer die Gabel mit der linken Hand und das Messer mit der rechten zu handhaben! Jede Speise trakte er mit seinem Bruder, einem baumlangen, starken Burschen, der ihm nicht von der Seite wich, sich aber nicht mit zu Tisch setzte, sondern an der Erde aß.

Grando trank sehr gern Bier; Rum war natürlich auch seine schwache Seite, und beim Anblick des großen Hauses Brantwein, das ihm als Geschenk verehrt wurde, konnte er seine Freude kaum verbergen, obgleich das oil admirari bei den Negerfürsten außerordentlich in Gebrauch ist. Ehe er übrigens das Faß Rum annahm, mußte es geöffnet werden, und sowohl einige Krulente, als auch die Matrosen unseres Schiffes mußten vor seinen Augen den Rum kosten, da er fürchtete, vergiftet zu werden! Wie berechnigt diese Vorsicht bei den Negerhäuptlingen ist, geht unter anderem daraus hervor, daß König Grando von Grand Gsch wirklich wenige Monate später an Gift gestorben ist, das ihm ein Rivale beigebracht hatte!

Nach langem Hin- und Herreden hatten wir endlich vierzig oroo-boys als Arbeiter engagiert; dieselben verdingen sich gewöhnlich auf zwei bis drei Jahre für einen Monatsgehalt von 4 bis 6 Dollars, welche Summe aber nicht in Geld, sondern in europäischen Waren ausgezahlt wird, deren Wertbestimmung allerdings meistens in den Händen des Europäers liegt. Indes haben sich doch schon an vielen Orten, besonders da, wo verhältnismäßig geordnete Zustände herrschen, im Laufe der Zeit für europäische Witter (Zeuge, Gewehre, Pulver, Rum, Salz u. s. w.) bestimmte und von beiden Parteien anerkannte Werte bei Bezahlung für geleistete Dienste oder beim Einkauf von Naturprodukten entwickelt.

Beim Aufnehmen der oroo-boys ist es Sitte, daß für jeden derselben zwei Monatsgehälter vorausbezahlt werden, und zwar an den Häuptling des betreffenden Stammes, der seine jungen Anverwandten und Unterthanen, sowie seine Sklaven an Europäer vermietet. Ein Trupp solcher Krut-Arbeiter wird in Abtheilungen von 7–10 Mann

eingetheilt, deren jede einen, gewöhnlich etwas älteren Kopf man be-  
 ficht, der dem Faktorsisten gegenüber verantwortlich ist für das Treiben  
 seiner Untergebenen, diese Macht auch durch häufiges Prügelein im  
 weitesten Umfange zur Geltung bringt.

Sobald ein Trupp *crow-boys* in einer Faktorei angelangt ist,  
 werden den einzelnen Abtheilungen ihre Hütten zum Wohnen ange-  
 wiesen, den Aufsehern die nötigen Arbeiten übertragen und ein  
*crow-boy* als Wachmann ausgewählt. Derselbe ist von aller Arbeit  
 befreit, hat aber dafür alle Nächte die Faktorei zu bewachen und durch  
 häufiges Rufen und Weisen zu beweisen, daß er nicht schläft. Ge-  
 wöhnlich übernimmt dieser Wachmann auch das Amt eines Koches  
 für seine Landsleute.

In den meisten Fällen geschieht es, und viele Krus wünschen  
 es sogar selbst, daß sie nicht regelmäßig alle Wochen oder Monate  
 ihren Lohn ausgezahlt bekommen, sondern erst am Ende ihrer  
 Dienstzeit und während derselben nur hin und wieder eine Kleinig-  
 keit, was sie für die Erledigung ihrer „*woman palaver*“ brauchen.  
 (*Palaver* ist ein an der Ostküste überall gehörter Ausdruck und be-  
 deutet alles Mögliche; jeder Streit, jeder Auftrag, oder irgend eine  
 Vereinbarung, alles heißt *palaver*.) Es kommt auf diese Weise, daß  
 viele *crow-boys*, wenn sie nach zwei- bis dreijähriger Arbeit in ihre  
 Heimat zurückkehren, oft ganze Koffer voll europäischer Waren mit-  
 bringen und so eine Zeit lang den reichen Hausenzer werden können.  
 Sehr oft verbinden sie sich ein zweites und drittes Mal für eine  
 Faktorei, bis sie schließlich sich einige Frauen und Sklaven kaufen  
 und einen eigenen Herd gründen können. Freilich kommt es auch  
 oft genug vor, daß die *crow-boys* ihren ganzen Lohn verclumpen  
 und ebenso arm in die Heimat zurückkehren, als sie weggegangen sind.

So nützlich nun auch die Krus als Arbeiter sind so besitzen sie  
 doch auch, und zwar im ausgesprochensten Maße, einen National-  
 feindsler aller Neger, den stark entwickelten Diebsfinn. Es bedarf der  
 größten Vorsicht und einer äußerst strengen Behandlung seitens der  
 Europäer, um ihre Lagerhäuser vor den Einbrüchen sowohl einzelner  
*crow-boys*, als ganzer Diebskorporationen zu schützen. Gewöhnlich pfle-  
 gen die Krut-Arbeiter einer Faktorei die Magazine einer andern zu  
 plündern, und es kommt sogar vor, daß die Eingeborenen sich mit  
 den Krus zu gemeinsamer Missethätigkeit verbinden und die gestohlenen  
 Gegenstände in ihren Hütten verbergen. Dieser Fall ist übrigens  
 nicht so häufig, als man vielleicht meinen konnte; im allgemeinen

halten die Kruneger ziemlich fest an ihren jeweiligen Herren, und sind sogar an verschiedenen Plätzen auf deren Schutz gegenüber den unruhigen und raubfüchtigen Eingeborenen angewiesen. Es hat wiederholt Fälle gegeben, wo croo-boys mit den Waffen in der Hand die Faktoreien ihrer Herren verteidigt haben. Vermöge einer erklärlichen Bevorzugung und Begünstigung seitens der Weißen und im Vertrauen auf ihre wirklich oft recht bedeutende Körperstärke, das noch durch ein sehr festes nationales Zusammenhalten untereinander gestützt wird, treten sie meist ziemlich bräsqe und selbstbewußt der einheimischen Bevölkerung gegenüber auf. Auf isoliert gelegenen einzelnen Faktoreien ist ein Trupp tüchtiger croo-boys von größter Wichtigkeit sowohl für die Entwicklung des Handels, als auch für die Sicherheit der Magazine und selbst der Europäer.

Unter den vierzig Burschen, die wir an Bord hatten, wählte ich mir einen jungen, höchstens 16 Jahre alten croo-boy als Diener aus. Derselbe hat sich geradezu musterhaft betragen. Während meiner ganzen dreijährigen Reise hat mich William, wie ich ihn nannte, nicht verlassen, in den schwierigsten Situationen verlor er nicht den Mut, und ich konnte ihm alles anvertrauen. Freilich muß der Umstand berücksichtigt werden, daß er unter meiner Begleitung der einzige seines Stammes war und daß ihn alle übrigen mehr oder weniger feindlich entgegentraten und ihn um seine Stellung beneideten. Übrigens wäre derselbe gewiß nicht mit mir in das Innere des Kontinentes gereist, wenn er meinen Plan vorher gewußt hätte; aber ich wurde von dem Häuptling auch für einen Faktoreibesitzer am Ngowe gehalten, und so ging er arglos mit mir; sobald ich ein Stück im Innern war, konnte er nicht fort von mir und war gewissermaßen auf meinen Schutz angewiesen.

Nachdem seit einigen Jahren auf den portugiesischen Inseln St. Thome und Principe die Sklaverei aufgehoben ist, und die früher blühenden Kaffee- und Cacao-Plantagen infolge dessen verwüftet sind, hat man es versucht, Kruneger für die Plantagenwirtschaft zu gewinnen. Aber bisher ohne Erfolg. Trotz guter Behandlung, hoher Bezahlung und viel weniger schwerer Arbeit, als in den Faktoreien, sind die Neger freiwillig zu solcher Arbeit nicht zu bringen. Mit großen Kosten hat man Hunderte von croo-boys auf diese Inseln geschafft, aber mit der ersten besten Gelegenheit sind sie entflohen. Wo sie irgend ein Kanoe aufstreifen konnten, wagten sie selbst die gefährliche Meerfahrt um nur von dieser ihnen verheißten

Arbeit fortzukommen. Vielleicht wird sich das mit der Zeit ändern, und das wäre ein Glück für die Westküste. Die Wälder in der Nähe des Meeres sind schon vollständig ausgebeutet, und die Produkte müssen weit aus dem Innern gebracht werden, wobei sie in Folge eines verderblichen Zwischenhändler-Systems enorm verteuert werden, man wird also früher oder später daran denken müssen, Plantagen anzulegen. In dem Neger-Freistaat Liberia ist dies bereits mit Erfolg geschehen und der liberianische Kaffee hat auf den betreffenden europäischen Märkten bereits einen sehr guten Namen. Freilich haben die „*coloured gentlemen*“ dieses Staates einen großen Vorteil gegenüber dem Europäer in dem Verkehr mit *croo-boys* und können dieselben leichter zur Plantagenarbeit abrichten.

Zum Schluß mag eine an der Westküste sehr verbreitete Anekdote von einem Kreuzzugler Platz finden, die für ein ganzes System charakteristisch ist. Dieser Burcke war als Arbeiter in einer englischen Mission beschäftigt; er hatte es daselbst gut, nicht zu viele Arbeit, und so blieb er 15 Jahre daselbst. Er hatte sogar in der Schule gelesen und war schließlich getauft worden, gilt also als „Christ“. Einmal wurde er von einem Reisenden über Verschiedenes angefragt und schließlich an ihn auch die Frage gerichtet, was er von Gott halte. „Oh“ antwortete Freund Jim, „Gott ist ganz außerordentlich gut; er hat zwei Dinge geschaffen, für welche ihn die *croo-boys* nicht genug danken können: den Schlaf und den Sonntag“. (In welchem in den meisten Faktoreien nicht gearbeitet wird).

Décar Beng.

Erzogen aus Westafrika, 1878

## Das Klima in Senegambien.

### Ein Tag während der Regenzeit am Senegal.

Dr. Borius\*) giebt folgende charakteristische Beschreibung eines Tages während der Regenzeit, welche zugleich die meteorologischen Erscheinungen, sowie deren Einfluß auf die Europäer und lebendig vor Augen stellt. Diese Beschreibung obgleich zunächst sich auf

\*) Borius. Les maladies du Sénégal. Paris, 1882

St. Louis bezietend, kann man für ganz Senegambien gelten lassen und in weiterem Sinne für den Zustand des Ozeanfers während der Regenzeit überhaupt.

Während der Nacht ist die Luft durch ein Gewitter abgekühlt worden, dem ein kurzer, aber angiebiger Regen folgte. Die Sonne erhebt sich am Morgen inmitten von Wolken, die aber bald unter ihren Strahlen sich auflösen. Es machen sich an dem frischen und angenehmen Morgen kaum einige Windstöße aus SW. fühlbar, den Himmel durchlaufen einige leichte, weiche Wolkenloden, die fächerartig vom Horizont ausstrahlen und langsam ihre Form ändern. Einige Augenblicke nach Sonnenaufgang zeigt das Thermometer im Schatten 21° C. Unter dem Einfluß der Windstille steigt die Wärme langsam, und schon um 9 Uhr morgens ist trotz Verhinderung eines Sonnenschirmes ein Gang eine höchst lästige Leistung. Der Boden, der noch vom nächtlichen Regen benetzt ist, ermüdet indessen die Augen noch nicht mit jenen lästigen Lichtreflexen, welche im Verein mit der Luftwärme, der hohen Feuchtigkeit und den Sumpfmiasmen eine der Ursachen ist, welche die Insolation zu dieser Jahreszeit so gefährlich machen.

Um 10 Uhr ist trotz einer Temperaturzunahme um 2° die Hitze noch ganz erträglich und gestattet, eine gewisse Thätigkeit zu entwickeln. Die Brise von SW. ist etwas stärker, aber unregelmäßig, und sie scheint jeden Moment einschlafen zu wollen. Es ist Mittag, das Thermometer setzt fort zu steigen. Um 1 Uhr erreicht es 30°, die Sonne verhüllt sich zeitweilig, einige Ambuswolken durchziehen den Himmel von S. nach N. während die Richtung des unteren Windes zwischen W. und SW. oszilliert, aber diese Winde sind sehr schwach, zeitweilig herrscht vollkommene Windstille. Unterdes steigt die Hitze noch langsam und um 4 Uhr zeigt das Thermometer 31°. Der Himmel ist zu drei Viertel mit Wolken bedeckt, die sich am Horizont anhäufen, die Luftruhe wird vollkommen. Die Temperatur ist jetzt außerordentlich peinlich, und obgleich nach 4 Uhr das Thermometer kaum noch um 1,5° steigt, so scheint sich die Hitze doch beträchtlich zu steigern; man ist erstaunt wenn man auf das Thermometer sieht, daß eine so geringe Temperaturveränderung einen solchen Einfluß hat. Der Körper bedeckt sich bei der geringsten Bewegung mit Schweiß.

Es ist 6 Uhr, die Sonne verschwindet in den dichten Wolken, welche am Horizont angehauft sind. Sie taucht bald unter in deren



Mitte und färbt sie mit sehr auffallenden kupferroten Tinten. Die Windstille hält an. Die Temperatur bleibt hoch. Einige Windböhe aus W. oder SW. gewähren kaum eine Erfrischung und bringen nicht in das Innere der Wohnungen. Man muß ausgehen oder die Terrassen besteigen, welche sich über den Wohnungen befinden, um freier zu atmen und einige Erfrischung zu verschärfen von dem leichten Lufthauch, der immer seltener wird. Eine kleine schwarze Wolke zieht über uns von SW. her, aber sie läßt bloß einige Tropfen fallen, zu wenig zahlreich, um den Boden zu benetzen. Wir kehren zurück. Die Hitze in den Wohnungen ist erstickend, wir suchen vergebens nach einem Luftzug. Das Wasser, das wir, um es kühl zu halten, in porzellanen Thongefäßen haben, und das am Morgen frisch schien, scheint nun lauwarm, die Temperatur desselben ist gleich der des Wassers in gewöhnlichen Gefäßen. Man braucht nicht mehr das Hygrometer anzusehen, um zu konstatieren, daß die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist. Der Dampfdruck ist 23 mm, und es ist diese Sättigung der Luft mit Wasserdampf, welche die an sich nicht außerordentliche hohe Temperatur so erstickend macht.

Nichts läßt sich vergleichen mit dem krankhaften Muthigefühl, in dem sich die Europäer befinden. Unbeweglich in einem Fauteuil ruhend ist der Körper so in Schweiß gebadet, wie nach einer heftigen Anstrengung. Die Ermüdung, die man fühlt, ist aber durchaus nicht dieselbe wie nach einer Arbeit, es ist eine Schwäche in den Gliedern und namentlich in den Beinen, ein unbeschreibliches Gefühl des Unbehagens, welches jede Bewegung, jede physische oder geistige Arbeit von sich ablehnt, aber doch keinen Schlaf zuläßt. Umschwärmt von Wolken von Moskitos, denen man kaum entgehen kann, sucht man vergeblich nach Luft, die zu fehlen scheint. In solchen Momenten ist es, wo der träge Gang der müßigen Stunden uns den Überdruß und die Leiden des Exils fühlen läßt, und wo nach dem Ausdruck unserer Kollegen „die Seele ihr Gefängnis verlassen und es der ersten herrschenden Krankheit überlassen muß“.

Es ist 10 Uhr, die Windstille ist vollkommen, die Temperatur bleibt noch immer hoch, das Gefühl der Ermüdung macht einer noch peinlicheren Empfindung Platz, der Kopf ist wie in einen eisernen Kasten eingeklemmt, weder Arbeit noch Lustreue ist möglich, sie würden eine Willensanstrengung bedürfen, die uns entchwunden, die intellektuellen Kräfte sind noch mehr deprimiert, als die physischen.

So vergeht langsam die Nacht in diesem peinlichen und krankhaften Zustande, oder es entladet sich ein Gewitter und ein reichlicher Regen, unter dessen Einfluß das Thermometer langsam sinkt und uns schließt sich doch noch das Gefühl einer wohlthätigen Erfrischung gewährt.

Man kann sich eine beiläufige Vorstellung machen von dem peinlichen Zustand, in dem man sich während der Regenzeit am Senegal befindet, wenn man sich das Gefühl des Unbehagens, welches man in Europa kurz vor Ausbruch eines Sommergewitters empfindet, vervielfacht denkt.

Dr. Julius Hann.

Handbuch der Klimatologie. Stuttgart, 1883.

## Bilder von der Goldküste.\*)

### I.

Ansicht der Goldküste vom Meere aus. Die Bilder. — Fischer-Flotten — Cape-Croft-Castle.

Die Goldküste Afrikas, die sich vom Flusse Niani bis zum Flusse (Rio) Volta erstreckt, bietet ein weites Feld für anziehende und mannigfaltige Betrachtung dar. Ihr sonnenstrahlender Himmel, nur selten durch Trübe oder Ungewitter entstellt; ihr lieblicher Wechsel von Berg und Thal, ihre tiefen, undurchdringlichen Dickichte; ihre majestätischen Waldbäume und die ewiggrüne Frische ihrer üppig wuchernden Pflanzenwelt; ihr Mineralreichthum, der noch verschlossen im geheimnisvollen Schoße ihrer Berge oder in der Tiefe ihrer schwarzen und schlammführenden Ströme ruht; ihre köstlich-süßen

\*) Aus Grutshaus. Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas. Leipzig, 1858. Die genaue Uebereinstimmung der ethnographischen Beobachtungen des Dr. Volz von (Zahlen aus Westafrika 1878) mit der überaus werthvollen und in betreff der Goldküste noch weit ausführlicheren Darstellung von Grutshaus giebt den folgenden Auszügen aus letzterem Werke ganz das Interesse der Aktualität, besonders auch, da wir nur das herausgenommen haben, was sich seitdem fast gar nicht in den Sitten und Anschauungen der Neger verändert hat.

Früchte; das prächtige Gerader ihrer Vogel, die unendliche Mannigfaltigkeit des Tierlebens, das in ihren wilden Fichungsl-Strichen haust: — dies alles umkleidet sie mit einem unbeschreiblichen Zauber, der ein unberechnetes und wunderbares Interesse in uns erweckt. Wenn der Fremdling ihr vom Atlantischen Ocean aus nahez und ihren Kaptenlaten düstig und verschwommen in der Ferne zum ersten Male erblickt, zeigt sie sich ihm mit einem Nebelmantel überdeckt und bietet der Phantasie solch ein traumgleiches Bild dar, daß es geringer Anstrengung bedarf, um ihre Eindrücke mit selbstgeschaffenen Wesen zu bevölkern. Rückt man ihr näher, so nimmt sie einen melancholischen, monotonen Abdruck an, der auf das Gemüth einen unangenehmen, trüben und beklemmenden Eindruck macht, welcher durch den Gedanken noch verstärkt wird, daß man hier die Wohnstätten eines wilden Lebens vor sich sieht.

Ein dunkles undurchdringliches Geheimnis scheint im Schatten der düstern Wälder zu schweben, die so recht geeignet sind, als Stätten für wilden Wogendienst und grausamen Aberglauben zu dienen. Wenn er aber den Ufer näher kommt und die verschiedenen Züge der Physiognomie der Landschaft deutlich und markiert hervortreten beginnen, ruft er natürlich seine Gedanken hinweg aus dem Reiche der Phantasie, um seine Aufmerksamkeit dem neuen, sich vor ihm auftollenden Schauspiel zuzuwenden. Der sanfte Seewind, der mit ziemlicher Regelmäßigkeit weht, hat die Segel seines Schiffes geschwellt, und dieses gleitet durch die krauselnden, leise anschlagenden Wellen der See hindurch, die glühend daliegt im Strahlen eines blauen und wolkenlosen Himmels. Er ist betroffen von dem pittoresken Anblick einer ganzen Flotte, die sich gegenseitig nach dem Strande zuseuernder Fischerboote mit ihren Mattensegeln und ihren nackten Fischern nachlässig hingestreckt in ihren gebrechlichen Barken, die schlecht geeignet scheinen, den Gefahren des Meeres zu trohzen. Er vernimmt die fernen Töne ihrer rauhen Gesänge oder mehr in der Nähe das wilde Gegurgel einer unverständlichen Sprache. Er sieht ihnen nach, wie sie dem Strande nahen, an welchem sich die Brandung mit ihrem ewigen Wogenschwallen bricht, durch den die Fischer furchlos nach dem Lande schiefen. Er gewahrt geschäftige Gruppen nackter, schwarzbrauner, glänzender, umplät sich hu- und herbemegender Gestalten, die ihnen beim Landen entgegenkommen und ihre Kanoes ans Ufer heranziehen.

Er laßt sein Auge die Richtung der Küste verfolgen und auf

ihre verschiedenen Baten und Vorsprünge achten. Er sieht den gewaltigen Ocea: über den er so manchen langweiligen Tag zugebracht ist, von einem Streifen weißen blinkenden Sandes eingekäumt, der ihm das Ansehen eines ungeheurn, mit Silber ausgelegten Spiegels giebt, während das dunkle Laubwerk der Bäume einen trübenden Hintergrund bildet. Rober dem Ufer kann er in rascher Folge die Pechmauern und Schiffsdächer der zerstreut gebauten Dörfer der Eingeborenen unterscheiden, die zum größten Theile inmitten von Wäldchen größter Kokospalmen stehen, während er weiter einwärts hier und da vereinzelt einen Seidenbaumwollenbaum seinen mächtigen Leib zum Himmel strecken sieht gleich einer nestigen, zur Bewachung des Landes postierten Schildwache. Bei jeder Fortbewegung des Schiffes bietet das Panorama einen immer und immer wechselnden Anblick dar, aber stets trägt es dasselbe individuelle Tropengepräge der Pflanzenwelt, das für die meisten Europäer bei ihrer ersten Ankunft eine wilde, Robinson-Crusoe'sche Art von Zauber hat.

Als bald entdeckt er in der Ferne eine: weißen Fleck, der sich mit Hilfe des Fernrohrs als Cape-Coast-Castle mit der auf dessen Zinnen flatternden britischen Flagge ausweist. Seine Seefahrt geht unter einem Strom gemischter, nicht leicht zu beschreibender Gefühle zu Ende. Die Reichthigkeit und Elastizität der klaren, durchsichtigen Luft; die lachende Lust an sanften Wellenwurf des Meeres, die Idee des Wildromantischen, die sich an das neue, unbetretene, in seiner Schöne vor ihm liegende Land knüpft; dazu das selbe Bewußtsein, des Meeres Gefahren überstanden zu haben: — dies alles wirkt belebend und erheiternd auf seinen Geist ein und erweckt eine bunte Mannigfaltigkeit angenehmer Empfindungen.

Das Cape-Coast-Castle, die Hauptniederlassung der Engländer, ward von den Portugiesen erbaut, die es an die Holländer verloren, denen es wiederum von den Engländern entrissen wurde. Dem ursprünglichen Bau sind gemäß den wachsenden Bedürfnissen unserer dortigen Stellung viele Anbauten hinzugefügt worden. Gegenwärtig ist es ein großes, unregelmäßiges Gebäude, das zu Verteidigungszwecken schlecht geeignet ist, aber insofern seiner Maxen sowohl gute und bequeme Gemächer für den Gouverneur und die Offiziere, als auch eine Menge Kasernenräume und Warenhäuser von sehr mittelmäßiger Art enthält. Es liegt am Rande des Meeres und wird vor seiner raschen Brandung durch einen ungeheurn Felsen geschützt, gegen welchen die schwerfallenden Wogen mit unablässigem

Brausen anschlagen, die ihren wilden Schaum über die nächstgelegenen Bastionen schleudern.

Auf der nördlichen Seite dieses Kastells liegt die Stadt Cape-Coast, die aus Häusern theils der Europäer, theils der Eingeborenen besteht, welche letztere in gebrängtester Weise und ohne die geringste Rücksichtnahme auf Licht, Luft oder Zugänglichkeit beisammen hocken. So oft es die Umstände gestatteten, z. B. beim Einstürzen von Häusern oder bei einem gelegentlichen Feuer, haben die Gouverneure sich bemüht, durch Öffnung einiger guten Gassen hier ein bißchen Regelmäßigkeit herzustellen. Auf diese Weise ist dem Haupteingang zum Kastell gegenüber ein großer, freier Platz entstanden, der als Paradeplatz für die Truppen dient. Von dieser Esplanade aus, dem Schloßthore gegenüber, zieht sich eine breite, zu beiden Seiten mit Sonnenschirmbäumen eingefasste Gasse von Süd nach Nord, welche die Stadt in zwei beinahe gleiche Theile teilt, vom genannten Thore bis an ihr Ende ununterbrochen sanft ansteigt, und an ihrem obern Ende mit einer sehr bescheidenen, alles architektonischen Schmuckes entbehrenden, aber kräftig und massiv gebauten Kapelle der Wesleyaner schließt. Die gesamten europäischen Häuser liegen auf der westlichen Seite der Hauptgasse. Ihre unregelmäßige Lage auf der Höhe und am Abhang eines sanft aufsteigenden Terrains, ihre reinlichen, weißen Mauern mit ihren gelben Sommerläden, ihre bunte Untermischung mit den Lehmmauern und Rohrdächern der Häuser der Eingeborenen — alles dies macht, vom Meere aus gesehen, einen angenehmen und malerischen Effekt. Auf der Ostseite der nämlichen Gasse laufen die Häuser der Eingeborenen, eng zusammengepreßt, einen leichtgeneigten Abhang hinab, ziehen sich dann durch eine unebene und felsige Schlucht hin und klettern hierauf unregelmäßig die Seite eines kleinen Hügels, welcher dort die Stadt einschließt, hinauf. Die nördliche Seite der Stadt wird von einer andern kleinen, rundlichen Anhöhe überragt, die jäh aus dem Thale ansteigt und sich zweihundert Fuß erhebt. Ein auf dieser Anhöhe errichteter, mit zwölf Kanonen besetzter Lärmturm beherrscht die an deren Fuß liegende Stadt und das Kastell vollständig, und bietet die ausgedehnteste Fernsicht längs der Küste dar. Auf einer andern kleinen Höhe im Westen der Stadt bildet die Wesleyanische Anstalt mit ihrem Bethaus und ihren Schulgebäuden, die unter den Bäumen vergraben, sich fast dem Blick entziehen, eine schöne und anziehende Partie in der Landschaft, während das Fort Victoria, ein



anderer kleiner Arm auf der nordwestlichen Seite und weiter landeinwärts liegend, das Bild recht passend abschließt. Der Süden wird vom Kastell und vom Meere begrenzt.

So sieht Cape-Coast aus. Es mag etwa sechs- bis sieben- tausend Einwohner zählen; aber von kleinen Höhen halbmondförmig eingeschlossen und unmittelbar an seinen Mauern von dichtem Wald umfassen, bietet es in seiner nächsten Nähe nur wenig Spuren von Anbau. Auch ist es mit angenehmen Spaziergängen und anderen Orten zur Erholung nicht besonders ausgestattet. Wenn die Sonne sich zu neigen beginnt, sieht man die Europäer durch die oben- erwähnte Baumallee nach der fast einzigen Straße im Lande schlendern, die nach einem Salzteiche oder kleinen Salzwassersee, etwa eine Viertelmeile von der Stadt entfernt und an ihrer westlichen Seite gelegen, führt. Hier finden sie sich ein, um einen Schluck der kühlen Abendluft einzuschlürfen. Einige strecken sich auf den Rasen an des Sees Rande nieder und plaudern über die Ereignisse des Tages, glücklich, wenn ihnen ein Jüngling aus England angelangtes Schiff etwas Interessantes über ihr Heimatland gebracht hat. Andere von ruhigerem Wesen, Besitzer einiger Nachtkamoos von aller Art von Tafelwerk, reden sich ein, daß sie die Freuden einer Regatta genießen, und streiten bei Wettfahrten mit Feuer um die Gewinnung des Sieges. Und offen gesagt, bietet eine solche Partie wirklich des Reizenden genug dar, um eine oder zwei Stunden eines eintönigen Lebens zu vertilgen.

## II.

### Die Neger der Goldküste.

Grundzüge des afrikanischen Charakters. — Ähnlichkeiten der Fauna mit Nationen des Alterthums. — Keine geschriebene Grammatik. — Schwierigkeit, das Fantische in grammatische Regeln zu bringen. — Rasche Fortschritte der jungen Neger im Englischen. — Verbreitung des Englischen. — Musik und musikalische Instrumente. — Goldarbeiten. — Ledererei. — Weberei und Färberei. — Produkte des Bodens. — Exporte und Importe. — Tracht. — Häuser. — Luxus. — Gastfreundschaft.

Geboren unter einer tropischen Sonne, mit einem klaren und heitern Himmel über sich, der selten nur von drohenden Unwettern verdüstert und durchtobt wird, hat die Gemüthsart des Negers der

Goldbläse viel mit der Heiterkeit der ihm umgebenden Natur gemein, und seine übersprudelnden Lebensgeister stehen in Einklang mit ihrer verschwenderischen Gatte. So freigebig die Erde seinen Bedürfnissen dient, indem sie ihm beinahe ohne Mühe der Arbeit mit dem notwendigen Lebensbedarf versorgt, einen so gedanken- und schrankenlosen Gebrauch macht er von ihren Gaben. Seiner Neugierlichkeit fröhnend und gern einem ruhigen, ständigen Nachsitzen und Nachdenken sich hingebend, vermag er nur selten zu großer körperlicher Anstrengung angetrieben zu werden, es sei denn, daß er durch die Aussicht dazu verlockt wird, die Mittel zu einer Schwelgerei zu erlangen, der er sich mit Leib und Seele hingiebt. Begabt mit ausgezeichneten physischen Eigenschaften und geduldig in der Verfolgung seines Ziels, wenn er einmal mit ganzer Seele darauf gerichtet ist, ist er fähig, die härteste Anstrengung und die größten Entbehrungen zu ertragen; sind aber seine Neigungen und Begierden nicht dabei beteiligt, so sinkt er bald in Lässigkeit und Gleichgültigkeit zurück und läßt seine Arbeit unvollendet. So zeigt er sich in seinem rein natürlichen Zustande. Kommt er aber mit Europäern in Berührung und wird er mit einem Denken und Handeln bekannt, das sich in so vielen Beziehungen von der natürlichen Unbedachtsamkeit seines Gemüths unterscheidet, so lernt er bald seine Gefühle verbergen, seine wahren Bestimmungen verhallen und endet damit, daß er ein vollendeter Heuchler wird. Es fehlt ihm keineswegs an geistigen Fähigkeiten, aber sie werden durch die starke abergläubige Richtung seiner Seele eingeschnürt und gelähmt, und wir sehen bei diesen wichtigen Gelegenheiten die ganze Kraft seiner Vernunft gerade in dem Augenblicke, wo sie sich siegreich behaupten konnte, durch dieses nachtheilige Agens zu Boden geworfen.

Seine Ansichten von der Natur, von seiner Lage und allen sie betreffenden Verhältnissen sind insofern engherzig und beschränkt und halten sich innerhalb des Kreises seiner Vorurtheile, die nichts als das handgreiflichste Voraugenliegen seines Vorurtheils zu sprengen im Stande ist. Sein Gedächtnis ist stark und treu, und er verweilt mit geschwägiger Umständlichkeit bei den Erinnerungen aus seiner Jugendzeit. Seine lebhafteste Einbildungskraft ergeht sich gern in angenehmen Träumereien, aber sie ist roh, sinnlich und ungeduldet. Er ist von Natur berecht, spricht mit Leichtigkeit, fließender Annuit und entsprechender Gesticulation und kleidet seine Gedanken in einfache und natürliche Bilder ein. Er macht häufigen Gebrauch von

Gleichnissen und dunkeln und räthelhaften Redeworten, die er nicht einmal zu erklären sich herbeiläßt, indem er ein augenscheinliches Vergnügen daran findet seine Zuhörer den verborgenen Sinn errätheln zu lassen. Er ist ein großer Freund rascher und schlagender Antworten, liebt sehr den Scherz und um so mehr, je derber er ist, und hat einen lebhaften Sinn für das Lächerliche. Er hat kein Vergnügen an roher und barbarischer Lustbarkeit und an Lärmenden und ungesüßten Saufgelagen. Von Temperament ist er lebhaft und jähronig, wird aber leicht beruhigt, wenn die Beleidigung unschädlich und gering war; wird er aber tief verletzt, so ist es unmögl., seine Günst wieder zu gewinnen, wenn man nicht ein Entschüßler, z. B. ein Geschenk an Rum oder ein Schaf, bringt, womit er seinem Feind eine Lektion oder ein Opfer darbringt, „um ihm ein gutes Herz zu geben“.

In der Aufregung des Augenblicks wird er manchmal von seiner Leidenschaft vollkommen verblendet und begeht Handlungen, die er tief bereut und die er im nächsten Augenblicke ungeschehen machen möchte. Viel alledem ist er im gewöhnlichen Leben ein ganz strenger Beobachter der konventionellen Höflichkeit, wird nicht leicht beleidigend, ist oft in seinem Betragen würdevoll, voll Achtung für anderer Ansehen und mit Zähigkeit auf sein eigenes haltend. Unwürdige und geringschätzige Behandlung frisst tief in sein Herz ein und wird selten vergeben. Seine Gefühlsregungen sind heftig, aber nicht von Dauer und die Endfälle des Schmerzes bald verweicht. Freude und Leid macht sich bei ihm im Singen Luft, und morgens, mittags und abends wiederhallen die Gassen von dem lauten Gesange des Zechbruders, den leidenschaftlichen Liedern des Liebenden und den klagenden Weisen des Trauernden. Er geht schwer auf Freundschaften ein, läßt sie aber fest und tren, und wird oft, um seinem Freunde zu helfen, sein Geld und seine Bequemlichkeit zum Opfer bringen. Nicht leicht gewährt er einem Europäer sein Vertrauen, obwohl er ihn mit der größten äußerlichen Ehrerbietung und Achtung behandelt. Er entdeckt mit raschem Blicke die einzelnen Züge und Eigenheiten im Gemüth und Benehmen und sucht sich mit Hilfe von Worten und Handlungen, die er in sich zusammenfaßt, ein wahres Urtheil von Charakter zu bilden. Einmal überzeugt von des weißen Mannes Wahrhaftigkeit, Ehre und Berechtigung, von seinen günstigen Gesinnungen gegen die Schwarzen im allgemeinen und von seinen einsichtigen und verständigen Absichten, kann nichts

über den kindlichen Gehorsam gehen, mit welchem er sich seiner Leitung hingiebt.

Dieser Einfluß des Europäers beruht nur erst auf einer kurzen Bekanntschaft mit dem Eingeborenen, wenn er aber durch die Zeit und durch ein gleichförmiges, consequentes Benehmen dauernd geworden sein wird, dann ist der Europäer in der Lage, die starke Schranke seiner Vorurtheile niederzureißen. Er ist mit Einem Worte sowohl in seinen vererbten, als in vielen seiner guten Eigenschaften ein wahrer Naturmensch und gerade so wie wir selbst für jene langsame und allmähliche Entwicklung seiner sittlichen und geistigen Fähigkeiten organisiert, wie sie die Verfassung unserer gemeinsamen Menschennatur allein gestattet.

Betrachten wir ihre Sitten und Gebräuche und ihren geistigen Organismus im allgemeinen, so können wir nicht umhin, unwillkürlich von ihrer in vielen Beziehungen bestehenden großen Ähnlichkeit mit demjenigen Zustande der Gesellschaft, wie er uns durch die frühesten Urkunden des Menschengeschlechts überliefert ist, überrascht zu werden. Alles in ihren Vorstellungen, in den Eigenheiten ihrer Sprache, in ihrem Gottesdienste und in der nackten Einfachheit ihrer Sitten verrät ihren Urzustand und überzeugt den aufmerksamen Beobachter, daß er eine Menschenart vor sich hat, die, obgleich alt in ihren Generationen, doch in den meisten ihrer wesentlichen charakteristischen Züge das unverlembare Gepräge eines früheren Stadiums der Gesellschaft noch an sich trägt. Es ist, als ob wir in das patriarchalische Zeitalter zurückversetzt wären und unter einem Volke in demselben einfachen Naturzustande lebten, und es bedarf keiner Anstrengung unserer Phantasie, um dem Auge des Geistes die Art und Weise vorzuführen, wie die in der heiligen Schrift uns überkommenen Persönlichkeiten dachten, sprachen und handelten, da wir täglich vor unseren Augen lebendige Abbilder menschlicher Wesen von ähnlichen Antrieben, die in ähnlichen Weisen des Ausdrucks und Handelns sich offenbaren, geleitet werden sehen.

Das merkwürdige Zusammentreffen der Afrikaner in vielen Eigenthümlichkeiten ihrer Sitten und Gebräuche mit denen der Hebräer und anderer morgenländischen Nationen muß uns zu dem Schlusse führen, daß wir in Afrika eine Kopie derselben erblicken, die nur durch das ungewisse Licht der Arabition gekittet hat oder daß der menschliche Geist in gewissen Stadien seiner Entwicklung und unter dem Einflusse ähnlicher prädisponirenden Ursachen eine

solche wahrhaft wunderbare Gleichförmigkeit in der Richtung und Entwicklungsart zeigt, daß dieselbe als hinreichender Beweisgrund dienen kann, um die Sophistereien der Philosophen über die ursprüngliche Inferiorität der Rasse für immer zum Schweigen zu bringen.

Obwohl in den Regierungsformen, in den Gesetzen, im Fetischdienst und in den gesellschaftlichen Formen der Fanti eine gewisse Ordnung herrscht, so daß es den Anschein hat, als hätten sie einen gewissen Grad der Civilisation lange vor dem Beginn ihres Verkehrs mit den Europäern erreicht, so können wir, wenn wir sie als Ganzes ins Auge fassen, doch nicht zugeben, daß sie über jenen Zustand, den die Europäer als barbarisch zu bezeichnen pflegen, hinausgeschritten seien. Es findet sich bei ihnen keine Spur einer geschriebenen Sprache vor, keine Hieroglyphe, kein Symbol, nichts was den gemalten Geschichten Mexicos oder den verschlungenen Quipos Perus entspräche. Ihre Mittheilungen geschehen durchaus mündlich, und ihre Geschichte ist ein weißes Blatt. Es ist den Europäern nicht gelungen, ihre Sprache unter grammatische Regeln zu bringen, was notwendig sein würde, wenn sie mit römischer Schrift geschrieben werden sollte.

Eingeborenen, welche Schulunterricht genossen hatten, ist es häufig mißlungen, sich in schriftlichen Mittheilungen in ihrer Muttersprache verständlich zu machen, weil sie in betreff der Laute der Wörter nicht übereinstimmen und daher zur Darstellung der Laute verschiedene Buchstaben anwenden. Wir wissen nicht einmal, ob es zu wünschen sein dürfte, daß man sich zur Beseitigung dieses Mangels große Mühe gebe, da, je eher ihre Sprache der englischen, die unter ihnen rasche Ausbreitung gewinnt, Platz macht, es um so besser um ihren Fortschritt im Wissen und in der Sittung stehen wird. Es wird dem Afrikaner nicht schwerer werden, sich eine Kenntnis der englischen Sprache zu erwerben und sie zu schreiben, als es für ihn sein würde, die Grammatik seiner eigenen Sprache zu erlernen und sie beim Schreiben anzuwenden. Die Lehrer finden wenig Schwierigkeit, das Lesen und Schreiben des Englischen beizubringen, und die afrikanischen Knaben, die frühzeitig in die Schule geschickt werden, dürften in Bezug auf ihre Fortschritte einen Vergleich mit englischen Kindern in derselben Stellung und bei gleicher Dauer des Unterrichts aushalten. Ihr Talent zum Nachahmen ist sehr groß. Sie erlernen mit Fleißigkeit die Schönschreibekunst und scheinen im



stande zu sein, die Art der Schrift je nach dem ihnen vorgelegten Kopien willkürlich zu ändern. Ein einheimischer Schreiber wird im Laufe einer Woche fähig sein, die Hand seines Herrn so genau nachzubilden zu lernen, daß es den Lehteren verlegen machen wird, zu sagen, ob es seine eigene oder seines Schreibers Hand sei.

Nähe an tausend Kinder erhalten Unterricht in den Schulen der Wesleyanischen Missionsgesellschaft, die jährlich einige Hunderte junger Leute recht lehrlich gebildet entlassen. Die ununterrichteten Eingeborenen bedienen sich ihrer als Rechnungsführer und zur Beforgung der Korrespondenz, und sie sind jetzt so weit und breit über das Land zerstreut, daß jede Stadt, selbst im fernen Innern, einen oder mehrere dieser Schreiber besitzt, die den Einwohnern als Vermittler ihrer Verbindung mit ihren Freunden in der Ferne dienen. Tagtäglich empfangen der Gouverneur und die Behörden Briefe aus Aschanti, Urm, Wassah, Ussia, Apollonta und allen Städten der Kauti. Viele Häuptlinge haben einen Sekretär in beständiger Dienste bei sich, sehr häufig ihre eigenen Söhne, die in den Schulen ihre Erziehung erhalten haben. Auch die Kaufleute bekommen von Handelskorrespondenten im Innern schriftliche Warenbestellungen. Kurz, das Volk genießt jetzt zum größten Theile alle die Vorteile, welche die schriftliche Mitteilung seiner Bedürfnisse und seiner Empfindungen mit sich führt. Insbesondere suchen die progressierenden Parteien vor unseren Gerichtshöfen sich dieses Mittel zu Nutzen zu machen, um ihre Rechtsachen an die Behörde zu bringen. Sie halten dafür, und ganz mit Recht, daß dasselbe der Natur der kolonialen Verwaltung thue. Ihre Rechtsachen werden daher mit Sorgfalt niedergeschrieben und an den Gerichtstagen eingereicht. Viele dieser Schriften sind wegen der Einfachheit ihrer Ausführungen und der ehrlichen, ungeschminkten Angabe ihrer Klagepunkte von ganz merkwürdiger Art. Manche Schreiber verlangen für ihre Dienste einen hohen Preis, der, je nachdem sie deren Wichtigkeit taxieren, verschieden ist. Die gewöhnliche Summe, die für die Abfassung eines Briefes gegeben wird, beträgt etwa zehn Pence; es ist uns aber ein Fall zur Kenntnis gekommen, daß vier Pfund bezahlt worden sind, und als der betreffende Schreiber später wegen dieser maßlosen Forderung zur Rede gestellt ward, war die einzige Entschuldigung, die er für eine solche Erpressung zu geben für nötig befand, „daß er es für notwendig erachte, diesen unwissenden Menschen den Wert der Gelehrsamkeit (Literatur) recht eindringlich zu lehren“.

Bei solchen bequemen, verkehrsfördernden Mitteln wird der Verkehr des Handels im Lande und den Plänen des Gouvernements die größte Erleichterung geboten. Wenn der Leser diesen Zustand der Dinge und die allgemeine Ruhe und Sicherheit, die er in sich schließt, dem zerrissenen Zustande des Landes, wie er noch vor fünf- und zwanzig Jahren war, gegenüberstellt so kann er wohl kaum mehr hin, über die Raschheit des gemachten Fortschritts zu erstaunen.

Die Afrikaner sind leidenschaftlich ihr Musik eingenommen und haben ein ausgezeichnetes Ohr für sie. Die einheimischen Lieder sind sehr einfach und bestehen nur aus abgerissenen Tacten. Ihre Gesänge sind vorzugsweise eine Art Recitativ oder Kirchengesang mit kurzem Chor. Sie sind oft improvisirt, wobei der Hauptsänger einen Vers anstimmt und eine Anzahl Chorsänger in den Refrain mit einfallen. Der erstere steht, während die anderen um ihn sitzen, und verlißt ihn seine Gründungskraft, so nimmt ein anderer seinen Platz ein und setzt die Unterhaltung, die häufig Stunden lang dauert, fort. Sie besitzen viel Geschick, den Inhalt dieser Lieder den Tagesereignissen zu entnehmen, und gefallen sich im Verspotten von Völkern, in heißenden Sarkasmen, in widerlicher Schmeichelei oder in gerechtem Tadel von Menschen und Dingen, je nachdem es die Umstände zu verlangen scheinen. Die Tapferkeit eines Helden, die Schönheit eines jungen Mädchens, die Freigebigkeit eines Freundes, die Habgucht eines Andern, die Trägheit einer Negerin, die Härte einer Mutter und die getäuschte Hoffnung eines liebenden Herzens bilden hie und da die Themen dieser Strophenergießungen.

Wenn ein Besucher vor diesen Sängern, während sie so beschäftigt sind, vorübergehen möchte, würden sie rasch eine Eigenartlichkeit seines Choralers ob gut oder schlecht, erfassen und sie unter der ungezügelter Lust der Umstehenden laut besingen. Selbst ein vorübergehender Fremder, den sie nie zuvor gesehen, würde ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz entgehen und etwas Auffallendes in seinem Aussehen, in seinem Gange oder in seinem Anzuge schnell ein Gegenstand des Lobes oder Spottes werden (s. auch S. 64). Diese Gewohnheit, Lob oder Tadel der Personen in freiem Gesange öffentlich zu machen, läßt einen nicht geruhen und läßt auf das Verhalten aus, da in der Afrikaner ist für die öffentliche Meinung sehr empfindlich und fürchtet sich dem Spotte preisgegeben zu werden während der Weilschmerz der Schmeichelei zu Handlungen reizt, die ihn die Bewandlung

seiner Landleute gewinnen. Auf diese Weise werden die Sänger und Sängerinnen die Organe der öffentlichen Meinung und vertreten die Stelle unserer Journale und Zeitungen. Die Srfe ihrer Kritik ist bisweilen so groß, daß sie zu Zwistigkeiten fhrt, namentlich wenn eine ganze Compagnie oder das Viertel einer Stadt den Gegenstand des verhhnenden Angriffs bildet.

Ihre musikalischen Instrumente sind weder zahlreich, noch von großem Tounnfange. Sie haben eine Trommel, die aus einem ausgehöhlten und an dem einen Ende mit einem straffen Felle überspannten Baumstamme gebildet ist. Die größere Art wird von einem Träger auf dem Kopfe getragen, während der Trommelschlger nachfolgt und mit seinen Stden drauschlgt. Die kleineren Trommeln werden um den Hals gehängt und entweder mit kleinen Schlegeln oder mit den Fingern geschlagen. Diese Trommeln oder Tannams sind sehr beliebt. Keine Lustbarkeit kann ohne sie stattfinden. Sie scheinen auf den Zanti dieselbe aufregende Wirkung zu haben, welche der Dudelsack auf den schottischen Hochländer ausübt. Er tanzt wie ein Wahnsinniger nach ihrem Klange und hält selbst in den rasendsten Bewegungen mit erstaunlicher Genauigkeit Takt.

Es ist vssierlich, die Wirkung dieser rohen Musik auf alle Klassen, auf Jung und Alt, auf Männer, Weiber und Kinder zu beobachten. Mögen sie beschäftigt sein wie sie wollen; mögen sie ruhig durch die Straße gehen, Wasser aus dem Teiche holen oder einer ernstern Prozeion beiwohnen — kaum hören sie die raschen Schläge einer fernen Trommel, als sie auch im Sta unwillkürlich zu höhlen und zu tanzen anfangen. Der Maurer wirft auf eine Minute seine Kelle hin, der Zimmermann verläßt seine Hobelbank, die Kornmhlerin ihren Mühlstein und der Träger seine Ladung, um zu dem legersternenden Klange den Takt zu schlagen. Selbst der Wttcher vernietet sein Fa und leiht seine Reifen nach dem Takte eines Liebes, während die Leute um ihn in Ermangelung anderer Musik nach seinen Schlägen tanzen.

Sie haben auch eine Art Guitarre, Sanelo genannt. Sie besteht aus einem viereckigen hohlen Kasten mit einem Halse daran und mit acht in zwei Reihen stehenden und von einem Stege emporgehaltenen Saiten. Sie wird mit den Fingern gespielt und macht eine sanfte, einschmeichelnde Wirkung. Dieses Instrument dient vorzugsweise dem Ausdruche weicher und ernstern Stimmungen der Seele. Der Liebende wie der Trauernde finden Trost in ihren Tönen. Die

sie mit ihren Stimmen begleiten. Die Mondscheindächte sind es vornehmlich, wo man den leisen Klang ihrer Klagenmelodie vernehmen kann.

Sie besitzen ferner eine lange Flöte, deren Töne einen sehr angenehmen Eindruck auf das Ohr machen und unansprechlich süß sind. Wenn man ihr lauscht, befällt einen unwillkürlich der Wunsch, mehr zu hören, als die Musikler ihr entlocken. Da ihre Musik nur abgebrochene Melodiefragmente, keine vollständige Komposition ist. Sie spielen dieses Instrument meistens zu fünf bis sechs Personen und behaupten, daß sie auf ihm sich miteinander zu unterhalten fähig seien.

Ihr kriegertischtes Instrument ist das Horn, das aus dem kleinen Fangzahn des Elefanten gemacht wird. Es hat bloß ein Loch an der Seite in der Nähe des dünnen Endes und verlangt zum Erblasen eine tüchtige Lunge. Jeder Häuptling besitzt einen Hornbläser und keine eigene besondere Melodie. Das Horn hat einen tiefen, lauten, herausfordernden Ton und schart das Gefolge um seinen Herrn. Ein Häuptling reist niemals ohne ein bewaffnetes Gefolge, seinen Trommler und Hornbläser. Er kündigt seine Ankunft in einer Stadt durch den martialischen Klang seines Hornes an, und noch ehe er selbst gesehen wird, wissen die Einwohner schon, an den eigenthümlichen Tönen zu unterscheiden, wer es ist. Diese Töne sprechen stets einen kurzen Gedanken aus, der des Häuptlings Tapferkeit oder seine Verachtung gegen andere ausdrückt. Von einem Häuptling aus Anamabu ward einmal durch den Sum, der in den Tönen seiner Trompete lag, den Bewohnern einer Stadt, die er passirte, großes Mergerniß gegeben, denn sie schienen zu sagen: „Was seid ihr im Vergleich zu mir?“ nämlich mit des Hornbläfers Gebieten.

Sie haben weiter noch Handtrommeln, Schwarzen und Cantanetten, die bloß dienen, den Lärm, an dem sie großes Vergnügen finden, zu vermehren. Viele haben auf englischen Querpiessen, Flöten, Klageolets und Waldhörnern spielen gelernt. Sie fassen unsere Melodien mit der größten Bechlichkeit auf und spielen sie, nachdem sie sie einige Male gehört, recht ertüchlich.

Die Künste und Gewerke haben in diesem Theile der Welt keine bedeutenden Fortschritte gemacht. Die Eingeborenen sind indessen erfindende Arbeiter in Gold, und fertigen Ringe, Ketten und Strangen, die einem europäischen Künstler nicht zur Uebere gereichen

würden. Sie formen das Gold in alle Arten von Gestalten, in viersäugige Thiere, in Vögel und kriechendes Gewürm, und schmücken ihren Körper mit diesen Zierraten. Sie verstehen auch etwas vom Werben des Leders, die Kantis suchen aber in der Kunst seiner Einrichtung vielen ihrer Nachbarn nach. Sie sind ferner in der Töpferei zu einiger Vollkommenheit gelangt, denn ihre irdenen Gefäße sind gut und als Wasserbehälter und Kochgeschirre brauchbar. Auch formen sie Bilder aus Thon und brennen sie, wovon wir in einigen Gegenden des Landes merkwürdige Gruppen gesehen haben. So stellen sie beim Tode eines Großen diesen dar, wie er im Staate dasitzt, umgeben von seinen ihn umgebenden Weibern und Dienern. Eine solche Gruppe, die viel Natürlichkeit zeigte, erblickten wir einmal unter einem großen Baume in Adichumalon. Von den Figuren waren einige pechschwarz, einige rothbraun, andere hatten alle Farbeschattierungen zwischen Schwarz und Rot an sich, wie nun eben die Hautfarbe der Originale, die sie darstellen sollten, gewesen war. Sie hatten beinahe Lebensgröße, und die Proportionen zwischen den Männern und Frauen, Knaben und Mädchen waren recht gut beobachtet. Selbst die weichen und zarten Züge im weiblichen Gesicht waren deutlich wiedergegeben. Der Skaboffir und seine Vornehmen waren, ihre langen Pfeifen rauchend, dargestellt. Mit diesen Darstellungen wird keine Apothrose des Toten beabsichtigt; sie sind nur Denkmäler zu ihrem Gedächtnis, gleich den Statuen unserer großen Männer. Ihrer Erhaltung wird, nachdem sie aufgestellt worden, keine Sorgfalt gewidmet, denn sie bleiben so lange stehen, bis sie in Stücke zerfallen. Mit Modellierung dieser Figuren beschäftigen sich hauptsächlich die Frauen.

Sie betreiben auch Webereien und bedienen sich dabei eines kleinen Webstuhls, der nach demselben Prinzip wie der englische Handstuhl eingerichtet ist. Sie spinnen den Faden aus der im Lande wachsenden Baumwolle, gewöhnlich aber verwenden sie den Faden aus englischen Tüchern dazu, die sie zu diesem Ende zerzupfen. Das Gewebe ist selten mehr als 4 Zoll breit, und mit einer großen Menge von Farben durchwebt. Manche ihrer Tücher sind mit vieler Sorgfalt gearbeitet und werden bei ihnen zu hohen Preisen verkauft. Die Apollonier fertigen schöne Tücher aus Gras, welche stark und dauerhaft sind, und aus den Fasern des Pfirsichs und Kokosnußbaums Schürze, Neze und Seile. Sie sind mit dem Färben bekannt und wenden Rot, Blau und Gelb und ein aus einem Gemisch



von Blau und Gelb gebildetes Gelin an. Ihre blaue Farbe ist insbesondere sehr schön und dauerhaft. Großschmiede, Zimmerleute, Manter, Bütcher, Schneider und Schuhmacher betreiben jetzt ihre blühenden Gewerbe durch das ganze Land.

Ihr Ackerbau befindet sich noch in einem sehr unrichtigen Zustande. Sie gebrauchen bei ihren Feldarbeiten weder einen Pflug noch Zugtiere. Ihre Hauptprodukte sind Korn, Maniowurzeln, Cassaba, Erdnüsse, Pflanzensäfte und Bananen. Außer diesen haben sie noch eine große Mannigfaltigkeit an Früchten, die ohne viel Aufmerksamkeit auf ihre Pflege von selbst zu wachsen scheinen, z. B. Ananas, Quaben, Limonen, Citronen, Orangen, Melonen, Flaschenbaumfrüchte saure Bissen (*anona muricata*) und eine Menge Äpfelarten, genannt der Kaschnapfel, der Kormantiner Apfel, der süße Apfel, dann Pampelnüsse, Dorns, eine Art Muskatellerkirsche und viele Pfefferarten. Sie haben auch die Kokoßnuss und die Palmfrucht, aus denen sie Öl pressen, welches den Stapelartikel des Exporthandels bildet. Sie bauen eine Art Kürbis an, der zu ansehnlicher Größe wächst und ihnen sehr nützlich ist. Sie werden als Gläser, als Trinkschalen, als Wasserkrüge und Tröge gebraucht.

Die Ausfuhrartikel der Goldküste sind Goldstaub, Elfenbein, Palmöl, Mais, Erdnüsse, Malagetta-Pfeffer und Kopalgummi. Die drei erstgenannten Artikel bilden ihre Stapelwaren. Das reine Gold wird von den aschantischen Handelsleuten geliefert. Es findet sich überall im Boden des Landes als Goldstaub vor, die größten Mengen geben aber die Betten der Flüsse her. Man hat auch Bergwerke, wo man es mit rotem Lehm und Grus vermischt und in Eisden weißen Granit erhält. Viele Sklaven sind durch das ganze aschantische Land mit dem Einsammeln desselben beschäftigt. Die größte Menge soll man aus dem Flusse Barra und aus der Provinz Gaman erhalten; aber die Politik der Könige von Aschanti legt uns infolge ihrer Behinderung des Verkehrs mit dem Innern außer Stand, mit großer Gewißheit über diesen Punkt zu sprechen. Es findet sich auch in großer Menge in einigen Theilen des Akimlandes, welches ebenso reich daran zu sein scheint wie Aschanti. Zu Wothah und Teikera giebt es Gruben. Das holländische Gouvernement nahm sich die Mühe, eine Grube im erstern Lande zu bearbeiten, aber infolge der schlechten Wahl der Ertlichkeit, der Krankheiten der Bergleute und der Untauglichkeit ihrer Apparate war das Unternehmen von wenig Erfolg begleitet und ist gegenwärtig ganz auf-

gegeben. In den meisten Gegenden des Fasilandes ist der Boden leicht mit Gold geschränget, aber das unvollkommene Verfahren der Eingeborenen bei der Scheidung desselben macht die Mühe kaum bezahlt. Sie füllen einen Korb zu einem Theile mit Erde an, mischen diese mit Wasser und schütteln sie. Die Goldtheilchen sinken zu Boden und die Erde wird herausgeworfen. Durch dieses fortgesetzte Verfahren wird das Gold vollständig von der Erde gelunden und in ganz kleinen Körnchen auf dem Boden des Korbes liegend gefunden. Auch bei Bannah finden sich Gold in Granitsteinen verlarvt welche zerstoßen und auf dieselbe Weise gesichtet werden. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß es auch noch in Theilen des Innern in großer Menge und in reichen Adern sich finden werde. Wir selbst haben ein Stück von elf Unzen gesehen, und Dupuis sagt, er habe in Kumbasi Stücke von einem Gewichte von vier Pfund gesehen. Es scheint nicht daß die von der Goldküste angeführte Quantität des Goldes sich in den neueren Jahren vermehrt habe; im Gegentheil ist sie, wenn wir die hierüber gemachten Angaben als genau ansehen dürfen, bedeutend gesunken. Mr. Swanzy spricht es in seinem, vor dem Komitee des Parlaments im 3. 1816 gegebenen Berichte als seine Meinung aus, daß jährlich hunderttausend Unzen Gold erzielt werden. Dies ist beinahe doppelt so viel, als gegenwärtig ausgeführt wird.

Die Importen sind Baumwolle, Seiden-, Sammet- und Wollenwaren, Spirituosen, Wein, Tabak, Eisen, Messing, Kupfer, Blei, kurze Wren, Löpfergenz, Messerschneidewaren, Flinten, Pulver, Feintenteine, Eingefalzenes, Hausgerät, Kugeln zu Schnüren, Muschelschalen (Kauris), Thee, Zucker, Bier und eine unendliche Menge gewöhnlicher Verbrauchsartikel. Der Handelsgeist ist im Afrikaner sehr stark. Gewissermaßen besteht die ganze Bevölkerung aus Handelsleuten. Auch die afrikanischen Frauen haben ihre Lust daran, auf den Marktplätzen unter den Bäumen zu sitzen und hier ihre Waren zum Verkaufe auszulegen oder sie durch die Straßen der Stadt und von Dorf zu Dorf hinstreifen zu tragen. Ihr Handel ist indes bislang noch wenig mehr als der Austausch einer Ware gegen eine andere.

Die Häuser der Goldküstenbewohner zeigen nicht viel architektonischen Schmuck oder eine große Mannigfaltigkeit und Menge von Gefassen und Bequemlichkeiten; aber selbst die armsteligsten bieten ihren einfachen Bedürfnissen ein geräumiges Obdach dar. Die

niedrigste Art von Behaltungen, die wir gesehen, sind in der Nähe des Flusses Sakkam bei Akra und in einigen Zischerdörfern zwischen Akra und Dycove zu finden. Diese bestehen aus kleinen, heuschabenähnlichen Hütten, die mit Gras überdeckt sind, nur eine kleine Öffnung haben, durch welche der Bewohner auf Händen und Knien aus- und eintritt, und die ohne alle Ordnung beisammen stehen. Das Aussehen dieser jammerlichen Hütten verrät auf den ersten Blick die Armut, den Schmerz, die Dummheit und das faule Leben und Treiben dieser tiefgesunkenen Geschöpfe, die hauptsächlich vom Einsammeln von Muscheln zum Kalkbrennen leben. Ihnen zunächst folgen die kleinen Weiler im Innern des Landes, deren Häuser zum größten Theile Wände von Bambus und andern Rohrgewächsen haben, mit Mörtel bekleidet und mit Pflanz und Palmblättern überdeckt sind. Diese Hütten enthalten ein, zwei oder mehr Gemächer und haben viereckige Löcher, welche zu Fenstern und Thüren dienen, die des Nachts durch eine Schutzwehr von Bambus, welche über die Öffnungen herabgelassen wird, geschlossen und inwendig zugemacht werden, um die wilden Thiere abzuhalten. Manche dieser Hütten, die höhere Ansprüche machen, haben Fensterläden und Thüren mit Bändern und Riegeln. Die kleineren Städte bestehen durchweg aus solcherlei Hütten. Sie liegen meistens in der Nähe der bedeutendsten Burgen und Plantagen und sind zur Bequemlichkeit der auf diesen beschäftigten Arbeiter gebaut worden, die vielleicht in einer der Hauptstädte des Districts Wohnhäuser besserer Art besitzen.

Das Land Fanti zeigt gegenwärtig in dem allgemeinen Anblicke seiner Städte und Weiler die Spuren dieser fortschreitenden Aenderung. Die vornehmsten Städte werden durch die große Menge dachloser Mauern in allen möglichen Stadien des Verfalls entstellt, während massive Häuser von höheren Ansprüchen auf neuen Stellen in unbesetzten Gegenden des Landes sich erheben. Die Häuser werden aus Lehm erbaut oder aus „Ewisch“, wie er genannt wird, wenn er zum Gebrauche fertig ist, zu welchem Ende man die Erde mit Wasser mischt und mit den Füßen rührt, dann die Masse zu einem Haufen sammelt, mit Stroh überdeckt und einige Tage gähren läßt, wodurch sie eine große Zähigkeit erlangt. Darauf wird sie in Schichten — jede zu etwa achtzehn Zoll Höhe — gelegt, der Sonne ausgesetzt, deren heiße Strahlen das Geschäft des Verbrennens so kräftig verrichten, wie es nur ein Ofen vermöchte, und ihr die Dauerhaftigkeit, Gedrungenheit und Härte des Backsteins geben. Die

gewöhnliche Form ihrer Häuser ist das Viereck, seine Seiten bilden die Gemächer, die einen viereckigen Raum einschließen, dessen Verhältnisse der Größe der seitlichen Gemächer entsprechen. Man tritt durch eine Thür oder ein Portal ein, und zwar zunächst in eins dieser Zimmer, das meistens als offene Loge oder Empfangssaal dient, durch welches man in den viereckigen Raum gelangt und wozu der Häuptling oder Kabossir seine Trommeln zu haben privilegirt. Zur Seite des Vierecks, der Loge gegenüber, ist die Thür der Zimmer um ein paar Fuß über dem Boden erhöht und nach dem Viereck oder Hofe zu durchaus offen. Bisweilen ist nur ein Theil davon offen, indem ein kleiner Raum an beiden Enden zu Zimmern verwendet ist. Die anderen zwei Seiten des Vierecks bestehen aus Gemächern mit Thüren und Fenstern, deren Thüre im Niveau mit dem Erdboden liegen, oder sie bestehen, wie bei der niedern Klasse, aus erhöhten und offenen Schuppen. Diese Häuser haben selten Fenster nach vorn zu, so daß der Eingang durch das Portal das einzige Verbindungsmittel nach außen ist. Daher genügt jede Familie, selbst im Mittelpunkt der Stadt, die größte Abgeschlossenheit und kann ihre häuslichen Geschäfte im Freien, entweder in dem viereckigen Raume oder unter den seine Seiten bildenden offenen Schuppen oder Gemächern besorgen, ohne von den Nachbarn gesehen zu werden.

Natürlich herrscht je nach dem Grade der Bewohner einige Mannigfaltigkeit in der Einrichtung der Häuser, aber der herrschende und, wie er genannt werden kann, eigentliche Landessitz ist so wie wir ihn beschrieben haben. In Häusern, die neuerdings erbaut worden, weichen die offenen Gemächer jezt Zimmern mit Thüren und Fenstern, indem man selten mehr als ein nach dem Hofe offenes Gemach findet. Sie bestehen häufig aus einer Reihe vierseitiger Gebäude und Höfe, deren Zahl von dem Ansehen und Reichtum des Besitzers und der Größe seiner Familie abhängt. Eine kleine verbindende Thür in einer der Ecken führt aus einem Hofe in den andern. Die Frauen des Hauses bewohnen eine dieser inneren Zimmerreihen, wo sie ihren häuslichen Geschäften, dem Kornmahlen, obliegen. Der Kochherd befindet sich in der Mitte des Hofes und besteht aus drei kleinen Kegeln von Thon, die in der Form eines Dreieckes dicht beisammenstehen; die Kochgeräthschaften stehen zwischen ihnen, und das Brennholz liegt unter ihnen auf dem Boden; der Rauch steigt frei in die Luft, und da der Hof von den Mauern des

Hauses eingeschlossen ist und selten starker Wind weht, so ist die Luft während des Kochens oft mit dickem Qualm erfüllt.

Häufig hat die eine Seite des Hofes und theilweis alle Seiten noch ein zweites Geschloß. Des gilt für notwendig, um der Idee eines Hauses des weißen Mannes zu entsprechen, denn sie ja so gern in allem nachzuahmen pflegen.

Wir haben oben bemerkt, daß diese Häuser von Ehm oder Stroh gebaut sind. Sie haben ein starkes Dach von Balken und Stroh, das meistens über die Mauern des Hauses um zwei bis drei Fuß vorsteht und den Bewohnern einen angenehmen Schatten bietet, unter welchem sie auf einer niedern Bank oder einem Stige von Erde, der an den sämtlichen Seiten des Hofes hinläuft, sitzen. Diese niedrige Bank, die mit einer roten Erde eingetribenen und davon glänzenden Fußböden, die weißangestrichenen Mauern, kurz die ganze Äußere und innere Einrichtung — alles trägt das Gepräge der Keuschheit, Nettigkeit und eines gewissen Glanzes an sich, und sein malerischer Anblick wird noch mehr erhöht durch Masketen und andere kriegerische Werkzeuge, die an den Wänden des offenen Hauptzimmers, das der Herr des Hauses als Empfangszimmer und Audienzsaal gebraucht, in Parade aufgehängt sind.

In anderen Teilen des Hauses finden wir die Wände mit einer Menge Portrats und Kupferstichen, hauptsächlich französisches Fabrikat und gemeine Erdbelei, behangen. Die Weisanten sind ganz toll darauf, ihre Zimmer mit Bildern auszumüllen, und diesen Hang zu befriedigen, muß alles herhalten, was ihnen gerade in die Hände fällt. Hier kann man Napoleon in seinem dreieckigen Hute zu Ruhe und zu Ross, entweder schreiendbunt gemalt oder einfach in Holzschnitt, und Georg IV. (jetzt R. Victoria) im Kronungsornate um den Platz streiten sehen mit Hund und seinem Hunde Fok, wie sie an der Spitze seines Blattes (des „Banch“) erscheinen, ferner mit den Königen, Thron- und Kasseelannen von Cog, Savony & Comp., wie sie in ihren Allindigungen zu sehen sind, oder auch mit dem königlichen Wappen von England, strahlend im ganzen Glanze einer Anzeig eines Krämers Ihrer Majestät.

Dieses Modewerben von Bildern ist weit entfernt, die einzige europäische Neuerung zu sein, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Bis dahin, wo ihnen die Sucht nach Aenderung eingeimpft warb, die ihr Verkehr mit Europäern täglich mehr und mehr entwickelt, waren ihrer häuslichen Bedürfnisse außerst wenige und diese von der



einzigsten Act, und bei vielen Rentea im Lande hat darin auch bis heute noch wenig Veränderung stattgefunden. Mit einem Stück Zeug, um sich damit zu bedecken, einer Matte, um darauf zu schlafen, einem Korbis zum Trinken, zwei Steinen zum Maismahlen, einem Zuber zum Zerstoßen der Pflanzgrüthe und einer Schippe und Hacke zur Bearbeitung seiner Pflanzung ist der Kanti in der Lage, einen Haushalt zu begründen, und besitzt hierin alles zur häuslichen Einrichtung Künige. Allgemach aber umgiebt er sich den Gewohnheiten des weißen Mannes folgend, mit überflüssigen Luxusartikeln. Es ist possirlich, in vielen Häusern aus deren mannigfachen Einrichtungen den Fortschritt der Ideen unter ihren Bewohnern und die verschiedenen Stufen der Verbesserung zu erkennen während sich doch ihr alter Aberglaube noch in der Flasche oder der Schnur fundirt, die über der Thüre hängen sowie in dem Ketischbaume im Hofe und in den Blöden, die in den Ecken und hinter den Thüren errichtet sind, um Gefäße mit Ketischabstauungen zu tragen.

Den besahnten Rentea kommt es nicht in den Sinn, den Brauch ihrer Väter zu ändern, und beschränken sie sich auf die einfachen Lebensbedürfnisse, nicht sowohl darum, weil sie die Annemlichkeiten eines civilisirten Zustandes nicht vorzögen, als vielmehr, weil sie sich nicht die Mühe nehmen mögen und können, sich die Mittel zu deren Herbeischaffung zu erwerben. Die nackten Wände ihres Zimmers ihre Matten und Schemel, ihre irdenen Töpfe und Korbisgefäße — alles zeugt von starrem Stehenbleiben ihrer Begriffe. In einem andern Zimmer des nämlichen Hauses finden wir vielleicht Schlüsseln von Zinn und Stringut, einen Löffel, ein Messer und eine Gabel, einen Tisch, einen Lehnstuhl, ein Bett und eine Truhe und weickgetränkte und mit Bildern und der Patronentafel des Herrn behangene Wände. Weiter finden wir in dem nämlichen Hause ein nach unseren europäischen Begriffen schon ausgestattetes Zimmer und seinen Bewohner gleich einem Engländer gekleidet und fähig zu lesen und zu schreiben, und sehen auf seinem Tische oder Sora die Bibel, Bunyans „Pilgerreise“ und andere religiöse Bücher liegen.

Dieses wunderliche Gemisch giebt ihrer ganzen hässlichen Einrichtung ein groteskes und komisches Gepräge. Es giebt indes jetzt in der Nähe von Cape Coast und anderen Hauptstädten nur noch wenige Häuser, in denen viele von den Annemlichkeiten und den Luxusgegenständen des civilisirten Lebens nicht zu finden wären;

und viele Eingeborene leben in einem behaglichen Überflusse und führen ein ärmliches Leben wie wir es nimmermehr in der nackten Einfachheit ihrer Kleidung suchen würden wenn uns nicht unser Umgang mit ihnen thatsächlich davon unterrichtete; denn nicht bei denjenigen allein, welche die europäische Kleidertracht nachahmen, finden wir die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens. Ueberhaupt herrscht unter allen Klassen eine weit allgemeinere Verbreitung eines mäßigen und hinreichenden Auskommens, als vielleicht in irgend einem andern Lande der Welt zu finden ist, vollständiger Mangel aber ist geradezu unbekannt. Indessen zeigt sich gegenwärtig ein starker Hang, an die Gegenstände ihres Strebens einen liberalen Maßstab anzulegen, ein Hang, der hauptsächlich in der Sucht, europäische Lebensgewohnheiten nachzuahmen seinen Grund hat; und diese Nachahmung, insbesondere in äußerlichen Vorzügen, möchte jetzt das große Ziel und Streben des jungen Afrika sein. Der Wettstreit in dieser Beziehung ist so groß, daß er viele zu Grunde richtet, denn nicht zufrieden, den langsamen Proceß, durch Fleiß und Genügsamkeit sich die Mittel zur Vermehrung ihrer Genüsse zu verschaffen, abzuwarten, welches der offen offen liegende Weg zum Reichtum ist, pflegen sie sich in unnütze Ausgaben zu stürzen, ohne irgendwie darüber nachzudenken, ob sie auch fähig sind, sie auszuhalten. So ist es gar nichts Ungewöhnliches, einen Menschen sich in totem Verstand tief in Schulden stürzen zu sehen, während er dabei ein Haus baut, das vielleicht von seinen Gläubigern, noch ehe es der Bauunternehmer bis zum Bewohnen fertig gemacht hat, verkauft wird. Andere sterben mit gleicher Unbesonnenheit ihr ganzes Vermögen in den Bau eines kostspieligen, in keinem Verhältnis zu ihren Mitteln stehenden Hauses, das sie halbvollender, als ein bloßes Stückwerk liegen lassen müssen, ein Denkmal der Thorheit und des Altrtums seines Besitzers, das endlich die Regenfluten aus Erbarmen zerstören. Aber allemwegen gewahren wir das Streben, Gebäude von weit höheren Anforderungen auszuführen, als die vorhergehende Generation für ihre Bedürfnisse für nötig hielt, und keineswegs ist das Mißlingen die jedesmalige Folge solchen ehrgeizigen Strebens im Gegentheil sind sehr viele zu finden, deren Wohnungen und Lebensweise in jeglicher Beziehung unseren europäischen Begriffen entsprechen.

Aus diesen Bemerkungen wird der Leser wenig Mühe haben, sich die unendliche Mannigfaltigkeit von Verbesserungen in der Nach-

ahnung der Gewohnheiten eines höhern Grades von Civilisation vorzustellen. Er wird sich ebenso leicht die seltsamen Widersprüche denken können, auf die er stößt, wenn er die gegenwärtigen Zustände des Volkes genau betrachtet, denn er wird in einem afrikanischen Hause vergebens jene nette Einrichtung, Behaglichkeit und Anständigkeit suchen, die in einem wohlbestellten Hause zu finden ist und mit Recht als Zeichen eines richtigen Geschmacks betrachtet wird.

Die Tugend der Gastfreundschaft ist allgemein und so sich ganz von selbst zu verstehen, daß jeder von ihnen, wenn auch noch so fremd, zu denken scheint, er habe ein Recht, diese Gastfreundschaft auf die Probe zu stellen, indem er sein Quartier da aufschlägt, wo es ihm gerade dünkt. Bereitwillig wird dem Einsprechenden ein Zimmer gewährt, ohne daß man dafür Bezahlung erwartet, und bei Gelegenheit eines Besuches von Fremden wird der Gast ohne Ausnahme mit Geschenken bewillkommt. Gegen Europäer bezeigen sie sich dergestalt gefällig, daß sie nicht zögern, ihre eigenen Häuser auf eine Zeit lang zu räumen, um sie nur recht anständig zu beherbergen, und wenn sie sie auch nicht mit einer Mahlzeit versorgen, zu deren gehöriger Bereitung sie sich das Geschick nicht zutrauen, so bringen sie ihnen doch Schafe, Geflügel, Hamswurzeln, Pflanzfrüchte und Palmwein als Geschenk hervor, auf daß ihre eigenen Diener das Mahl davon bereiten mögen. Der Verfasser hat in der anspruchslosen Art, mit welcher wahre Geielligkeiten erwiesen wurden, die größte Zartheit beobachtet, und er selbst hat während eines langen Aufenthaltes bei ihnen so viele Beweise ihrer Achtung und Zuneigung empfangen, daß er ihnen für alle Zeit ein liebevolles und dankbares Andenken bewahren wird.

### III.

#### Ein Fetschhaus auf der Goldküste.

In Pramgram, einer bedeutenden Stadt auf der Goldküste, östlich von Christiansborg, erhebt sich eine Fetschhütte, wie alle Heiligtümer jener Gegend, und wie ursprünglich vor dem Bekanntwerden mit den Europäern vielleicht überhaupt alle Negerhütten, ein runder Bau mit Bindengras gedeckt, ohne Fenster, mit niedriger Thüreöffnung. Im Innern einer solchen Fetschhütte sieht es recht armselig aus. Da liegt etwa ein Holzstoh oder ein Stein oder ein Fischgerippe, vielleicht auch eine Trommel auf dem Boden oder irgend

etwas Derartiges das weder Wert noch Sinn hat. Aber es sind bedeutungsvolle Dinge für den Neger, denn in ihnen haust der Fetisch oder „Wong“, dem das Heiligtum geweiht ist. Allerlei Lhonge'shirr liegt am Boden aufgeschlapelt, daneben Rüssel- und Ziegenhörner, Muscheln und Vogelschalen, die als Zaubermittel oder zum Schutz gegen Zauber als Amulette dienen. An den Wänden hängen allerhand Firsfang und Fetischschellen. Zahllose Spinnen spinnen hier ihr Gewebe, und widerliches Geschweiß durchschwirrt den dumpfen finstern Raum, welcher zugleich die Schlafstätte des Priesters ist, der den Dienst am Heiligtum versieht. Unter dem Grasdache nistende Fledermäuse und sonstige dem Fetisch geheiligte gesügelte Nachttiere umkreisen des Abends die heilige Stätte und beleben die trübschattigen Laubbäume, welche die Stätte umschließen. In diesem heiligen Räume waltet der Oberpriester. Sein Haupt ist mit einem hohen Amtshorret von Strohgeflecht bedeckt, wie's die Würde erheischt, schmückt ihn ein sorgfältig gepflegter Bart, der ihm vom Kinn bis auf die Brust reicht. Aus dem dunklen Negergesicht spricht die dem Fetischpriester eigene Verschmittheit. Am den Hals hängen ihm weiche Korallenschnüre als priesterlicher Schmuck; an ihnen steigt bei der Beschwörung der Fetisch herab. Ein seidenes, phantastisch geknotetes, luntfarbnes Tuch, an dem allerhand Zaubermittel ihren Platz finden, wallt über das Priesterkleid herab. Die Hand hält einen Buntwisch als Fetischwedel, der, je und je mit einem Riß- oder Rüsselschwanz vertauscht, stets bei den Fetischmännern als Abzeichen priesterlichen Amtes gesehen wird. Bei den Ceremonien wird er wie ein Wap gehandhabt. Kolleberne Sandalen zieren die bloßen Füße. Die Fußgelenke sind von Korallenketten umschlossen. Ihm stehen zur Seite zwei Priesterinnen, gleich ihm mit Korallenschnüren und allerlei Amuletten geschmückt. Sein, Arme, Brust und Füße sind mit weißer Erde höchst kunstlos überall mit zwei gleichlaufenden Linien bemalt. Dieses Bemalen wird an den Fetischweibern als Anlaß von religiösen Ceremonien vorgenommen, und wer bei einer solchen Gelegenheit die convulsivischen Tänze und Sprünge dieser Weiber gesehen hat, der glaubt sich Dämonen gegenüber, die, von Dämonen inspiriert, im Solde des Satans stehen.

## Das unbekannte Land zwischen der Goldküste und dem oberen Niger.

Neue Route durch die große Wüste zwischen den Flüssen Nika und Volta. — Das Elefanteparadies. — Die Stadt Katsche und der Fetiſch Dderre. — Paganſo am Nika. — Die große Handels- und Fetiſchstadt Salaga. — Der Miſſionar Buſſ in Katsche und Salaga. — Kommerzielle Wichtigkeit der neuen Route.

Nis in die neueste Zeit hat man das Herz Westafrika, Timbuktü am oberen Niger, auf drei Wegen erreichen können: von den französischen Niederlassungen am Senegal und Gambia aus, auf dem Wasserwege den Niger hinauf oder von Nordafrika aus durch die Wüste (Barth, Reng). Das unbekannte weite Gebiet zwischen dem Niger und den Negerreichen von Schantl und Dahomey ist erst vor einigen Jahren durch das mühevolle Vordringen der Baseler Miſſionare erschlossen worden. Da das Hinterland der Goldküste vom deutschen Togogebiete aus, welches von der Mündung des Voltaflusses kaum 30 Kilometer entfernt ist, in naher Zukunft das Ziel größerer Handelsunternehmungen werden wird, so bieten die Ergebnisse dieser ersten Forschungsreisen, die wir in einem Auszuge aus einer Mittheilung des Dr. G. Beck in der Sitzung der Geogr. Gesellschaft zu Bern (25. November 1886) folgen lassen, das höchste Interesse.

Salaga, unter 8° 20' nördlicher Breite und 40' westlich vom Meridian von Greenwich gelegen, wurde in den letzten Jahren, d. h. 1877 und 1878, dreimal von Miſſionaren der Baseler Stationen besucht. H. A. Krause war 1886 und 1887 dort.

Schon früher hatten Kaufleute Berichte über eine im Innern liegende große Handelsstadt in die im britischen Protektorat gelegenen Stationen gebracht. Doch war sowohl die allzu große Entfernung dieser Stationen, als auch die Zugehörigkeit der zu durchreisenden Strecken zum Schantlreich ein absolutes Hindernis einer längst projektierten Reise. Als nun aber nach dem Kriege mit England die im Herzen des Schantlreiches liegende Station Abetſi gegründet wurde und die Berichte aus dem Innern über den Viehreichthum und den lebhaften Handel, der dort herrschen sollte, deutlicher und sicherer wurden, da beschloß der in Basel gebildete schwarze Miſſionar David



Ashante, der auch im Kriege eine Rolle gespielt, auf eigene Faust den fagenhaften Ort aufzusuchen und dort Milchkühe, deren Mangel an der ganzen Küste so schwer empfunden wird, auch Pferde und Skafe einzuhandeln. Sobald sein Projekt bekannt wurde, rief man ihm von allen Seiten ab, das Unternehmen zu wagen, da die Einwohner im höchsten Grade undußsam und räuberisch und die Gegenden die zu durchschreiten seien, theils unwirbar, theils voll von Elefanten, Löwen und Leoparden seien. Auch müßte man ganze Tagereisen durch eine menschenleere Wüste ziehen. blieb Ashante nun auch fest, so war es um so schwerer, die nötigen Träger und Begleiter zu finden und mußte er dann auch mit nur wenig Getreuen die monatelange Reise am 18. Januar von der Station Kjebi aus antreten. Als Mundvorrat hatte er hauptsächlich Eholode, Brot, Mais und Bodennüß bei sich, ferner Cognac und Glühwein, das notwendige Werkzeug auf einer Axtkavasse. Nach drei Tagen erreichte die kleine Karawane die nördlichste Baseler Station Abetifi, nordöstlich von Krumassi gelegen, und pflegte da einige Tage der Ruhe: neue Schwierigkeiten erhoben sich hier, da sich keine Träger nach Salaga engagieren lassen wollten und die finanzielle Ausrichtung unseres Reisenden 20 L. nicht viel überstieg. Doch regelten sich diese Sachen endlich zu leidlicher Befriedigung, und nun wurde die Reise durch die ehemals zu Ashanti gehörige Provinz Dwon in nordöstlicher Richtung fortgesetzt. Die erste Tagereise brachte die Reisenden nach Kwantanan, dem letzten Schwaudoß, und die nächstfolgende an den wegen seines Fischreichthums berühmten Fluß Afram, den schon 1869 die gefangenen Missionare Ramsfater und Kühne mit den Ashanti zu Fuß passiert hatten. Derselbe ist etwa 80 Schritte breit und kann in der nassen Jahreszeit nur auf Booten passiert werden, da er sehr reißend ist. Derselbe ist jedenfalls ein Nebenfluß des Volta.

Je nents des Afram beginnt eine weite, ganz unbewohnte Graschene, eben jene Wüste, vor der man David Ashante gewarnt hatte. Dieselbe muß aber die letztere Bezeichnung jedenfalls mit Unrecht tragen. Denn nach Ashantes Schilderung ist diese Ebene nicht allein mit hohem Gras und Gebüsch bewachsen, sondern überaus reich an Wasser und beschall auch ein wahres Paradies für Elefanten, Antilopen und Gewild aller Art, aber natürlich auch für Löwen und Leoparden. Ashante vergleicht diese Gegend mit der Afrika-Ebene zwischen Kuayem und der Küste, nur findet er sie

viel fruchtbarer. Ueber Namé, der sich häufig vorfand, bildete auf dem 3 Tage langen Marsch in nordöstlicher Richtung die Hauptnahrung der Karawane. Die Nächte waren in dieser wasserreichen Gegend so kalt daß das Thermometer fast bis auf den Gefrierpunkt sank. Endlich war der Volta und damit wieder die bewohnten Gegenden erreicht. Die Ufer des Stromes sind an der Stelle, die von Aschanten berührt wurde, von dem Bae-Volk bewohnt, Leute, die in mehrfacher Beziehung unsere Beachtung verdienen. Ihr Wohnsitz war früher rechts des Volta; doch wurden sie durch die fortwährenden Raubzüge der Aschanten gezwungen, sich auf dem jetzigen Ufer anzusiedeln, wo sich ihre Hauptstadt Nhen-Kuto befindet. Diesseits besitzen sie nur noch 4 Dörfer. Die Bae sprechen Tshi und sind Unterthanen des Tivou-Königs von Abetzi. Sie sind einfache Leute von mittlerer Größe und tragen noch Zöpfe, was an der Küste ein schon längst überwundener Standpunkt ist. Ihre Häuser sind klein, rund und fallen durch ihre spitzen Dächer und ihre kleinen Hauseingänge auf die nur 5' hoch und 2' breit sind. Die Landwirtschaft liefert Baumwolle und einen feinen Tabak der aber nur zum Schnupfen verwendet wird. In der Thierwelt sind die Bae sehr erfahren und produzieren vorzüglich schöne Geschirre, die unterem Stiergute nahe kommen sollen. Die Viehzucht dagegen liegt ganz im Regen, da nur wenige Zwergziegen, Ganten, Hühner und Perlhühner gehalten werden. Jagd und Fischen wird eifrig betrieben, und die Kunst des Bierbrauens aus Glanecorn erfreut sich ebenfalls einer eifrigen Pflege.

Nachdem der Volta überschritten war, erreichten die Reisenden in 2<sup>en</sup> Stunden den Nebenfluß Oti, der viel tiefer als der Volta ist und von Krokodilen und Klapferden wimmelt. Nach 6 Stunden kamen die Reisenden in das Gebiet eines andern Stammes, nämlich der Karahyer, die ebenfalls Tshi sprechen. Neben dieser Sprache wird aber noch der sogenannte Kherepong-Dialekt gesprochen, der sich auch näher der Küste am Atropong, Tare u. herum noch findet. Die Karahyer sind nämlich aus ihren ehemaligen Wohnsitzen in der Tateggend zur Zeit der Akomuherrschaft ausgewandert und haben den heimathlichen Dialekt noch bewahrt. Dieses Land ist weit und breit bei allen Fetschdienern berühmt und gefürchtet, weil sich dort der größte Fetsch Odente aufhält und eine wahre Schreckensherrschaft über die leichtgläubigen Schwarzen ausübt. Auch die Begleiter Aschantes betraten dieses Gebiet mit Furcht und Zagen, und ein

energischeres Auftreten war nöthiger als je. Das Volk ist zahlreicher als die Foe, sehr ruhig und bigott im höchsten Grade. Ihre runden Häuser besitzen weder Gehöfte noch Schattenbäume noch Ränne, weil der Fetisch dieselben nicht leiden will. Der König hat fast gar keinen Einfluß, umso mehr aber der Fetischpriester, der das ganze Volk in Sklaverei hält. Weder Pferde noch Esel werden in der Gegend gebüdet, auch ist es streng verboten, nachts ein Licht anzuzünden, da das vom Fetisch ebenfalls ungern gesehen wird. Strohlinge werden über einen bestimmten Felsen in den Volta geworfen und selbst die Bezeichnung desselben — Ma — darf nie ausgesprochen werden. Zeigt sich der Fetischpriester, so schreit alles aus Leibeskräften — der große Vater kommt, er kommt —, denn es würde auf ein wenig lautes und eifriges Schreien eine arge Strafe folgen. Man kann sich daher vorstellen, was es für eine Erregung gab, als Aschante nachts ein Licht anzündete und trotz aller königlichen Postschaften nicht löschte, und als er gar am andern Tage vor dem Hause des Fetisches predigte. Sogar seine Leute gaben ihn verloren und waren liberaas erstaunt, als sich an seinem ruhigen und festen Auftreten die Weiden des Volksauflaufs brachen.

Die Hauptstadt Karakhe liegt am Volta auf felsigem Boden und ist ein sehr besuchter Wallfahrtsort. Handel und Viehzucht werden wenig betrieben, obgleich in Karakhe alle Schiffe, die den Volta hinauf nach Salaga Waren bringen, wegen der großen Stromschnellen, deren Brausen man in Karakhe beständig hört, umgeladen werden müssen. Die Händler beladen oberhalb des Falles die Schiffe wieder und führen dieselben dann den Volta hinauf, bis 2 Tagereisen vor Salaga, das etwas abseits vom Volta liegt; oder sie führen die Waren auf dem Landweg in 3 Tagereisen nach Salaga.

Am 5. Februar marschirte Aschante, nachdem er in Karakhe seinen Leuten eine Ruhezeit gegönnt, wieder in nördlicher Richtung weiter und kam nach 2 Tagen in das Gebiet der Nschumuru. Dieses Volk ist weniger zahlreich als die Karakheer, diesen aber in Sprache und Beschäftigung fast ganz ähnlich. Auch hier wird der Küstendialekt Kyerepong noch dann und wann gesprochen. Die Nschumuru tätowieren sich sorgfältig. Ihre Toten begraben sie vor den Häusern, was die Karakheer nie thun, die besondere Begräbnisstätten haben. Die Hauptstadt ist Baghamso, die wahrscheinlich identisch ist mit dem Orte Wediamento der neuen Andreeschen Karte nach den Angaben des französischen Händlers Bonnat,

dem die Ehre gebührt, als erster Europäer die Stadt Salaga betreten zu haben. Derselbe besuchte bald nach dem Aschanti-Kriege, während welchem er in Kumassi mit den Missionaren gefangen war, zu Schiff den Volta hinauf jene Gegenden. Bagyamso, am Volta gelegen, ist noch größer und schöner als Karakye und zeichnet sich, wie das ganze umliegende Land, durch wohlgelegte Straßen aus. Die 6000 Einwohner fallen durch ihre bedeutende Größe und ernste, kriegerische Haltung vortreflich auf. Ein Gefühl beseelt alle in ihm im Verkehr mit den Reisenden stets zum Vorschein — ein tiefer, glühender Haß gegen ihre früheren Bedrücker, die Aschanti. Von hier bezog der König von Kumassi zur Zeit seiner Herrschaft alljährlich große Steuern an Menschen und Pulver, und man kann sich deshalb vorstellen, wie sehr die Engländer, von denen hier feindlich noch niemand welche gesehen hatte, in Achtung stelen. Man hatte in Bagyamso noch während des Krieges ein dealliches Gefühl, es gehe mit der Kumassiherrschaft zu Ende, und wie das bei allen despotischen Herrschaften der Fall ist, beeilte man sich, so rasch als möglich die lästigen Ketten zu zerbrechen. Wer es wagte, über die gesperrten Grenzen nach Aschanti Pulver zu schmuggeln, fiel der Volkswut zum Opfer und an einem Tage wurden alle im Lande angefaßenen Aschanti niedergemetzelt. In der Gegend von Saren, westlich von Bagyamso, wurden die Boote der Aschanti, die dort Pulver holen sollten, an einem unterminierten Ort gelockt, und unter dem Vorgeben, man wolle mit ihnen unterhandeln, in die Luft gesprengt. Als die Bojungen, die dabei mit dem Leben davon gekommen, wieder in Kumassi angelangt waren, so erzählt Ramsfex in seinen Tagebüchern, habe sich dort ein großes Wehegeschrei erhoben, und einer der Geretteten habe ihm gesagt, es seien die meisten der Verunglückten nach der Katastrophe so rot gewesen, so rot wie — Meister Bonnat.

Alle Länder bis 14 Tagesreisen nördlich von Salaga haben jetzt das Aschantijoch abgeschüttelt und haben die Macht Englands, d. h. des weißen Mannes, kennen gelernt. In dem Lande der Adschumnu haben die Priester des großen Feisch Edente den Glauben verbreitet, der Fetisch habe sich mit der Königin Viktoria gegen die Aschanti verbündet. Ja, diese Verbindung sei eine so enge, daß sie gar nicht mehr aufgehoben werden könne und niemand sei in stande, in dem engen Bunde zu entscheiden, welches Edente und welches die Königin Viktoria sei, als diese beiden selber. Ein ganz nettes Mißverhältniß afrikanischer Mystik.

In Baghamso erwartete David Ashante seinen Vetter Oposu, der sich ihm auf dieser Reise hatte anschließen wollen, ihn aber nicht mehr erreicht hatte. Oposu hatte mit seinen Begleitern den ganz gleichen Weg eingeschlagen, und aus seinem Berichte haben wir denn auch manche Lücke bei Ashante ergänzen können. In Baghamso verfielen sich die Beiden abermals, da von dort zwei Wege nach Salaga führen, einer nordwestlich und einer direkt nach Norden. Als Ashante wieder von Salaga abreiste, kam Oposu erst dort an, und werden wir denn auch weiterhin beide Schilderungen verweben.

Nach 5 stündigem nördlichen Marsch von Baghamso aus erreicht man den neuen Fluß Fala und damit die Grenze zwischen der heidnischen und mohammedanischen Welt. Freilich spielt das Fetischwesen in den Grenzgebieten noch unter der Hand seine Rolle fort, wird aber wohl alljährlich mehr seine Gewalt an den Islam verlieren. Die Grenzbewohner sprechen alle noch Tshi und Ahrepong-Dialekte und tätowieren sich stark. Nachdem noch eine Reihe von Dörfern in wohlbehaltenen Gefilden passiert waren, erreichte Ashante am 10. Februar das Reiseziel Salaga, die Fetischstadt.

Mit Begeisterung sprechen die modernen Männer von dem herrlichen Aulick, den die von 50 000 Menschen bewohnte Stadt aus der Entfernung gewährt. Mitten in üppigem Grün, in langgestrecktem, reizendem Thale gelegen, nimmt sich die Stadt mit ihren runden und spitzen Thürmen wie ein mächtiges Fort aus. Alle Häuser sind rund und tragen mehr oder minder hohe, spitze Dächer, und noch bevor man die Stadt betritt, bemerkt man das rege Leben, das hier pulst. Dem Fremden werden schon vor den Thoren in gastfreundlichster Weise Quartiere angeboten, was sich dann freilich als ein gar nicht übliches Geschäft der Einwohner entpuppt, indem der Gast dem Hausherrn von allen auf dem Markte verkauften Waren Prozente lassen muß. Dafür wird man dann aber aufs beste und zuvorkommendste von der wohlhabenden mohammedanischen Bevölkerung verpflegt. Die Straßen sind sehr unregelmäßig gebaut und häufig eng und schmutzig. Die Bewohner sind eifrige Anhänger des Islam, in hohem Grade freiheitsliebend, unabhängig, fleißig und intelligent, dabei freilich oft roh und grausam.

Salaga besitzt zwei große Hauptmarktplätze neben einer Anzahl kleinerer. Alle Morgen früh wird ein Gemüse- und Schwarmarkt abgehalten. Besonders findet man da Pamp, Gumeakorn, Mais, Ge-



kurze Weizen und schwarze europäische Kartoffeln, frisches Schaf- und Ziegenfleisch in großer Menge vor. Das Rind Ochsenfleisch wird mit 100 Kauri — 1 Penny bezahlt, ebenso viel kostet ein Schoppen Milch und 1 — 8 Stücke Poma. Butter wird ebenfalls verkauft, aber nichtswürdigerweise nicht gegessen sondern findet als Vertheilung und Pomade eine nach unseren Begriffen unpassende Verwendung. Zur Zeit der großen Märkte werden von den europäischen Schlichtern 4 bis 5 Ochsen täglich geschlachtet. Dann sind aber auch Händler aller umliegenden Volksstämme in Salaga versammelt, besonders liefern Bornu, Toraba, Hausa, Kossi, Toubatin und Marokko sogar starke Karawanen. Man erzählt Aghante, es seien aus dem Norden schon weiße Leute auf den Markt gekommen, die aber Mohammedaner gewesen seien. Der Nachmittagsmarkt ist aber noch bedeutender als der Morgenmarkt. Da werden alle Arten einheimischer nordafrikanischer, ägyptischer, arabischer und sogar europäischer Artikel gehandelt, Seide, Baumwolle, Leder, Waffen u. Salaga besitzt auch ähnliche Bazars, worin den ganzen Tag verkauft wird, auch eine Menge Barbierbuden, Nagelschmiedewerkstätten u. Die Haupthandelsleute sind die Hausas, welche den Markt mit Kleinfeln, weißen Mänteln, Teppichen, Seidengängen, Korallen, Bierder, Eisen, Kautschuk Ochsen, Schafen, auch hornlosen Schafen versehen. Die Kossi liefern neben den Hausas das Hauptkontingent der Karakente. Zieht eine große Kossikarawane in die Stadt, so läuft alles zusammen, schreit und jubelt den Ankommenden entgegen, Freundschaften werden gethan, so daß dem guten Aghante der Wunsch entflüht: wenn es nur bei uns an der Wohlthat auch schon so wäre. Die Kossi bringen außer selbst fabricirten Baumwollengängen hauptsächlich Sklaven, Kinder, Eisen, Gold, sowie eine Art Pflanzenbutter, die selbst bei großer Hitze fest bleibt und massenhaft in die Küstengegenden ausgeführt wird, wo sie als Salbe Verwendung findet. Neben Kauris dient Silbergeld als Verkehrsmittel und fanden die Reisenden Geldstücke aus alten europäischen Münzen, sogar preussische Thaler. Sie aus dem Innern kommenden Händler nehmen als Rückzahl außer Salz und einigen europäischen Stoffen fast ausschließlich sog. Kola- oder Kaurnüsse (*Verreauxia acuminata*) mit, welche in Aschanti gepulvert und bis tief ins Innere des Kontinents als ein vorzügliches Genuß- und Toilettemittel von den Negern gesucht sind. Gewöhnlich schmecken dieselben angenehm bitter und färben sich die Lippen bei fortgesetztem

Gebrauch schon rot. Die Last Kolanüsse wird mit 6–20 Schilling bezahlt, je nach der Jahreszeit.

Zur Zeit der Achantiherrschaft war Salaga Centrum des Sklavenhandels, der zwar auch jetzt noch in hoher Blüte steht. Traurig hatten die Schilderungen Dposus über die Leiden der armen Opfer, die meistens Kriegsgefangene sind. Nur wenige Schilling, ja für ein Stüd Tuch kann man die hilfsverlangerten Geiseln schon erlösen. Die Bevölkerung von Salaga besteht aus Eingewanderten aller obengenannten Stämme und aus den Eingeborenen, welche einer allerbings stark gemischten Kerepong Dialekt sprechen. Die Salagas leben besser als alle ihre Stammesgenossen und sind deshalb auch schöner und besser gebaut. Jeder ordentliche Mann besitzt ein gut gebautes Haus mit gemauertem Brunnen, Hof- und Nebengebäuden für die Dienstknechte und Gäste. Das Wasser dieser Brunnen schmeckt leicht salzig. Fast holländische Feindschaft herrscht überall, darf man doch nicht einmal auf dem Hofe ausspucken, dafür stehen überall mit Sand gefüllte Kalebassen. In der streng mohammedanischen Stadt finden sich viele Bethäuser, private und öffentliche Schulen, die sich Schulgelder zahlen lassen. Deshalb kann auch fast jeder Salagamaan arabisch schreiben und lesen. Neben dem aus Guinealohn gebranten Bier trinkt man bann und wann auch einen starken, aus Honig bereiteten Brantwein, in welchem Stück es nihin mit dem Koran nicht gerade sehr genau genommen wird.

Die Salagas beschäftigen sich ausschließlich mit Kommissionsgeschäften. Die fremden Händler übergeben ihrem Hausherrn ihre sammtlichen Waren und bestimmen den Preis derselben. Der Verkauf wird dann von dem Hausherrn besorgt, der auch alle Zahlungen für den Fremden in Empfang nimmt. Auch die Einkäufe besorgt der Hausherr auf Rechnung des Händlers und erhält auch davon seine Prozente. Es ist deshalb begreiflich daß die Salagas Master von Ruvorkompetenz und Höflichkeit sind und daß man sich den Aufenthalt in jener Stadt sehr angenehm machen kann. Neben diesen Börsengeschäften blüht aber in Salaga eine weit ausgebreitete Industrie. Kupfer-, Silber- und Eisenwerke haben stets vollauf zu thun und zwar sind deren Erzeugnisse, z. B. Kasserneffer, geschmiedete Kessel etc., den europäischen nicht untergeordnet. Selbst Klunde suchen sich durch Korblechtere und andere leichtere Thätigkeiten ihren Lebensunterhalt zu verdienen, eine in Afrika gewiß unerhörte Thatsache.

Salaga ist merkwürdigerweise nicht Hauptstadt des Landes, sondern der kleine Flecken Bami, eine Stunde östlich von der Stadt; dort wohnt der König und die Großen des Reiches und dort hat sein Niedrigstehender Zutritt. Die Stadt Salaga wird von Quartiervorstehern regiert, die von den fremden Händlern für den König eine Marktlaxe erheben. Auch sind in Salaga eine Art Konsulate sämtlicher handeltreibenden Völkerchaften des Umkreises stationiert, welche den ihrgen beizustehen haben.

Nachdem die mitgebrachten Waren günstig verkauft und dafür Pferde, Esel, Kühe, Schaaf etc. in großer Menge eingehandelt waren, trat Alhante am 20. Februar wieder den Heimweg an, der aber natürlich in solcher Begleitung viel mühsamer war und viel mehr Zeit erforderte, als die Hettarie. Der in Abetisi stationierte Missionar Busch, angeregt durch Alhantes Schilderungen und voll Eifer, seiner Station ebenfalls Milchkühe zu verschaffen und jene große Handelsstadt im Innern zu sehen, entschloß sich im Januar 1878, die Reise ebenfalls zu unternehmen. Auch ihm wurden zuerst die lebhaftesten Schreckbilder von all den Gefahren, die ihm zumal als neuem Mann widerfahren sollten, vor Augen gestellt, so daß er Mühe hatte, nur 15 Träger für seine Waren zu erhalten. Er reiste am 31. Januar 1878 von Abetisi ab, überschiffte den Niam am 2. Februar und begann gleich am folgenden Tage den 7 tägigen Marsch durch die Wüste. Er schildert dieselbe ebenfalls in einer Weise, daß man das herrlichste Jagdgebiet vor sich sehen muß, wenn auch das häufige Vorkommen von Elefanten, Löwen und Leoparden für eine so friedliche Karawane nicht angenehm sein mag. Die Flüsse, die die Ebene durchziehen, sind überaus fischreich, besonders der Woa in der östlichen Hälfte derselben. Dort fand Busch auf einer Strecke von 12 Stunden rote und weiße Sandsteine, welche Felsen von 2000' Länge und 100' Höhe bilden. Der rote ist sehr weich, der weiße dagegen überaus hart. Am Volta angekommen, wollten die Pae den Weißen nicht überlegen, und sandte Busch deshalb einen seiner Leute schwimmend hinüber, der dort einfach ein Boot wegnahm. Das Pferd, welches Busch mitgenommen, wurde nun an das Boot gespannt und zog dasselbe samt den Insassen hinüber. Dort erhielt Busch dann sofort anstatt Scheltworte für sein eigenmächtiges Verfahren ein reiches Geschenk in Lebensmitteln. Der Empfang, der dem Reisenden in der Actischstadt Karake zu teil ward, war aber noch ungleich abschreckender und gefahrdrohender.

Er erzählte die kleine Episode folgendermaßen: „Beim Einreiten in die Stadt tanzte das Weibervolk wie wahnsinnig um mein Pferd herum und schrie, als wollte es mich samt meinem Pferde aufessen. Ich bezog nun bei einem Kaufmann ein Logis und hatte mich kaum gesetzt, als auch schon Königsboten mit einem Gruß vom König kamen, er freute sich, daß ich sie seines Besuchs wert gehalten habe aber er müsse mich ersuchen, noch heute mein Pferd aus der Stadt zu thun, denn die Fetischweiber samt allem Weibervolk hätten ihm sein Haus gestürmt und würden dasselbe nicht eher verlassen, bis der Weihe sein Pferd aus der Stadt gebracht habe. Ich erwiderte jenen Gruß, aber mein Pferd könne ich nicht von mir weg thun lassen. — Ich glaubte nun meinen Kusu mit Ruhe essen zu können, aber ich tauschte mich. Kaum waren die Boten fort, so kam der König mit seinen Ministern und hinterher ein ganzer Zug Weiber, welche schrien und tobten, daß einem die Thron gestiegen. Nun erklärte mir der König rund heraus, daß mein Pferd auf der Stelle aus der Stadt müsse, denn der Fetisch habe schon gedroht, er werde wegen des Pferdes ein großes Unglück über die Stadt bringen. Er wolle mein Pferd auf dem nächsten Blutlegendorf gut versorgen lassen. Ich erklärte dem König nun, vor allem wünsche ich, daß das Weibervolk sein Geschrei und Tanzen gänzlich unterlasse, oder ich werde ihm sein Wort auf seine Fragen antworten, und so lange ich spreche, wünsche ich ungestört zu sprechen. — Alle waren mir still und schauten einander verdutzt an. Ich zündete mir dann zuerst eine Cigarre an und sagte dann dem König hach auseinander, warum ich nach Salaga reise und daß er wohl wisse, wie Missionare machten uns aus dem Fetischgeschwätz nichts, daß der Fetischdienst nur ein scheußlicher Betrug sei! Er solle mich nur ganz allein das Pferde-Palaver mit dem Fetisch Obente ausmachen lassen, ich werde schon mit ihm fertig werden — Wäre ihm auch mein Wort darauf geben, daß kein Unglück über die Stadt komme, auch wenn mein Pferd hier bleibe. Endlich zog der König ruhig ab und ich ließ mein Pferd sogar 4 Tage in Karakhe frei herumlaufen, ohne daß ihm jemand was gethan hätte.“ Auf seinen kleinen Touren fand Wuß in dem Nigél, auf dem Karakhe liegt, bedeutende Lager von Eisenergän, die sich längs des Volta etwa eine Tagereise hinziehen sollen. Aus diesen Ergen bereiten die umliegenden Stämme ihr Eisen seit langer Zeit selber.

Noch 4tägigem Aufenthalt in dieser Fetischstadt erreichte Wuß

am 12. Februar die letzte Stadt des Karolinerreiches Altarele, Ort mit 5000 Einwohnern. Er wurde freundlich bewirthet und beschenkt, jag aber schon den folgenden Tag weiter ins Reich der Adsummura, deren Hauptstadt Baghamso er ebenfalls wegen der dort herrschenden Keuschheit rühmend erwähnt. Unterdessen war das Gerücht von dem Eintreten des weißen Mannes schon nach Salaga vorausgeleitet und als Buß mit seiner kleinen Karawane am 19. Februar bald nach Sonnenaufgang in die wichtige Stadt einritt, umschwärzten ihn Tausende von Menschen, die alle schrien: „Der Europäer kommt, der Weiße kommt!“ Er nahm sein Kostgequartier bei dem Mo-  
hammedaner, der schon Opeku und Alhante beherbergt hatte und der sich durch diesen Vorzug hoch geehrt fühlte. Als Bewillkommungs-  
trunk wurde frische Kuhmilch gebracht, über welches seit Jahren entbehrte Labial der gute Mann sich kindlich freute. Dann kamen Wehgeklarkchen, die Ochsen- und Kalbfleisch anboten, Frauen mit Milch und Butter, Mädchen, die Horig und Niscent anpfeifen. Vold erscholl draußen aber lautes Weigen- und Pfeifenspiel. Es waren Boten des Königs, die in Liebesform den Gruß des Königs brachten. Er lautete: 1. Wir sind Königsboten und bringen da, dem weißen Mann, unseres Herren Gruß. 2. Du, weißer Mann, kommst von einer großen Nation, welche uns von unseren Feinden befreit hat. 3. Jedes Jahr mußten wir 1000 unserer Brüder für das Kumaßmaßer liefern und dem Kumaßkönig all unser Geld ohne Marren. 4. Ihr weißen Leute sollt alles haben — alles Geld — weil ihr uns befreit habt u.

Gleich am folgenden Tage besuchte nun Buß mit seinem Hau-  
sheim die Märkte der Stadt. Zuerst betrat er den Hauptmarkt für die ausländischen Waren, der eine Länge von etwa 1/2 Stunde hat und wohl mit Waren gefüllt, aber leer von Käufern war. Es waren alle Handelsleute aus dem Innern ausgeblieben und beson-  
ders die Morabas und Mosces fehlten gänzlich. Der Pferde- und Ochsenmarkt war ganz leer. Als der Reiterde aber den Sklavenmarkt betrat, da sah er daß wenigstens dieser Zweig des Handels unter der Krone nicht gelitten hatte. Seine Schilderung erinnert an be-  
kannte Kapitel aus Daniel Defoes Platte und ist die unermessliche Grausamkeit, womit diese armen Geschöpfe behandelt werden, auch wirklich schauerhaft. Da in der Regenzeit das Trinkwasser weit  
her nach Salaga gebracht werden muß und dort verkauft wird, so ist es begreiflich, daß die Sklaven, die doch ohne Obdach der



brennenden Sonne ausgelegt und, davon wenig erhalten. Aber auch die Nahrung wird ihnen nur sehr spärlich gereicht und dazu nur einer Maanai, das Bus, sagt, europäische Schweine würden dieselbe verachten.

Interessant ist auch der Besuch, den Bus bei Könige von Salaga machte, dem er als Geschenk eine Wanduhr und einen Leopich überbrachte, worüber derselbe eine große Freude bekundete. Es entspann sich bei dieser Gelegenheit ein Gespräch zwischen dem Kronprinzen und Bus, worin ersterer mit hohem Werthschwall seine Verwundung darüber ausdrückte, daß nun auch Europäer zu ihnen kämen. Besonders sei er den Weißen zu Dank verpflichtet, daß sie die Macht der Mahantier gebrochen, dieselben besäßen jetzt nichts mehr als Kumaßi und ein paar Fässer rings herum, während sie vor dem Kriege bis 14 starke Tagereisen nördlich von Salaga hinein geschallet und gewalltet hätten. —

Während eines lang andauernden Fiebers wurde Bus von Mohammedanern und seinem Haiswirte aus bester Verpflegung. Einer ließ ihm sogar 1 1/2 Stunden weit ausgezeichnetes Quellwasser holen.

Doch mit der Küste denn auch noch gar kein nennenswerter Handelsverkehr besteht, geht schon daraus hervor, daß Bus in Salaga große Elefantenzähne das Pfund à 1 Schilling anboteten wurden, von denen an der Küste das Pfund mit 1 Schilling bezahlt wird. Er behauptet, wenn er noch Geld gehabt hätte, so wäre es ihm möglich gewesen, mit dem Gewinn an ein paar Jahren die ganze Reise herauszuschlagen. Seine Schilderung des Volkes stimmt genau mit den Angaben Wahnes und Dvokus überein; ja er bezeichnet das Salagavolk geradezu als das begabteste und bedeutendste Volk von ganz Westafrika.

Am 8. März trat Bus seine Allreise nach Abetifi wieder an, wo er nach glücklich vollbrachter Reise sein Pferd war ihm unterwegs gefallen) am 27. März ankam. In Menkoro am Ort war er erwartet gewesen, die Boote zur Überfahrt mit Gevask zu nehmen, da der Schiffer eine unverkündete Forderung gestellt hatte, die Bus nicht erfüllen konnte. In Karakhe hingegen blieb beim Empfang der fünf Pferde alles still — der große Fetisch Diente hatte sich als Unvermeidliche gezeigt.

Sowohl für die wissenschaftliche Aufklärung Afrikas, als auch namentlich für die Kröpfung neuer Handelsbeziehungen können diese Reisen nun ohne Zweifel die günstigsten Folgen haben, besonders

wenn man noch in Berücksichtigung zieht, daß der Volta, nach den Angaben Bonnat's auf großen Strecken steils und zur Zeit des Hochwasserstandes in seinem ganzen Laufe für Dampfer fahrbar ist. Die Barre an der Mündung ist für flachere Fahrzeuge kein Hindernis, da nach allen Angaben das Fahrwasser an der schwierigsten Stelle doch noch 2 Faden (12') und darüber beträgt. Die ersten tiefgelenden Schiffe, die die Voltabarre forscherten, waren eine amerikanische Brigg und ein dänischer Schoner, diesem folgte 1861 im November Lieutenant Dolben, der 90 englische Meilen aufwärts gelangte. Im Jahre 1869 besuchte dann der englische Gouverneur Kennedy den Strom 14 Tage lang auf einem kleineren Kolonialdampfer. Er sagt in seinem Berichte: „Der Volta ist ein stattlicher Strom, frei von Schlämm, und erschließt eine reiche und werthvolle Gegend.“

Kapitän James Croft besuchte 1872 den Volta mit einem eigens dafür erbauten Dampfer. Er kam bis Balto, wo er die Reise in Booten fortsetzte. Nach Bonnat soll bei Hochwasser im September und Oktober der Fluß weit hinaus für Dampfer schiffbar sein.

Hat man die armen Küstenländer hinter sich, so findet man nach allen Reiseberichten im Innern Völkerstämme, deren hohe Bildung und Wohlstand dem Handel um so bessere Aussichten eröffnen, da diese Völker mit den Produkten arabischer Kultur bekannt sind und Salaga seit langer Zeit besonders in regem Handelsverkehr mit Timbuktu und dem ganzen Sudan steht.

Im Jahre 1882 durchzog Maurizio Buonfanti das ganz unbekannte Gebiet von Timbuktu nach Lagos an der Sklavenküste jedoch verlor derselbe durch einen Uebersall der Maritu nördlich von Aschanti alle seine Aufzeichnungen über diese Reise.

Der Afrikareisende Gottlob Adolf Krause erreichte im J. 1886 Salaga und drang im Oktober bis Boghodogho, der Hauptstadt von Mossi vor, in der Absicht, durch Dahomey und das Togo-gebiet nach der Sklavenküste zurückzukehren. Er unternahm diese Reise von Afrika an der Goldküste aus, und zwar unbewaffnet und ohne jene Massen von Tauschartikeln, Lebensmitteln, Munition und Reiseeffekten, welche einen Troß von Trägern und Begleitmannschaften erfordern und jede Reise so sehr verlangsamen. In Afrika knüpfte er freundschaftliche Beziehungen mit der zahlreichen Kolonie der Mohammedaner an, zu welcher auch die englischen Mietsiruppen gehören, und welche, obschon meistens dem Hauskastamme angehörend, ein

geistliches und weltliches Oberhaupt in der Person eines geborenen Arabers haben. Seine Kenntnis des Arabischen und des Hausa, der lingua franca im ganzen Sudan bis Ägypten hin, verschafften ihm Empfehlungen an alle einflußreichen Araber auf den Clappenstrahlen, sowie die wertvollsten Nachrichten über die zu durchwandernden Gebiete. Seine Reise dürfte für die von unserm Logogebiete aus zu unternehmenden Handelsoperationen von großer Bedeutung werden. (S. Paul Steiner in der Kolon.-Z., 1. März 1887.)

B

## Abokuta.

Wid einer sieben Jahre lang sich selbst überlassenen Christengemeinde in einer westafrikanischen Stadt.

Der um die Afrikaforschung hochverdiente Dr. Bechuhl. Börsche hat in einem Aufsatze über das centralafrikanische Problem die Behauptung aufgestellt, daß die „Wilden“ nie echte Christen würden, daß sie die hohen Lehren einer ganz ansehnlich ihres Daseins schwebenden Religion nur formal begriffen. „Selbst der glänzendste Fall ist nicht ausgenommen, wenn eine kleine, allezeit unter den Augen der Lehrer befindliche Gemeinde als abgeschlossener Insel lebt. Der Gegenbeweis wäre zu liefern, indem man die dem Christentume gewonnenen Heiden ein halbes Menschenalter sich selbst überlasse. Wer hegt nicht die Überzeugung, daß sie der unbegriffenen Lehre recht bald den Rücken kehren und zu ihren Göttern zurückkehren würde.“ — Dr. R. Grundemann widerlegt diese Behauptung in höchst praktischer Weise (Allgem. Missions-Zeitschrift 1885, S. 353 ff.), indem er an dem Beispiele von Abokuta den Gegenbeweis liefert, daß heidenschristliche Gemeinden, längere Zeit sich selbst überlassen, nicht ins Heidentum zurückgefallen sind, sondern sich vielmehr in markierter Opposition gegen dasselbe halten und in den Hauptzügen sich als Christen charakterisieren.

Wir teilen Dr. Grundemanns Darstellung nachstehend im Auszuge mit.

Die Scenerie der großen Stadt von 100—150 000 Einwohnern an dem breiten Ogunflusse mit den vereinzelt schroffen Porphyrfelsen ist bekannt genug, als daß wir hier näher darauf einzugehen

hätten. Die dicht bewölkten niedrigen Häuser, jedes mit vier Klägeln einen Hof umgebend, mit Graddächern und Lehmwänden ohne Fenster, sind sehr unregelmäßig zusammengehaust. Der erste Eindruck, den wir erhalten, ist der, daß hier alle Hygieniker schädelstreu. Jeder baut nach Bequemlichkeit, selbst wenn er den öffentlichen Weg verstopfen sollte. Die einzelnen Stadtheile sind durch weite Straßen verwilderten Landes getrennt. Hier und da wächst Gebüsch, dort eine Baumgruppe, sonst grobes Gras in Büscheln. Der Regen hat tiefe Furchen ausgepflügt, die den Weg gefährden. Noch mehr geschieht dies durch tiefe Lehmgruben, um deren Zuhaltung sich niemand kümmert; das in ihnen stagnierende Wasser verpestet monatelang die Luft. Von Sanitätsmaßregeln keine Spur. Überall Verhauken. Ja, wenn die Vögel herrschen, so finden wir dort ins Gebüsch oder zwischen die Kissen hingeworfene Leichname, um die sich Aasvögel sammeln, denn die an jener Krankheit Gestorbenen werden nach der Landesart nicht begraben. Ich kann nicht sagen, ob sich etwa auch einer oder der andere von den christlichen Handvätern solchen Gruesd schuldig macht. Ich glaube es nicht, jedenfalls dürfte es bei ihnen nur vereinzelt vorkommen. Auffallend ist der Mangel an Wasser. (Wahrscheinlich muß der Bedarf größtentheils vom Ogan geholt werden, von dem doch die meisten Stadtheile weit entfernt liegen.) Die schlechte Einrichtung der Wohnungen leidet an ansteckenden Krankheiten. Manche Häuser der Christen zeugen bereits von etwas mehr Verständnis für Licht und Luft. Das von befreiten Sklaven (unter Leitung der Missionare) angelegte Dorf Wafani bildet mit seinen geraden und reinlichen Straßen einen auffallenden Gegensatz gegen die übrigen Stadtheile. Auch sonst zeugen die Christenhäuser etwas mehr Ebenmaß und Regelmäßigkeit. Die von den Missionaren eingeführten Handwerke, Nagelbrennen, Brettschneiden u. s. w., scheinen aber immer noch nicht in großer Ausdehnung angewendet zu werden.

Sehen wir nun die Leute selber an. Vaut schweigend und lebhaft gestikulierend stehen oder sitzen sie gruppenweise unter einem Baum. Händler schlendern langsam mit allerlei Waren emher, die sie mit übertreibenden Ausdrücken anpreisen. Dort sitzt eine Hölzerin mit einem großen Gefäß, aus dem sie Suppe verkauft. Männer und Frauen mit eigenthümlichen Hacken gehen Linas nach den Plantagen. Inweilen kommt ein Bornuener daher hoch zu Ross sitzend, oder ein Mohammedaner mit Tarban und weitem Kaftan. Die

Verkleidung der Christen ist fast ausnahmslos anstößiger, als die ihrer heidnischen Nachbarn. Letztere haben aus Nothdurft häufig auch vollständigere Kleidung angenommen, ein Hemd oder ein Leibchen und Beinkleider bis zum Knie, die Frauen Röcke und Schürzen; das krause Haar wird meist mit bunten Fäden verdeckt. Manche Spuren von Eitelkeit und Modethorheit sind an der Kleidung, die oft noch ungelüthet bleibt, zu bemerken, und auch manche Christen sind davon nicht freizusprechen. Eines aber unterscheidet die christlichen Egba von den heidnischen auf den ersten Blick. Diese tragen ihre Kinnalethe meist um den Hals, und würden es nicht tragen, ohne solche zu sein, während die Christen diesen heidnischen Schmuck verabscheuen.

Vor den meisten Häusern der Herden steht ein kleines Hütchen in Zuckerkuchenform, das dem Teufel (Etschu) zur Wohnung dient, dem allerlei Kleinigkeiten geopfert werden, damit er nur ja nicht ins Haus komme. In dem letzteren aber hat jeder Herde seinen Iza, Fetisch, lächerliche Sachen, Kräfte, Muscheln, Scherben, die oft in einem kunstvoll geschnittenen Behälter aufbewahrt werden. Bei jeder wichtigen Gelegenheit läßt er den Balalamo (Priester) kommen, damit er heute, was der Iza dazu kundgibt. Auch Stätten des öffentlichen Götzendienstes giebt es genug. Früher wurden den Fetischen (unter denen der Kriegsgott eine Hauptrolle spielt, nicht selten Menschen, sehr häufig aber Tiere geopfert. Die ersten Opfer sind durch den Einfluß des Christenthums bis auf vereinzelte Fälle ganz abgestellt, die letzteren wenigstens viel seltener geworden. Die Christen haben mit diesem heidnischen Unwesen gründlich gebrochen und sind von der Richtigkeit der Fetische überzeugt dagegen von der festen Zuversicht erfüllt, daß der Christengott, zu dem sie beten, der rechte Helfer ist. Dann und wann wird einer von ihnen vielleicht in lang andauernder Krankheit verkränkt, zur Zaubererei seine Zuflucht zu nehmen. Wer wenn es herauskommt, schließt man ihn deshalb von der christlichen Gemeinschaft aus. Auch in anderen Fällen wird die Kirchenzucht gehandhabt.

Der christliche Egba hat in seinem Hause keinen Iza, wohl aber loben die meisten die Bibel oder einen Theil derselben in ihrer Muttersprache. Viele können darin recht fließend lesen und manche mit dem Verständnis eines gläubigen Herzens. Eiliche, die etwas von der englischen Sprache aufgeschnapt haben ziehen es vor, das englische Neue Testament zu benutzen. Das Kollekzioniren mit der



heiligen Sprache wird zumellen recht unangenehm. Andere haben die Bibel, aber lesen sie nicht - wie sie ja auch in unserm Vaterlande in manchem Hause unbenuzt liegt. Und wenn sie oder das Gesangbuch auch hier zumellen noch zur Mahrtageerei und Zauberei benützt werden, so können wir uns nicht wundern, wenn es unter den Eschabakisten solche gibt, denen die Bibel an die Stelle des alten Ila getreten ist.

Die treue Feier des Sonntags ist ebenfalls ein Zug markierten Unterschiedes zwischen Christen und Heiden. Die letzteren leben alle Tage in gleicher Weise dahin. Die Christen haben ihren Ruhetag, den sie selbst in bedrohlichen Kriegsjahren nicht fallen lassen. Sie sind fleißige Kirchengänger. Aber etwas mehr Ehrerbietung vor dem Gottesdienste möchte man ihnen wünschen. Vor Beginn und nach dem Schluß des Gottesdienstes ist die Unterhaltung mit lebhafte[n] Konversationen sehr laut.

Die Christen in Abesluta sind meist arme Leute, nur zu einem kleineren Teil gehören sie den vermögenden und einflußreichen Klassen an. Dennoch erreichen ihre Beiträge für kirchliche Zwecke meist eine sehr aner kennenswerte Höhe. Wir erwähnten schon die Kollekte von 1400 Mark bei dem Eröffnungsgottesdienst in der Klo-Kirche. Ich greife aus einem Jahresberichte der G. M. S. (1879) die Angabe heraus, daß die betreffenden Gemeinden 8400 Mark freiwillig für christliche Zwecke beigetragen hatten. Es ist ein Fonds gegründet, aus dem allmählich das Gehalt der Pastoren bestritten werden soll. Einige von den Schriftvorlesern werden schon vollständig von den Gemeinden unterhalten, sowie die Kosten für die weiteren Missionsarbeiten auf einigen Außenstationen (Diojunpa und Diada) getragen.

Wenn wir der Feier des heil. Abendmahls beiwohnten, so würde uns das M. h. Verhältnis zwischen der Zahl der Männer und der Frauen auffallen. Erstere bilden oft nicht den vierten Teil der Kommunikanten. In Abesluta hat die Erscheinung einen andern Grund als bei uns, und damit kommen wir auf einen der Hauptköpfe der dortigen Gemeinde. Manche der jungen Männer, die dem Gottesdienste mit beiwohnten, entfernen sich vor der Feier des Sakraments. Sie sind ausgeschlossen, weil sie den Versuchungen zur Polygamie nicht widerstanden haben. Die soziale Stellung wird im Volksbewußtsein noch immer nach der Zahl der Weiber geschätzt, die ein Mann sein nennt. Ein Dienstmädchen zu halten, oder zu Zeiten eine

bezahlte Pflegerin, das ist ihm etwas ganz Fremdartiges. Man darf sich nicht verhehlen, daß eine völlige Umänderung solcher Grundelemente des socialen Lebens sich nicht in einigen Jahrzehnten bewirken läßt. Mancher schwarze Christ versucht es, der Forderung der christlichen Ekkelenlehre zu folgen. Er fleht vielleicht auch an dem Pastor den Segen eines christlichen Familienlebens und hat den guten Vorsatz, dem Vorbilde zu folgen. Da kommen die Versuchungen: Gespiß oder gutes Zureben von heidnischen Verwandten. Es kommen Zeiten, wo die eine Frau den freilich ziemlich einfachen Haushalt nicht gut besorgen kann; der Mann wird verstimmt, weil er nicht seine Bequemlichkeit hat. Er fängt an zu grübeln und nimmt ein zweites Weib, wobei er sich durch die heilige Schrift gedeckt glaubt. Den Christenglauben will er nicht verleugnen und zu den ersten Bösen nicht zurückkehren. Er meint, es könne doch nichts schaden, zwei christliche Frauen zu haben. Es kommt vor die Ältesten der Gemeinde; die Ermahnung fruchtet nichts — und er wird ausgeschlossen vom heil. Abendmahl. So ist es mit Hunderten in Abesokuta gegangen. Aber bis jetzt ist die Kirchengucht aufrecht erhalten worden.

Der Schaden, den wir soeben berührt, ist gewiß schwer. Aber daß die Gemeinde trotz ihrer langen Isolierung einen Kern in sich bewahrt hat, welcher die Aufrechterhaltung der Kirchengucht ermöglicht, ist ein erfreuliches Zeichen von der Echtheit des christlichen Lebens, mag auch an ihrer Peripherie der Schaden eine sehr bedauerliche Ausdehnung erreicht haben.

Ein anderer, in der Christengemeinde zu Abesokuta tief eingewurzelter Schaden ist das Sklavenhalten. Auch hier stehen wir einer socialen Institution gegenüber, deren Beseitigung dem Regier ganz unmöglich erscheint. Der Begriff der freien Arbeit ist ihm ganz fremd. Arbeiter für Lohn findet er nicht. Wer frei ist, arbeitet höchstens für sich soviel die Not des Lebens erfordert. So entschuldigen sich denn auch jene Christen, die Sklaven kauften, um ihre Plantagen bearbeiten zu lassen: sie konnten keine anderen Arbeiter finden. Neuerdings ist jedoch von der Missionsgesellschaft der Kampf gegen die Sklaverei wieder energisch aufgenommen worden.

Ein weiterer Schaden ist der Gebrauch europäischer Spirituosen, deren Import seit 1877 ganz außerordentlich gestiegen ist, zum Teil auch bei den Mitgliedern der Gemeinde recht nachtheilig wirkt. Man

macht die leider allgemein gewordene Sitte mit, jedem Besucher Schnaps vorzulegen und so oft mitzutrinken.

Dagegen finden sich nach dem Zeugnis der Missionare in fast allen Gemeinden eine Anzahl treuer Mitglieder, die in manchen Beziehungen als Muster christlichen Lebens gelten können, und die sich auch der Achtung ihrer heidnischen Landsleute erfreuen. Sehr charakteristisch ist diese Anerkennung von heidnischer Seite, obwohl die Feindschaft gegen die von den väterlichen Sitten abgefallenen Volksgenossen keineswegs erloschen ist, wenn sie auch nicht mehr in solchen Ausbrüchen wie 1849 sich offenbart. Die Heiden begnügen sich die Book people (Buchleute so werden die Christen genannt) durch ein Wortspiel zu necken und zu verspotten, denn Buku heisst: verschmäh, verachte! Doch können sie sich des Einflusses der Verachteten nicht entziehen. Selbst in solchen politischen Angelegenheiten, wie eine Hauptlingswahl, haben sie ihre Stimme zur Geltung gebracht, wo nicht den Ausschlag gegeben. Bei einer andern Gelegenheit waren es die Christen, an die sich die auch aus Christen bestehende Gesandtschaft von Ibadan wandte, um den langjährigen Krieg zwischen den beiden Städten zu beenden, und wenigstens für eine Zeit lang wurde durch diese Vermittlung der Frieden herbeigeführt.

Aber der Einfluß geht noch tiefer. Die Heiden müssen z. B. von der Ehrlichkeit der Christen einen tiefen Eindruck empfangen haben. Einer der Zosleinnehmer, die wie wirland im jüdischen Lande als Volksauswürger und Betrüger bekannt sind, antwortete auf die Ermahnung des Missionars, sich doch auch den Christen anzuschließen, daß er dies doch nicht könne, weil er sonst seine eigene Ernennung drangeben müsse; denn als Christ dürfe er doch niemand betrügen.

In einem sonst ganz von Heiden bewohnten Dorfe Akese lebt ein schlichter Mann samt seiner Frau von den Erträgen ihrer Pflanzungen, die sie fleißig bearbeiten. Jahrelang hat sich kein Missionar um sie bekümmert. Als nun ein solcher schließlich hinkommt, findet er die Familie dem christlichen Glauben treu geblieben. Sie haben den Sonntag gefeiert und sich aus ihrer Bibel regelmäßig erbaut. Nicht aber das allein; sie haben durch ihre Ermahnungen und durch ihr Vorbild eine Anzahl ihrer heidnischen Landsleute um sich gesammelt, die auch entschlossen sind Christen zu werden.

Dies Beispiel an sich schon ist eine Widerlegung der eben angeführten Behauptung und ein Beweis für die Echtheit des Christen-

tums, wie sie bei den durch die Mission Befehrten also doch vorkommt.

Der christliche Kriegshäuptling John Klenka war ein interessanter Charakter, den seine Energie den spottelnden Vorbereitungen zur Polygamie gegenüber zu einer treuen christlichen Ehe leitete, welche die oberflächliche Behauptung, daß ein Neger nicht in Monogamie leben könne, wirksam widerlegt. In der Kirche finden wir diesen christlichen General immer auf seinem Platze, und er schämt sich des Wortes Gottes nicht. Im Krüge mit den Tahomiern wurde er durch einen lähnen Handschlag der Befreier seiner Untersaßl, so daß ihm auch die Herzen der Heiden aufielen. Als treuer Kirchenältester hat er in den Versammlungen des Kirchenrats manche treffliche Rede gehalten. Besonders nachdrücklich trat er gegen den verderblichen Genuß des Brauntweins auf. Bei Gründung einer neuen Kirche weiß er die Christen in praktischer Weise zur Mithilfe anzuleiten. Als reiches Plantagenbesitzer sorgt er dafür, daß seine Leute neben ääßerlichen Wohlthaten reichlich Unterwerfung in Gottes Wort erhalten, so daß sein Dorf eine blühende Außenstation der Mission geworden ist. Für kirchliche Zwecke hat er stets eine offene Hand, und der Kreis laßt es sich nicht nehmen, beim Erntefest selbst seinen Beutel mit 20000 Kanals in die Kirche zur Kollekte zu tragen. Er starb am 7. Sept 1882 hochgeachtet und viel beweint nicht bloß von den Christen sondern auch von vielen Heiden und Mohammadanern.

Am Vorkiehenden sind nicht die V.ä.keiten einkling hervorgehoben und der Leser erhält ein objektiv richtiges Bild, worin er erkennen wird, daß die so lange isolierte christliche Gemeinde allerdings Schädigungen erlitten hat, daß sie jedoch auch gesunde Elemente genug bewahrt hat, um jetzt bei besserer Pflege erfreulich gedeihen zu können.

Das Beispiel von Abesofuta widerlegt also die Behauptung von dem Unvermögen des Christentums, den Negervölkern neues Leben einzuföhnen, dauernd auf sie einzuwirken und sie zu festen Überzeugungen von der Wahrheit christlicher Lehren zu bringen. Allerdings ist eine längere Zeit nötig, um deren ganzes Leben und Denken definitiv umzugestalten und zu bestimmen, was ja auch den christlichen Missionaren mit den germanischen Völkern nicht in kurzer Zeit gelungen ist.

macht die leider allgemein gewordene Sitte mit jedem Besuche Schnaps zu trinken und sehr zu rauchen.

Dagegen haben sich nach dem Zeugnis der Missionare in fast allen Gemeinden eine Anzahl treuer Mitglieder, die in manchen Beziehungen als Muster christlichen Lebens gelten können, und die sich auch der Abstinenz ihrer heidnischen Landsleute ertheilen. Sehr charakteristisch ist die Kerkelendung von heidnischer Sitte, obwohl die Freundschaft gegen die von den väterlichen Sitten abgewichenen Volksgetreuen keineswegs erloschen ist, wenn sie auch nicht mehr in solchen Beziehungen wie 1840 sich offenbart. Die Heiden begnügen sich die *Wak people* (Nachleute, so werden die Christen genannt) durch ein Beispiel zu naden und zu veripotten, denn Faku heißt: verächtlich, verachtet. Doch können sie sich des Einflusses der Verachteten nicht enthalten. Selbst in solchen politischen Angelegenheiten, wie eine Hauptmannswahl haben sie ihre Stimme zur Geltung gebracht, wo nicht den Ausschlag gegeben. Bei einer andern Gelegenheit waren es die Christen, an die sich die auch aus Christen bestehende Gesandtschaft von Jordan wandte, um den langjährigen Krieg zwischen den beiden Städten zu beenden, und wenigstens für eine Zeit lang wurde durch diese Vermittlung der Frieden herbeigeführt.

Aber der Einfluss geht noch tiefer. Die Heiden müssen z. B. von der Ehelichkeit der Christen einen tiefen Eindruck empfangen haben. Einer der Zellennnehmer, die wie niemand im jüdischen Lande als Volksauslanger und Betrüger bekannt sind, antwortete auf die Ermahnung des Missionars, sich doch auch den Christen anzuschließen, daß er dies doch nicht könne, weil er sonst seine schöne Gewinnne drangeben müsse, denn als Christ dürfe er doch niemand betrügen.

In einem sonst ganz von Heiden bewohnten Dorfe Mese lebt ein schlichter Mann samt seiner Frau von den Erträgen ihrer Pflanzungen, die sie fleißig bearbeiten. Jahrelang hat sich kein Missionar um sie bekümmert. Als nun ein solcher schließlich hinkommt, findet er die Familie dem christlichen Glauben treu gekleben. Sie haben den Sonntag gefeiert und sich aus ihrer Bibel regelmäßig erbaut. Nicht aber das allein; sie haben durch ihre Ermahnungen und durch ihr Vorbild eine Anzahl ihrer heidnischen Landsleute um sich gesammelt die auch entschlossen sind, Christen zu werden.

Dies Beispiel an sich schon ist eine Widerlegung der oben angeführten Behauptung und ein Beweis für die Echtheit des Christen-



tinus, wie sie bei den durch die Mission Bekehrten also doch vorkommt.

Der Christliche Kriegshauptling John Okenla war ein interessanter Charakter, den seine Energie den spittelnden Vorbereitungen zur Polygamie gegenüber zu einer treuen Christlichen Ehe leitete, welche die oberflächliche Behauptung, daß ein Neger nicht in Monogamie leben könne, wirksam widerlegt. In der Kirche finden wir diesen Christlichen General immer auf seinem Platze, und er schämt sich des Wortes Gottes nicht. Im Kriege mit den Dahomern wurde er durch einen Kühnen Haudstrich der Weirier seiner Vaterstadt, so daß ihm auch die Herzen der Guten zittern. Als treuer Kirchenältester hat er in den Versammlungen des Kirchenrats mancher treffliche Rede gehalten. Besonders nachdrücklich trat er gegen den verderblichen Genuß des Branntweins auf. Bei Gründung einer neuen Kirche weiß er die Christen in praktischer Weise zur Mithilfe anzuweisen. Als reicher Plantagenbesitzer sorgt er dafür, daß seine Leute neben äußerlichen Wohlthaten reichlich Unterweisung in Wortes Wort erhalten, so daß sein Dorf eine blühende Aussenstation der Mission geworden ist. Für kirchliche Zwecke hat er stets eine offene Hand, und der Greis läßt es sich nicht nehmen, beim Erntefest selbst seinen Beutel mit 20 000 Kauris in die Kirche zur Kollekte zu tragen. Er starb am 7. Sept. 1852 hochgeachtet und viel beweint nicht bloß von den Christen, sondern auch von vielen Heiden und Mohammedanern.

Im Vorstehenden sind nicht die Lichtseiten einseitig hervorgehoben und der Leser erhält ein objectiv richtiges Bild, worin er erkennen wird, daß die so lange isolirte Christliche Gemeinde allerdings Schädigungen erlitten hat, daß sie jedoch auch gesunde Elemente genug bewahrt hat, um jetzt bei besserer Pflege erfreulich gedeihen zu können.

Das Beispiel von Abeofuta widerlegt also die Behauptung von dem Unermögen des Christentums, den Negervölkern neues Leben einzuführen, dauernd auf sie einzuwirken und sie zu festen Überzeugungen von der Wahrheit Christlicher Lehren zu bringen. Allerdings ist eine längere Zeit nöthig, um deren ganzes Leben und Denken demnach umzugestalten und zu bestimmen, was ja auch den Christlichen Missionaren mit den germanischen Völkern nicht in kurzer Zeit gelungen ist.

# Deutsch-Äquatorial-Afrika.

## Togoland.

Wichtigkeit des Reichthums in Westafrika. — Umriss des Togolandes (1887).  
Beschreibung der Küste und des Binnenlandes. — Die Haupterbschaften. —  
Ein afrikanischer Herr. — Naturgeschichte.

Der deutsche Handelsverkehr im tropischen Westafrika übersteigt heute weit den Wert von 100 Millionen Mark, worunter allein für mehr als 35 Millionen Mark Palmkerne und 40 Millionen für Palmöl; ein Verkehr, der noch weit riesenhaftere Verhältnisse annehmen wird, wenn einmal was in nächster Zukunft sicher zu erwarten steht, die dichte Negerbevölkerung der Hinterländer dem Handel in weiterem Umfange als bisher zugänglich geworden sein wird. An der Küste von Guinea haben zahlreiche Hamburger und Bremer Häuser Niederlassungen und Handelsfaktoreien, u. a. Boermann 74, und die Thatkraft der Deutschen beginnt sogar an mehreren Punkten, z. B. in Lagos, die Engländer vom Markte zu verdrängen.

Bis zum Jahre 1884 war dieser ganze Verkehr der Willkür der Negerbevölkerung ausgesetzt, und bei den häufigen Streitigkeiten auf die nicht immer zuverlässige Hilfe der Engländer oder Franzosen angewiesen, welche sich nicht selten des Landes mit den blühenden Niederlassungen der Deutschen bemächtigten und als neue Kolonie unter ihre eigene Schutzherrschaft stellten. Allen diesen Benachtheiligungen des deutschen Handels in Äquatorial-Westafrika wurde im Sommer 1884 dadurch ein Ende gemacht, daß der Forschungsreisende Dr. Nachtegall als Kaiserlicher Generalkonsul auf der Küste des Togolandes und des Kamerungelandes die deutsche Schutzherrschaft proklamierte.

Togoland, um dessen genauere Kenntnis sich der Forschungsreisende Hugo Zoller besonders verdient gemacht hat \*) umfaßt anfangs einen Flächenraum von 1300 q Kilometern mit 40000 Einwohnern, vergrößerte sich dann, nachdem der Kaiserliche Kommissar Kalkenthal die kleinen Königreiche Lowe, Kewe und Agotime unter festlichen Schutz genommen hatte auf 4000 q Kilometer mit 80 bis 100000 Einwohnern und leßt heute nach dem Grenzabkommen mit Frankreich (Februar 1884) einen Flächenraum von 18000 Kilometern (beinahe so viel wie das Königreich Württemberg) mit wenigstens 575000 Einwohnern (nach Zoller, Köln. Jtg., 20. April 1887). Aufolge des deutsch-französischen Uebereinkommens erstreckt sich heute das dem deutschen Einflusse gesicherte Gebiet von der nur 20 Kilometer langen Küste 322 Kilometer (ungefähr die Entfernung von Köln bis Basel) weit landeinwärts und umfaßt nicht bloß Atakpame, das große Handelscentrum des Binnenlandes, für uns so bedeutend wie Salaga (100—200000 £) für die englische Goldküste und Lumbula für das französische Senegambien, sondern auch das nördlich von dieser großen Stadt bis beinahe zu Alpherhohe sich aufstümende Gebirge das noch von keinem Weißen Fuß betreten worden ist.

Togoland ist ein Kronschutgebiet ebenso wie Kamerun und Schwedensfrika, es steht unter einem vom Kaiserlichen Gouverneur in Kamerun eingesetzten Verwaltungsrat, der aus drei europäischen Mitgliedern nebst einigen Eingeborenen zusammengesetzt ist. Die Beziehungen zu den Eingeborenen haben sich so freundlich gestaltet, daß einer der kleinen Könige sogar als deutscher Beamter fungiert.

Der Handel ist Tauschhandel und wird mit dem stark bevölkerten Hinterlande ausschließlich durch Vermittelung der Eingeborenen betrieben welche durchaus keine Zwischenhändler zulassen, doch werden in Lome jährlich für eine Million Mark Waren gegen Geld verkauft. Hauptausfuhrartikel sind Palmöl und Palmkerne; Einfuhrartikel Gewehre, Eisen- und Manufakturwaren, Rum u. s. w. In Togoland wie in den übrigen deutschen Schutgebieten legen die Verhältnisse noch so, daß man keinem auswanderungslustigen Kauf-

\*) Das Togoland und die Staatenliste von H. Zoller. Berlin 1886. 1887. 1888. Zoller veröffentlichte diese Karte im Auftrag der deutschen Zeit. 1887. Es werden darin weiter unten als Forscher des Kartensammelwerkes genannt. Das Buch ist während gedruckt H. Zoller über Togoland und Kamerun II u. III kann lesen, die nach ihm die Karten von 1887 her, nicht beiläufig genug empfohlen werden.

manne raten kann, auf eigene Faust hinzuzutreten. Er muß sich vorher genau nach allen einkündigen, besonders beim Ausbruchsbereits des Kolonialvereins in Berlin, und thut am besten, wenn er sich den bereits bestehenden Handels- oder Kolonialgesellschaften anschließt. Am Plantagenbau ist in Togoland noch lange nicht zu denken, ob die hier arbeitenden deutschen Firmen Litor Söhne, Gedelt, Becker und Brahm genügt wären, sich Konkurrenzern heranzuziehen, ist zweifelhaft, zumal zu einer raschen Ausdehnung der Handelsoperationen nach dem Innern die Bedingungen noch nicht vorhanden sind. Hier wie in Kamerun wird die umfangreichere Aufschließung der Hinterländer allein eine Änderung schaffen.

Die ungefähr 36 Kilometer lange Togoflässe ist ein kaum 1 bis 3 Kilometer breiter, sandiger Wasserlauf, hinter welchem sich in der ganzen Länge eine fast ebenso schmale Lagune erstreckt, die sich einwärts zu dem fast 100 Kilometer langen und ebenso breiten Togosee erweitert. dessen Ufer durch undurchdringliches Schilf und Buschwerk nur schwer zu erreichen sind. Gewaltige Anonaceenfruchtbäume oder Maobabs und Akkabaume ragen aus diesem Dickicht hervor, auch zeigen sich überall bei den zahlreichen Dufschäften Kokospalmen, St. palmen, Bananen, Fächerpalmen, Papayabäume, allem die prächtigen tropischen Landschaften mit großen Palmenwäldern und Anonaceenfruchtbäumen oft von über 12 Fuß Durchmesser beginnen sich weiter in dem allmählich aufsteigenden Innern, namentlich an dem in den Togosee mündenden Gahoflusse.

Die Hauptortschaften des Togolandes sind:

Togo (25000–30000 Einwohner) Hauptstadt, besteht aus fünf äußerst sauber gehaltenen Dörfern, nur von Negern bewohnt, umgeben von Kokospalmen- und Bananenwäldern, sowie von gut bebauten Kaffeebergen der Eingeborenen.

Der Buschmarkt Wo, großer Markt für Palmöl wo jeden fünften Tag bis zu 6000 Neger zusammenströmen.

Porto Seguro, ein äußerst schmutziger Ort von 12000 Einwohnern, jetzt ohne Faktorei, die Händler sind Araber. Hier haust ein ehemaliger Naderknecht als König Mensa, unter dessen Bedrückungen der Handel immer mehr zurückgeht. Höchst charakteristisch ist die Schilderung von Böllers Zusammenreffen mit diesem afrikanischen Nero.

„Der Königssitz bestand aus einer Zusammenwerfelung anspruchs- voll in grellen Farben angeflächter, aber baufälliger Hütten, vor

deren Thoreingang zwei alte Kononen umgestützt im Sande lagen. Wir wurden von einem unmäthlich fed a strelenden farbigen Kommiss mit Stiefeln und rosarot geblümter Hose zum ersten Stockwerk eines links gelegenen halbeuropäischen Hauses hineingeführt. Das Empfangszimmer war mit einem Tisch, einem Rohrsofa, mehreren Stühlen, einem Kunst erblüheten venetianischen Spiegel und — einem Christusbild ausgestattet. Alles dies erinnerte ein wenig an den Orient, wo auch bei äußerster Barbarei bisweilen gerade solche Anklänge an europäische Kultur aufstachen, wie man sie am wenigsten erwarten sollte.

Nachdem man etwa fünf bis zehn Minuten lang hatte warten lassen (auch diese Herren versetzen sich aufs Antichambrierenlassen), erschien König Mensa mit affektirter Würde in einem wahrhaft verblüffenden Aufzug. Seine Hüfte waren ebenso wie diejenigen seines Ministers unbedeckt, seine Schallern umflatterte eine kunstgeblühte Toga, das ehrwürdige Haupt des alten Säunders aber umschloß — oh, daß ich hätte zeichnen können! — eine weiße europäische Frauen-Nachtmütze und darüber ein schon wenigstens zehnmal eingetriebener Cylinder, ein in dieser Vollendung nie wieder zu erreichendes Vorbild für alle zukünftigen Ausführungen der „Flebern aus“. Mensas Alter schätzte ich nach seinen Zügen und dem geringen Anfluge von grau am Bart auf etwa 50 Jahre. Seinen wunderbaren Cylinder abnehmend, schritt Mensa mit einiger Zurückhaltung auf mich zu und reichte mir, während ich ruhig auf meinem Platze sitzen blieb, behutsam zweimaligen Kussens mit dem Mittelfinger seine würdige Rechte. Nachdem ließ er die Toga von den Schultern bis zum Gürtel herunterfallen und nahm in einiger Entfernung von mir auf dem Rohrsofa Platz. Der tollkühne Kommiss machte den Dolmetscher, überreichte dem Könige meine Komplimente, wiederholte dann, obwohl Mensa selbst ganz gut Englisch versteht, dessen endlose Höflichkeitssphrasen, und fragte schließlich in meinem Namen wie viel Weiber und Kindern (Kinder) Mensa besitze. Die Antwort lautete: 20 Weiber und 47 männliche Kinder.

Als ich schon wieder gehen wollte, wurden noch zwei Flaschen Bier herbeigebracht und nach einigem Zögern auch geöffnet, nicht aber ohne daß Mensa mich ersucht hätte, ihm bei Gelegenheiten ein, wenn auch bloß in wenigen Flaschen Bier bestehendes Geschenk zu machen. Man hatte mich, da Vergiftungen hier zu den tagtäglichen Tugten gehören vor etwaigen, von Mensa verakbahrten Speisen



oder Getränken gewarnt, da aber der Hals der Falschen noch un-  
versehrt mit Stiel und Scheitel war so glaubte ich, um der Höflich-  
keit willen, die Vorfälle hier außer acht lassen zu dürfen. Schon  
aus der mir zu Theil gewordenen Warnung wird man ersehen, daß  
Mensa sich keines allzu guten Rufes erfreut. Um mir einiges aus  
dem langen Sündenregister dieser netten Pflanze anzunähren sei er-  
wähnt, daß er sich mehrfach als Seeräuber oder vielmehr Strandräuber  
herorgethan und seinen köstlichen Preuder durch Pöhlzang vom Leben zum Tode gebracht hat. Mensa begleitete mich beim  
Abschied mit angedeuteter Hülfsleistung bis zum Thore seines Gehöftes,  
ich aber hatte, als ich die 2 km lange Strecke zwischen Lagune und  
Meer zurücklegte, das Gefühl, als ob ich aus der Hölle einer Hölle  
herauskame.“

Bagida, ein Haupthandelsplatz mit 3 Faktoreien (2 deutsche)  
in „Bagida Strand“; die 1<sup>te</sup> km weiter liegende „Bagida Stadt“  
mit kaum 200 Einwohnern ist der Sitz eines ich wachen, trunksüchtigen  
Häuptlings der trotzdem in solchem Ansehen steht, daß als Zoller  
mit dem Bremer Kaufmann einen Ausflug in das Innere nach  
dem großen Torie Abebba am Logosee machte, „ein als Kupferklänge  
und als Anzeichen seiner Würde mitgeleitet, in alte Pansen  
gewickelter Ochsenschwanz allernächst mit Ehrfurcht entgegengenommen  
wurde“.

Röme, der bedeutendste deutsche Handelsplatz mit 7 Faktoreien  
und einem Handelsumsatz von jährlich 720 000 000 Mk. Fast die  
ganze Einfuhr kommt aus Deutschland. Der Ort zählt nur einige  
hundert Einwohner, ist jedoch in raschem Aufblühen begriffen. Eine  
Stunde weit landeinwärts liegt die

Zeitischstadt Be (2000—2500 E.), engl. Bey. Diese Stadt,  
in deren Umgegend selbst das Gras heilig ist und von Fremden  
nicht betreten werden darf, ist dem Sternschnuppen- und Kriegsgotte  
Miptsa geweiht, den sich der Regent in europäischer Kleidung zu  
Pferde sitzend vorstellen. Ein Europäer darf daher nur fast un-  
bedingt die heilige Stadt betreten, weshalb der Verkehr mit den  
wilden und fanatischen Bewohnern, die selbst von den Kanakaliegern  
gefürchtet werden, vermieden wird.

Alle anderen Distrikte, wie Aguerwe, Lebba, Abobba, Gbome,  
Sera, Tahasu, Agome u. s. w. haben theils über 1000 Einwohner,  
theils nicht viel weniger, und zeichnen sich insgesamt durch eine

Sauberkeit der Straßen und Hütten aus, die zahllosen europäischen Dörfern zum Muster dienen könnten.

In neuerer Zeit ist das so lange unbekannte Hinterland von Togoland, namentlich von Missionaren bereist worden. Der Premier Hornberger durchzog die Landschaften Aua und Avoio. B. Menager drang bis zur großen Stadt Adangbe, Bandin von Agae aus bis Atakpane dem großen Centralhandelsplatze vor; im Oktober 1886 erreichte der Afrikareisende G. A. Krause von Atka aus Woghodogho die Hauptstadt von Misi, und fand, daß der Lauf des Volta weit länger ist, als man bisher glaubte, und daß seine Quelle nördlich von Woghodogho liegt. Besonders wichtig ist das Ergebnis, daß Aschanti und Dohome nicht (wie auf den Perthes'schen Karten) nördlich vom Togosee aneinander grenzen, sondern durch eine ganze Anzahl kleiner, unabhängiger Landschaften getrennt sind.

Die Veger des Togolandes, die eben mit der Ewosprache verwandten Dialekt sprechen, sind nicht ohne Kultur. Sie treiben, allerdings mit primitiven Geräten Ackerbau, und die sorgfältig gepflegten Felder liefern ihnen Bataten und Mais, sie verstehen von alter Zeit her Baumwollengarn zu spinnen, schmale Streifen Zeug zu weben und auf der Töpferscheibe Thongefäße zu formen. Jedes Dorf hat sein Gerichtsgebäude. Als Hugo Ziller im Jahre 1884 das Togoland durchforschte, wobei er einige Meilen von der Küste auf zahlreiche Dörfer stieß, deren Bewohner niemals einen Weißen gesehen hatten, gab es dort weder einen Christen, noch Mohammedaner, wohl aber hochentwickelte, an das klassische Altertum erinnernde heidnische Religionsysteme mit einem ganzen Schatz von Göttern, mit Tempeln und Götzenbildern, mit Tierdienst, Priesterschaften, Mönchs- und Nonnenorden. Gifteischerei ist in entsetzlicher Weise verbreitet und bleibt unbestraft. Die deutsche Kulturarbeit hat hier ein höchst schwieriges, gänzlich brachliegendes Feld zu betreten, und je eher die deutschen Missionen hier ihre Thätigkeit entfalten, desto besser wird es für die Sicherung und gedeihliche Entwicklung dieses deutschen Kolonialbesitzes sein, von dessen Ostgrenzen her die sehr rührigen Zairusen in das Hinterland vorzudringen begonnen haben.

J. Baumgarten.

fremden Sprache wird zuweilen recht unangenehm. Andere haben die Bibel, aber lesen sie nicht — wie sie ja auch in unserem Vaterlande in manchem Hause unbenutzt liegt. Und wenn sie oder das Gesangbuch auch hier zuweilen noch zur Wahrsagerel und Zauberei benützt werden, so können wir uns nicht wundern, wenn es unter den Egbachristen solche giebt, denen die Bibel an die Stelle des alten Zia getreten ist.

Die treue Feier des Sonntags ist ebenfalls ein Zug markierten Unterschiedes zwischen Christen und Heiden. Die letzteren leben alle Tage in gleicher Weise dahin. Die Christen haben ihren Ruhetag, den sie selbst in bedrohlichen Kriegszeiten nicht fallen lassen. Sie sind fleißige Kirchengänger. Aber etwas mehr Ehrerbietung vor dem Gotteshause möchte man ihnen wünschen. Vor Beginn und nach dem Schlusse des Gottesdienstes ist die Unterhaltung mit lebhaften Gesticulationen sehr laut.

Die Christen in Abeskuta sind meist arme Leute; nur zu einem kleineren Teil gehören sie den vermögenden und einflußreichen Klassen an. Dennoch erreichen ihre Beiträge für kirchliche Zwecke meist eine sehr anerkennenswerte Höhe. Wir erwähnten schon die Kollekte von 1400 Mark bei dem Eröffnungsgottesdienst in der Me-Kirche. Ich greife aus einem Jahresberichte der G. M. S. (1870) die Angabe heraus, daß die betreffenden Gemeinden 8400 Mark freiwillig für christliche Zwecke beigetragen hatten. Es ist ein Fonds gegründet, aus dem allmählich das Gehalt der Pastoren bestritten werden soll. Einige von den Schriftvorlesern werden schon vollständig von den Gemeinden unterhalten, sowie die Kosten für die weiteren Missionsarbeiten auf einigen Außenstationen (Osojupupa und Osada) getragen.

Wenn wir der Feier des heil. Abendmahls beiwohnten, so würde uns das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Männer und der Frauen auffallen. Erstere bilden oft nicht den vierten Teil der Kommunikanten. In Abeskuta hat die Erscheinung einen andern Grund als bei uns, und damit kommen wir auf einen der Hauptschäden der dortigen Gemeinde. Manche der jungen Männer, die dem Gottesdienste mit beiwohnten, entfernen sich vor der Feier des Sakraments. Sie sind ausgeschlossen, weil sie den Versuchungen zur Polygamie nicht widerstanden haben. Die soziale Stellung wird im Volksbewußtsein noch immer nach der Zahl der Weiber geschätzt, die ein Mann sein nennt. Ein Dienstmädchen zu halten, oder zu Zeiten eine

bezahlte Pflögerin, das ist ihm etwas ganz Fremdartiges. Man darf sich nicht verhehlen, daß eine völlige Umänderung solcher Grundelemente des socialen Lebens sich nicht in einigen Jahrzehnten bewerkstellen läßt. Mancher schwarze Christ versucht es, der Forderung der christlichen Sittenlehre zu folgen. Er sieht vielleicht auch an dem Pastor den Segen eines christlichen Familienlebens und hat den guten Vorsatz, dem Vorbilde zu folgen. Da kommen die Versuchungen: Gelpödt oder gutes Zureden von heidnischen Verwandten. Es kommen Zeiten, wo die eine Frau den freilich ziemlich einfachen Haushalt nicht gut besorgen kann; der Mann wird verstimmt, weil er nicht seine Bequemlichkeit hat. Er klagt an zu grübeln und nimmt ein zweites Weib, wobei er sich durch die heilige Schrift gedeckt glaubt. Den Christenglauben will er nicht verlegen und zu den eiteln Sitten nicht zurückkehren. Er meint, es könne doch nichts schaden, zwei christliche Frauen zu haben. Es kommt vor die Ältesten der Gemeinde; die Ermahnung fruchtet nichts — und er wird ausgeschlossen vom heil. Abendmahl. So ist es mit Hunderten in Abeskuta gegangen. Aber bis jetzt ist die Kirchenzucht ansehnlich erhalten worden.

Der Schaden, den wir soeben berührt, ist gewiß schwer. Aber daß die Gemeinde trotz ihrer langen Isolierung einen Kern in sich bewahrt hat, welcher die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht ermöglicht, ist ein erfreuliches Zeichen von der Echtheit des christlichen Lebens, mag auch an ihrer Peripherie der Schaden eine sehr bedauerliche Ausdehnung erreicht haben.

Ein anderer, in der Christengemeinde zu Abeskuta tief eingewurzelter Schaden ist das Sklaventhum. Auch hier stehen wir einer socialen Institution gegenüber, deren Beseitigung dem Neger ganz unmöglich erscheint. Der Begriff der freien Arbeit ist ihm ganz fremd. Arbeiter für Lohn findet er nicht. Wer frei ist, arbeitet höchstens für sich, soweit die Not des Lebens erfordert. So entschuldigen sich denn auch jene Christen, die Sklaven kauften, um ihre Plantagen bearbeiten zu lassen: sie konnten keine anderen Arbeiter finden. Neuerdings ist jedoch von der Missionsgesellschaft der Kampf gegen die Sklaverei wieder energisch aufgenommen worden.

Ein weiterer Schaden ist der Gebrauch europäischer Spirituosen, deren Import seit 1877 ganz außerordentlich gestiegen ist, zum Teil auch bei den Mitgliedern der Gemeinde recht nachtheilig wirkt. Man

macht die leider allgemein gewordene Sitte mit jedem Besucher Schnaps vorzusetzen und selbst mitzutrinken.

Dagegen finden sich nach dem Zeugnis der Missionare in fast allen Gemeinden eine Anzahl treuer Mitglieder, die in manchen Beziehungen als Mäxter christlichen Lebens gelten können, und die sich auch der Achtung ihrer heidnischen Landsleute erfreuen. Sehr charakteristisch ist diese Anerkennung von heidnischer Seite, obwohl die Feindschaft gegen die von den väterlichen Sitten abgefallenen Volksgenossen keineswegs erloschen ist, wenn sie auch nicht mehr in solchen Ausbrüchen wie 1849 sich offenbart. Die Heiden begnügen sich die Book people (Buchleute, so werden die Christen genannt) durch ein Wortspiel zu necken und zu verspotten, denn Baka heißt: verschmäht, verachtet. Doch können sie sich des Einflusses der Verachteten nicht entziehen. Selbst in solchen politischen Angelegenheiten, wie eine Wahlmingswahl habe, sie ihre Stimme zur Geltung gebracht, wo nicht den Ausschlag gegeben. Bei einer andern Gelegenheit waren es die Christen, an die sich die auch als Christen bestehende Giesandtschaft von Zbadan wandte um den langjährigen Krieg zwischen den beiden Städten zu beenden, und wenigstens für eine Zeit lang wurde durch diese Vermittlung der Frieden herbeigeführt.

Aber der Einfluß geht noch tiefer. Die Heiden müssen z. B. von der Ehelichkeit der Christen einen tiefen Eindruck empfangen haben. Einer der Hokenmelmer, die wie wirsaud im jübischen Lande als Volksausfänger und Betrüger bekannt sind, antwortete auf die Ermahnung des Missionars, sich doch auch den Christen anzuschließen, daß er dies doch nicht könne, weil er sonst seine schöne Einnahme drangeben müsse; denn als Christ dürfe er doch niemand betrügen.

In einem sonst ganz von Heiden bewohnten Dorfe Mese lebt ein schlichter Mann samt seiner Frau von den Erträgen ihrer Pflanzungen, die sie fleißig bearbeiten. Zahlreich hat sich kein Missionar um sie bekümmert. Als nun ein solcher schließlich hinkommt, findet er die Familie den christlichen Glauben treu gekleben. Sie haben den Sonntag gefeiert und sich aus ihrer Bibel regelmäßig erbaut. Nicht aber das allein; sie haben durch ihre Ermahnungen und durch ihr Vorbild eine Anzahl ihrer heidnischen Landsleute um sich gesammelt, die auch entschlossen sind, Christen zu werden.

Dieses Beispiel an sich schon ist eine Überlegung der oben angeführten Behandlung und ein Beweis für die Echtheit des Christen-



tums wie sie bei den durch die Mission Bekehrten also doch vorkommt.

Der christliche Kriegshauptling John Okunla war ein interessanter Charakter, den seine Energie den spottelnden Vorbereitungen zur Polygamie gegenüber zu einer treuen christlichen Ehe leitete, welche die oberflächliche Behauptung, daß ein Neger nicht in Monogamie leben könne, wirksam widerlegt. In der Kirche haben wir diesen christlichen General immer auf seinem Platze, und er schämt sich des Wortes Gottes nicht. Im Kriege mit den Dahomern wurde er durch einen Lähnen Hiebstrich der Pfeiler seiner Vaterstadt so daß ihm auch die Herzen der Heiden zitterten. Als treuer Kirchenältester hat er in den Versammlungen des Kirchenrats manche treffliche Rede gehalten. Besonders nachdrücklich trat er gegen den verderblichen Genuß des Branntweins auf. Bei Gründung einer neuen Kirche weiß er die Christen in praktischer Weise zur Mithilfe anzuweisen. Als reicher Plantagenbesitzer sorgt er dafür, daß seine Leute neben äußerlichen Wohlthaten reichlich Unterweisung in Gottes Wort erhalten, so daß sein Dorf eine blühende Ankerstation der Mission geworden ist. Als kirchliche Zwecke hat er stets eine offene Hand, und der Preis läßt es sich nicht nehmen, beim Gemeinfest selbst seinen Beutel mit 20-100 Kauris in die Kirche zur Kollekte zu tragen. Er starb am 7. Sept. 1883 hochgeachtet und viel bewundert nicht bloß von den Christen, sondern auch von vielen Heiden und Mohammedanern.

Im Vorstehenden sind nicht die Lichtseiten einseitig hervorgehoben und der Leser erhält ein objektiv richtiges Bild, worin er erkennen wird, daß die so lange isolierte christliche Gemeinde allerdings Schädigungen erlitten hat, daß sie jedoch auch gesunde Elemente genug bewahrt hat, um jetzt bei besserer Pflege erfreulich gebelien zu können.

Das Beispiel von Abokuta widerlegt also die Behauptung von dem Unvermögen des Christentums, den Negervölkern neues Leben einzuführen, dauernd auf sie einzuwirken und sie zu festen Überzeugungen von der Wahrheit christlicher Lehren zu bringen. Allerdings ist eine längere Zeit nötig, um deren ganzes Leben und Denken definitiv umzugestalten und zu bestimmen, was ja auch den christlichen Missionaren mit den germanischen Völkern nicht in kurzer Zeit gelungen ist.

# Deutsch-Äquatorial-Afrika.

## Togoland.

Notwendigkeit des Reichsschutzes in Westafrika — Umfang des Togolandes (1887).  
- Beschreibung der Küste und des Binnenlandes. — Die Hauptortschaften —  
Ein afrikanischer Herr. — Kulturzustände.

Der deutsche Handelsverkehr im tropischen Westafrika übersteigt heute weit den Wert von 100 Millionen Mark, wovon allein für mehr als 35 Millionen Mark Palmkerne und 40 Millionen für Palmöl; ein Verkehr, der noch weit riesenhaftere Verhältnisse annehmen wird, wenn einmal, was in nächster Zukunft sicher zu erwarten steht, die dichte Negerbevölkerung der Hinterländer dem Handel in weiterem Umfange als bisher zugänglich geworden sein wird. An der Küste von Guinea haben zahlreiche Hamburger und Bremer Häuser Niederlassungen und Handelsfaktoreien, u. a. Voermann & Co., und die Thätigkeit der Deutschen beginnt sogar an mehreren Punkten, z. B. in Lagos, die Engländer vom Markte zu verdrängen.

Bis zum Jahre 1884 war dieser ganze Verkehr der Willkür der Negerbevölkerung ausgesetzt, und bei den häufigen Streitigkeiten auf die nicht immer zuverlässige Hilfe der Engländer oder Franzosen angewiesen, welche sich nicht selten des Landes mit den blühenden Niederlassungen der Deutschen bemächtigten und als neue Kolonie unter ihre eigene Schutzherrschaft stellten. Allen diesen Benachteiligungen des deutschen Handels in Äquatorial-Westafrika wurde im Sommer 1884 dadurch ein Ende gemacht, daß der Forschungsreisende Dr. Nachtigal als Kaiserlicher Generalkonsul auf der Küste des Togolandes und des Kamerungebietes die deutsche Schutzherrschaft proklamierte.

Togoland, um dessen genauere Kenntnis sich der Forschungsreisende Hugo Zoller besonders verdient gemacht hat,<sup>\*)</sup> umfaßt Anfangs einen Flächenraum von 1300 Kilometern mit 40000 Einwohnern, vergrößerte sich dann, nachdem der Kaiserliche Kommissar Gallenthal die kleinen Königreiche Lowe, Kewe und Agotime unter Kaiserlichen Schutz genommen hatte, auf 4000 Kilometer mit 80 bis 100000 Einwohnern und besitzt heute nach dem Grenzabkommen mit Frankreich (Februar 1887) einen Flächenraum von 14000 Kilometern (beinahe so viel wie das Königreich Württemberg) mit wenigstens 575000 Einwohnern (nach Zoller, Köln. Ztg., 29. April 1887). Zfolge des deutsch-französischen Abkommens erstreckt sich heute das dem deutschen Verfallte gesicherte Gebiet von der nur 30 Kilometer langen Küste 322 Kilometer (ungefähr die Entfernung von Köln bis Basel) weit landeinwärts und umfaßt nicht bloß Atakpame, das große Handelscentrum des Binnenlandes, für uns so bedeutend wie Salaga (100—120000 G.) für die englische Goldküste und Lomé für das französische Senegambien, sondern auch das nördlich von dieser großen Stadt bis beinahe zu Alpenhöhe sich aufstrebende Gebirge, das noch von keinem Weißen Fuß betreten worden ist.

Togoland ist ein Kronschutzbereich, ebenso wie Kamerun und Südwestafrika; es steht unter einem vom Kaiserlichen Gouverneur in Kamerun eingesetzten Verwaltungsrat, der aus drei europäischen Mitgliedern nebst einigen Eingeborenen zusammengesetzt ist. Die Beziehungen zu den Eingeborenen haben sich so freundlich gestaltet, daß einer der kleinen Könige sogar als deutscher Beamter fungiert.

Der Handel ist Kaufhandel und wird mit dem stark bevölkerten Hinterlande ausschließlich durch Vermittelung der Eingeborenen betrieben, welche durchaus keine Zwischenhändler zulassen; doch werden in Lomé jährlich für eine Million Mark Waren gegen Geld verkauft. Hauptausfuhrartikel sind Palmöl und Palmkerne; Einfuhrartikel Gewehre, Eisen- und Manufakturwaren, Kam u. s. w. In Togoland wie in den übrigen deutschen Schutzbereichen liegen die Verhältnisse noch so, daß man keinem auswanderungslustigen Kauf-

<sup>\*)</sup> Das Togoland und die Elfenbeinküste von H. Zoller. Peter und Paul. 1885. Zoller veröffentlichte diese Werke im Auftrag der Afrikanischen Zeitung. Für mercoen ihn weiter unter der Durchsicht des Kaiserlichen Konsuls in Lomé. Das Buch ist in deutscher Sprache erschienen. Die 1. Hälfte über Togoland ist in einem (L. u. H.) in allen die 1. u. 2. H. der Kolonialen interponieren nicht dringend genug empfohlen werden.

Kamerun steht unter einem von der Reichsregierung ernannten Gouverneur (H. von Soden) und genießt dadurch die Wohlthat eines wirksameren Schutzes der deutschen Kolonialen und einer energischeren und umfangreicheren Verberührung geordneter Zustände, als dieses in Kolonien von Privatgesellschaften möglich ist.

Kamerun ist unsere zukunftsreichste Niederlassung in ganz Westafrika, und zwar nicht als Ziel der Auswanderung deutscher Arbeiter, sondern als das lohnendste Feld für den Handel und die Plantagenwirtschaft. „Durch die Besignahme der Kamerungegend“, sagt Hr. A. Reichenow in seinem „nach eigener Anschauung“ geschriebenen schönen Werkchen (Die deutsche Kolonie Kamerun. Berlin, 1884), „treten wir endlich in die Reihe derjenigen Völker ein, welche schon seit Jahrhunderten die in unfruchtbareren Ländern ruhenden Schätze zu heben beschäfftigt sind und dem überseeischen Handel zum größten Teil ihren nationalen Wohlstand verdanken. Noch in letzter Stunde ist Dank dem energischen Eingreifen unseres großen Reichskanzlers, eines der bedeutendsten Eingangsthore zum centralen Afrika für Deutschland gesichert worden“.

Das Verbaucht. Deutschland zuerst auf das Kamerungebiet, als für deutsche Kolonisten im hohen Grade geeignet, aufmerksam gemacht zu haben, gehört dem Entdecker der Vennequellen, Ed. Robert Vogel, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen.

Für den Kaufmannsberuf erzogen, wurde er durch die Erfolge der Afrikareisenden Barth und Vogel für die Durchforschung des „unbekannten Innern des dunklen Erdtheils“ begeistert, trat 1873 von Hamburg aus seine erste Reise als Kaufmann an und verweilte 3 Jahre in Lagos, um sich an das heiße Klima zu gewöhnen. „Die Hauptfrage für mich und die Realisierung meiner Pläne“, sagte er,\*) war die, ob mein Körper auch fähig sei, dem mit Recht verurtheilten Klima für eine Reihe von Jahren Trost zu bieten. Die Geschichte der Entdeckungen in Afrika beweist, daß, wie jedes Handwerk, jede Wissenschaft und Kunst ihre Zeitzeit fordern, auch der Reisende, namentlich in Afrika eine solche durchzumachen hat. Wer ohne Vorbereitung, ohne sich selbst und seinen Körper genau zu kennen, in das Innere Afrikas einzudringen versuchte, hat diese Ueberlegung meist mit dem Tode gebüßt. Welch herrliche Resultate sind dagegen von Männern wie Barth, Schweinfurth, Nachtigal und

\*) Vortrag in der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vom 6. März 1880.

Mohls erzielt werden, die alle ihre Fortshule in Afrika durchgemacht hatten, bevor sie ihre epochemachenden Reisen antraten.

„Über die ersten 3 Jahre die ich in Lagos und dessen nächster Umgebung zubachte, will ich nur so viel sagen, daß sie für meine eigentlichen Ansichten in mehr als einer Hinsicht fordernd waren. Dieser Aufenthalt an der Küste klärte meine Anschauungen und festigte meine Entschlüsse. Ich suchte meinen Körper durch Reiten, harte Spaziergänge und kleine Anstrengungen aller Art an Strapazen in diesen abnormen Klima zu gewöhnen und gewann bald die frohe Überzeugung, daß, wenn auch mein Körper unter dem Einfluß des Klimas litt, ich doch manches mehr wagen und ertragen konnte, als andere. Auch lernte ich meine Kräfte beurteilen und mußte bald genau, wie viel ich mir physisch zunutzen durfte und was vom Übel war.

„Zwei weitere große Vorteile, die diese Zeit mir brachte, waren die Erwerbung einiger Kenntnisse afrikanischer Sprachen und die Erfahrungen über den Charakter des Negers und die Art des Umganges mit denselben, die zu sammeln ich in stetem Verkehr mit den verschiedensten Stämmen dieser Rasse so reichlich Gelegenheit fand.“

Nach längerem Warten gelang es Hegel endlich im Jahre 1873 als Clerk eines Handelsagenten, auf dem der Church Missionary Society in London gehörigen Dampfer *Henry Benn* die Reise nach Kamerun zu machen. Es sollte daselbst die Möglichkeit der Herstellung eines bequemen Weges für Kamine und Krane die Berge hinauf, bis etwa 7000 oder 8000 Fuß Höhe, festgestellt, ein geeigneter Platz zur Erbauung eines Sanatoriums aufgesucht und der Kostenaufschlag gemacht werden. Schon vor 20 Jahren ist dieser Vorschlag der Errichtung einer Gesundheitstation auf dem Kamerun von dem ersten Durchforscher seines Gebietes, Burton, und später von fast allen Besuchern des Gebirges gemacht worden.

Es ist bekannt, daß die Engländer ohne ihre Sanatorien im Himalaya und in Central-Indien nicht im stande wären, Hindostan durch europäische Beamte zu verwalten, daß die Holländer durch Verlegung der Beamten- und Konsulatswohnungen aus dem ungesunden Batavia nach einem höher gelegenen Orte bedeutende Erfolge erzielt haben. Warum sollte sich in einem 10–15000 Fuß hohen Gebirge von mehr als 110 km Ausdehnung und verschiedenartigster Bodengegestaltung nicht Stellen finden, die sich zu Gesundheits-



stationen eignen. Allerdings haben sich Autoritäten wie Dr. Max Buchner (Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Specialheft d. Deutschen Colon-Zeitung 1886, S. 10 fl.), gegen jede Möglichkeit ausgesprochen, allem ebenso bedeutende Forscher, und dazu gehören fast alle französischen Reisenden und Ärzte, namentlich Saccage und Sigual, sprechen sich entschieden dafür aus, daß sich die Bedingungen zu einem guten Sanatorium selbst in Central-Kita zusammenfinden könnten, und es läßt sich als Beispiel Kita im westlichen Saban anführen, das 650 m hoch liegt, auf trockenem Boden, geschützt vor den Winden und den herüberbringenden Ausdünstungen der sumpfigen Niederungen.<sup>\*)</sup> Allerdings hat gerade am Kamerun die Anlage eines Sanatoriums große Schwierigkeiten zu überwinden: europäische Arbeiter sind nicht zu gebrauchen, afrikanische schwerlich zu erlangen. Auch hat Dr. Bernhard Schwarz constatirt, daß eine Höhenlage von 700 m noch nicht gegen Fieber schützt, denn in Wapona, wo in dieser Höhe die Hitze bei Tage kaum über 21° R. steigt und das Thermometer bei Nacht nicht unter 12—13° R. sinkt, litten die dort ansässigen schwedischen Kautschukhändler an Rheumatismen und Fieber. Aber die Hoffnung, passende Stellen zu finden, scheint nicht aufgegeben zu werden, denn die im Juli 1887 abgegangene Expedition des Premierlieutenants Kund hat u. a. die Aufgabe, eine wissenschaftliche Station zu errichten, von wo aus auch die Gesundheitsverhältnisse studirt werden sollen.

Wir lassen jetzt Robert Fliegels kurze Schilderung der großartigen Natur des herrlichen Gebirgslandes folgen:

„Am Fuße der meerkummerten vielgestaltigen Felsen bis zur Höhe von 2000—3000 m zeigt sich die tropische Vegetation in ihrer ganzen üppigen Schönheit. Da erstrecken neben den Riesen der tropischen Pflanzenwelt, an denen der Blick mit Staunen emporstrebt, scharke Palmen mit ihren Federkronen und das herrliche Grün der Bananen und des Liliengras das Auge. Endlose Lianen mit selbst an gefärbten und geformten Blumen und Früchten und Rotanggewächse ranken von Baum zu Baum. Hoch in den Zweigen lassen farbensprühende Vögel ihre Stimmen ertönen, unter denen man leicht das Wirren der schönen grünen Waldtaube und das Getöse des grauen, rotgeschnäbelten Papageis herauskennt. Von Zeit zu Zeit führt der Weg über Wiesen, die mit 10—12' hohem Gras bestanden sind, und

<sup>\*)</sup> S. Ed. Dupuy. Le Sanatorium de Kita. Arch. de med. nat. 1883, Novembres.

die dichtgebrängten festigen Halme hindern den Wanderer der seinen meist nur fußbreiten Pfad durch dieselben zu verfolgen hat, an jeder Aussicht. Hier in der Nähe der Dorfer weiden die schönen, wohlgenährten Herden der Nubis, und durch das Pflanzengewirr des Waldes krampt sich der schwere Fatz des Elefanten seinen Weg.

Höher hinauf nimmt der Wald ein ernsteres, gleichmäßigeres Aussehen an. Palmen kommen nicht mehr vor, aber Paare von grauzäusigen Farnbäumen von 30 und 40' Höhe treten auf. Ein dichtes Laubdach wehrt den Sonnenstrahlen, den Boden zu erwärmen, und die tropische Unwegsamkeit ist verschwunden, mit ihr freilich auch der Reichthum an Formen und Farben in der Pflanzenwelt. Unterholz ist sehr wenig vorhanden, aber schätze Farnblätter bedecken den Boden, und das Auge, das hier frei die Umgebung übersehen kann, haftet oft an heimischen ähnlichen Formen. Noch höher hinauf blühen Weiden und Bergknechtchen am Wege, und es giebt Gelegenheit, Brombeeren zu pflücken. Der Wald ist schrecklicher und ernster, als man ihn sonst so nahe am Äquator gewohnt ist. Mit Untergang der Sonne erwacht hier weder eine kitzelnde Insektenwelt, noch leuchtet es ab und zu auf im Grase und in der Luft von Myriaden Tierlein, wie am Fuß der Berge.

Über 6000 und 9000' hinauf hört der Wald auf. Nur Büschelgras und vereinzelt stehendes Gesträuch (gelbblühende Papilionaceen) deckt die Lava. Häufig ist auch dieser Rest der Vegetation von den Eingeborenen durch Feuer zerstört, zu Jagdweiden und um Honig einzusammeln und dann steht das Auge nichts als die aschebedeckten wild durcheinander liegenden Lavastücke, ausgetrocknete Krateröffnungen, tiefe Gräbisse, was den Reisenden glauben machen kann, er sei der Erde entzückt und durchwandere eine Landschaft des Mondes.

Hier, wo vor Jahrtausenden glühende Lavastrome sich von diesen gewaltigen Höhen unter kurchtbarem Getöse ins Meer hinabstürzten herrscht jetzt tiefes Schweigen. Nur der heftige Schrei eines Adlers unterbricht von Zeit zu Zeit die ferne Stille, bis, auf dem Gipfel angelangt, jede Spur pflanzlichen wie tierischen Lebens ausgeht und nur fache Abgründe und Kraterschlünde den Wanderer umgeben. Die Mäke des Steigens lohnt vom Gipfel ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit.

Im Westen senkt sich eine ziegelrote Wand lothrecht in die Tiefe ihr gegenüber wie von dieser Lothgeraden, liegt schräge und nach

Nordwest eine andere, aus der zwei gewaltige Kraterschlünde empor-  
 ragen. Der Krater zur Linken ist kreisrund, sein rechter Nachbar  
 nach unten zu sehr auslaufend, beide sind von schwarzer Lava-Rinde  
 auf weite Strecken hin umgeben, die etwa wie Steinkohlengruas aus-  
 sieht. Über neue Felder solcher Asche, an deren äußerstem Rande  
 der Fuß knochentief einfaul, kommen wir zum Gipfel empor. Nichts  
 nach Norden zu liegen nahebei noch zwei Kuppen welche die freie  
 Aussicht nach dieser Richtung verhindern. Nach Nordost und Ost  
 tauchten sich die erkalteten Lavafrennen zu Thal. Im Süden und  
 Westen begrenzten mächtige Bergrücken den Horizont und im Westen  
 lag eine Welt von Kraterschlünden mitten unter Lavageröll, ebenfalls  
 begrenzt durch hohe, viel- und schongeadte Bergrücken.

Die beiden großen Kraterschlünde mit ihrer Umgebung würden  
 unter Künstlerhand ein Gemälde werden, wie es von der reichsten  
 Phantasie nicht eiferner und großartiger erfonnen werden könnte.

Dieses herrliche Land mit seinem überaus fruchtbaren Boden,  
 der nicht allein alle tropischen Gewächse, sondern auch die der ge-  
 mäßigten Zone hervorbringen könnte, würde die fleißige Hand die  
 ihn bebauen wollte, überreich für die Mühe belohnen. So erwachte  
 in mir den Gedanken und lebhaften Wunsch, hier eine deutsche Ko-  
 lonie gegründet zu sehen mit dem Zwecke, in ihr gleichfalls gefunden,  
 sehr fruchtbaren und volkreichen Gegenden südlich vom Benue  
 herabzusteigen um diese der Kultur zu gewinnen.

Diese reichen Gebiete auszubenten, dem Vordringen der Fellatas  
 ein Ziel zu setzen und die volkreichen Gegenden vor allmählicher  
 Entvölkerung durch blutige Kriege zu bewahren, die Menschen hier  
 zur Arbeit heranzuziehen, daß sie den Wert und Nutzen derselben  
 für sich und die Welt kennen lernen und dieses alles nicht aus  
 rein philanthropischer Absicht, sondern zum eigenen  
 Nutzen nicht minder, wie zu dem des Vaterlandes, das  
 wäre eine Aufgabe, würdig für Männer unserer Tage, deren Zu-  
 angrißnahme wenigstens nicht dem kommenden Geschlechte im kom-  
 menden Jahrhundert überlassen zu werden brauchte. Ein solches  
 Unternehmen könnte freilich nur von einem Volke durchgeführt wer-  
 den, welches feste Rückhalte in blühenden Kolonien an der Westküste  
 besaße. Als geeignetster Ort für diese, und um Fuß zu fassen in  
 Westafrika erscheint mir das Kamerungebirge."

Robert Hugel ist zwar mit dem schmerzlichen Bewußtsein ge-  
 storben, durch seine Forschungsreisen am Benue für Deutschland nichts

die Engländer haben den niteren und mittleren Schlag genommen, aber uns bleibt noch immer ein reiches Hinterland und ein offener Zugang zum See und zum niteren Gebirge. Durch seine letzte Reise hat Klegel der deutschen Kolonie am Kamerun aller künftigen Bestrebungen gezeigt: die Eröffnung einer Straße nach Nordosten und Norden. Die ganze Handelskolonie am Kamerun würde dadurch einen kolossalen Aufschwung nehmen und unter seiner oft launischen Dünge, Bräutigam, auf die Tragweite der Klegelschen Arbeiten und Bestrebungen.

„Entschlüsse Klegels“, sagt dieser scharfblickende Forscher, „wären am Kamerun erhalten durch die Gründung der Kolonie eine außerordentliche Bedeutung, denn da er auf die Verhältnisse zur Ausbreitung des deutschen Handels und zur Niederlassung in jenen Gegenden hingewiesen, den Anstoß zur Kolonisierung des Kamerun gegeben und die Verschmelzung der Begrenzung der Kamerunkolonie um vier Grade nach Norden zur ausstehenden Tendenz erhoben. Der Kaiser nicht mehr am schmalen Rastensaum, er tritt nicht mehr in die endlose Territorien: er sieht ein in den äußeren. Einmal glänzendes Ganzes vor sich das zum fruchtbaren Arbeitsfeld seiner Handelsstätigkeit ausgebreitet liegt. Eine Verbindung des inneren und des niteren Kamerun durch eine Forschungsstation ist also das erste unumgängliche Bedürfnis. Mit der Zeit, wenn es auch lange währt, werden die Handelsstationen von den Grenzlinien stufenweise vorrücken, bis sie sich endlich beinahe auf der internationalen atlantischen Gesellschaft auf der atlantischen Küsternung zwischen Zanzibar und Rom nahezu vollständig gelungen ist dürfte auf der verhältnismäßig kurzen Strecke zwischen Admann und der Bafra Bai eine lozbare Aufgabe der deutschen Nation sein.“

\* Bericht, der sich der Expedition in dem Kamerungebiet. Sie ist auf mehr als 100 km. vordringen. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

\*\* (S. 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

## II.

## Die Erstbesteigung des Wötterberges (Dezember 1884).

Hugo Zeller hat in seiner eigenthümlich fesselnden, durch scharfe Objectivität sich auszeichnenden Darstellungsweise eine Beschreibung seines Erststeigens des Kamerun gegeben,<sup>\*)</sup> aus welcher wir das Interessante im Auszuge folgen lassen:

Nachdem Zeller mit seinen beiden europäischen Begleitern und den Krumegeten den gewaltigen, den drei Hauptflappen („Schwestern“) des Kamerun vorliegenden, mit zahllosen Lavadeströmen bedeckten Bergmass bis über 2900 m Höhe erstiegen hatte, begann die Temperatur von 18° C. im Schatten rasch zu sinken, sodass die dem unter arg leidenden Schwarzen sich mühsam fortzuschleppen konnten.

„Als ein dichter Nebel“, erzählte er, „über uns hinwegzog, wurde die Kälte so groß, daß unsere Krulente zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Wir wickelten sie, so gut es eben ging, in Decken ein. Wir befanden uns auf dem Stamm einer ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf. Hinter jener zweiten Bergkette glaubte unser Führer durch den Nebel hindurch in nordöstlicher Richtung abermals den Gipfel des großen Kamerunberges zu entdecken. Geradeaus vor uns, aber ein wenig nach links, lag dicht in der Nähe der mit Lavaläden, wie der Putzling mit Mandeln gespickte Calvo-Krater. Auch hier wäre noch, wenn wir das vorher gewußt hätten, von verdorrten Ginsterbüschen herrührendes Brennholz in einer für unsere Bedürfnisse ausreichenden Menge zu finden gewesen. Zukünftigen Besuchern des Kamerungebirges werden vielleicht meine Mittheilungen das Knacken der sehr harten Rufe ein wenig erleichtern.

Um 10 Uhr stellte sich die Temperatur im Winde auf 1° C. Wir kamen an zwei kleinen Kratern vorbei, von denen der eine von einem Gewirr tiefschwarzer und noch gar nicht verwitterter Lavablöcke umgeben war. Der Boden, über den wir hinwegschritten, bestand weiterhin als grauem, vulkanischem Sand, aus dem bloß stellenweise die schwarze Lava hervortragte. Und immer noch und unaufhörlich ging es bergauf, bald über zackige Felsrücken, bald durch Thäler und ausgebehte Bergkessel. Um 11 Uhr wurde vor

<sup>\*)</sup> Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun. Berlin und Stuttgart. Spemann, 1886.



einem ungeheuren, einem sturmbelegten See gleichenden Lavafelde Halt gemacht. Ich habe selten etwas fremdartigeres gesehen, als dieses Gewies von schwarzen Giesapfen und ebenso schwarzen, aber an der Oberfläche mit einer dünnen Moos'schicht überzogenen Lavablöcken. Der Führer riet, die Träger hier zurückzulassen, da dieselben mit ihren nackten Füßen nicht über die hühigen Klippen des Lavafeldes würden hindbergelangen können. Hinter einem ungeheuren, das Lavafeld an einigen Stellen einschließenden Lavawalle fanden wir Schutz vor dem eiligen Winde und beschlossen, an einem ziemlich tief gelegenen, gutgeschützten und deshalb auch mit Gras bestandenen Plätzchen unser Lager aufzuschlagen. Es ist merkwürdig wie Metall an der geschützten Seite der Berge selbst hier noch Gras, Moose, Blumen und sogar einzelne Sträucher vorkommen, während die dem Winde ausgesetzte Seite der Berge vollkommen kahl ist. Das Aufsteigen des Zeltes nahm diesmal längere Zeit in Anspruch. Da der Hüte des Bodens wegen keine Plätze eingeschlagen werden konnten, so trugen wir schwere Lavastücke herbei welche die Zeltelemente am Boden festhalten sollten. Unsere Kräfte sahen ermunterten in dieser Höhe und bei dieser Temperatur der Gurgie und nahen öfters ermüdet werden. Es ist überhaupt schon schwer genug Schwärze die an das Gebirgsklima nicht gewohnt sind, bis zu solcher Höhe mit hinauf zu bringen. Obwohl der Wüsterberg jetzt bloß halb verdeckt von einem andern Berge geradeaus vor uns liegen mußte, so ließ sich doch des starken Nebels wegen die genaue Richtung noch nicht feststellen.

Als aber nach anderthalbstündiger Zeit der Nebel zerfiel, traten wir sofort, bloß von Silva begleitet, den letzten entscheidenden Marsch an. Zunächst umhüllten wir das etwa drei Kilometer lange und ebenso breite, einen flachen Bergkegel ausfüllende Lavameer passieren, welches, wie wir später zu beobachten Gelegenheit hatten, von zwei großen Lavaströmen gebildet werden ist, die sich aus dem seitdem erloschenen und zusammengefallenen Krater des Wüsterberges ergossen hatten. Die Lava ist in unzählige Stücke und kleiner Klüfte zerfallen, auf denen eine eisgraue, in einzelnen Stellen von Angole als Feld dienende Moosart wächst. Es war schon wieder sehr neblig geworden, und unser Führer mußte annehmen, anzuhören, um den wahren und wirklichen aus drei Gruppen bestehenden Kamerunberg nicht zu verfehlen. Dem englischen Missionar Thomson ist es La Begleitung deselben Führers Silva widerfahren, daß er

einen viel niedrigeren Berg bestieg und anfangs (d. h. bis der Nebel sich lichte, seit Ibezungen war, auf dem dicht dahinter sich erheben- den großen Kammeraberg gewesen zu sein. Als wir das Ende des Lavafeldes erreicht hatten, befanden wir uns vor einem niedrigeren jenen Berg den Thomson fälschlich für den Götterberg gehalten mit einem höchst geocenten Krater verbindenden Gebirgskamm, der den vor Zeiten zwei mächtige Lavaströme heruntergestürzt und Tüfe sehen in ihrer Erstarrung ähnlich nur unendlich viel größer liegt aus, als der Rhonegletscher. Auf dem Kamm des erwähnten Gebirgskammes, den wir, um zum Fuße des Götterberges zu gelangen überschreiten mußten, entbehrten nur eine Anzahl hübscher, kleiner vor dem Wind geschützter Kessel, die sich vortreflich zum Aufschlagen des Lagers geeignet haben wurden. Wir waren bereits 1<sup>te</sup> Stunde von der zuerst gewählten Lagerstätte her unterwegs und bezogen jetzt (da es unmöglich schien, am gleichen Tag den Götterberg zu bestiegen und wieder zum ersten Lager zurückzugelangen), die Kammträger mit uns bis hieher gebracht zu haben. Wir sandten daher den Führer zurück, um das Jelt abbrechen zu lassen und die Träger nebst dem Gepäck zu den kleineren Höhlen auf dem Kamm des oben erwähnten Gebirgskammes zu geleiten. Eine halbe Stunde lang waren wir, und zwar jetzt, da über die Richtung kein Zweifel mehr bestehen konnte, so schnell als nur irgend möglich über vulkanischen Sand und verwitterte Lavafälle dahinschritten, als wir den von Thomson fälschlicherweise für den Götterberg angesehenen, in seiner Form dem Vesuv und der Somma gleichenden Gipfel hinter uns lassend uns nahe der höchsten Erhebung des ganzen Kammergebirges fanden. Es war 1 Uhr 15 Minuten. Vor uns streifte sich in unheimlicher Stille (aber angenommen den höchsten Kammer ohne senkrechte Abfälle) eine 600 Meter hohe Bergkette empor. Sollten wir so freundlich auch die drei Schweitern herunterpunkten können noch zu so früher Stunde das Vorzugs unternehmen? Die Überlegung dauerte bloß wenige Minuten, dann hieß es „vorwärts, vorwärts!“ Eine stehende Anstöße deren Folgen wir noch weit berganwärts verfolgen konnten, schenkte uns den Weg zeigen zu wollen. Aber welche Riesearbeit hatten wir eben schon (ermüdete unternommen! War man, auf Händen und Knieen vorn erstreckend zu einem Absatz oder Haltepunkt gelangt, so entsank beinahe der M., wenn man plötzlich die zurückgelegte Entfernung mit der noch übrigen verglich. Um 2<sup>te</sup> Uhr stand ich in der

Mitte eines Berggrusches von vulkanischem Sand auf einem daraus hervorrageuden hohen Felsen, dessen Genähmang, da er auch von unten her gesehen werden kann, meinen erwartigen Nachfolgern als Richtschnur für den einzuschlagenden Weg dienen mag. Bald mußten wir über Lavablöcke, bald über vulkanischen Sand dahinschlittern. Letzterer war am unangenehmsten, weil man, indem man drei Schritte machte, stets wieder zwei zurückrutschte. Allmählich wurde ich heiser und kammer heiserer, bis ich schließlich gar nicht mehr sprechen konnte, erst nach kurzem Ausruhen auf dem Gipfel kehrte nur die Stimme zurück. Die Steilheit des Berges und die Schwürigkeit des Steigens wurden, je weiter wir gelangten, immer größer. Ab und zu machte man auch wohl eine unheimliche und nicht sehr sanfte Rutschpartie. Ob die Seite, die wir zum Aufstieg gewählt hatten, die günstigste ist, vermag ich nicht anzugeben, mir scheint es, als ob man vermittlest eines mehrstündigen Umweges auf bequemere Art zum Gipfel gelangen könnte. Glücklicherweise erlitt es sich noch keine Veranlassung, von der Vertraulichkeit befallen zu werden als unbegründet. Um 3 Uhr 45 Minuten standen wir drei Weiße auf jener stolzen, erst zweimal vorher bestiegenen Höhe von der aus wir, trotz der undurchsichtigen Luft, doch noch immer ein kleines Königreich zu überblicken vermochten. Leider fehlte jedes, auch das kleinste zum Rasten und Ausruhen einladende Platan. Die drei Gruppen, von denen die mittlere der eigentliche Vatterberg die höchste ist, liegen in einer Linie, und da von dem ehemaligen Krater des Götterberges, nachdem die ganze Nordhälfte abgesprengt wurde und hinunterfiel, bloß ein jodiger Rand stehen blieb, so gleicht der ganze Gipfel mehr einem Kamm, als einer Kuppe. Auf der einen Seite (Nord) ein grauerhafter senkrechter Abhang von rotem Gestein, auf der andern ein steiles, mit kümmerlichen Moosen bestandenes Gefälle, auf dem man mit großer Vorsicht eilschreiten muß, wenn man nicht von dem rasenden Sturmwunde über jenen Kamm geschleudert werden soll, hinter dem sich der Abgrund erhebet. Es schauderte mir, als ich, verständig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterstieg. Zu unseren Füßen schien jene ganze Gabel des alten Zeus zu liegen, in der zur Beunruhigung der armen Sterblichen Wolken und Wetter, Donner und Blitz gemacht wurden. Wenn ich ein Vater wäre, so würde ich mir diese abenteuerlichen und riefenhaften, an die Figuren der nordischen Mythologie erinnernden Völkergötter zum Gegenstande eines Bildes gewählt haben. Leider fehlten

dieselben Wolken deren Majestät wir bewandern mußten, neidisch alles übrige verhüllen zu wollen. Als aber endlich, vom Sturme gestillt, der dicke Schleier sich ein wenig lichte, da war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unheimbar, namenlos großartig.

Vom Sturmwind umheult, legten wir uns nieder, um, obwohl unsere erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über unsere erfolgreiche Besteigung abzufassen. Dieses Papier wurde dann in eine Flasche gesteckt und mit denselben zwischen herbeizetragenen Steinblöcken vor der Gewalt des Windes geschützt.

Die Temperatur betrug oben um 4 Uhr nachmittags, wenn Wolken vortibergzogen, 4° C., wenn die Sonne schien, 5° C. und beim Aufsteigen des Thermometers auf den Erdboden 11° C. Etwa 1000 Fuß über der einen, vor dem Wände geschützten Seite des Berges lag ein Stein wenig abwärts so zeigte das Thermometer beim Auslegen auf den Erdboden 11° C. Es ist eine Ehrensache, wenn man einmal im Kamerungebirge umherreißt, obdenn auch die höchste Spitze erklimmen zu haben, aber bis hierher vorzudringen ist, solange keine Trichterbahn auf den Götterberg führt, ganz gewiß kein Vergnügen. Die eingeborenen Paluri sind der Ansicht die weißen Männer liegen auf den Götterberg, um dort eine Medizin zu holen, die sie noch stärker und länger mache, als sie ohnehin schon seien. Die schon etwas mehr gewöhnlichen Kranke, denen der Sinn und Nagen aller dieser Anstrengungen natürlich ebenso unbegreiflich ist, sagen, es sei „book-palaver“ (eine Bächerflucht). Schwarze Jäger sollen ihre Streifzüge ab und zu bis zum Fuße des großen Kamerungeberges ausdehnen; wenigstens wird man nachlicher Weise ihre Lagerstätte dort bemerkt haben. Im Gipfel selbst schreit aber des Aberglaubens wegen niemals ein Eingeborener gelangt zu sein. In der Sprache der Eingeborenen lautet der Name des Berges „Mongoma-Loku“, d. h. „Götterberg“.

Da einesteils die Kälte (die auch durch das Auffinden eines erfrorenen Vogels veranschaulicht wurde), anderenteils die Notwendigkeit vor Eintritt der Nacht wieder mit unseren Lenten zusammenzutreffen, zum Aufbruch drängten, so verbrachten wir bloß 10 Minuten auf der sturzaufsteigenden Höhe. Beim Abwärtssteigen waren wir sehr besorgt, ob wir auch unsere Schwarzen finden und nicht etwa einem der zahlreichen Abstürze allzu nahe kommen würden. Glücklicherweise zerriß der Fickel, während wir noch mehr herunter-

ruhigen als fliegen, und von jetzt ab dienten uns die bekannten Bergformen als Richtschnur. Mit großer Freude sahen wir von der Steile aus, wo wir uns von dem Führer getrennt hatten, Rauch aufsteigen. Unsere Schwarzen, obwohl vor Kälte zitternd, begrüßten uns, als wir 1 1/2 Stunde nach dem Ausbruch vom Gipfel bei ihnen eintrafen, mit aufrichtiger Freude.

### III.

#### Kamerun und die Küste bis Kap St. John.

Hafenbeschaffend. — Handelsdauer — Bewohner. Die Küste südlich von Kamerun.

Die Ufer des Kamerun-Flusses besuchen wir kurz unterhalb King Bell's Town aus Mangrovenumpfen. Hier steigt das Terrain schnell an, so daß sich hinter einem schmalen Sandufer eine Terrasse findet, auf welcher sich die Dörfschaften der Eingeborenen in fast ununterbrochener Reihenfolge hinziehen. Der Boden besteht aus grobem, weiter oberhalb rothlichem Lehm. Das Land ist mit üppiger Vegetation bedeckt, zwischen welcher die gelben Wege und Plätze vor den Häusern aus der Entfernung einen sehr freundlichen Eindruck machen. Man ist daher bei der Annäherung von See aus geneigt, hier ein wohl kultivirtes Land mit vortheilhaften Auslagen zu vermuthen, während in Wirklichkeit es an gangbaren Wegen, namentlich in der Regenzeit, gänzlich mangelt.

Von europäischen Handelsstationen finden sich zwei deutliche und sieben englische, meist kleine Zentren vertreten. Die Deutschen haben angeblich mehr als die Hälfte des Landes in der Hand. Die Europäer leben zum größeren Theil auf den im Fluß verankerten Stülks, so daß nur drei deutsche und zwei englische Faktoreien und zwei Missionsstationen am Lande den Ort bilden, welchen man Kamerun nennen konnte, der in Wirklichkeit aber noch durch die Eifersucht der beiden Oberhäupter King Bell und King Nana so scharf in zwei Theile geteilt ist, daß das Haus Overmann für jeden derselben eine Faktorei und die Baptist-Mission je eine Station haben errichten müssen.

Die Bewohner des Landes, dem Stamme der Duala angehörend, leben ausschließlich von dem lebhaften Landverehr, welchen sie zwischen den Europäern und den Bewohnern des Innern vermitteln.



Sie wachen streng darüber, daß ein direkter Handelsverkehr zwischen Europäern und dem Hinterlande unterbleibt und finden dabei ziemlich mühelos reichen Erwerb. Infolge dessen sind alle Lebensmittel wenn überhaupt zu haben, außerordentlich teuer. Weder existiert ein sehr unbestimmter Begriff, fast alles muß durch Vermittelung der Faktoreien im Tauschhandel erworben werden. Selbst diese waren nicht im Stande, regelmäßige Lieferungen von frischem Fleisch zu übernehmen, weil die Preise zu hoch und die Quantitäten zu gering waren. Ebenso waren Äpfel, Eier u. dergl. kaum zu erlangen.

Eine staatliche Ordnung existiert hier wie fast an der ganzen Ostküste. Dahome ausgenommen, nchl. Die Oberhäupter King Bell, King Nana u. haben über die anderen Häuptlinge sehr wenig Gewalt und thun nichts Wichtiges ohne deren Zustimmung. Ihr Ansehen ist begründet in ihren starken Familien und ihrem Reichtum an Sklaven. King Bell gab an, daß er etwa 300 Frauen habe, ausschließlich solcher, welche er seinen erwachsenen Söhnen gegeben. Unter diesen Frauen werden Sklavinnen nicht mitgerechnet, sie sind alle aus freien Familien gekauft. Diese Oberhäupter sind eifrige Händler mit entsprechend höherem Kredit, als die kleineren Leute. Sie begeben sich mit ihren Kanoes auf Wochen in das Innere, um Landesprodukte einzutauschen, gegen die Landartikel, welche ihnen von den Faktoreien auf Kredit übergeben sind. Unter solchen Verhältnissen sind Arbeitskräfte aus dem Lande selbst gar nicht zu haben. Die Faktoreien verfügen über zahlreiche Krüeger als Arbeiter, welche von Liberia kommen und nach ein bis zwei Jahren wieder in ihre Heimat zurückgehen.

Die Küste südlich von Kamerun bis Kap St. John kann nach den Bewohnern eingeteilt werden in drei Abschnitte:

1. Der nördliche Teil von Kamerun bis circa 3° nördl. Br., bewohnt von demselben Stamme, welcher am Kamerun ansässig ist, den Dualas. In demselben befinden sich die Handelsplätze Malimba, Sual Batonga (3° 11,6' nördl. Br.) und Plantation (3° 3 1/2' nördl. Br.).

2. Der mittlere Teil von 3° nördl. Br. bis zum Campoßuß (2° 22,7' nördl. Br.), bewohnt von den Stämmen der Boko und Bapoko, mit den Handelsplätzen Kribbi, Batonga (2° 53' nördl. Br.) und Campoßuß (2° 22,7' nördl. Br.).

3. Der südliche Teil vom Campoßuß bis Kap St. John, bewohnt von den Kumbestämmen mit den Handelsplätzen Campoland

(Bird Rock 2° 15', Mount. Bata (1° 52,7'), Benito. Südlich von Benito finden sich vereinzelt wieder Bapako-Dorfschaften.

Europäische Agenten sind nur vorhanden in Malimba, Small Batonga, Bata und Benito. Außer den deutschen finden sich noch englische Faktoreien in Batonga und Bata. Die ganze Küste hat ein sehr gleichartiges aber nicht einförmiges, sondern waldiges und hügeliges Aussehen. Ebenso unterscheiden sich die Bewohner in Sprache und Sitten nicht wesentlich von einander. Staatliche Verbände existieren kaum; im Norden giebt es noch erbliche Könige, deren Machtbereich aber räumlich und effektiv ein sehr ungleich begrenzter ist, im Süden lockern sich die Verbände noch mehr. Unter den Hauptern einer Anzahl Dorfer wird zwar oft einer als King bezeichnet, derselbe wird aber abgesetzt, wenn er etwas that was den anderen nicht richtig scheint. Der Besitz des Landes, so weit dasselbe nicht mit Häusern bebaut oder kultiviert ist, hat infolge dessen wenig Interesse für die Leute. Alle sind Händler und begierig, Handelsvorteile zu erlangen. Das höchste Streben ist eine Faktorei im eigenen Bezirk zu haben; es erscheint erniedrigend, in das Nachbarland gehen zu müssen, um seine Waren zu verhandeln. Die Handelshäuser, welche die Faktoreien verteilen, haben daher schon allein dadurch die Gewalt, das Ansehen eines Häuptlings zu vermehren oder zu vermindern, und alle Verträge, welche an der Küste abgeschlossen sind, drehen sich um die Ersetzung neuer oder Vergrößerung bestehender Faktoreien. Die zumal gelegenen Faktoreien erfreuen sich einer ziemlichlichen Sicherheit. Sie zahlen an einen der Häuptlinge eine bestimmte Abgabe, wogegen sich dieser für jeden Diebstahl u. s. w. verbürgt, so daß der Agent sein Haus Tage lang verlassen kann, ohne eine Veranlassung zu befürchten. Soll aber eine Faktorei verlegt oder aufgehoben werden so kann das nur allmählich und heimlich geschehen; die Eingeborenen würden sonst offenen Widerstand leisten.

Annalen der Hydrographie  
und Maritimen Meteorologie, X.1. Heft 5, 1888 ff.  
(Bericht des Korvettenkommands Gohmann.)



den Grund aufzubrechen gehabt wie Mr. Saker. Nachdem es ihm gelungen war, sich einigermaßen die Freundschaft des Königs Alma (eines Großvaters des Häuptlings, der jetzt diesen Namen trägt) zu sichern, wurde es ihm nach langen Palavern (Ratsversammlungen) gewährt, sich mit Frau und Kind in nächster Nähe der Königsstadt niederzulassen. Damals wohnte noch kein einziger Europäer am Kamerun. Die Anfänge waren sehr bescheiden. Die Missionsfamilie mußte sich zuerst mit einer landesüblichen Hütte als Wohnung begnügen. Der unumgängliche Bau eines besseren Hauses, ohne welchen die Gesandtheit leistungsfähig aufs Spiel gesetzt worden wäre, führte zu den einfachsten Kulturarbeiten. Mit großer Geduld unterwies Saker einige junge Leute im Gebrauch der Art, der Säge und des Hobels. Bis dahin waren die Werkzeuge dort ganz unbekannt gewesen. Die Arbeit der Säge hatte etwas Anziehendes und bei einem Teile der Qualla wurde Zimmermannsarbeiten zu einer Art Sport, besonders da man mit der selben allerlei viel begehrte Artikel europäischer Industrie als Zahlung erlangen konnte. Damals waren solche Sachen noch wenig im Volke verbreitet und meist auf die Häuser der Häuptlinge beschränkt. Der Missionar sorgte selbst mit persönlichen Opfern dafür, die Einführung guter Werkzeuge zu fördern. Er ließ ein paar Blockfliegen kommen und arbeitete mit seinen schwarzen Lehrlingen unermüdlich, bis sie selbständig brauchbare Bretter herzustellen gelernt hatten. Auch die Urterreissung in der Böttcherei hatte eine weittragende Bedeutung, da früher alle zur Verpackung des Eis nötigen Fässer importiert werden mußten, nun aber wurden sie an Ort und Stelle verfertigt.

Es bedurfte natürlich langer, unermüdlicher Anleitung zur erfolgreichen Aufführung dieser Handwerke. Das zuerst erbaute Häuschen, sowie die später daneben errichtete kleine Kapelle ließen noch viel zu wünschen übrig. Doch genügten sie zunächst dem Bedürfnis. Saker aber betrieb die Sache nicht bloß mit Rücksicht auf die eigenen Bedürfnisse, sondern zur Hebung des Kulturstandes der Eingeborenen. So führte er denn weiter die Ziegelbrennerei ein — zu der der dortige Boden vorzügliches Material liefert, und bildete Mauer aus. Ihm ist es zu danken, daß jetzt am Kamerun schon manches rote Backsteingebäude zwischen den Bananen hervor sich empor, das nicht bloß haltbarer ist als die von Wetter und den weissen Ameisen bald zerstörten Holz- und Bambushäuser, sondern auch der Gesandtheit zuträglich und überhaupt einen Kulturfortschritt bezeichnet.

Augen wir hier sogleich hinzu, wie sich Mr. Saker auch um die Hebung des Landbaues bemühte. Er selbst schreibt einmal dariiber in einem Briefe:

„Ich lehrte sie ein besseres Kulturverfahren und bekannte Geträide als Muster. Ich führte Saaten von anderen Theilen der Küste mit beträchtlichen Kosten ein — die Gegend wurde wohl versorgt mit der süßen Kartoffel, und ich hatte die Freude, zu sehen, wie sich die Kultur allmählich ausbreitete und dadurch dem Nahrungsmangel abgeholfen wurde. Als wir zuerst hierher kamen, überstieg die ganze Landesproduktion nicht den jährlichen Bedarf der Bevölkerung für drei Monate. Die übrige Zeit herrschte halbe Hungersnot; man lief hier und dort hin, um Nahrungsmittel zu hohen Preisen zu kaufen. Im Laufe der Jahre sind wir nun summt gekommen, daß an einigen Früchten sogar Überfluß ist.“

In demselben Briefe deutet Saker noch den bemerkenswerthen Umstand an, daß er alle Handwerkzeuge, Materialien u. s. w. für die genannten Arbeiten der Eingeborenen leihen mußte. Anfanglich war das „Leihen“ identisch mit „Schenken“. Nach und nach, als die Arbeiten Vortrag lieferten, gewöhnte er sie daran, wenigstens einen Teil der Kosten zurückzahlen und brachte es schließlich dahin, daß alle solche Gegenstände sogleich beim Empfang zu vollen Preisen bezahlt wurden. Um nicht die Missionarische und demartigen Ausgaben zu belasten, was ihm durchaus unzulässig erschien, legte er (und seine gleichgesinnte Gattin mit ihm) lange Zeit sich die größten Entbehnungen auf. Nur wer das Leben der Europäer in Tropenklima kennt, versteht, was es bedeutet, daß Sakers jahrelang auf gleichem Niveau mit den Eingeborenen lebten. „Wir aßen so ziemlich die gleichen Speisen und lebten wie sie — nur wir waren geachtet — sie nicht.“

Saker brante vor Verlangen den Schwarzen das Evangelium zu verkündigen. Aber die wenigen Brocken aus der englischen Sprache, die sich durch den Handel bereits am Kamerun eingewürgert hatten (wahrscheinlich auch mit portugiesischen Wörtern aus früherer Zeit zu einem schlimmen Sauerwollisch vermischt) waren zu nichts weniger als zur Verkündigung des Evangeliums geeignet. Auf die immer zweifelhafte Hilfe eines Dolmetschers scheint sich Saker nicht viel verlassen zu haben. Mit aller Energie ging er daran, selbst die Quallaasprache zu lernen — ein schwieriges Unternehmen bei diesen Leuten, die noch keine Ahnung hatten von der Kunst des Schreibens



und jedesmal, wenn der Missionar einen von ihnen erfragten Ausdruck in sein Notizbuch eintrug eine Zauberei vermuteten. In blinder Furcht suchten sie sich vor Beherung zu schützen, indem sie die Gegenstände, über die sie befragt wurden, mit falschen Wörtern bezeichneten. Auch als der Missionar nicht mehr sofort aufschrieb, war doch das Mißtrauen nicht beendet; man führte ihn in eine heillose Sprachverwirrung. Nun mußte er, ohne zu fragen, nur lauschen. Am meisten gelang es ihm, indem er sich an dem harmlosen Spiel der Knaben beteiligte. Nach und nach wuchs das Vocabular, die grammatischen Elemente der Sprache wurden fixiert, tägliche Übungen angestellt, und nach nicht langer Zeit hörten die Eingelorenen mit Staunen, wie der weiße Mann anfing, in ihrer Sprache zu reden.

In jener Zeit bot die Missionsstation, die den Namen Bethel (Bethelstamm) trägt, einen sehr bescheidenen Anblick dar. Auf einem der Hüfberge stand das Kirchverkleiden mit dem flachen Palmblattdach, nicht weit davon die ähnliche provisorische Kapelle, die wohl auch als Schule benützt wurde. Ringsumher gediehen die üppigen Bananen und die von Saker eingeführten Mangobäume, die jetzt schon über die ganze Gegend verstreut sind. Die schlichte Verkündigung des Evangeliums fand viele taube Ohren, aber doch brachte sie einige der Eingelorenen dem Missionar näher. Schon wurde mit einem kleinen häuslichen Gottesdienste gehalten. Dort oben erklangen die ersten christlichen Töne, aber in rechtem Gegensatz zu dem Heidentum, der unten auf dem Flusse die häufigen Bräutereien begleitete. Zuerst kümmerte sich niemand um die Anhänger des Missionars; ja, manche andere kamen auch wohl aus Neugierde zum Gottesdienste. Sobald aber einige, die tiefer vom Evangelium ergriffen waren, sich weigerten, die heidnischen Gebräuche mitzumachen, begann die Verfolgung. Ein Anfall von der väterlichen Seite sollte nicht geduldet werden. Der Mann aber wandte sich nicht blos ab, die abtrünnigen Landeskinder, sondern auch auf den Weisen, den man als Bethelher betrachtete. Es wurde Rathschlaß gegen ihn angesetzt, die ihn warnen sollten, das Land zu verlassen, manchmal drohte man ihm den Tod; es werden Versuche gemacht, ihn zu vergiften, und einmal war das Missionsgelöst von zu Haufe Hand angelegt. Das Feuer wurde glücklicherweise rechtzeitig entdeckt und die Gebäude gerettet.

Einige Jahre später erhielt Saker einige Mitarbeiter aus Un-

land und Kamala und die Mission konnte nun ihr Arbeitsfeld erweitern. Ein großes Hindernis war das Kainakische, welches Gier überhand nahm, trotzdem arbeitete er 33 Jahre lang am Kamerun mit Unterbrechung von einigen kurzen Erholungsreisen nach Europa. Seine wahre Gattin (Frau) etwas von seinem Geliebten und seiner hohen Natur beiseite zu haben: sie hielt standhaft bei ihm aus, ja als er 1860 eine der erwähnten Erholungsreisen machen mußte und sein Vertreter für ihn auf der Station sich befand, blieb sie allein am Kamerun zurück, eine einzelne weiße Frau unter dem barbarischen Volke.

## V.

## Die Negervölker am Kamerun.

Nach eigener Beschreibung von Reichenow\*) und Buchholz\*\*)

In südlicher und südwestlicher Richtung, das fast ausschließlich mit Urwald bedeckte Land durchbrechend, münden in der Bucht von Ansoa, an den östlichen Abhängen des Kamerungebirges, zwei Flüsse, der Kamerun- und der Djamur- oder Nimbiasfluß, welche an der Mündung ein ungeheures, etwa 40 Quadratmeilen großes gemeinsames Delta bilden.

Die Kamerungegend ist von Stämmen bevölkert, welche die Dualosprache reden, ein Zweig der Gafirsprache, die sich weit über Südafrika verbreitet. Es sind diese Stämme jedoch nicht die ursprünglichen Bewohner jener Gegenden. Vielmehr sind dieselben von Nordwesten, von den Kamerunbergen her eingewandert, also Abkömmlinge der Bakviri, die noch jetzt die Berge bewohnen, sie haben die ursprünglichen Bewohner, die Luagwa, zurückgedrängt. Wie es scheint, haben mehrere solcher Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten stattgefunden. So sind die jetzigen Wari zu einer früheren

\*) Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Ethnologie u. vom 15. November 1895. Reichenow stellt die wissenschaftliche Untersuchung des Kamerungebietes mit 5 Aufgaben an, welcher durch zu langen Aufenthalt in den Sammelmedien den Tod fand. Höchst interessant ist die Schrift: Die deutsche Kolonie Kamerun. Nach eigener Beschreibung geschildert von Dr. A. Reichenow. 2. Aufl. 1. Karte. Berlin, 1896. Bl. 1, 50.

\*\*) Reinhold Buchholz. Die 1. Weltkarte. Herausgegeben von Heinrich Dörff. Leipzig, Brothaus, 1880. Ein wertvolles, nicht genug zu empfehlen. Des Werks.

Zeit an den Fluß gekommen und durch die später nachrückenden jetzigen Kamerunneger den Fluß hinauf, tiefer in das Innere gedrängt, wo sie nun die Landschaft Wuri inne haben. Andere Zweige, die Jahang und Ibo, von den Bergen sich nach Osten ausdehnend, setzen sich an dem Nebenflusse oder zweiten Quellflusse des Kamerun, dem Ibo, fest.

Alle diese den Fluß umwohnenden Stämme haben einen schönen, kräftigen Körperbau und unterscheiden sich hierdurch vorteilhaft von ihren Stammesleuten, den Bakwiri, welche hager und schwächlich, ich möchte sagen, oft wahre Zaunergestalten sind. Ihre Gesichtszüge dagegen sind häßlich, was besonders beim weiblichen Geschlecht auffällt. Auch hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten stehen sie weit hinter anderen Stämmen, die ich kennen lernte, zurück. Es ist ein stumpfes, der Bildung wenig zugängliches Volk; daher auch die dort stationierten englischen Missionare geringe Fortschritte machen. Die Hautfarbe der Dualla ist hell, wie die der Wabi auf Fernando Po.

Das Tätowieren der Haut ist wenig verbreitet, und man bemerkt nicht dergleichen Zeichnungen im Gesicht, wie sie bei vielen Stämmen als charakteristische Erkennungsmerkmale im Gebrauch sind. So zeichnen sich die Wa durch drei, über die Schläfe zum Auge laufende und ebensolche über die Backen zum Mundwinkel gerichtete Schnitte aus, während man bei den Frauen derselben meistens einen Kreuzschnitt auf dem Backenknochen bemerkt; die Krunguer charakterisieren sich durch einen breiten, über Stirn und Nase laufenden Strich; die Wabi entstellen das Gesicht förmlich durch zahlreiche Schnitte auf Stirn und Backen. Bei den Kamerunnegern aber fand ich nur blosweilen Zeichnungen auf der Brust, welche oft eine bestimmte Bedeutung haben. Farbige Tattoowierungen, die auch bei vielen Völkern Westafrikas im Gebrauch sind, z. B. bei den Wabi, die häufig das ganze Gesicht gelb oder rot bemalen, kommen am Kamerun gar nicht vor.

Staatliche Einrichtungen fehlen bei den Dualla, wie in vielen Gegenden Westafrikas, fast vollständig. Die einzelnen Orte haben ihre Häuptlinge, welche durchaus unabhängig einander gegenüberstehen, deren Macht in eigenen Gebiete aber auch nur beschränkt ist. Da ihnen in der Regel ein Rat der Ältesten zur Seite steht. Ausnahmeweise kommt es vor, daß einige Orte, gewöhnlich durch Verwandtschaftsbeziehungen verknüpft, zusammengehalten sind in ein abhängiges Verhältnis zu einander treten, oder daß ein Häuptling durch

hervorragendes Alter, Reichtum oder Bedeutung seines Adels oder sonstigen Einfluß auf die umliegenden Ortschaften gewinnt. Beständiger Friede und Streit ist natürlich die Folge einer solchen Vertheilung, so daß auch die Städte desselben Stammes in dauernder Feindschaft mit einander liegen, da der Tod eines freien Mannes auch im Kriege eine Blutrache fordert, welche aber wieder eine neue von Seiten der Gegenpartei nach sich zieht, so können die Kämpfe niemals beigelegt werden.

Auch bei meiner Ankunft am Kamerun traf ich einen Krieg zwischen den beiden bedeutendsten Häuptlingen jener Gegenden, Ba und Aqua an dem fast alle Dörfer des Kamerunbeltas teilnahmen. Derselbe hat mir manche interessante Episode aus der Geschichtsweise der Kameruner geboten, wovon ich einiges hervorheben möchte, da es dazu beiträgt, diese Völker zu charakterisiren.

Die große Vermehrung von Schwaffen aller Art durch die Europäer hat die einheimischen Waffenarten, Lanzen, Speere und Pfeile vollständig verdrängt. Meistens sind Keuerschloßgewehre im Gebrauch, natürlich ganz elende Schießsprügel, die, kaum begreiflich, die richtige Pulverladung aushalten, welche die Neger Lüneburger neben diesen aber auch Büchsen sogar auch Hinterlader. Trotz solcher Verwahrung bleiben die Kämpfe doch sehr gefährlos, da die Neger mit den Gewehren nicht umgehen lernen. Das Mithalten des Pulvers in der Pflanze fürchtend, wendet der Schütze beim Loderknallen den Kopf weg an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken. So werden denn in den Gefechten nur wenige Leute verwundet, und zwar in der Regel nicht solche, welche in der Schlachtreihe stehen, sondern Unbetheilte, die eine fehlgegangene Kugel zufällig trifft.

Die religiösen Anschauungen der Duallastämme sind sehr einfach, auch ist das Fetischpriestertum nicht in solchem Grade hervor wie an der Goldküste. Der große Haufe hat und macht sich gar keine Vorstellung über die Wirkung der Naturkräfte die Reaktion ist Privatangelegenheit der Vornehmen. Unter den wenigen Götzen, über welche sie auch nur ganz unklare Begriffe haben, ist der höchste der Himmel. Ihn zu ehren werden in mond hellen Nächten Feste gehalten um durch Sang und Klang den Herrn bei guter Laune zu erhalten, der mit Wehen durch die Wälder und um die Ortschaften ziehen soll. Auch Umzüge werden des Nachts unter großem Lärmen und Schreien veranstaltet, wobei die Blüthezeit in Gestalt eines Gefen

herumgetragen wird. Nur Freie nehmen an diesen Zügen teil. Den Weibern, Kindern und Sklaven ist es bei Todesstrafe verboten, denselben zuzuschauen und den Götzen zu sehen. Sie werden wahrlich der Zeit in die Häuser eingesperrt. Auch dem Europäer verheimlicht man diese Umzüge. Während meines Aufenthaltes in Neguatown, einem bedeutenden Orte, fanden oft derartige Feste statt, aber dennoch hatte ich keine Gelegenheit, denselben beizumohnen. Man bewachte mich in meiner Hütte und mein Wirt bat mich dringend, mich nicht der Gefahr auszusetzen, da der aufgeregte Haufen mich sofort niedermachen würde. Ein anderer Gott ist der Rungi, der böse Gott: wenn auftretende Seuchen viele Menschen weggrasfagt, glaubt man, der Rungi hole sie, um eine Mahlzeit zu halten. Ferner der Donnergott, welcher auf dem Kamerunpf seinen Sitz hat und nachher lehrte auch „man,so wa l'wah“, Berg des Donnerers, benannt ist.

Über die Lebenserscheinungen haben Gänge ganz gesunde Ansichten, die freilich auf Unwissenheit beruhen. Auf meine Frage, was sie glaubten, daß nach dem Tode mit ihnen geschähe, wurde mir in dem famosen Negerenglisch geantwortet: suppose man die puliver settled. Sobald man gestorben, ist es vorbei. Dann liegt man noch zwei Monate oder drei und es ist vorüber. Andere meinen auch, daß der Schwarze zum zweiten Male als Weißer auf die Welt kommt: der Weiße (murale) habe schon einmal als Neger gelebt, daher kenne er auch das Land so genau und wisse den Weg zu den Schwarzen zu finden, um zu handeln.

Vom Treiben der Fetischpriester nimmt man, wie ich schon erwähnte, wenig wahr. Ich hörte nur, daß bei vorgefallenen Verbrechen, Mordthaten oder Diebstählen der Fetischtrank, die Abkochung irgend einer giftigen Pflanze, zur Entdeckung des Thäters benutzt werde. Derselbe wird auch bei dem sogenannten Krokodilpalaver angewendet. Bei der Häufigkeit der Krokodile im oberen Fluß kommt es nämlich oft vor, daß Neger aus den Kanoes von diesen Tieren weggeschwappet werden. Nun glaubt man, daß ein Feind des gebluten Mannes, welcher die Krokodilsprache versteht, sich in ein solches Tier verwandelt und den Mann gefressen habe. Man übergibt also die Sache dem Krokodildoktor zur Untersuchung. Der Krokodildoktor versteht auch die Sprache genannter Tiere, erkundigt sich bei den Ältesten dieser Gegend nach dem Vorgefallenen und erzählt von ihnen den Namen des Missetheters. Es wird darauf



eine Versammlung berufen, und der Krokodil doktor bezeichneter Mann oder mehrere, die ihm die Krokodilsketten genannt haben. Selbstverständlich sucht er sich hierbei seine speziellen Freunde aus, oder solche, deren Tod ihm Nutzen bringen kann. Die Bezeichneten müssen, um sich zu reinigen, den Fetischtrank nehmen. Tritt kein Verbrechen ein, so ist die Unschuld bewiesen, die Krokodille haben gelogen, und der Doktor übernimmt es, sie dafür zu züchtigen; im andern Falle aber liegt das Verbrechen klar, der Schuldige gesteht seine That, und es wird ihm mit Aufschneuern der Armpfoten abgehauen.

Aufgestellte Götzen habe ich bei den Tnassa niemals bemerkt, während ich an der Goldküste an allen Wägen aus Holz oder Eisen getriebene Fetische, zu welchem die Neger Gaurus, Früchte, Erträge des Feldes und Fischen als Opfergaben brachten. Nur sieht man in der Kamerungegend vielfach, was an der Goldküste ebenfalls vorkommt, an Häusern, Häusern oder Gerätschaften Wandel von Erbsen oder Bananenblättern, auch Kürbissflaschen aufgehängt. Diese werden „Zuju“ genannt und haben den Zweck, betreffende Gegenstände gegen Diebstahl zu sichern, denn man glaubt, daß derjenige, welcher derart geschützte Sachen antastet, vom Götze geholt wird und einem qualvollen Tode stirbt. Besonders fand ich bei den Buri am oberen Kamerunfluß eine große Achtung vor diesen Juju. Wir hatten dort einmal ein Mispel gezeichnet. Das Tier war von den Negern an das Land geschleppt, und die Häuptlinge hatten, um das Fleisch bis zum andern Tage, wo die Verteilung stattfinden sollte, zu sichern, Juju dabei gesteckt. In der Nacht kamen nun einige Neger, welche wohl bei der Verteilung nichts zu erwarten hatten, zu mir, und baten um Fleisch. Ich sagte ihnen sie sollten sich abschneiden, soviel ihnen beliebte; aber aus Furcht vor dem Juju wagten sie das nicht, und erst als ich die Pfanne heruntergeschlagen, machten sie sich dabei.

Geheimbünde, wie sie namentlich am Kalabar beobachtet wurden, kommen auch in der Umgegend vor. Es existieren Verbindungen der Freien sowohl wie der Sklaven, und ebenfalls haben die Weiber solche. Eine große Verbindung ist die der Mungi, deren Mitglieder als Erkennungszeichen Kreise auf der Brust tätowiert haben. Der Egbo von Kalabar dehnt sich nicht blos zur Kamerungegend aus.<sup>\*)</sup>

<sup>\*)</sup> S. weiter unten das Bild: Der Geheimbund des Egbo-Ordens. Von Prof. Dr. Hartmann

Auch diese Verbindungen werden vor dem Europäer sehr geheim gehalten, und ich glaube nicht, daß es einem Weißen gelingen könnte, sich in dieselben aufnehmen zu lassen; wenigstens haben wir uns vergeblich darum bemüht.

Die Stellung der Sklaven ist eine zwar sehr untergeordnete, da ihnen nicht das geringste Recht zusteht, aber doch eine sehr ertragreiche, so daß oft Leute, die zu träge sind, für den eigenen Unterhalt zu sorgen sich freiwillig in Sklaverei geben. Die Sklaven kommen meistens von Kalabar, den Balungbergen im Norden oder aus nordöstlichen Gegenden, von Buduanu, Bonim und Bonfeng, doch müssen einzelne sehr weit aus dem Innern gebracht werden. Solche erzählten uns, daß Araber welche sie uns als weiße Männer die auf Pferden gefahren, beschrieben, ihre Dörfer zerstört und sie vertrieben hätten.

Wie bei allen Negerstämmen haben auch bei den Kamerunern die Frauen einen sehr untergeordneten Rang, sie sind nichts mehr als Hausdiener. Sie bilden neben den Sklaven den Reichtum des Mannes. Es ist eine arge Unsitte im Gebrauch, den Kindern, insbesondere den Mädchen, die Augenwinzern auszureißen, wodurch jene sehr entstellt werden, und was wohl auch Schuld ist an der Entzündung der Augen die man häufig bei Mädchen bemerkt.

Interessant waren mir die Haartouren der Negerdamen, welche ich bei südlichen Stämmen, vom Kamerun bis Gabun übereinstimmend und verschieden von denen der Goldküstenbewohner, fand. Die Weiber der Gã an der Goldküste flechten in der Regel das Haar zu einem oder mehreren Zöpfen zusammen, welche gehörig mit Palmöl befeuchtet, höckerartig steif aufrecht stehen. Derartige Zöpfe kommen nun bei den Kamerunern gar nicht vor. Die gewöhnliche Haartour ist hier ein vom Wirbel spiralförmig um den Kopf laufender Scheitel oder eine Scheitelung von drei konzentrischen Kreisen. Aus dem Haar zwischen den Scheiteln werden hier viele kleine anliegende Flechten gebildet. Das Herstellen dieser künstlichen Haartouren erfordert natürlich viel Zeit, und es werden dieselben denn auch jedesmal auf längere Zeit angefertigt. Hierbei werden Klämme, aus dünn geschnittenen Stäbchen von Weinsolmenholz gemacht, benutzt. Auch tragen die Frauen sehr künstlich aus Ebenholz geschnitzte, mit Ebenholz ausgelegte Kämme im Haar.

Ihre Hütten errichten die Malla, wie alle Negerstämme der Westküste vom Niger südwärts, mit großer Kunstfertigkeit aus

Mattengeflecht und Rinde, im Gegensatz zu den Bewohnern der Goldküste, die Lehmhütten bauen, welche, eng zusammengedrängt und schmutzig, einen sehr häßlichen Eindruck machen. Bei den elenden Bergbewohnern, den Bahviri, ist auch nur geringe Sorgfalt auf die Häuser verwandt. Dieselben sind hier auf dem nackten Boden errichtet, länglich viereckig. Die Wände bestehen aus einem gitterartig aus Stangen gebildeten Gerüst, das notdürftig mit Rinde belegt ist. Das mit Palmblättern niederlich gedeckte Dach schützt nur wenig gegen den Regen.

Eine bedeutend größere Mühe und Sorgfalt verwenden die Flussanwohner auf ihre Hütten, die eine große Reinlichkeit und Sauberkeit zeigen. Diese Hütten sind auf einem zwei bis drei Fuß hohen Lehmsockel errichtet. Die Wände werden aus den Mattstielen der Weinpalmen, Bambu genannt, hergestellt und sorgfältig mit Schalen von Bananensümmen belegt und dicht gemacht. In der Mitte der einen Längswand befindet sich das Thürloch, welches durch ein Mattengeflecht oder eine Thür aus Pflanzen geschlossen werden kann. Fensterlicher fehlen; nur das durch die Thüröffnung eindringende Licht erhellt den Raum, den der Neger eigentlich nur während der Nacht benutzt. Der ebenfalls aus Bambu gefertigte Dachstuhl wird mit Palmblättern gedeckt. Die Hütten machen einen außerordentlich freundlichen Eindruck.

Die Industrie beschränkt sich auf die einfachsten Gegenstände. Die Frauen fertigen Kochtöpfe und Schalen aus dem Schlamm des Flusses, welchen sie sehr geschickt aus freier Hand formen an der Sonne trocknen und nachher brennen. Die Männer schnitzen Hölzschüsseln und Töfel von ganz hübscher Form. Auch im Flechten sind sie geschickt, fertigen Matten und Taschen aus langem, geschmeidigem Gras. Aus Elefantenzähnen werden Arminge geschnitten, auf welche die Küstenbewohner gern von den europäischen Kaufleuten ihre Namen schreiben lassen, und welche sie dann zur Legitimation benutzen. Zum Fische fange gebrauchen sie Gitter, obwohl sie auch Rindfäden aus den Häuten des Fisang machen und das Netzstreichen verstehen.

Die Kleidung besteht bei den Kamerunnegern, welche durch die Caropfer hinreichend mit Baumwollenzugzeug versehen werden, sowohl bei Männern wie bei Frauen, in einem schmalen, um die Hüften geschlungenen Zeugkreuzen.

Der Trägheit der Kameruneger entsprechend sind denn auch

Keitlichkeiten bei ihnen nur selten und tragen nie den munteren Charakter wie bei den aufgeweckteren, beweglicheren Bewohner der Gold- und Küstländer, in deren Ortschaften man ein beständiges Lärmen und Singen hört. Ein allgemeines großes Fest findet bei den Kameranern einmal des Jahres statt. Es ist eine Art Ringfest, bei welchem die einzelnen Ortschaften Kämpfer stellen, die gegen einander in die Schranken treten. Die Gegner nähern sich bei diesen Kampfspielen in gebückter Stellung, und jeder versucht, den Fuß des Gegners zu fassen und den Mann auf diese Weise zu Fall zu bringen.

Außer den erwähnten Umzügen und Feiertlichkeiten zu Ehren der Götter und Tönnern dann noch die Totenäste vor, die bei allen Vögern der Westküste gebräuchlich sind. Je nach dem Range des Verstorbenen dauern diese Feste einen oder mehrere Tage. Die Weiber führen dabei Einzel- oder Gesangsstücke auf, die von den Männern mit einer freilich höchst unharmonischen Musik begleitet werden. Die Musik oder wie man besser sagen muß, der Hölle lärm, wird auf Trommeln, Zählern, durch Aneinandererschlagen von Becken und Stöcken hervorgebracht und von den Zuschauernden mit Handclatschen begleitet. Die gemeinsamen Tänze sind Rundgänge in bestimmtem, gleichmäßigem Takte, wobei die einzelnen Teilnehmer sich bemühen, in jeder möglichen Weise den Körper zu verdrehen und zu verrenken. Der Solotanz besteht in eigenthümlichen Fußstellungen und ebenfalls in Körperverdrehungen.

Nur der Tod von Männern, und zwar von Freien, wird auf solche Weise durch Feste geehrt, Weiber und Kinder genießen nicht diese Berücksichtigung.

Bei dem Tode eines Familienhauptes scheeren sich die Frauen zum Zeichen der Trauer das Kopfhaar ab und schwärzen das Gesicht mit Ruß. Es erscheinen dann die Klageweiber, welche sich vor der Leiche mit Sand bestreuen und Einzeltänze aufführen, die sie mit Schreien und Heulen begleiten. Der Tote wird sodann in eine Kiste gelegt oder in Matten gewickelt und, nachdem man verschiedene Gegenstände seine Waffen, Zeug und Lebensmittel hinzugelegt in seiner Hütte begraben. Letztere wird sogleich verlassen und zerfällt.

Hochst einfach und erbärmlich ist die Lebensweise der Qualla. Außer Fischen, welche frisch gekocht oder über Feuer getrocknet werden, genießen diese Vögel kein Fleisch, zuweilen vielleicht einmal ein gefallenes Vieh oder einen Hund. Die wenigen Hausdame, welche sie ziehen werden gewöhnlich an die Küste gebracht und den Europäern

verhandelt. Neben Bissanga, welche unsern in Wasser gekocht, mit Palmöl zubereitet oder geröstet werden und das Hauptnahrungsmittel bilden, kauft man Pomé, Cassave (Iatrogila) und Kolo (*locum esculenta*). Pomé wird im Flachgebiete nur wenig gezogen, gedeiht aber ausgezeichnet in den Bergen. Mais wird nur wenig gekaut. Halbreis am Feuer geröstet, vertritt derselbe die Stelle des Brotes. Die Früchte eines häufig vorkommenden Brotbaumes werden dagegen nicht benutzt, sie haben auch einen sehr häßlichen, unangenehmen Geschmack. Wild wachsende Ananas und Zuckerrohr sind als Genussmittel sehr beliebt.

Von den Früchten der Palmen machen die Neger das Palmöl, mit welchem alle Speisen zubereitet werden, das ja außerdem der bedeutendste Ausfuhrartikel ist. Aus den Feinpalmen (*vinifer*) wird der sogenannte mimbo oder mao, der Palmwein, gewonnen zu welchem Zweck man die Bäume fällt. Die Palmwurz holen den mimbo aber auch von den Kokospalmen, da die Feinpalmen in der Nähe von 100' über dem Meere nicht mehr vorkommen.

Von Haustieren werden hauptsächlich Ziegen und Schafe gehalten. Erstere scheinen dem *Hircus reversus* von Inner-Afrika nahe zu stehen. Stammen auch wahrscheinlich von demselben ab. Die Schafe gleichen im Habitus im allgemeinen dem Fettschwanzschaf (*stenoprya*) Inner-Afrikas, haben aber keinen Fettschwanz. *Ovis longipes* kommt in der Kamerungegend gar nicht vor, dasselbe scheint auf den Niger beschränkt zu sein. Eine kleine schiffschnauzige, glatthaarige Hunde-Art wird von den Flussanwohnern meistens für die Küche gezogen. Das Hundefleisch ist sehr beliebt. Die Waluren richten diese Hunde auch zur Jagd ab. Kinder, welche man zuweilen an der Küste findet, sowie Schweine und Hühner sind erst von Europa eingeführt, ebenso die Rindvieh von Südamerika. Affen habe ich nie gesehen. Zum Haustier ist in der Kamerungegend aber auch unsere Wanderratte geworden, die, durch Schiffe eingeschleppt schon bis auf 10 Meilen in das Innere vorgedrungen und eine große Plage ist. Die Zahl der Krankheiten ist gering. Ich fand einen bösen Ausfall, der oft ganze Gliedmaßen zerstört, und sehr häufig Elefantiasis. Von den in vielen Distrikten Afrikas so bössartigen Augenkrankheiten scheinen die Kameruneger verschont zu sein. Der Guineawurm kommt auch nur selten vor. Um ihn zu entfernen, wickeln die Neger das hervortretende Ende — das Heraustreten des Wurmes findet in der Regel in der Gegend des Knies



statt — um ein Stüchgen Holz, damit es nicht nieder zurückgezogen werden kann, denn gewaltsam herausziehen kann man den Wurm nicht; derselbe würde dabei zerreissen. Nach und nach wird er nun durch Ziehen des Stüchgens mehr und mehr herausgezogen und ausgehohlet, und auf diese Weise der Wurm endlich entfernt. Hin und wieder tritt das gelbe Fieber an der Küste auf und rafft viele Menschen hin.

Als Medikamente werden Abkochungen einiger Pflanzen und äusserlich besonders Palmöl angewendet, obwohl dieses bei Wunden böse Entzündungen hervorruft. Natürlich sind sympathische Heilmittel auch vielfach gebräuchlich, und es werden als solche vorzugsweise Leopardenzähne und Krallen, Echsenkrallen, Schlangenhäuten und Antilopenhörner benutzt.

Auch bei den Kamerunern fand ich bestätigt, daß die Neger infolge der schlechten Lebensweise sehr früh altern, und daß die Zahl ihrer Lebensjahre gering ist. Ich glaube, daß 60 Jahre im allgemeinen das höchste Alter ist, welches ein Neger erreicht: ein Zeichen, daß die Kultur nicht das menschliche Leben verkürzt, sondern es verlängert.

Als Ergänzung zu der vorstehenden Schilderung der Kameruneger von Reichenow, an welcher seit der deutschen Besitznahme des Landes kaum etwas zu ändern ist, geben wir eine Mittheilung des Forschuuzersenden Reinhold Bachholz.

Besonders charakteristisch für die Dualla ist die förmliche But, mit der sie Handel treiben, während ihre Industrie sich auf wenige Sachen, wie Eisenbeintrüge, Ebenholzkle, Messer- und Schwertscheiden beschränkt; alles übrige was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. Infolge dessen will jeder, von Jüngling bis herab zum Halbjahren, nur Handel treiben, nicht produzieren oder gar Feldarbeit verrichten. Nur das Nützlichste an Nahrung und Bananen laßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles übrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Neger besitzt, wird sein Reichtum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 700 bis 1000 Mark, oft aber wenn die Väter angesehenen Leute sind, viel mehr. Daher müssen an die Dualla oft lange hienem, ehe sie heiraten können; nachher aber disponieren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Lastthiere und können sie weiter verschenken,

verleihen oder verkaufen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück, selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Die gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch rechtloser sind die Sklaven daran, welche gekauft oder Stiefkinder etwa zu zwanzig Mark oder auf Kragensätzen gekauft werden. Dieselben, welche nebst ihren etwas besser gestellten Nachkommen an Zahl die freien Neger bei weitem übertreffen, wohnen in besonderen großen Dörfern und werden gerade nicht immer schlecht behandelt, sondern aber stets in Gefahr, beim Ableben eines Häuptlings an einen andern Stamm veräußert, dort als Totenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Vampirtughe, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Überfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Kehle abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven werden von den freien Negern „Nigger“ genannt, ein Ausdruck, welcher, auf einen Freien angewendet, als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven, denn obgleich auch sie als unrein angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Beratungen des Stammes keine Stimme.

## VI.

### Ein Bild westafrikanischer Justizpflege.\*)

Das Bild westafrikanischer Justizpflege, welches ich in folgendem entwerfen will, spielte sich unmittelbar bei der von mir geleiteten Betsch-Faktorei am 30. August 1882 ab. Ich muß dazu noch voranschicken, daß ich in Handelsverbindung mit drei ganz verschieden sprechenden und aussehenden Volksstämmen getreten war: die Affakumocomi, am Fluße Comu-Rhembe selbst wohnend, die Aschirra, weit aus dem Innern kommend, und die Bakete, welche am oberen Zuflusse des Comu-Rhembe angesiedelt waren. In einem Forder regierte nun zu allgemeiner Zufriedenheit der in schon etwas vorgerücktem Alter stehende König Zuba. Als dieser sich eines Tages in etwas rast angeheitertem Zustande zu einem Jagdzuge auf Gorillas bereit machte, sprach zu ihm ein Freund, der über einen

\* Aus: Tagebuchaufzeichnungen in Westafrika von R. L. Leiter einer Westafrikanischen Faktorei. Z. A. 1886. 3. J. 1886. S. 721.

seiner eigenen Sklaven sehr ängstlich war: „Wenn du meinen Sklaven im Buschwald zufällig triffst, so schicke ihn wieder.“ Zuba traf den Sklaven und führte den ihm gewordenen Auftrag aus. Aber nicht genug damit, er zerschneid den Krieger in kleine Stücke und warf sie im Walde umher. Nach einiger Zeit vernahm der König der Könige, Ngula Wanje, gleichzeitig aber oberster Gerichtsherr über alle am Flusse wohnenden Völker, den Vorfall und schickte sich mit allen seinen Familienangehörigen und Sklaven ein, um sich nahe bei meiner Faktorei eine Art Feldlager einzurichten: da in ganz W-Kafrila die Blutrache herrscht, so hatte Zuba selbstverständlich das Leben verwirkt. König Ngula Wanje betraf die Einwohner sämtlicher umliegenden Dörfer zum Palatier und ließ auch den ruhig im Dorfe verweilenden Zuba rufen. Nach der Sitte der Bakelle hat ein Abwender ungefähr einen Monat Zeit, sich freiwillig zu stellen, bevor schreitet er dann diesen Zeitraum, so wird ganz lauter Prozeß gemacht, er wird festgenommen und verurteilt. Jeden Tag läßt nun Ngula Wanje den König Zuba rufen, letzterer vertröstet des Königs Abgesandte mit: *mona ma bia* (morgen komme ich). Eines Nachmittags, kommt er auch mit seiner Familie, ruhig seine aus einem Bambusstiele bestehende Pfeife rauchend. Es wird von sämtlichen Regern ein loser Kreis gebildet, wobei viele am Boden liegen oder sitzen. Zuba wird hingengeführt und die Verhandlung beginnt; es wird viel gesprochen und noch mehr gemunkelt. Sechs Uhr abends, bei Dunkelheit begiebt man sich, ohne Bewachung des Lehmannen, nach Einnahme der Abendmahlzeit zur Ruhe, um am frühen Morgen mit Sonnenaufgang die Verhandlung wieder aufzunehmen. Da, am dritten Tage des Palatiers, sitzen wieder König Ngula Wanje und drei mander mächtige Könige, mit hellroten Zipfelmützen auf den Köpfen, in der Mitte des aus etwa 40 Personen beiderlei Geschlechts bestehenden Kreises. Der Oberste geht mit ausgestreckten Armen auf Zuba zu und spricht: „*Aa eib bia adio*“ (Du König wirst sterben). Zubas Frage, ob er nicht noch etwas erben könne, wird durch seine Nebenverfänger rückwärts in den weißen Klauensand beantwortet. Ein etwa 25 cm dickes und 4 m langer Prügel wird ihm hinter den Hals gelegt, und auf beiden Seiten treten des Königs Sklaven so lange auf das Stämmchen, bis der Tod durch Erstickung eingetreten ist. Sodann wird mit einer Art der Haut abgehauen, derselbe auf einen zugespitzten Pfahl gesteckt, samt Kleid und dem verhängnisvollen Messer. Die Stelle, wo der Pfahl als



Aber auch von manchen guten Eigenschaften der Neger in jenem Teile Westafrikas kann ich berichten. Der Europäer, kurzweg „tanga-gali“ genannt, ist bei ihnen im allgemeinen geehrt und geachtet, so lange er nicht durch Täuschungen oder durch Rohheit das Vertrauen der W.iben verfehrt. Kommt ein Weiher in ein Negerdorf, so ist er Gast des Königs und genießt seinen Schutz. Es wird ihm dessen Haus oder ein daran stoßendes zur Verfügung gestellt, ein Bett, Feuerholz, Proviant sowohl für sich als die stets mit dem Europäer kommenden Ruderer und Bedienung. Eine Unsitte ist es allerdings, daß der König, wenn er auch für sich selbst nur etwas Rum, einige Pfeifen nebst Tabak fordert, die gewöhnlich große Schar seiner Uhegemahlinnen schickt und zwar jede mit einem anderen Wunsch. „Kerke pange mia alogu, tschawo, onamba, epela, osewe, selinde.“ (K. gib mir Rum, Seife, Kleider, Zeller Lödel, Töpfe.) Am besten ist es, man giebt ihnen ein paar Pfeifen, etwas Tabak und einige Flaschen Rum und macht sich mit seinen Kanoes auf und davon. Lang wird vom Ufer noch nachgeschrien, aber das schnell unter dem Gesange seiner Ruderer die Wigen durchschneidende Kanoe ist bald das Dorf hinter sich. Der Neger ist der Meinung, daß der Weiße nordwestlich von ihm wohne. Der Engländer heißt bei ihnen „enges“, der Franzose „frala“, der Portugiese „oputa“, der Deutsche „compini“. Als Sprachprobe will ich den Anfang eines der Lieder geben, welches ich von meinen ungefähr 60 Bootsleuten auf oft vier Wochen langen Flößfahrten häufig zu hören bekam: „Olome helle banda oantbo, oantbo pa helle, nega negissa ewero niango kia. Adowa asawani, enowa kia cantho doata ogoro npol.“ — (Ein Mann wollte eine Frau heiraten, die Frau wollte nicht, da kam plötzlich ein ganz kleiner Fisch [Unglück]. Sie blieben bei einander, darauf ging der Mann und die Frau davon.)

Oft kamen mir Entwendungen aus meinen Privatassisen vor, nur konnte ich nie einen eigentlichen Diebstahl zum Zweck des Verwertens der entwendeten Gegenstände konstatieren, denn wenn ein Negerknabe Photographen, Rot- oder Manufakte, Nagelweider, Papier, ein leeres Notizbuch entwendet, kann man dies nur als eine Art Nachlässigkeit ansehen. Diebstahl bei den Eingeborenen kann, wenn das Individuum auf der That ertappt wird, seitens des Negers oder Weihen mit sofortigem Niederhießen des Betreffenden bestraft werden. Aber wie ich aus vieler Neger Mund erfuhr, ist diese Strafe mehr dafür, daß der Dieb so ungezogen war, sich ertwis-



zu lassen, als nur des Vergehens halber. Während sonst jeder Mord, wie oben erwähnt durch Blut gestillt wird, folgt auf die Tötung eines auf frischer That erwischten Diebes keine Strafe seitens der Eingeborenen, höchstens Zahlung einer Entschädigungssumme an die Anverwandten.

## VII.

### Der Geheimbund des Egboc Ordens unter den Negeren in Ost-Malabar.<sup>\*)</sup>

Wie die Ausübung aller staatlichen Bande im Mittelalter das Wehrgewicht auf der roten Erde Westafrika hervorrief, so entstanden überall in Afrika, wenn keine Centralisation der Staatsgewalt durch fremde Eroberer angebahnt wurde, jene religiös-politischen Wehverbände, die durch den Schrecken einer geheimen Verbindung über die Vollziehung der Gesetze wachten. Als solcher herrscht der Egboc-Orden. Gegenwärtig ist derselbe schon wieder in der Auflösung begriffen (schembar), da er vor einigen Jahren durch seine despotischen Eingriffe einen Sklavenaufruch hervorrief, aus dem der Geheimbund der „Mutumamer“ entsprang, hat sich indes in letzter Zeit durch Hervortreibung eines jungen Stammes in den „Inkas“ zu reformieren gesucht.

Der Egboc-Orden oder Efil (Tiger) ist in elf Grade abgetheilt, von denen die drei obersten, Njampa, Obpoko oder der Messinggrad und Kulando, für Sklaven nicht käuflich sind; andere Grade bilden der Abango, Makara, Vambin boko u. s. w. Der gewöhnliche Weg ist, daß Eingeweihte sich in die höheren Stufen nacheinander einkaufien, das dadurch erlöste Geld wird unter die Njampa oder Njampai verteilt, die den innern Bund bilden; dem König selbst kommt die Präsidenschaft zu unter dem Titel Nyamba. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egbortag, an welchem ihr Vornam oder ihre gespenstische Repräsentation eine absolute Herrschaft ausübt, wie sie die Römer dem Diktator in Zeiten übertrugen, und auch Glieder anderer Stufen des Eglor-Ordens, wenn sie ihnen begegnen sollten, mit seinen Strafen nicht verschont. Das Land findet sich gleichsam in einem permanenten Belagerungszustande, der durch die

<sup>\*)</sup> Nach Adolf Bastian. Geogr. u. ethnologische Bilder. Jena, 1871. S. 132.

Ueberzahl der Sklaven und Frauen nöthig wird, indem die traditionellen Gebräuche des alten Volkstums durch die regelmäßig einander folgenden Egboetage und der damit verbundenen Proklamierung des Kriegsgesetzes beständig außer Kraft gesetzt und suspendiert werden.

Sobald ein Egboetage verkündet ist, fliehen Sklaven, Weiber und Kinder nach allen Richtungen da der Idem, mit seiner schweren Peitsche bewaffnet, umgeht und durchaus nicht Skrupulös in ihrer Anwendung ist. Eine gelbe Flagge auf dem Haus des Königs verkündet den Tag der Bruch-Egboe oder des Messinggrades, wo selbst von den Freien sich nur sehr wenige außer dem Hause zeigen dürfen. So oft bei dem Egboe-Orden eine Klage anhängig gemacht ist und der Missethäter bestraft werden soll, wird durch geheime Zeremonien der im fernem Buschlande wohnende Idem citirt, der dann mit einer phantastischen Kleidung aus Matten und Zweigen von Kopf bis zu den Rücken bedeckt und mit einem schwarzen Visir vor dem Gesicht erscheint. In Kamerun werden die Glieder des Ordens selbst durch eine in einen künstlichen Knoten gefülltes Kanuwerk vereinigt, so daß sie sich als eine zusammenhängende Masse bewegen. Ein jeder, Mann, Frau oder Kind, hat das Recht, die Waise des Egboe gegen seinen Herrn oder seinen Nachbarn anzuklagen und dazu bedarf es nur, daß er ein Mitglied des Ordens auf der Brust berührt oder an die große Egboetrommel schlägt. Der Beanspruchte muß alsogleich einen Konvent zusammenberufen wo die Klage untersucht und, wenn gerecht, befriedigt wird. Erweist sie sich dagegen als unbegründet, so wird der Kläger bestraft; hat das Gericht ein Verdammungsurtheil gefällt, so muß der Idem, mit seiner schweren Peitsche in der Hand und von einem lärmenden Gefolge von Egboe-brüdern umgeben, direkt nach dem Hause des Verurtheilten aus dem sich niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zusammengewürfen ist, so daß alle Umwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. Während dieser Zeit, sowie überhaupt während der ganzen Dauer einer Egboesitzung, würde es für jeden nicht dabei Beteiligten der Tod sein, wenn er sich auf der Strafe blicken ließe, und erst wenn die Egboetrommel den Schluß des Gerichtes verkündet, können die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens wieder begonnen werden. Mitglieder des Ordens sollen wenn verurtheilt, das Recht haben im Ruch zu sterben. Letztere, die auf Reisen zu gehen gezwungen sind, stellen meistens ihr Eigentum unter

den Schutz des Messing-Egboe, und ein gelbes Sikil Zeug, das über der Thür angebracht ist, genügt, das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen, der in den Messinggrad Eingeweihte wird am ganzen Körper mit einem gelben Pulver eingerieben. Am Kamerun ist ein Bündel grüner Blätter, der an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen daß das Eigentum unter dem Schutz des Egboe steht.

Seine Entstehung soll der Orden der freien Egboes auf den Reisen genommen haben, die auf einem großen Liniarkte des Innern (halbwegs zwischen dem Kalabar und dem Kamerun) abgehalten wurden. Da dort der Handel zur Aufrechterhaltung des Friedens eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, so bildete sich dieses Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zu gegenseitiger Wahrung ihrer Interessen, und gewann später eine politische Bedeutung, indem es die ganze Polize des Kalabar und Kamerun in seinen Bereich zog. Die Könige suchten sich stets die Großmächte in diesem Orden zu sichern, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt.

Europäische Kapitäle haben es mehrfach vorteilhaft gefunden, sich in die niederen Grade einweihen zu lassen, um ihre Schulden leichter eintreiben zu können. Ein Mitglied des Egboe hat das Recht, den Sklaven seines Schuldners, wo immer er ihn finde, als sein Eigentum zu beanspruchen, indem er eine gelbe Schleife an das Kleid oder auch desselben befestigt. Der Charakter eines Egboe wird selbst im Innern noch geachtet und gefürchtet, und giebt eine Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelspekulationen in Afrika durchaus notwendig ist. Als Vorbereitung für ihre Aufnahme unter die freien Egboes werden am Kamerun die aufwachsenden Knaben für längere Zeit zu den Makoto, einem Buschvolk des Innern, geschickt. Um einen Besuch, vorzüglich einen europäischen, besonders zu ehren, pflegt man am Kamerun die Egboes herbeizuführen, deren Abblitz dem Volke sonst nur selten gestattet wird.

Prof. Dr. Adolf Bastian

Geogr u. ethnol. Anst. Bonn 1872.

# VIII.

## Klima und Gesundheitsverhältnisse der Kolonie Kamerun

### 1. Die Vorzüge.

In klimatologischer Hinsicht sind die Verhältnisse des Kamerungebietes ziemlich günstig. Es ist weder sehr heiß noch sehr ungesund. Ueberhaupt gehört die Westküste Afrikas, ihre nördlicheren Theile ausgenommen, zu den vergleichsweise kühlen Tropengebieten, und es scheint für dieselben ein Gesetz zu sein, daß die höchsten Temperaturen von Nord nach Süd abnehmen, mit mancherlei Unstetigkeiten zwar, aber völlig unbestimmt um den Äquator. In St. Louis am Senegal unter 16 Grad nördlicher Breite sind 40 Centigrade keine Seltenheit, in Poando unter 8 Gr. südlicher Breite ist innerhalb dreier Jahre, aus deren exakte Aufzeichnungen vorliegen, kein höherer Thermometerstand beobachtet worden, als 35 Centigrade oder 2° Gr. R., was auch zu Hause in Deutschland fast jeden Sommer an einem oder zwei Tagen vorkommt. Nicht viel anders dürfte auch in Kamerun die Temperaturbewegung sich herausstellen, und wahrscheinlich ist es hier weniger heiß als an der Kongomündung. Dazu kommt noch als lokaler Vorzug der eigentlichen Kamerunortschaft die täglich in den Vormittagsstunden mit großer Plöthlichkeit auftretende Seebrise aus Südwest, die so wild und ungestill zu Fenstern und Thüren herinweht, daß die Gardinen sich gleich Klappen aufbaumen und alle nicht mit der peinlichsten Sorgfalt beschwerten Papiere auf- und hinunterfliegen. In der ersten Nachthälfte schlüft die Seebrise ein und wird dann von einem viel schwächeren, oft kaum bemerkbaren Landwinde aus Nord abgelöst, der bis etwa 11 Uhr morgens anhält. Ab und zu, namentlich des Morgens nach regnerischen Nächten, kann man sogar ordentlich frieren. Das Regenwasser hat gewöhnlich 23 Centigrad und wirkt dann, getrunken, als köstliche Erfrischung. Allerdings lernt man auch hier die Sonne haben, wenn sie einmal ordentlich durchbricht, und bald wird man eine gleichförmige grüne Bevölkerung des Himmels, wie sie zum Glück bisher Regel war, als das angenehmste Wetter schätzen.

Nach viel weniger als hier in dem eigentlichen Kamerun hat man in den herrlichen Waldregionen der Nachbarschaft, welche uns nicht bloß im Norden, gegen den Berg zu, sondern ziemlich allseitig

zu umgehen scheinen, von Hitze zu leiden. Dort kann man unter Schatten tiefer Bäume zu jeglicher Tagesstunde spazieren gehen ohne selbst von der brennendsten Sonne Unangenehmes zu empfinden.

Man kann Kamerun als einen klimatischen Kurort erster Ranges betrachten. Allerdings fehlt es unter den Europäern nicht an Zuckerkranfällen, die der allgemeinen tropischen Plage, ja es kommen ja auch sogar perniciöse, mit Tod endende Fälle vor. Im großen Ganzen aber scheint sich das Miasma nicht öfter und nicht heftiger geltend zu machen, als an hundert anderen tropischen Küstenstrichen der Erde, obgleich die hygienischen Verhältnisse, unter denen man hier zu leben gezwungen ist, viel zu wünschen übrig lassen.

Um übrigens auf den trübseligen Begriff „Kurort“ zurückzukommen, so liegt offenbar eine Verwechslung vor mit dem seit vielen Jahren geplanten und vielfach erwähnten Sanatorium, das die europäischen Missionare von Victoria oben auf dem Kamerunberge in einer mittleren Höhe errichten sollten oder wenn man will, errichtet haben. Es ergibt sich nämlich unter diesem Namen dort oben bei Mans Spring eine kleine Hölzchentie, die gegenwärtig von zwei eifriger forschenden schwedischen Naturforschern bewohnt und erhalten wird, was indes nicht verhindert, daß die beiden Herren auch oft genug am Fieber leiden.

Gewiß lassen sich an den schönen Kamerunberg, dessen Spitze erst neulich, am 15. September, in weitem Umfange mit Schnee bedeckt war, so daß wir durch das Feturube einen Ausblick aus den Hochalpen genießen konnten, die schönsten Hoffnungen sanitärer Art knüpfen (s. oben S. 318). Aber bis auf jenen unwirthlichen Hängen wirklich ein richtiges Sanatorium, d. h. doch mindestens ein komfortables Hotel, zu Stande kommt, darüber möchte noch manches Jahr vergehen, und außerdem ist zu bedenken, daß das Fieber, wenn es sich einmal festgesetzt hat, auch im besten Sanatorium nicht sofort weicht, daß sogar das Sanatorium selber ein Fieberherd werden kann, falls es dem höllischen Bacillus wieder einmal behagt, menschlicher Voraussicht zu spotten, und daß man fieberfieber Europäer nicht ohne weiteres einem schroffen Klimawechsel aussetzen darf.

Viel mehr in dieser Beziehung scheinen mir die sanfteren Hänge von Bumbia, da wo sie der Seebrise ausgesetzt sind, zu versprechen.

Wir befinden uns gegenwärtig, 15. Oktober, am Ende der Regenzeit und im Beginn der Gewitter und sogenannten Tornados.



Die Regen während der eigentlichen Regenmonate Juli, August treten nämlich immer ohne Donner und Hagel auf, ganz im Gegen-  
satz zum Elfen. Nur in den Übergangsmonaten Mai, Juni, Sep-  
tember, Oktober kommt der Regen zuweilen mit Gewitter, und im  
März, April, November, Dezember steigern sich diese ab und zu bis  
zu den sogenannten Tornados, heftiger Gewitter mit Sturmwind,  
aus der Ditharbe des Horizontes zu verstehen sind. Die gewöhn-  
lichen Regen kommen dagegen aus Südwest. Die reine Trockenheit  
mit dichten Nebeln ist im März und Februar, entspricht also auch  
hier dem Winter der gemäßigten. Die jährlich niedergefallenen  
Regenmengen scheinen rechtlich zu sein. So fielen im August 575, 1  
Millimeter, davon am 27. nicht weniger als 12 $\frac{1}{2}$  Millimeter.

(Allgem. Zeitung vom Jan. 1884.)

## 2. Die wirklichen Gefahren.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß von anderer Seite  
Klima und Gesundheitsverhältnisse Kameruns nicht so günstig dar-  
gestellt werden. Die Warnungen Boermanns vor Auswanderung  
nach Kamerun beruhen auf der, auch von den meisten Forscher  
getheilten Überzeugung, daß hier Alderba-Kolonieen für deutsche Aus-  
wanderer ganz unmöglich seien und man sich auf Plantagenwirtschaft  
und Faktoreien beschränken müsse. „In der Bodenfruchtbarkeit“,  
sagt Dr. Reichenau<sup>1)</sup>, „wie in den Witterungsverhältnissen sind  
die hier denkbar günstigsten Vorbedingungen für eine wenig Mühe  
erfordernde und die reichsten Erträge versprechende Landwirthschaft  
gegeben, aber der Europäer kann hier keine Bodenarbeit vornehmen,  
sich nicht körperlichen Anstrengungen unterziehen; Malariafieber,  
Dysenterie und Leberkrankheiten raffen ihn weg. Wenn sich nun  
auch in neuerer Zeit durch richtigere Behandlung des Fiebers,  
mancherlei Erfahrungen hinsichtlich der Leberwunde und eine gesün-  
dere, dem Europäer zusagendere Ernährung wie sie die Konserven  
gestatten, diese Verhältnisse etwas günstiger gestaltet haben, so ist  
doch immer die Sterblichkeit unter den in Kamerun weilenden Kauf-  
leuten eine erschreckende.“ Letzteres jedenfalls unter demjenigen,  
welche länger als 2 Jahre dort verweilen. Die große Sterblichkeit  
der Eingeb. (mehr als 40 Proz.) kann hier nicht absolet maßgebend  
sein, da sie, wie in Indien und Aethiopien, ihre Lebensgewohnheiten

<sup>1)</sup> Die deutsche Kolonie Kamerun. Mit eigener Aufklärung gebildet.  
Heft 1. 1884.

nicht dornen und unter dem Mantel offen — und tranken meistens lachend unter den kalten Nebeln Englands eine Zeitlang ungetrübter gelassen kann. Doch ist, hiervon abgesehen das Klima noch glücklich genug, um die Engländer zu veranlassen, die Mannschaften hier in der Bannebucht stationierten Schiffe jährlich ablösen zu lassen (S. Rastion, Geogr. u. ethnogr. Abder. S. 142. — Europäisch. Kolonien in Afrika. S. 23 u. 32) — Man hat seit 1813 mehrmals Fahrten mit Dampfschiffen auf dem Niger unternommen, anfangs mit großen Verlusten (1812 von 100 Mann 235), später bei der Expedition der Flejade 1854 hat man mit Erfolg Vorstichsmagerelei angewandt; nicht zu langes Verweilen an demselben Orte Vermeidung der miasmatischen Ausdünstungen durch Aufsuchung der gesünderen Standpunkte, prophylaktischer Gebrauch von Arzneymitteln strenge Beobachtung aller sonstigen hygienischen Vorsichtsmaßregeln. Da auf Kriegsschiffen und bei wissenschaftlichen Expeditionen die Mannschaften streng hierzu angehalten werden können so erleiden diese auch viel weniger Verluste, als die Palmölische B.

## Fernando Po.

Der Clarence-Pf. dem Kamerun gegen über. — Die kleinste Stadt St. Paul.  
Tropische Zonenzeiten. Die Bevölkerung.

Über den Waldgürtel, der den Fuß der Insel umschließt, der nachschweifend, was der Wald, höher an den Bergstrahlen, die alle dem Clarence-Pf. zulaufen, einen so großartigen Palmenreichtum wie ich ihn später nie wieder in solcher Fülle gesehen habe. Binsel neben Binsel, ein Niederblatt neben dem andern, von fern sah ich Tausende und Abertausende prächtig grüner Hedersterne, die sich dem Licht durchschieben und nur selten von alten, weißtrocknen Baumriesen überragt wurden.

Die dichten Eupatoriumwälder, die die Insel in einem der reichsten Plätze Westafrikas machen, umgieren den Nierenleib des Pf. im ersten Drittel seiner Höhe, die dann roter Linien bis zum Gipfel mit dichter Panthealvegetation befaßt ist. Rio Fernu hoch bildet er mit dem auf dem Festlande gegenüber lagernden, noch gegenwärtig thätigen Kamerunvulkan von 1020 m Höhe ein mächtiges Thor, das an die Säulen des Hercules erinnert.

Um 1½ Uhr dampften wir auf der Rebe von St. Nabel (Clarence-Grove) zu: schon von weitem sah ich die Häuser der Stadt als weiße Pünktchen aus den dunkeln Wäldern von Palmen und Wollbäumen (Eriodendron, Silk-cotton-tree) und mir fiel die besonders nach Westen zu buchtenreiche Uferbildung der Insel auf. Bald arbeitete die Maschine half speed, bald all wty, endlich klingelte der Telegraph im Raume: stop! und der schwere Anker rasselte an der Kielenkette in die klare Tiefe. Nun konnte ich mit Ruhe das klätschen Erde betrachten, das mir für einige Tage zum Aufenthalt dienen sollte, und brauchte nicht mehr das fortwährende Verdrüßniss des Pulvers, wie es während der Fahrt ist, zu fürchten.

Die Nacht, die sehr tief ist und selbst Schiffen von größerem Tiefgange d. h. bis ans Ufer zu fahren erlaubt, dehnt sich in einem nach Norden offenen Halbkreis aus. Sie mahnt mit ihren schroffen Steilhängen, die, mit Bomben und Lavascheren gespickt, meist zu Tage liegen und nur selten in einem Riß von spärlichen Gräsern oder Bananenblättern geziert sind, an einen Kraterrand und in der That bilden einige höchst pittoreske, am Gipfel bewaldete und mit überhängenden Pflanzenguirlanden reizend geschmückte Kesselinseln die Fortsetzung des Westendes des Halbrundes. Der größere dieser Kesselböden, der früher Abelsbe (nach Williams IV. Gerahin.) genannt wurde, jetzt aber Nabelinsel heißt, zeichnet sich durch die sonderbarsten Thore und Thürmchen, die das ewig wolkentreffende Meer herangewaschen hat, aus, und zeigt auf der siennafarbenen Grundfarbe der in Winkeln von 45 Grad nord-süd fallenden Schichtung die wunderlichsten Zeichnungen von hellgrünen Etenflechten. Das Ostende des Halbrundes, das im Durchmesser ziemlich ein Kilometer spannt, bildet der höhere Williams-point, jetzt Nabelspitzen. Er trägt ein sehr niedriges und trübes, deshalb kaum nützliche Leuchttower und ist mit einigen Gekühen ausgestattet, die wohl niemandem mehr schaden können. Merkwürdig heißt der Williams-point, weil auf ihm ein Denkmal für die auf der Wallischen Expedition Verstorbenen, also auch für unsern Ferdinand, den Botaniker Theodor Vogel, errichtet steht.

Nach Westen blickend, sieht man der Küste nach in eine Menge Buchten, die von weit ins Meer laufenden Berastallen des Fels gebildet werden und den Abwärtsfluß unserer Schmelzwasser in einen großartig rollenden viele Minuten andauernden Sturz wiedergaben.

In der nächsten Nacht lag das Ufer eines getrandeten spanischen Kriegsschiffs — Die Stadt St. Isabel die sich mehr in die östliche Seite des Halbkreises schiebt, befaßt aus äußerst freundlich blickenden Häusern, theils mit anheimelnden, roten Ziegeln, theils mit der tropischen Palmenwedeldecke gedeckt. Die stattlichsten und schon vom Meere auffallendsten sind die Kirche mit schmucklosem, vieredigen Turm, das mit blauer Ornamentik geschmückte weiße Haus des Gouverneurs, welches, dem Hafen drei Meilen entfernt, von einer besonders breiten Veranda umgeben wird; daneben das kleine, kleine Häuschen des Halenmeisters neben der Kirche ein stattliches Gebäude, das die wegen englische Baggie als das Besitzthum des Agenten der Dampferlinie kennzeichnet. Ein anderes Haus, ein weiches Schnitzwerk an Sandstein, liegt ganz isoliert und von Acacia-Bäumen und Kokospalmen umschlossen, am Westende der Nacht während weiter hinaus an der Fährwand, an deren Spitze die Stadt liegt, noch zwei perspectivisch kleine Häuschen aus dem Walde zu sehen. Wie ich später hörte werden sie von zwei dort oben hausenden Pflanzern bewohnt.

Zu beiden Seiten des künstlichen Aufstiegs, der von dem schmalen Uferstrand aus rundgepflügten Kavanischen und Ries an dem steilen Felsung in sanfter Wadung empor zur Stadt führt, standen Magazine und Warenlageräume der in St. Isabel ankommenden Kaufleute. Im Laden derselben, zwischen ihnen und der Felswand, sammelte sich im Laufe der Zeit genug Nahrungsmittel für die herlichen Vögel, deren Blätter je näher dem Meere, desto bläuliche Färbung anzunehmen scheinen für die vermehrten Mais- und Zuckerrüben, die von üppigem Gewirr verschiedener Passifloren und Cucurbitaceen durchflochten waren.

Kann hatte ich Zeit dieses reizende Bild flüchtig zu durchmustern, als ich von einem englischen Kaufmann, dem Agenten der Dampfergesellschaft mit der in jenen europäerarmen Gegenden so außerordentlich liebenswürdig ansgelassenen Gastsfreundschaft aufgefordert wurde, sein ansehnliches Haus neben der Kirche für die unbestimmte Zeit meiner Anwesenheit auf Fernando Bo als das meine zu betrachten. Das Anerbieten war mir natürlich äußerst willkommen, da „Hotels“ dort selbstverständlich nicht zu finden sind, und ich in St. Isabel auf den nächsten, von England kommenden Dampfer, der mich weiter nach Süden, zur deutschen Expedition, bringen sollte, warten mußte.

Ein Spaziergang mit meinem Wirt der schon seit dreizehn Jahren in Westafrika lebte und gewissermaßen mir aus Knochen und Sehnen bestehend, trotz der noch jetzt fast regelmäßig monatlich eintretenden Fieberanfälle, den klimat. sehen Einflüssen zähen Widerstand leistete, führte mich durch die ganze Stadt — wenn diese Bezeichnung auf einen Ort mit etwa vierzehn oder sechzehn größeren Häusern, zwischen welchen zahlreiche kleine Häuschen eingestreut sind, anwendbar ist. Die Straßen sind mit wurzelbehangenen *Ficus*-bäumen oder niedrigen *Erythraen* eingefaßt; häufig auch wuch ein am Wege stehender Baum dem Jahre der Zeit, und seine Stülpsoffen, gewöhnlich *Spondias*-Pfähle (Sp. *Jataa*) hatten Wurzeln geschlagen, Zweige mit Blättern und Blüten getrieben und bildeten nun stellenweise hübsche, schattenspendende Alleen. Nur in ihren ersten Anfängen von der plaza d'España aus gerade laufend, verzweigten sich die Straßen bald nach dem Gefallen der Regier, die die kleinen, als Baumstämmen und größeren (*Cannaceen*- und *Jugiberaceen*) Blättern gebanten Häuschen im Vornalbe zerstreut bewohnen. Neben den schon erwähnten Kokospalmen, Bananen- und Brotfruchtbäumen, spenden auch mächtige Eibäume, Mango-, Drangen-, Guaven-, Limonenbäume, El- und Fächerpalmen den niedrigeren Maniok-, Mais- und Batatenfeldern, die neben den Regierhütten in kleinen Pflanzungen angelegt sind, Schatten. Überall verwildert und gelegt stehen mächtige Annonaceen umher; die flächliche *Euphorbia* die von Hause aus nur zu Einzelpflanzen angepflanzt wurde hat sich überall festgesetzt und hindert den nach einem flüchtigen Schmetterling Jagenden in oft für Kleider und Haut sehr empfindlicher Weise; Uferhaupt sind der Dornen, Stacheln gar viele, und oft, wenn ich die Hand nach einer sammetbraunen, glänzenden Bohnenfrucht ausstreckte, zog ich sie, mit hunderten glasharter, feiner Brennharthen besetzt und glühend wieder zurück.

Die Stadt, die mit der Insel zugleich als Deportationsort dient zeugt im ganzen von früherem Neuereifer bei ihrer Anlage und von jetztiger großer Vernachlässigung, wie ich sie auch in allen Anstalten Portugals an der Westküste Afrikas fand. Die statlichen Gebäude der Spanier werden nicht erhalten, sondern mangelhaft ausgemauert, und im Walde, schon von schönen Bäumen überwuchert, sind die Fundamentmauern von Lazareth, Kasernen, sowie in den weichen Boden tief eingesunkene Kanonenrohre. Die Cacao- und Kaffeepflanzungen der Regierung, die ich im Umfange der



nächsten Tage flüchtig beobachtet, waren halb verwildert, das Ulfkraut stand früher, als die mehr oder weniger angepflanzten Fruchtobäume: und die Aranas, die zur Mischung zwischen die Baummischen gepflanzt waren, hatten sich des größten Theils des Bodens bemächtigt, nur die hohen Mangostanbäume (*Mangifera indica*), die Krone der Tropen, welche größere Feldbäume umgibt, ließen sich vorläufig noch nicht durch das kleinere Pflanzengedächtnis da unten stören und zeigten prächtige, kugelförmige Kronen, deren Blätter die Länge des Eleantherblattes mit der Breite und Farbe des eben Vorberblattes verbinden. Noch hingen hier und da an den Zweigen die an die unserer herrlichen, beerenlosen Weintrauben erinnernden Ueberreife verfaulte oder überreife, braungoldiger Früchte.

Die Bewohner der Stadt: Spanier, Engländer und Negre unterscheiden sich in vieler Hinsicht von einander. Schon in sich natürlich der speculative, fleißige und nüchterne Sohn Arabiens, der auf der Insel die besten Geschäfte, hauptsächlich in Palmöl, macht, ihm fühle ich mich versucht, den Negre anzurufen, d. h. den Negre in der Stadt, der an Mäßigkeit, Ausdauer und Fleiß über den gewöhnlichen Spanier der Insel sieht. Die Stadtbewohner sind Kolonisten aus Sierra Leona und Annam, die, verhältnismäßig wohlhabend und bedürfnislos, sich als Pflanzer, Handwerker, Händler, Fischer und dergl. ernähren. Viele von ihnen, die in den Missionen die Künste des Schreibens und Lesens erlernten, sind Handlungsdiener oder Aufseher bei den spanischen und englischen Kaufleuten und Plantagenbesitzern, erlernen die Sprache der Kolonialbewohner von Fernando Po und vermitteln den Geschäftsverkehr zwischen diesen und ihren Herren. Die Spanier stehen nur durch ihre krankhaft graugelbe Gesichtsfarbe, die matten, ausdruckslosen Züge und die schlaffe, kraftlose Haltung des Körpers auf. Zusammengekauert huscht solch ein ertörmliches Menschengestalt, wenn es sich überhaupt einmal auf die sonnige Straße wagt, im Schutze eines Sonnenschirms dahin und wirft sich dann, im stilleren Hause angekommen, erschöpft und fast aufgelöst durch diese außerordentliche Anstrengung auf das vielleumpte Lager. Die Hauptbeschäftigung dieser verkommenen, unwürdigen Söhne einer kraftvollen Nation, die einst eine neue Welt vor sich zittern machte, in Fernando Po ist Schlafen, Essen, Trinken und Kartenspiel, oder die Nächte hindurch das Billard, das auch dorthin seinen Weg in früheren, besseren Zeiten gefunden hat. — Achtungswerter, weil ernst und redlich an der

Erfüllung ihrer großen Aufgabe arbeitend, sind die spanischen Missionare von der Gesellschaft Jesu, die mehr im Innern der Insel hauptsächlich in Banebari und an anderen kleineren Orten ihr mühevolleres, opferreiches und an Erfolgen armes Leben unverdrossen verbringen. Ihre Bemühungen, die Abiyas - nach Bastians „Dorfbewohner“ - zur Annahme des Christenthums und europäischer Gesittung zu bewegen, sind mit verhältnismäßig geringen kaum in einigen nichterfolgenden Ankerlichkeiten bestehenden Erfolgen belohnt.

Die Abiyas, bekannter unter dem Namen „Babis“, der ihnen von den Europäern gegeben ist, weil sie jeden mit „Babi“, d. h. Fremde, anreden, kamen erst nach der Entdeckung des damals, nie alle atlantischen Inseln, unbewohnten Eilands durch den Portugiesen Fernao do Po, aus dem Gabunlande von den aus dem Innern herandrängenden Mpongwes verjagt, auf die Insel hither. Sie sind nur in den Wäldern anässig und in St. Nabel wohnen keine Abiyas, denn trotz einer ungewöhnlichen Constanz in ihrem Charakter scheuen sie sich von den Europäern und deren Lebensgewohnheiten nicht angezogen. Freier und höchstens nur von Missionaren aufgesucht, leben sie in kleinen Dörfern, die sich dem an den Ufern der Insel entlang ziehenden durch zahlreiche Mondkanten verraten, mitten im Walde und kommen nur in die Faktoreien der Weißen und die Stadt, um die Erzeugnisse ihres Landes - dieselben wie die ganz Westafrikas - zum Austausch gegen europäische Waren anzubieten. Jense werden von ihnen, im Gegesatz zu allen anderen Negern jener Länder, fast gar nicht verlangt, denn sie gehen, mit Ausnahme eines schmalen Schamstückes das häufig aber auch nicht einmal vorhanden ist, nackt.

Ihr einziges Kleidungsstück, das nie fehlt, ist ein breitrandiger, oder besser, nur aus einer mächtigen Kränze bestehender Hut, aus den zerpaltenen Blättern der Fächerpalme geflochten; derselbe wird auf dem dichten Haar durch lange, dünne Stäbchen oder Knochen, die wie kleine Spieße aus dem Flechtwerk hervorstecken, festgehalten. Das Haar, meist künstlich zu großen Loopen aufgebommelt, wird gewöhnlich mit gelber Erde, wohl Ocker, eingerieben, und zwar so, daß die einzelnen Haarstränge mit der feuchten Erde zu kleinen Kugeln geballt sind. Um den Hals und die Handgelenke tragen sie ineinandergereichte Knochen oder Steine, auch wohl Metallstreifen oder reiche Schürze europäischer Stickereien. Ihre Bewaffnung besteht häufig in einer Feuerstange, sonst in einer Lanze, seltener einer

**Kenie.** Am linken Oberarm trägt jeder Mann an einer Sehlange ein großes Messer in einer Holz- oder Haatscheide; die Frauen tragen an derselben Stelle eine Tabakspitze. Die *Udus* sind ein großer, stark und kräftig gebauter Volksstamm von tief dunkelbrauner Farbe, leidet aber, besonders bei Frauen, häufigen Gesichtszügen. Ihr Wesen ist sanftmüthig und ruhig, und im wohlthätigsten Gegentheile zu dem Schreien und Lärmen aller anderen Neger hört man von ihnen, selbst beim Handel mit den Europäern, kaum einen lebhaften Wortwechsel.

(Hermann Gopaux.)

## Am Benue.

Kleider von Gerhard Köhls.

Wir verließen nachts um 10 Uhr die Stadt *Uduni*, wo der Fetischdienst von den Negern am ausgeprägtesten betrieben wird. Am denselben Tage noch, als ich nachmittags Abschiedsaudienz beim Sultan hatte, konnte ich mich davon überzeugen, welche eigenthümlichen Opfer diese Stämme ihren Götzen darbringen. War es ein wirkliches Fest oder war es, um den Zorn der aus *Ihon* geformten Götter zu versöhnen, weil ein Weiber mehrere Tage in den Mauern der Stadt gefesselt hatte, das konnte ich nicht erfahren.

Die Götter sind meist aus Erde, oft auch aus Holz geformt, und bewohnen eigene kleine Hütten. In den Gegenden am *Benue* sind es hauptsächlich *Tobo* und *Russa*, denen man allgemeine Verehrung und Anbetung zollt. Es giebt nämlich Götter, die allgemein sind, und Privatgötter; jeder hat z. B. seinen eigenen Hausgötzen, außerdem hat man Stadtgötter, Thorgötter, Feld- und Gartengötter, Flußgötter etc.

Als ich abends mit meinen Leuten die schmale Brücke überschritt, die uns aus dieser Grenzstadt mit ihren Blutzirkeln wieder

\*) Dieser bedeutende Botaniker, Zeichner an den afrikanischen Expeditionen von Commer und Vogge, dann Director der Boermarken, von ihm selbst angelegten Koffeeplantagen am Gaboon schrieb früher zahlreichen Anhängern in Handschriften das für das Studium Afrikas unentbehrliche Werk: *Das Benue*, 1879. 2 Bde. Er hat hauptsächlich die hohe nationale Bedeutung des botanischen Ertrags bewiesen.

ins Freie brachte, dauerte es lange Zeit trotz der herrlichen Nacht, trotz der lieblichen Gegenden, bis wir die Dyer, die ich nachmittags im Hause des Sultans mit angesehen hatte, wieder aus dem Sirne kamen. Immer schwebten mir im Geiste die Bilder vor, wie unter Pauken- und Trommelschlag nackte Sklaven Schafe, Hühner und Tauben abflachen die irdenen Bilder mit Blut beschmerten und dann Federn daran klebten. Aber endlich riefen die Sülle der Natur und die üppige Pflanzenwelt andere Gedanken hervor. Man sah, daß die Nähe des Venue hier schon einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung der Vegetation ausübte. Schweigend durchzogen wir die Ebene, da an nichts verriet, daß man gern jedes Geruch. Waren wir doch überdies in einer Gegend, wo fortwährend Krieg und Überfälle an der Tagesordnung sind, auf der äußersten Grenze der Macht der Fellata oder Fallo (Fulbe) nach Süden zu. Voran gingen zwei riesige Reger aus Kessi abd es Sengs; jeder trug auf seinem Kopfe einen 3 Ellen langen, an 80 Pfd schwerer Elefantenzahn. Ich hatte das Elfenbein gegen meine Pferde ausgetauscht. Dann kam einer mit mehreren kleinen Zähen, dann drei Sklaven, die unser Gepäck trugen, und den Schlaf machten wir selbst.

Die Sülle der Natur wurde fast durch nichts unterbrochen, nur zuweilen horte man von fern das Krachen der Zweige im Geräusch durch welches ein unfürsorgliches Fährtenfuch werdend sich den Weg brach, oder aufgeschreckte Vogel, welche eine andere Schlammstelle suchten, fliegen kreischend davon. Mehrere Male wurde Rast gemacht, denn die Elfenbeinträger, obwohl es schien, als ob sie nichts zu tragen hätten weil sie so klugen Schreies vorwärts eilten, litten doch von Zeit zu Zeit eine Erholung nötig. Nach einem vierstündigen raschen Dahinreisen gelangten wir plötzlich in einen dichten, hohen Wald; wir tastend konnten wir vorwärts kommen, denn die Kronen der Bäume bildeten ein so dichtes Dach daß kein Stern durchsankelte. Indes war der Pfad ziemlich breit, aber viele im Wege liegende Baumstämme und große Wurzeln machten das Weitermarschieren sehr beschwerlich. Dann wehte uns plötzlich eine kühlere Luft an, der Weg wurde frei und vor uns lag eine weite Ebene. Unsere Träger hielten an und legten sich gegenseitig helfend, das Elfenbein auf den Boden; ein Gleiches thaten die Gepäckträger. Schon glaukten wir, es handle sich um eine bloße Rast; als ich weiter vorwärts ging, sah ich, daß ein weiter, blinker See zu unseren Füßen sich ausdehnte.

Aber nein, es war kein See, es war der Benue. Nach rechts und links dehnte sich das Wasser, so weit man sehen konnte, und doch gegenüber sah man an einzelnen Lichtern und Wachtfeuern die Grenze des majestätischen Stromes. „Ist das das andere Ufer?“ fragte ich die Neger. — „Nein, das ist bloß eine Insel. Dort, von Ba-fanegern bewohnt, und hier werden wir bei Tagesanbruch über setzen,“ war die Antwort. Sodann luden sie uns ein, uns auf den Sand niederzustoßen, da bei Tagesanbruch sobald die Flussaune kämen sie mit ihren Kähnen herüber kommen würden, um uns abzuholen. Wir labten uns mit einem Trank Wasser: seit wir abends die Stadt verlassen, hatten wir trotz des schnellen Marches nichts getrunken, weil niemand Wasser mit sich führte. Dann legten wir uns ruhig nieder und erwarteten, halb wachend, halb schlafend, den Morgen.

Beim ersten Grauen des Tages hörten wir sofort Geschrei und Lärmen und sahen, wie von der mit Elpalmen bewachsenen Insel, auf deren nördlichem Ufer zahlreiche kleinere Hütten standen, erte Menge Kähne ins Wasser stiegen und von nackten Negern auf die Stelle zu Langeschaulst wurden, an der wir uns befanden. Wir stiegen nun auch den Strand hinab, der jetzt beim niedrigsten Wasserstande des Benue sehr breit war, und bald waren wir den Flussa gegenüber. Diese schienen sehr erkant, ein paar Besäße vor sich zu sehen, denn hatten sie jemals welche gesehen, so waren diese den Benue herauf in eigenen Schiffen gekommen. Anfangs schienen sie uns sogar für Feinde, die ihre erbittertesten Feinde sind, zu halten. Nachdem aber die uns begleitenden Neger ihnen die Versicherung gegeben hatten, daß wir diesem Stamme nicht angehörten, überdies keine Mohammedaner wären, sondern Nasser (Christen, mein mohammedanischer Diener Hammed ließ es sich ganz gern gefallen, hier als Christ mit zu passieren), wollten sie sich sogleich ohne weiteres unseres Elfenbeins bemächtigen, sowie des Gepäcks, um dieses und uns in die ausgehöhlten Baumstämme (ihre Kähne) zu werfen. So, dachte ich indes, geht das nicht. Die Menschen sind überall dieselben, und wenn man in Italien oder im Oriente nicht wohl davon thut, sich, ohne zu parlamentieren, in die Hände des dienenden Pöbels zu geben, so glaubte ich auch hier vorerst dinge zu müssen. Wir rissen ihnen also unsere Habe wieder aus den Händen, und ich machte ihnen begreiflich, daß sie nur zunächst den Preis für das Übersetzen sagen müßten. Zu dem Zwecke legte ich



100 Mafcheln (Kauri) auf den Boden und fragte durch Zeichen, wie viel sie solcher hundert haben wollten? Nach langem Streiten und Gabeln wurden wir dann schließlich über 4000 Mafcheln, was allerdings teuer genug war, wenn man bedenkt, daß es sich bloß ums Überlegen handelte, 4000 Mafcheln aber den Wert von einem Marra-Djeressa-Thaler repräsentieren. Die anderen Regier, welche, wie ich gehofft hatte, uns bis nach Volo begleiten würden, erklärten dann, daß sie zurück müßten, um noch vor der großen Hye Uboni zu erreichen. Nachdem sie uns dann in die Baumstämme geholt, die so klein waren, daß kaum zwei Mann darin Platz hatten und wir deshalb mehrere bedurften, nahmen wir Abschied, wir stiegen vom Lande und wurden von den Bana rasch nach ihrer Insel hinüber geschifft.

Die Ankunft von Fremden ist auf solchen Plätzen immer ein Ereignis, wenigstens des Morgens früh, wo alles eben vom Schlafe erwacht und noch nicht der Arbeit nachgegangen ist. Als wir landeten, hatte sich ein zahlreiches Publikum versammelt, das vielleicht noch außerordentlich vergnügt war, weil man längst gesehen hatte, daß zwei Weiße die Fremden seien. Wie besorgt ich nun anfangs war, mich so ganz ohne irgend eine Stütze unter den Bana zu finden, von denen die anderen dem Reiche des Zosoto unterworfenen Regierstämme mir nicht schlecht genug zu sprechen wußten, so legte ich doch meine Besorgnis, da ich bald sah, daß alles Bole, was man von ihnen gesagt hatte, Übertreibung sei. Obgleich von Hunderten dieser Leute umringt, die sich so dicht wie möglich an uns herandrängten, uns berührten und befragten, und sich dann wunderten, daß wir nicht in ihrer Sprache zu antworten vermochten, that man uns nichts zu Leide, sondern wir wurden einfach in einen von mehreren Hatten gebildeten Hofraum gedrängt. Man gab uns zu verstehen, daß wir uns setzen könnten. Nachdem uns dann eine recht nett aussehende alte Regierin ein Gefäß voll warmer Suppe gebracht hatte, fragte man uns durch Zeichen und Pante, ob wir denn gar keine der dort üblichen Sprachen verständen, und nacheinander nannten sie eine Menge Sprachen, als: Jastulde, Berbertji, Arabji, Hausji, Nupre etc. Ich glaubte nun zu verstehen, daß unter ihnen Individuen wären, die eine dieser Sprachen verständen, und erwiderte sogleich Arabji Berbertji. Unter letzterem Worte bezeichnen nämlich alle diese Regierstämme die Bewohner nach Sprache von Votou (das Kanuri). Die Bana schienen ebenso froh zu sein wie

ich, als ich Verbertji antwortete; es wurde gleich darauf einer son geküßt, der dann mit einem anderen zurückkam, welcher uns noch von weitem sein La Le la Le ko laha-de nia togo etc.: „Sei er grüßt; Friede, wie befindest dich deine Haut“ etc. entgegenrief.

Nach er sich im Anfange etwas getraut, daß ich nicht so stark zu antworten vermöchte, als er sich wohl gedacht hatte, so trat er doch schnell ein, daß es sein Vorteil sei, uns zu Freunden zu behalten, und ich meine gar, er sagte den Wassa, daß wir wirklich Kanari vom Asab-See seien, was sie indes nicht glauben wollten, sondern ihm entgegensetzten, wir wären Inglese und Vettern von den beiden weißen Christen in Kokoja (der bekannten, von Dr. Baski gegründeten Station an der Mündung des Benue in den Niger). Er selbst war gerade nicht von Bornu, sondern von einer im Reiche Sokoto gegründeten Kolonie Namens Kasia-Bere-Bere. Er sagte mir dann, daß man eine Hütte für uns in Stand setze, und daß der König der Insel mir einen Besuch machen würde, den ich später zu erwidern hätte.

Unterdessen nahm ich die Gelegenheit wahr, mich etwas umzusehen. Unter Kanari erzählte mir, daß die Wassa auf Koko hauptsächlich von der Fährte lebten, da hier ein Hauptübergang sei; bei Hochwasser sei die ganze Insel, welche jetzt etwa 16 Fuß über dem Wasserstand lag, überschwemmt, und die meisten Leute zogen sich dann aufs linke Ufer zurück, während nur die zur Versorgung der Fährte unumgänglich notwendigen jungen Leute in hohen, auf Pfählen ruhenden Hütten zurückblieben.

Die Kassaneger wohnten früher alle auf dem rechten Benue-Ufer, wurden aber von den Fellata, ihren fanatischen Feinden, zurück gedrängt, so daß nur noch einige wenige Plätze von ihnen am rechten Ufer behauptet werden. Die Wassa sind mit den Afus und Rotonegern eng verwandt und scheinen sanfter Natur zu sein; sie nähren sich hauptsächlich von Fischen, die der Benue abgeseiht und in unglaublicher Menge liefert. Dem Aeußeren nach sind sie echte Neger, ohne doch dabei häßlich zu sein. In der Jugend gehen beide Geschlechter nackt, und unter den Erwachsenen haben die ärmeren Leute höchstens ein Schurzfell um die Hüften geschlagen. Eigenthümlich ist die Art ihrer Begräbnung, indem sie den Vorderarm der Länge nach auseinander legen, derart, daß einer dem andern den Ellenbogen umfasst. Sie sind wie die Moneger Fettschdiener, ohne jedoch einen so ausgeprägten Benatendienst wie jene zu haben.

Endlich war die kleine, runde Hütte, welche man provisorisch aus Matten aufgeführt hatte, fertig, so daß wir einziehen konnten. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als der Saludina oder König der Insel kam. Er besah alles, that viele Fragen mittels des Kamanu und sagte, er würde noch einem Araber als Dolmetscher senden. Im ganzen benahm er sich recht anständig. Als er sich entfernt hatte, war meine erste Sorge, ein Schiff zu mieten nach Zouaha (wird auch von den Arabern und Sokotonegern Um Utscha genannt), einem Orte, der drei Tagesreisen unterhalb am Venue liegt und wohin wir zu nächst mußten. Das war keineswegs leicht, nicht etwa deshalb, weil die Leute zu hohe Preise forderten: sie verlangten, ich glaube 10 000 Muscheln, was mit den 4000 ihr's bloße Übersehn also in gar keinem Verhältnis stand, sondern weil wir gar kein bares Geld, d. h. Muscheln mehr hatten. Ich versprach ihnen, in Zouaha zu zahlen, wo ich einen Burren, das letzte Stück, was wir von meinen Waren geliebt war, zu verkaufen gedachte. Aber kein Mensch wollte Kredit geben; es blieb uns also nichts anderes übrig, als alle Kleidungsstücke, die wir entbehren konnten, zu verkaufen, um so die Summe zu stande zu bringen. Indem wir uns auf das nöthigste beschränkten, gelang es uns 5000 Muscheln zusammen zu bekommen, und indem wir gleich im Voraus bar bezahlten, konnten wir von den 10 000 Muscheln 2000 abdingen.

Nachdem dies in Ordnung war, machte ich dem Könige meine Aufwartung. Er machte wohl ein hübsches Geschenk erwartet haben, ich konnte ihm aber bloß einige kleine einheimische Baumwollentücher geben, mit denen sich in Haussa die Weiber bekleiden. Damit gab er sich zufrieden, weil er selbst vorher gesehen hatte, daß wir gar nichts mehr besaßen. Er machte dann die freundschaftlichsten Versicherungen, und meinte, er wünsche nichts so sehr, als mit den Engländern direkt in Handelsverbindung zu treten. Da als ich zu Hause ankam sandte er mir sogar ein Gegengeschenk: ein Huhn, trockne Fische, Madidi, d. h. eine Art Klefser in Bananenblätter gewickelt, und 1500 Muscheln bar.

Den selben Tag konnten wir natürlich nicht an die Abreise denken, und es war auch gut, daß wir blieben. Denn am Abend kündigte sich die Regenzeit mit einem solchen Lornado (Orkan) an, daß ich fest glaubte, es sei ein Erdbeben damit verbunden. Da das Unwetter gegen Sonnenuntergang herabbrach also um eine Stunde, da alle Leute ihren Kopf auf dem Feuer hatten, so kann man sich

denken wir sehr die Weber sich heilten, die Feuerstellen zuzubeden. Die Windstöße waren so heftig, daß in einem Nu mehrere Stützen weggeführt und Gott weiß wohin geweht wurden. Glücklicherweise lag unsere Hütte zwischen anderen so geschützt, daß wir nicht zu frakten brauchten fortgeweht zu werden. Das hinderte aber nicht, daß, als die Wolken an zu brechen fingen, Ströme Wassers von oben und unten hereinfluteten, so daß wir in einem Augenblicke durchnäßt waren. Es ist gut, daß dergleichen Unwetter in der hohen Zone nie lange anhalten, nach einigen Stunden hatten wir einen vollkommen sternhellen und unumwölkten Himmel, und am andern Morgen tauchte die Sonne wie neu aus dem Banne, dessen früher stauende, dunkelwolkige Meer jetzt durch den Regen rein gewaschen waren und wie im Frühlingssgrün prangten. Bei uns in Europa hat man keine Idee davon, wie rasch lebend der erste Regen auf die tote Natur einwirkt. Schon nach einigen Tagen sproßt alles neu und frisch aus dem Boden, welcher sich wie durch Zauber in einen grünen Teppich voll bunter Blumen mandelt. Und sobald die Pflanzenvelt erwacht, thut es nicht minder die kleine Tierwelt. Schmetterlinge und Käfer, die man sonst nur in Wäldern, wo immer flüsternde Bäche und Flüsse rieseln, bemerkt, treiben sich überall herum.

Am andern Morgen endlich nahmen wir von unseren Vana fremden in Polo Abschied und bestiegen unsern hiesigen Kahn. Dieser Kahn war gerade groß genug um uns beherbergen zu können; nur ein Dieb stand auf dem Hinterteile, um mit einer Schaufel das schnell stromabwärts treibende Schiffchen zu lenken. In seinem Munde hatte er eine lange Pfeife, die bis auf den Boden lag und nur von Zeit zu Zeit fortgelegt wurde wenn die Lenkung des Schiffchens vielleicht mehr Aufmerksamkeit wie gewöhnlich erheischte. Wenn uns ein anderer Kahn begegnete, dann wurde sicher begelegt, um einige Züge gemeinschaftlich zu schmauchen. Die meisten hatten sogar ein kleines Feuer in einem irdenen Topfe auf dem Vordersteile des Kofnes brennen, teils um Hefe im Kofne des Feuers vor Fäulnis zu bewahren, teils um die Pfeifen anzulichten zu können.

Es ist die Gatte des Rauchens hier bemerkenswert genug; während z. B. in ganz Nord-Central-Afrika, Madag., Bornu, Senegal, Umbaba etc., überall Tabak gezogen wird, verwenden die dortigen Einwohner dies Kraut nur zum Rauchen, indem sie es pulverisiert

mit Matron nützen, zuweilen auch zum Schnupfen; erst in der Nähe des Bemie wird das Rauchen allgemein.

In Abwechslung fehlt es bei dieser Wäher natürlich nicht, zahlreiche Herden von Flupferden, Haufen fauler Kaimans, die sich auf den Sandbänken sonnten, fliegende Fische, die unser Fahrzeug umgaukelten, in den dichtbelaubten Bäumen am Ufer Herden von Affen aller Art, die neugierig auf uns herunterstiehlten, — Hier und da, und dies meist am linken Ufer, ein Negerdorf. Auch sah ich die mannigfaltigsten Vorkehrungen zum Fischzange, sie nahmen sich wie große Vogelbauer aus und standen überall on feichten Stellen im Venue. Die Zeit wurde mir nicht lang. Nachts legten wir bei einer Sandbank inmitten im Strome bei, unterhielten aber immer Feuer, damit die gefräßigen Kaimans nicht zu nahe herankämen. Am dritten Tage endl. waren wir im Nagesichte Anichas, wo wir bei Sultan Schumingo, einem Freunde des verstorbenen Dr. Baifre, die freundlichste Aufnahme fanden.

## Der Kongostaat.

### I.

Umlang des Kongostates. — Geographische Dichtung Grenzen des Landes  
— Das ehemalige Kongost. Kolono. — Die eingeborenen Könige und Edelleute.  
— Die internationale Gesellschaft

Der Kongostaat, d. h. das Areal, wozu durch den Berliner Kongress dem König der Belgier die Ausübung der Souveränität als ausschließliches Recht vertragsmäßig verbürgt worden ist, umfasst einen Länderkomplex, der fünf- bis sechsmal so groß wie Deutschland ist aber weder 20 Millionen Einwohner, noch 25 Städte, noch 25 Millionen (Galt, von denen noch keinen Menschen gesehen haben. So eifriglich es auch ist, daß der neue Staat, der der hochherzige König der Belgier seine Fürsorge zuwendet die Ausbreitung europäischer Kultur im Herzen von Afrika mächtig



Süßern und dem Verdrängen der mohammedanischen Bevölkerung einer dauerhaften Damm entzogen werden wird, so wenig ermunternd in deutsche Kaufleute und Plantagenbauern sind die Aussichten, welche dieses Land nach auf Jahrzehnte bieten kann. Die Afrikanische Gesellschaft in Berlin, welche der Wissenschaft und dem Handel schon so viele und wichtige Dienste geleistet hat, sandte 1884 bei wohl verstandenen Interesse Deutschlands eine Expedition nach dem Kongo, die aus den Herren Premierlieutenant Kund, den Leutenants Schatz und Tappertzel, Dr. Büttner und Dr. Wolf bestand, zu dem Zweck das westliche Kongogebiet genauer zu studieren und namentlich die hygienischen und klimatischen Zustände, die Produktionsfähigkeit des Bodens, sowie die für Deutschland maßgebenden Handelsverhältnisse mit unbefangener, frischem Auge gegenüber den pomphaften Schilderungen Stanley's und der Belgier — zu untersuchen. Das Ergebnis dieser wissenschaften, läßt zwei Jahre, 1884—5, darunter Untersuchungen, welches Herr Premierlieutenant Kund in der Versammlung des Deutschen Kolonialvereins zu Berlin am 20. Januar 1887 und in der Sitzung 1887 der Gesellschaft für Erdkunde mittheilt, läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen, die mit den Untersuchungen von Buchner-Pöschke, Oskar Venz, Fiedel, Max Bachner und Winkelmeyer in allem Wesentlichen übereinstimmen:

1) Das ganze untere Kongogebiet von der Mündung bis Liv. ist wegen der Unfruchtbarkeit des Landes, sowie wegen der Spärlichkeit und Unregelmäßigkeit des Regensalles für jede geregelte Bodenwirtschaft größeren Umfanges durchaus ungeeignet.

2) Das Klima ist für Europäer am unteren Kongo in hohem Grade gefährlich. (Von den hundertern Europäern, die in Dienste der Internationalen Gesellschaft am Kongo beschäftigt waren, haben kaum sechs Mann die kontraktliche Zeit von drei Jahren aushalten können. Nach Ripperden gingen z. B. auf der Station Manyanga innerhalb dreier Tage vier Missionare am hämorrhagischen Fieber zu Grunde.)

3) Ohne eine Eisenbahn zwischen Wivi und Stanley Pool (15 bis 18 Tagemärsche), welche das obere Kongogebiet dem Handel zugänglich macht, hat der Kongostaat überhaupt keine Zukunft und ist wie selbst Stanley in seiner Erwiderung auf Buchner-Pöschke (New-York Herald, 27. November 1885) eingestand, keine zwei Schilling wert.

4) Eine solche Eisenbahn durch den Kataraktendistrikt wird

ungheheure Summen kosten und in den ersten Jahrzehnten die Betriebskosten nicht decken“)

b) Im ganzen ist nur der Nierstrand des Kongo und einiger Nebenflüsse (erst nur oberflächlich) bekannt; es ist demnach eine genauere Durchforschung des ganzen Gebietes das nächste und unwiderstehliche Arbeitsziel.

Eine zuverlässige Belehrung über alle Kultur- und Produktionsverhältnisse des Kongostaates findet man in der Schrift: Betrachtungen über das tropische Westafrika, speciell über das Unter-Kongogebiet. Von W. Wankemeyer, früher Chef der Kulturen zu Boma am Kongo. Berlin, 1883. 64 Bl. — Dieser gründliche Sachkenner schließt sich ganz den Ausführungen und Ergebnissen des Dr. Doehring an, der nach eigener Anschauung der Dinge am Kongo es zuerst wagte den Meinungen des sonst so berühmten Stanley entgegenzutreten und nachzuweisen, daß das Kongoland niemals ein „Indien“ für Europa werden kann. Daß jedoch das obere Kongogebiet für Handel und Plantagenbau weit bessere Aussichten bietet, wird selbst der ärgste Feind nicht leugnen können, und hier wird sich auch in Zukunft die Hauptthätigkeit der Europäer geltend machen.

Das Verhältnis des Kongostaates zu den eingeborenen Völkern des Landes darf nicht, wie es oft geschieht, mit Stillständen betrachtet werden; wir entwerfen eine kurze Darstellung desselben dem Werke Stanley's\*\*), der zur Gründung dieses Staates den Hauptstoß gegeben hat:

\*) In der Sitzung der Geogr. Gesellschaft in Wien vom 17 April 1887 sagte Dr. Voss allerdings: „Ich bin überzeugt, daß diese Entlohnung für die ersten Jahrzehnte wahrscheinlich nicht einmal die Betriebskosten tragen wird, aber“ — er hat es nur nach dem, was er auf der Kongofahrt ohne diese Bahn überhaupt nicht beobachtet hat. Es wird mit Berücksichtigung dieser Erfahrungen ein großer Unterschied in den ganzen Handelsverhältnissen der letzten Jahre entstehen, der jetzt in Ruanda bekanntlich noch gar nicht an den Staat zu denken werden kann. Von hier aus werden der nicht 100,000, sondern 1,000,000 Arbeiter kommen und diese Arbeiter bis zum Ende der nächsten Jahre an den Staat zu beschäftigen werden können. Die Plantagenbesitzer an den Ufern des Stromes können für längere Zeit nach Europa gehen, es wird allerdings auch eine Zeit kommen, wo das Gehenlassen werden wird und ganz aufhört, bis dahin aber werden die Völker gelernt haben, andere Mittel als den europäischen Arbeiter zu beschaffen. Es scheint, daß jetzt die finanziellen Bedingungen für den Bau der Kongobahn gegeben sind, und es wird damit ein großes, eine bedeutende Kulturarbeit gemacht, die wirklich ihre Früchte erst in hundert Jahren tragen wird.“

\*\*) Henry M. Stanley. Der Kongo und die Gründung des Kongo-Staates. Stuttgart 1884.

Wie groß die Ausdehnung Kongo's und der verschiedenen benachbarten Länder im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert und welche Art die politische Macht auch gewesen sein mag, welche die vordersten Chronikschreibern in prahlerischer Weise Könige, Retentanten, Prinzen, Herzöge und Grafen genannten Häuptlinge befaßen: gegenwärtig und bis so weit zurück, wie die ältesten Zeiten, denen ich begegnet bin denken konnten, deutet kein Zeichen darauf hin, daß die Verhältnisse früher wesentlich verschieden von den heutigen gewesen seien.

Das Kongo-Land ist ein Binnenland und im Süden von dem oberen Laufe des Ambrikett-Flusses begrenzt. Im Westen läuft die Grenze nördlich bis zu einem etwa 45 km von Koffi entfernten Punkte; von da geht dieselbe etwa 25 km weit in östlicher Richtung dann in gewundener Linie südlich, südlich und südwestlich und am westlichen Abhange der Montes Cuemabos oder „Verbrannte Felsen“ hin nach dem Ambrikett. Das Gesamtareal des Königreichs beträgt etwa 1000 engl. Quadratmeilen oder 10310 qkm. Die Stadt des Häuptlings wird von den Eingeborenen Anbassi, von den Portugiesen aber noch immer San Salvador genannt. Hier verlor, welcher den Ort im Jahre 1878 besuchte, schildert den König Totela als eine unbedeutende Persönlichkeit ohgleich derselbe den Titel „Se. Maj. Dom Pedro, König von Kongo“ angenommen hatte. Die Nationalflagge war dunkelblau mit goldenem Stern in der Mitte.

Alles übrige Land am linken Ufer des Stromes und an der Mündung wird von kleineren Königen in Anspruch genommen und steht unter der Herrschaft von ebenso vielen Häuptlingen oder noch gewöhnlicher von Gruppen von Ältesten, zu denen, je nach der Größe des Distriktes, 3 bis 10 Personen gehören. Der landesübliche Titel eines Häuptlings oder Ältesten, der 2 oder 3 Sklaven besitzt, ist „Kifumu“, was zweifelsohne gleichbedeutend mit „König“ gewesen ist. Nachdem aber die Sklavenbesitzer so zahlreich geworden sind, ist der Titel allmählich von demjenigen, welcher in alten Zeiten glücklicher Sieger über Tausende und dadurch der Herr seiner

Montes. Als dem Higl. von F. von Döbeler. Mit über 100 Abbildungen, und Karten Kongo's, Braunschweig 1887. — Es ist wohl überflüssig, auf die Bedeutung die es alle Kolonialist gegen das neue Kongo-Reich anstellen des Verles hinzuwiesen, wenn auch seine Bedeutung des antiken Kongo's den oben mitgetheilten Korrekturen der deutschen Forscher unterworfen werden mag.

Gefangenen in Bezug auf Leben und Freiheit war, auch auf den amakenden und ehrgeizigen Sklaven übergegangen, der mit Hilfe seiner Schlaarheit, Sparsamkeit und Betrügereien so viel Vermögen zu erwerben gewußt hat, daß er sich selbst ein paar Sklaven hat kaufen können. Hier und dort findet man wohl am linken Ufer einen eingeborenen Herrscher, wie z. B. Malolo von Ufansi, den Sohn des gleichnamigen Malolo, der, als wohlhabender und mächtiger Herr über ein erworbenes großes Gebiet, gestorben ist, dessen nominelle Macht sich über ein, mehrere tausend Quadratkilometer großes Gebiet erstreckt, und dem eine Anzahl von Dorfhäuptlingen einen gewissen Respekt und Gehorsam bezeugen. Ein solcher Souverän ist auch Bugulu von Umana. Aber selbst in dieser Form ist die Macht eigentlich nur die stillschweigende Anerkennung der Seniorität im Range, in Bezeugung einer Achtung, wie sie in England etwa ein wohlhabender Kaufmann dem Sprößling eines edlen Hauses gegenüber hegt. Am rechten Ufer des Kongo findet man vielleicht zwei oder drei hervorragendere Häuptlinge: Manipamba von Loango, Mpumu-Ntaka von Mbe, die Nachfolger des Malolo, von dem in jüngster Zeit mehrfach die Rede gewesen ist, und Samuna, den Häuptling von Msanda bei Vivi.

Die Agenten der International Association, die mehr als 400 mit über 2000 Unterschriften versehene Verträge mit den Häuptlingen auf beiden Ufern des Kongo abgeschlossen haben mußten sich notwendigerweise mit diesen Tatsachen bekannt machen und bei der Verteilung der von ihnen zu leistenden Zahlungen demgemäß verfahren. An der Spitze dieser seltsamen Gruppen von Häuptlingen steht stets ein von allen anerkannter Ältester, indes hat derselbe, wenn sein Rang auch unbestritten ist, nur das Privilegium, für sich eine größere Entschädigung, die häufig genug nur höchst unbedeutend ist, zu verlangen; aber selbst der kleinste Häuptling hat oft die Macht, den Abschluß eines Vertrages zu verhindern, wenn er glaubt, daß seine Ansprüche nicht berücksichtigt oder vernachlässigt worden sind.“ (Sverre Stanley).

Das Voranstehende gilt nur von dem unteren Kongo und einzelnen Punkten weiter flussaufwärts; am mittleren und oberen Kongo und an zahlreichen Nebenflüssen, die in das Innere des Kontinents fließen, und welche nachdem Grenz II den Uangi, Bismann den Kassai, v. Kramoiz den Uruli und L. Wolf den Sankuru und Yumani befahren haben, schiffbare Wasserstraßen von mehr als

8000 Kilometer Länge bieten, sind erst an wenigen Stellen gewisse Beziehungen zu den Umgebetenen vorhanden, und es dürfte zweifelhaft erscheinen, ob von dem Meinen Belain aus dieser nach dem Vandenkomplex genügend bewirtschaftet und geschützt werden kann. Dr. S. Falkenstein (l. c. 1) wies schon vor zwei Jahren darauf hin: „Rein mit den Verhältnissen verträglich wird sich darüber entscheiden, daß wir an einen genügenden Schutz einzelner Stationen längs des ganzen Laufs überhaupt nicht denken können. Auch das wird, wie am Nil, die Zeit kommen, wo die wilde Bevölkerung von allen Seiten herandrängt, um die Abendlinge wieder zu verdrängen, und die Behauptung der Plätze würde, wenn sie überhaupt möglich wäre, unendliche Summen von Kraft und Geld erfordern. Man würde daher nur die Sicherung des Kongo bis zur Stelle, wo es schiffbar wird, nötig erscheinen lassen ohne große Später zu berücksichtigen ist. Da also, etwa am Stanley-Pool, oder an irgend einer Stelle zwischen der Mema- und Cuangumündung soll ein großer und „feiler“ europäischer Handelsplatz entstehen, von dem aus die Dampfschiffe den ganzen Strom beherrschen und aus dem „freien“ Regentumbe die Produkte holen. — So gut wie dort schon große Märkte bestehen, so gut wie an anderen Orten, z. B. der Samoa gründe, die Eingeborenen sich daran gewöhnen, zu den Ankunfts-tagen der Dampfer an den Landungsstellen zu kommen, so gut werden auch hier die Negers zu dem regelmäßigen Stationshandel zu erziehen sein.“

Nach den Entdeckungen des Dr. Ludwig Röll, der 1883 den Kassaï und dessen Nebenfluß Sankwa, sowie des letzteren Zuflusses Komam hinausführte und dadurch das durch seine Kupferminen berühmte Katangagebiet und das bereits von Livingstonie seiner Fruchtbarkeit und seines Reichthums wegen gepriesene Manganagebiet als für Dampfschiffe zugänglich nachwies, wird in Zukunft der Hafen von Leopoldville am oberen Kongo in den Vordergrund treten, denn er bildet den Ausgangspunkt eines Wasserstraßennetzes, wie es im Gebiete des Amazonas oder des Mississippi kaum in gleicher Ausdehnung vorhanden ist.

Wenn Dr. Falkenstein und alle anderen Forschungsreisenden das westliche Äquatorial-Afrika von Niger bis Benguela für durchaus ungeeignet zu Vorkolonisationen mit europäischen Arbeitern halten und die Thätigkeit der Europäer nur auf Handelsunternehmungen beschränkt wissen wollen, so macht doch dieser zuverlässige Forscher



eine Ausnahme mit Mojamedes und dem bis zum Cuene gehenden Küstenstrich sowie mit dem Hochplateau jenseits des Ringelirges, wo das Land nach allen Berichten gleichmäßig gesund und fruchtbar ist. Hierzu treten die Schilderungen des Dr. Pogge, welcher 1843 mit Lieutenant Wisman des oberen Kongo bereiste. Sie fanden u. a. am Ufer der Kaschilange (22° 28' östl. L. u. 6° 6' südl. Br.) einen außerordentlich fruchtbaren Boden, so daß die Eingeborenen eine „reine Bauwirtschaft treiben und jedes Jahr viele Urbarmachungen für ihre Pflanzungen von Maniok, Bisselhirse, Bohnen, Pfefferzahnmalis, Erdnüsse u. s. w. vornehmen. Bataten, Yams, Baumwolle, Hanf, Tabak, Ricinus kommen vorzüglich fort, denn während der Regenzeit findet reichlicher Regenfall statt, während Kaskonbische und Malakische öfters durch Dürre heimgesucht wird. Dazu kommt die unerschöpfliche Menge des prächtigsten Nutzholzes für Bau- und Furnaturholz in den Wäldern, die auch Harze, Kautschuk und Baumöl in Fülle liefern. Die Station ist bereits in raschem Aufblühen begriffen und vergrößert immer mehr ihre Felder und Herden“.

Jedenfalls sind über diese und andere Gebiete des oberen Kongo, welche vielfach fruchtbar und scheinbar gesund gefunden worden sind, die Untersuchungen und Kultivationsversuche noch nicht abgeschlossen, aber wie sie auch schließlich ausfallen mögen, ohne die oben erwähnte Esenswahn durch das Naturkrankengebiet des Kongo werden sie wegen der Kosten und Schwierigkeiten des Warentransportes den Handel niemals ein so ergiebiges Feld der Thätigkeiten bieten können, wie das Stromgebiet des Niger und des Benue, dessen sich die klugen Engländer — fast durch Ueberrumpelung — bemächtigt haben.

Wohnarten

## II.

Charakteristik der Bevölkerung — Die Neger am oberen Kongo

Die Menschen der Gegend, sagt Bechuel-Löbche, gehören alle einem Stamme an, dem der Bantuneger; sie scheiden sich aber in eine Reihe von Völkern mit verschiedenen Dialekten und unzähligen kleinen Staaten. Der Häuptling herrscht oft nicht weiter als bis zum letzten Hause seines Dorfes; dennoch hält sich jeder von ihnen für den mächtigsten Fürsten. Je weiter man von der Küste

In das Innere vordringt, umfomehr verschwinden die Spuren der Einwirkung europäischer Kultur, umfomehr treten aber auch die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völkerschaften hervor. Im Innern hat jedes Volk seine besondere Tracht, besondere Abweichungen, auch in der Form der Bewaffnung des Körpers. Durchgängig sind die Männer nicht bekleidet, als die Weiber.

Seitdem Stanley durch die Gegend gezogen ist, findet man nun da schon verstreut Stücke europäischer Kleidung, so sieht man zuweilen einen Jäger mit einem alten Cylinderhut, oder in einem ungefrigten bunten Leinwandrock einherstolzieren. Die liebendsten dieser Völkerschaften sind die Basundi, nördlich vom Kongo, die auch Dorfer haben und starken Ackerbau, auch Fischfang treiben. Sie lieben haben namentlich die jungen Mädchen eine eigenthümliche Mode angenommen. Sie flecten aus Kohle, Kaffee und Erdbeeren eine ölige, klebrige Masse zusammen, mit welcher sie ihr Haar in einzelnen kleinen Knäueln zusammenfallen. Wenn die Mädchen schlafen, läßt das Fett vom Kopf herunter, löst die Achtenhaare, mit welcher der Körper fast immer überdeckt ist, auf, und verfließt so den ganzen Körper mit vielen lotrechten parallelen Strichen.

Die jungen Männer lieben es, den ganzen Körper mit einer oder mehreren farbigen Massen einzufärben. So sieht man zuweilen Basundi, deren rechte Körperhälfte schwarz ist, während die übrige im schönsten Hochroth prangt. Sie lieben ferner, den ganzen Körper mit roten und blauen Perlen zu schmücken. Die Basundi haben weniger gutes Land, sind auch magerer und häßlicher als die Basundi. Die Batoken, die sich weiter nach Osten anschließen, schmücken sich eine Menge Narben in die Wangen und flechten ihr Haar in einen Zopf, welcher steif gemacht und nach vorne gebogen wird und so wie ein Horn voraustragt.

Auch bei diesen Völkern zeigen sich schon gewisse dürftige Anfänge einer Kunst. An solchen Stellen wo der Boden ganz kahl ist, macht man Hütten in den letzteren, die einfach der Gestalt von Kreisen haben oder bestimnte Dinge, z. B. Häuser, Wagen, Schiffe, die sie bei Stanleys Durchzug kennen gelernt haben, darstellen. In diese Hütten legt man Steine, die man oft weit herbeiführen muß, weil die Stellen meist mit der mächtigen Masse des Kaments überdeckt sind. Die Wohnungen sind da überall ziemlich gleich. Weil man nicht wie an der Küste, Palmenblätter hat, bedeckt man sie mit Gras. Auf dem gekrümmten Dach ist ein gewöhnlicher Rauchabfuhrort der

Hühner, Kafen und Ziegen. Die Dörfer sind ziemlich reinlich, halten allerdings den Vergleich mit den Dörfern an der Küste schon deshalb nicht aus, weil das Wasser fehlt. Aus demselben Grunde boden die Stämme im Innern nie, während die Küstestämme dies sehr häufig thun. Der Hauptverkehr bei den Stämmen des Innern findet bei Gelegenheiten der Wochenmärkte statt. Die Woche hat da vier Tage. An jedem Tag ist in einem bestimmten Bezirk an einem bestimmten Punkte Markt, der nach den Tagen der Woche benannt wird. Zu diesen Märkten kommen die Leute mit ihren Nahrungsmitteln, einfachen Geräthen und Hausthiereu, besonders Ziegen und Hunden und sehr kleinen Hühnern von weitem herbeigezogen. Sie tauschen dieselben einfach aus oder benutzen blane Bruchperlen als Zahlungsmittel. Wegen Freundschaft sind die Leute durchweg liebenswürdig. Sie kaufen von ihnen mit Vorliebe bunten Glitzerkram. Für ein ganz leichtes, aber recht buntes Taschentuch bringen sie mehrere ihrer kleinen Hühner oder zehn bis zwölf entsprechend kleine Eier. Die Weiber bestellen das Geld, die Männer sorgen für Fleisch und Palmenwein, hüten die Ziegen und treiben Fischfang. Am Kongo werden die Fische vielfach geräuchert, um verschifft zu werden. Daß die Leute der Gegend Kannibalen sind, ist vielfach behauptet, aber nie bewiesen worden; daß es weiter im Innern Afrikas noch Menschenfresser giebt, ist nach den Auslagen der Leute allerdings sicher.\*

Die vorstehende Schilderung von Buchuel's Reise ergänzen wir durch die interessante Darstellung des Freiherrn Dr. A. von Darnellmann, welcher im Auftrage des Königs der Belgier zwei Jahre lang das untere Kongogebiet studierte.†)

„Es existieren am unteren Kongo keine größeren Reiche, wie wir sie in Central- und Ostafrika haben. Die Bevölkerung zerfällt vielmehr in eine Unzahl kleiner Stämme, die keine Beziehungen zu einander haben und sich mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen. Die einzelnen Volksstämme wohnen da in wieder in Gesellschaften weit über das Land verteilt, ohne von besonders einflussreichen Herrschern regiert zu werden. Die Verfassung ist eine republikanische, der einzelne König oder Dorfhäuptling nimmt etwa die Stellung unserer Dorfschulzen ein; er hat herzlich wenig zu sagen, und ebenso hat auch der Stammeshäuptling kein allzu großes Ansehen, despotisch

\*) Vortrag auf der III. Generalversammlung des Norddeutschen Vereins für Kolonisation und Export. 1881.

regierende Herrscher giebt es nicht. Als eine besonders charakteristisch Eigenschaft der Völker am unteren Kongo muß es bezeichnet werden, daß sie insgesamt eine große Aversion gegen den Krieg haben. man sucht zunächst alle Streitigkeiten durch Verhandlungen, sog. Palaver, die oft tagelang dauern, und bei denen eine erstaunliche Redefertigkeit einmündet wird, zu schlichten. So zeigt dies eine nicht zu unterschätzende Stufe von Gesittung, die beispielweise selbst gegenüber das waffenstarrende Europa kontrastiert. Kommt es wirklich einmal zu Blutvergießen, so giebt es kein mörderisches Abschneiden, sondern es fallen gewöhnlich nur ein paar ganz zufällig getroffene Opfer dem Kriegesmoloch anheim, und dann wird die Sache alsbald durch neue Palaver zu Ende geführt. Bewaffnet sind jene Völker jetzt alle mit Stein- und Blei- und Eisenwaffen, die einen großen Handelsartikel ausmachen, aber auch Hinterlader haben schon vielfach Eingang gefunden.

Bei allen diesen Stämmen herrscht Polygamie, die Treue der verheirateten Frau wird im allgemeinen sehr erschüttert bewacht und Untreue hart bestraft, nicht ganz selten sieht man an Kreuzwegen Holzkreuze errichtet, an denen menschliche Geleise hängen: hier haben die Ehebrecher ihre Schuld gebüßt, indem sie lebendig angehängt und dann dem Hungertode überlassen wurden. Die Hauptlast der Arbeit ruht auf den Frauen; sie haben die Felder zu bestellen und den Haasstand zu versehen, während der Mann die Produkte des Handels nach den Faktoreien trägt, in Palavern seine Redefertigkeit läßt, oder die Zeit mit Rauchen und säßem Nichtsthum verbringt.

Im allgemeinen ist der Kongoneger gutmüthig und leicht zu belandeln, unsouk, je weniger er mit dem Europäer bis jetzt in Berührung gekommen ist. Man kann augenblicklich von Bivi nach Stanley-Pool mit einem Stod in der Hand wandern, ohne befürchten zu müssen, eine Gefährdung für sein Leben von Seiten der Landesbewohner zu erfahren. Dort freilich, wo der Neger lange bereits mit dem weißen Mann verkehrt hat, wie a. a. der Küste, wo er alle die niedrigen Leidenschaften desselben zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, da ist er schwieriger zu behandeln. Ein jeder, der den Neger und seine Natur in den verschiedensten Lebenslagen vorurteilsfrei studiert hat, wird zugeben müssen, daß der afrikanische Schwarze, selbst wenn er Kravatte und gepulzte Stiefeln trägt und Missionsschulen besucht hat, im Durchschnitt nicht auf gleiche Stufe

mit dem Weißen zu stellen ist. Seines Last-, Pflicht- und Ehrgefühls, welches wir im allgemeinen bei dem Weißen finden, wird man nie oder nur äußerst selten bei einem Neger erwarten können. Der von der Kultur noch nicht belebte und verderbete Neger ist wie ein kleines Kind; giebt man allen seinen Launen und Wünschen nach so wird er frech und aufdringlich, will alles und jedes haben, was er sieht, und wird ein unumsstößlicher Patron. Wenn man ihm aber von vornherein seine Stellung deutlich zu machen, so ist er sehr leicht zu lenken. Darin liegt das Geheimnis der großen Erfolge Stanley's, daß er, wie sobald kein anderer, den Neger bei seinen Schwächen, seiner Eitelkeit zu fassen weiß, seinen Charakter und seine Gesinnungen eingehend studirt und durchsaut hat, so daß er schließlich auch den Widerwilligsten sonstigen um den Finger wickelt.

Der größte Feind alles Fortschrittes in Afrika wird stets die heftige Abneigung des Negers gegen die Arbeit sein, obwohl er, wenn er will, erstaunliches leisten und dann, nach harten Anstrengungen des Tages Mer noch bis spät in die Nacht hinein singen und tanzen kann. Allein er arbeitet in den meisten Fällen nur gezwungen. Das wenige, was er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, wäscht von selbst, oder unter geringer Nachhilfe; ihn drücken keine Sorgen um Steuern, Wohnung, Kleidung und Heizung und deshalb arbeitet er auch nur gerade soviel als er absolut muß, um sein Leben zu fristen und die Mittel zum Ankauf einiger ihm werthet Genüsse, wie Tabak und Branntwein, zu verdienen.

Er wird nie der freiwillige und zugleich ausdauernde und zuverlässige Arbeiter des Weißen werden; er wird zwar hier und da bereit sein, mit Hand anzulegen und gegen Bezahlung eine Arbeit übernehmen, sobald er aber genug verdient zu haben glaubt um sich einige Zeit dem vergnüglichen Nichtsthun hinzugeben, wird er regelmäßig vom Arbeitsplatz verschwinden, und es wird auf ihn für eine Zeitlang nicht zu rechnen sein.

Man denke nur an den verwerflichsten Zustand der westindischen Inseln, vor allem Domingo und Jamaica, die seit Aufhebung der Sklaverei und Zwangsarbeit so unendlich zurückgegangen sind.

Da, wo der Schwarze in Westafrika arbeitet, verlangt und erhält er notgedrungen regelmäßig mehr Lohn als bei uns der gewöhnliche Tagelöhner und Arbeiter. Zimmerleute aus Afrika an der Goldküste, die recht geschickt arbeiten, aber viel weniger Arbeit



täglich leisten, als ein weiser Zimmermann, erhalten 4—6 L. Lohn pro Monat, außerdem noch freie Station, in der sie nicht selten sehr anspruchsvoll sind und europäische Konserven verlangen. Hinlänglich bekannt sind die Preise, die zuweilen für Trägerdienste verlangt und bezahlt werden. Am unteren Kongo werden für einen dreitägigen Marsch, wobei der Träger circa 60 kg zu tragen hat, mit europäischem Geld circa 10 M. in Manchesterwaren und Rum bezahlt und womöglich noch Reis als Proviant für die Reisedauer hinzugefügt. Dem gegenüber sei nur nebenbei angeführt, daß ein deutscher Landbriefbote, der viel mehr Kilometer täglich zurücklegen muß um seiner Aufgabe gerecht zu werden durchschnittlich 400 bis 500 M. pro Jahr erhält, in einzelnen Gegenden sogar nur 75 M., bis 1 M. pro Tag bei 8—10 stündigem Dienste. Schwer dürfte es sein, einen Neger zu finden, der durch seiner blinde Arbeit es zu etwas gebracht hätte. Die selbst nach europäischen Begriffen ganz wohlhabenden Neger, die man an der Westküste von Afrika zu sehen findet, und die es sich eine Ehre sein lassen, den sie besuchenden Weißen mit Champagner und allerhand europäischen Konserven zu bewirten, sind zu ihrem Reichtum, der es ihnen gestattet, aus Europa eingeführte Holzhäuser zu bewohnen und diese mit Möbel und Geschmuck aller Art höchst geschmacklos anzufüllen, nur durch den mittellosen, Gewinn bringenden und von ihnen monopolisierten Zwischenhandel zwischen Europäern und den Bewohnern des Hinterlandes gekommen.

Je ferner von seiner eigentlichen Heimat man den Neger bei der Arbeit verwenden kann, desto bessere Resultate wird man mit ihm im allgemeinen erzielen, da er unter solchen Umständen nicht jeden Augenblick die Sache liegen lassen und nach Hause gehen kann, wenn ihm die Anstrengung leid wird. Die Arbeiter aus Kongozibar, welche unter Stanleys eiserner Faust den Dampfertransport am Kongo betwerkstelligten, würden in ihrer Heimat diese Arbeit jedenfalls nicht geleistet haben. Fern von derselben muhten sie aber ausharren und konnten nicht davonlaufen, wenn sie nicht im ersten besten Falle von den Bewohnern aufgefangen und zu Sklaven gemacht sein wollten; so würden sie ihre Heimat nie wieder zu sehen bekommen.

Eine Institution, welche die Kongovölker mit allen mittelafrikanischen Völkern gemeinsam haben ist diejenige der Sklaverei, und es ist wohl am Platze, bei diesem Punkte zu einem Augenblick zu verweilen.

Ein Sklavenhandel und Sklaventransport besteht bekanntlich im Gegensatz zu Ost- und Nordostafrika an der Südwestküste dieses Erdteils, soweit es die Beteiligung von Weißen an demselben betrifft, nicht mehr, die portugiesischen Kolonien etwa ausgenommen, wo eine Art Zwangsarbeit auf Zeit mit einer gewissen Berechtigung noch aufrecht erhalten wird. Das letzte Sklavenichiß hat etwa 1874 die Kongomündung verlassen, es kommt also diese Seite der Sklavensfrage für die Kongoländerelen nicht mehr mit in Betracht. Aber gerade diese war die gehässigste. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß erst durch die Rohheit und Grausamkeit, mit welcher die Europäer die Sklaven namentlich als der Handel mit denselben für illegitim erklärt und verpönt wurde, behandelten, die Institution den verabscheuungswürdigen und hassenswerten Charakter angenommen hat. Die Sklaverei unter Negern selbst hat einen ganz anderen, viel milderen Charakter. Der Neger betrachtet seinen Sklaven nicht wie der Europäer als eine Maschine, die man zu energischer Thätigkeit anspannen und ausnützen muß, um Geld mit ihr zu verdienen, sondern ihn gilt der Sklave, da er selbst die rastlose Thätigkeit des Europäers nicht kennt, vielmehr als ein Mittel zur Gewinnung eines vermehrten Nachschubs, denn als ein wenig rentables Anlagemittel seines Vermögens. Die Sklaverei unter den Negern selbst hat viel mehr den Charakter der Hirtigkeit, als den, welchen wir gewöhnlich unter der Bezeichnung Sklaverei verstehen. Die Institution der Sklaverei ist daher auf das innigste mit dem ganzen Wesen der Neger verwachsen.

### III.

#### Die Negerkönigreiche am unteren Kongo.\*)

Der Distrikt zwischen dem Kongo und Loango, letzteres mit eingeschlossen, ist in drei Königreiche eingeteilt: Ngoyo oder Gabinda, Kakongo und Loango. Jedes ist von ziemlich beträchtlicher Ausdehnung, und hinsichtlich der Größe stehen sie zu den winzigen

\* Herr R. B. Kellie, seit vielen Jahren in Boma da Kamba an der Kongomündung als Kaufmann anwesend, überlieferte der Königssohnlichen Gesellschaft in Bremen ein interessante geographische Studie über „die Volksstämme am Kongo“ (Deutsche Geogr. Anzeiger 1884, Heft 4) woraus wir die nachstehende Skizze herausgehoben haben.

Kongoreichen südlich vom Kongo in großer Gegensatz. Die Königreiche Ngoyo und Kalongo haben die Eigentümlichkeit, ungefahr seit den letzten vierzig Jahren „Regentschaften“ zu sein; wahrscheinlich werden sie auch in Zukunft noch für unbestimmte Zeit ohne gekrönte Häupter bleiben. Die „Regenthaft“ ist nur nominell und in gewissem Grade eine Ceremonie; irgend welche besondere politische Macht scheinen die Regenten nicht zu besitzen. Das Königreich Kalongo sowohl wie Ngoyo ist in bestimmte Bezirke eingeteilt, und die Häupter der bedeutendsten Städte halten Ordnung und entscheidenden kleine Streitigkeiten. Es ist auch ein höherer Beamter vorhanden, der Mambulu, der in solchen Angelegenheiten zu Rate gezogen wird, die von den Häuptern der Bezirke nicht entschieden werden können, auch giebt es einige Neurane, die unter dem Titel: Mlongovo Kapita bekannt sind, und einige andere. Der Mambulu würde dem Könige folgen, wenn ein König vorhanden wäre, oder da der „Regent“ wenig Macht hat, so ist der Mambulu wirklich der mächtigste Mann im Königreiche. Es giebt mehrere Mamoulas in verschiedenen Gegenden, aber nur einer von ihnen hat den erwähnten hohen Rang.

Das Königreich Loango wird von einem regierenden König beherrscht, aber seine wirkliche Macht erstreckt sich nur auf Gegenden, die von seiner Stadt aus leicht erreichbar sind; die Regierung des übrigen Teils des Königreichs (soweit es von den Franzosen oder der internationalen afrikanischen Gesellschaft noch nicht in Beschlag genommen wurde) ist in den Händen kleiner Potentaten, so wie sie in Kalongo und Ngoyo bestehen. Dieser Übergang königlicher Macht in die Hände von Vizekregenten ist gewöhnlich ein Zeichen teilweiser sozialer Auflösung; der plötzliche Wechsel der Verhältnisse läßt Unterwerfung unter eine centrale Autorität weniger zweckmäßig erscheinen als sonst, denn solcher Wechsel mindert gewöhnlich die Notwendigkeit militärischer Leistungsfähigkeit. Tritt ein derartiger Fall ein, so bleibt die monarchische Form erhalten, aber die Volksmacht steigt. Wo der Wechsel plötzlich stattfindet, ist die bezeichnete Folge sehr wahrscheinlich.

Im Königreich Ngoyo besteht eine Einrichtung, die augenscheinlich aus einer Zeit, die kriegertischer war als die jetzige, stammt, und welche, obgleich sie ihren Nutzen verloren hat, doch in der Form sich noch erhält. Ich spreche von einer Anzahl Ndinga (Nidunga im Plural) genannter Hofbeamten. Diese Leute bilden eine geheime

Organisation; sie tragen einen mächtigen Mantel aus Palmbliättern, welcher sie von Kopf bis zu den Füßen bedeckt, und eine altschönliche Maske überträgt alles. Diese Maske dient wahrscheinlich dem, daß jeder seine Gefährten erkennen kann, aber sie wird oben auf dem Kopfe getragen, das Gesicht ist vom Mantel bedeckt. Die Öffnung vorn im Mantel gestattet dem Träger herauszutreten, ohne selbst erkannt zu werden, und ferner dient sie dazu, einem Hais noch freien Spielraum zu gewähren mit welchem der Ndunga in allerlei kleine Gegenstände hineinhalt, die er zu stehlen Lust hat. Diese Männer haben das Vorrecht, alles, was sie erreichen können, zu stehlen, ja, sie dürfen sogar den, der sich ihnen dabei widersetzt, töten, und vor allem töten sie jeden, der ihre Identität entdeckt. Nichts, was sie in ihrem Charakter als Ndunga thut, ist strafbar, und wenn sie sich in Walde verbergen und ihre Tracht ablegen, so weiß niemand, daß der Mann, der da in seiner gewöhnlichen Kleidung wieder herauskommt, Ndunga ist. Sie verstellen ihre Stimmen, wenn sie mit anderen reden und sprechen mit Antelstimm. Dieses erhöht noch die durch ihr schneidendes Aussehen hervorgerufene Wirkung. Nur durch die althergebrachte Sitte ist es zu erklären, daß bei dem gegenwärtigen sozialen Zustande des Volkes diese Inloguteneinander noch geduldet werden. Sie sind eben ein Überbleibsel aus früheren Tagen, als der König noch mächtig, als die Bevölkerung noch in militärische Rangstufen eingetheilt, jeder der Sklave der höheren und der Herr aller anderen Rangstufen war. Wie erlangte aber in jenen Zeiten der Schwache Bestand gegen den Stärkeren, wenn er tyrannisch behandelt wurde? Er hatte einen unbekannten Freund; der Ndunga floht den Unterdrückten dem König an, ohne die Rache zu fürchten. Sie waren die geheime Polizei, welche den König von den Mißhandlungen der Stärkeren gegen die Schwachen in Kenntnis setzten. Die Dienste, welche sie dem Volke leisteten, waren von so großem Werte, daß die Ndunga für unverletzlich angesehen wurden, welche Mordereien sie auch begehen mochten. Ohne Zweifel pflegte der König die Ndunga zurückzuhalten, wenn er erfuhr, daß ihre Handlungen die Grenze der Mäßigung überschritten, aber sie mußten ihre Stellung durch ihren unerschrockenen Muth behauptet haben und das Wissen, welches sie auf diese Weise erlangten, sichert noch heute ihren Bestand obgleich sie ihren Zweck nicht mehr erfüllen. Was ich hier berichtet, ist die Tradition welche sich unter diesen Stämmen erhalten hat, mit Ausnahme der Voraussetzung, daß es

eine kriegerische Organisation des Volkes gewesen ist; wir müßten dies aber, wie ich glaube, nach den bekannten früheren Funktionen des Ndunga zu urtheilen doch annehmen. Es ist ziemlich augenscheinlich, daß als die Einsetzung der Zindunga erfolgte, eine engere Gemeinschaft bestanden haben muß, wogegen jetzt die einzigen Spuren von Gemeinschaft gelegentliche Annäherung einer Stadt zu die Angelegenheiten einer andern und auch die Ansprüche einiger Fürsten auf eine gewisse Herrschaft in einer der Nachbarstädte sind.

Das nördliche Ufer des Kongo hat ähnliche Rüge hinsichtlich der Regierungsform aufzuweisen, und in der Gegend, von welcher aus ich schreibe, Ponta da Penha sind die Gemeinschaften einfach, indem nur den benachbarten Häuptlingen von den Einwohnern eine gewisse Ehrerbietung, je nach Stand und Macht, bezeugt wird; von einer Unterordnung unter eine Centralherrschaft, König oder Regent, ist hier nicht die Rede. Wenn wir den Fluß aufwärts gehen, finden wir in Boma acht gemeinschaftlich regierende „Könige“, die in den Unterabteilungen mit weichen Kaufleuten präsidieren. So kommen wir auch hier wieder auf eine gelegentliche Phase des Rückschlusses der politischen Organisation: der vereinigte regierende Vorstand hat etwas Ähnlichkeit mit der Einrichtung im Königreiche Ngoto, wo die Centralmacht verschwunden ist, und nur einzelne Lokalregenten mit lediglich nomineller Zehnpflicht zurückblieben.

Das ganze südliche Ufer des Flusses und die das nördliche Ufer begrenzenden Inseln von Ponta da Penha bis Banana, wo die Zafila enden, sind von Stämmen, die unter dem Namen Mforongos bekannt sind, bewohnt; ihre Gebräuche und Sitten weichen von denen der Stämme von Ponta da Penha etwas ab. Sie werden von Lokalkönigen und Beamten regiert, die nur Häupter gewisser Städte sind, aber mehr persönliche Macht haben, als ihre Nachbarn, die mit dem Cabinda-Stamme ein Bündnis geschlossen haben. Bis vor kurzem haben sie sich immer durch ihre Räubereien ausgezeichnet, die nach einem gewissen System betrieben wurden. Sie haben die Einrichtung der Ndunga nicht, aber es giebt hier noch ein Ueberbleibsel einer anderen eigenartigen, Nkambi (Nur.: Inkambi) genannte Einrichtung, welche höher am Flusse hinauf von den Palafillen bis ins Innere in Blüte steht.

Die Inkambi gleichen den Zindunga von Cabinda insofern, als sie ebenfalls privilegierte Räuber, jedoch anderer Art, sind. Wir müssen sie weiterhin noch genauer erwähnen, da sie die persönliche



Macht des Häuptlings vermehren. Wir finden hier auch die Sitte der festen Verlobungen und überhaupt einge Eingehtungen, die von denen der anderen Flußstämme verschieden sind, wie z. B. die größere Streularkheit der Misorongo. Indem wir diese Verschiedenheit betonen, müssen wir doch zugleich anerkennen, daß bei verminderter Kriegslust und zunehmender Industrie die Mißstände in der Regierung sich abschwächen und vermutlich bald ganz verschwinden werden.

Im Bezug auf die Stämme höher am Flusse hinauf ist meine Kunde nur sehr mangelhaft. Ich muß jedoch erwähnen, daß an den Ufern des südlichen Ufers gegenüber der Landstrecke zwischen Boma und Bavi (welche beide Orte am nördlichen Flußufer liegen) die Häuptlinge bis zu einem gewissen Grade Lehensvassallen des Königs von Kongo sind, d. h. des Herrschers des ehemaligen großen Königreiches Kongo, das vom Flusse ab ziemlich weit ins Innere reichte und an die portugiesische Provinz Angola grenzte.

Die persönliche Macht des Königs von Kongo scheint jetzt auf eine kurze Strecke im Umkreis um die Stadt San Salvador und auf dieselbe beschränkt zu sein, seine Gewalt über die untergeordneten Häuptlinge bezieht sich nur noch auf die Bestätigung ihrer Wahl durch die Ceremonie der „Krönung“ oder auf die Überreichung ihrer Amtstracht.

Seit ich diese letzten Bemerkungen niederschrieb, bin ich auf einen Umstand aufmerksam geworden, der die Regel, daß gemeinsame Gefahr die Macht des Königs stärkt, in helles Licht stellt. Die Entfaltung oder Behauptung königlicher Macht hat bis jetzt geruht und ist erst durch die Notwendigkeit des Schutzes gegen die Ansprüche der internationalen Gesellschaft erweckt worden. Nachdem diese weit und breit das Recht der Herrschaft „erworben“ hat, so wendet jetzt der König von Kongo dagegen ein, daß die betreffenden Häuptlinge seine Vasallen seien und verweigert die Rechtsabtretung anzuerkennen. Die in Frage stehenden Häuptlinge erkennen natürlich lieber ihre Abhängigkeit vom König von Kongo, als von der „internationalen Gesellschaft“ an, jetzt, nachdem sie wahrgenommen haben, daß dieses die Vereinigung ihrer „Verträge“ ist und es läßt sich voraussetzen, daß von dieser Seite her versucht werden wird, der Gesellschaft Widerstand entgegenzusetzen. In diesen Gegenden wurden wir die Zinkimbi, die ich schon erwähnte und denen ich jetzt noch ein paar Worte widmen muß. Die Zinkimbi sind eine Anzahl Sin-

geborener, die für Zauberer gehalten werden, sich weiß bemalen, die Lippen schwarzzen und unentkleidet gelben, mit Ausnahme eines Zuges von Balanulatern den sie mit Hilfe eines Bandes um den Hals schlagen. Es gehört eine formliche Unterwerfung dazu, um in diesen Orden eintreten zu können. Der Neuling wird von dem obersten Zauberer unter den Einfluss eines kräftigen Einschlüferungsmittels gestellt, und man glaubt, daß die Wirkung der Medizin sei, den Trug zu töten, jedoch der Zauberer erweist ihn nach drei Tagen. Danach ist er, wie sie sagen, ein anderer Mensch, bekommt auch einen anderen Namen und erhält Unterricht in der Kikimbisprache, eine Sprache, die wir ich aus guter Quelle erfahren habe, der übrigen Eingekorenen sowohl ihrer Bedeutung, als dem Ursprung nach ganz unbekannt ist. Zwei Monate lang ist das Waschen verboten und allerlei feierliche, geheimnißvolle Gebräuche werden erfüllt, deren Natur ich nicht kenne. Einige sagen, daß Fleischessen dem für immer verboten sind, aber ich weiß nicht, ob das wirklich so ist. Diese Zinkumbi sind den Häuptlingen bestimmter Gegenden gegeben, doch kenne ich ihre Funktionen nicht. Sie weigern sich, ihre Muttersprache zu sprechen, wenigstens so lange sie in ihrer eigenthümlichen Tracht sind, und sie dürfen jeden, der sie mit ihrem früheren Namen anredet, töten. Dies ist alles, was ich über die Zinkumbi weiß, aber es ist ganz offenbar, daß eine, so wie die der Kongo-Eingeborenen eingerichtete, Gemeinschaft, solch eine Institution nicht ins Leben rufen konnte; die einzige, mir hierfür möglich erscheinende Erklärung ist, daß in früheren Zeiten diese Gegend von einer erobernden Masse überwältigt worden ist, die einen Orden von Priestern mitbrachte welche zugleich Zauberer waren, und daß einige aus der besiegten Rasse in den Priesterorden aufgenommen worden sind die dann die Vorrechte der Sieger hatten. Der Priesterstand, der sich gewöhnlich einer älteren Sprache bediente, als der sonst gebräuchlichen, behielt diese geheiligte Sprache bei und überlieferte sie späteren Nachkommen, wie die Kikimbisprache wirklich eine Überlieferung ist, und nur durch diese Annahme kann ich eine Antwort auf die Frage „Woher kam diese fremde Sprache?“ finden.

R. C. Phillips.

## Mussumba.

Ein Stühlbild aus dem Lunda-Reiche im Süden des Kongostaates.

Mussumba, die Hauptstadt des Matiambo \*) im Lunda-Reiche, bietet zur Anlage einer Station den Europäern nicht bloß ein gesundes Klima, sondern auch, obgleich 150 d. Meilen von der Küste im Innern gelegen, mehr Sicherheit des Lebens und des Eigentums als manche Küstenstadt.

Das Klima der Gegend von Mussumba gleicht in der That dem eines nicht heißen Sommers in Deutschland, sodaß der Europäer dort ebenso leben kann, wie in seinem Vaterlande, ohne im geringsten von der Witterung ungünstig beeinflusst zu werden. Der Reisende, welcher von einem heißen, nicht gesunden Küstenstriche allmählich weiter und weiter nach Osten zieht trägt den besten Maßstab eines heißen und nicht milden glühigen und unglühigen Klimas an seiner Gesundheit von Gegend zu Gegend mit sich fort, und wenn er 8 Monate lang und länger in Ländern gereist ist unter ungewohnten Entbehrungen und Strapazen aller Art, die an der Küste die verschiedensten Krankheiten zur Folge haben würden, ohne auch nur im geringsten von einer Unpäßlichkeit befallen gewesen zu sein, so wird er berechtigt sein, das Klima als ein ganz besonders gesundes zu schildern; und unter dieser Voraussetzung kann ich das Klima der Länder zwischen dem Kulu-Fluß und Mussumba, sowie den letzteren Ort selbst, für außerordentlich angenehm und gesund erklären. In zweiter Linie würde sich Mussumba besonders darum für europäische Ansiedelungen eignen, weil der ganze Volksstamm des Lunda-Reiches, namentlich aber die Einwohner in der Mitte des Landes, die Kalunda\*\*), ein gutmütiges, friedliches und dem Europäer gewogenes Volk sind. Während diejenigen Kalunda, welche fern von ihrer Hauptstadt\*\*\*), das Land bewohnen, nicht intelligent genannt werden können, zeichnen sich die

\*) Matiambo u. Munda Jambo (Großer Vater Jambo, nach der Aussprache der Eingeborenen).

\*\*) Ka heißt der Mann, Lunda das Land; Kalunda, der Lunda-Mann.

\*\*\*) Das Land der Kalunda begrenzt wenige Tagereisen westlich vom Kaka-Strome und ist nicht zu verwechseln mit dem der Kolo welche ebenfalls in Lunda wohnen und Unterthanen des Mlota Jambo sind.

Bewohner von Musumba durch Intelligenz und Ungänglichkeit in Verkehr mit den Weißen vorteilhaft vor allen mit bekannten Eingeborenen aus.

Die regelmäßige Handelsverbindung, welche die Hauptstadt in vielen Jahren durch Vermittelung schwarzer Händler mit der Küste unterhält, die Tributleistungen der verschiedenen Häuptlinge von Lunda an Muata Jambo, und die damit verbundene langjährige und fortdauernde Verkehrung mit andern Stämmen werden das Ihrige dazu beigetragen haben, die Einwohner von Musumba speziell die Mitglieder der Dynastie Muata Jambo's, auf eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe zu bringen.

Musumba bietet denn auch dem Weißen einen ungleich angenehmeren Aufenthalt als irgend ein anderer Ort in dem von mir durchkreuzten Gebiete. Ein freundliches, ehrerbietiges Benehmen wird ihm von allen Seiten entgegengebracht, und die ca. 17000 Einwohner zählende Stadt mit dem Hoflager des Fürsten, den Großen des Staats, den zum Besuch weilenden Handels- und Tribut-Karawanen ferner Länder, mit Freien und Sklaven, mit Reichtum und Mangel, eröffnet ihm in ethnologischer Beziehung ein reiches Feld für seine Tätigkeit. Wer in Lunda geteilt ist und gewohnt war, in menschenleerer Wildnis oder in jämmerlichen 1 bis 2000 Seelen zählenden Dörfern zu leben, wird beim Betreten von Musumba denselben Eindruck empfinden, den vielleicht der europäische Dorfbewohner beim ersten Besuch der großen Residenz seines Vaterlandes erhält. Während in den gewöhnlichen Dörfern von Lunda kein öffentlicher Kaufmarkt abgehalten wird, und die Häuptlinge ihren Unterthanen an persönlicher Einfachheit fast gleichkommen, findet zur großen Bequemlichkeit des Reisenden in Musumba täglich während der Vormittagszeit ein bedeutender Markt statt, auf dem Lebensmittel und Industrieerzeugnisse feilgeboten werden, und das luxuriöse Hofleben Muata Jambo's, sowie das Treiben der zahlreichen Menschen bietet reichlich Stoff zu interessanten Beobachtungen und zur Unterhaltung. Das lustige, geräuschvolle Volksleben erreicht seinen Höhepunkt in den regenlosen Sommertagen, hauptsächlich des Nachts; da erleuchten nach allen Richtungen hin, von nah und fern, zahlreiche Wachfeuer, hoch auflodernd, den Himmel; von allen Seiten ertönt der Tam-tam, die Trommel, und der gellende Chorgesang zum Tanze, ohrenbetäubend und schlafverschreckend wirkend auf ein nicht an das geräuschvolle Leben der Großstadt gewöhntes Ohr.

Eine Schattenseite, hervorgerufen durch die häufigen Intriguen zwischen den zahlreichen reichen Familien, ist in Mussumba die Fetschverdächtigung. So lange ein Reisender nur kleine Dörfer berührt, wo die Einwohner unter ihrem Häuptling gleichsam eine Familie bilden, sind Fetschverdächtigungen äußerst selten, während in der großen Hauptstadt Fetscherklärungen mit Hinrichtungen seitens des Häuptlings oder Wikitrinken sehr häufig sind. Muata Jambo selbst ist sehr abergläubisch, sodaß die Ursache des kleinsteu Ereignisses stets auf Zauberei zurückgeführt wird; indessen ist jeder Weise so ipso vom Verdachte des geistigen Zauber Verbrechens ausgeschlossen, da er in Folge seiner geistigen Überlegenheit mit dem Häuptling auf derselben Stufe rangirt. Muata Jambo gilt in seinem Reiche als der größte Zauberer, der als solcher heimlich schätzen und strafen, aber niemals von einem Menschen als Zauberverbrecher angeklagt werden kann. Ein Europäer in Mussumba müßte sehr unvorsichtig sein und ganz besondere Umstände müßten eingetreten sein, um ihn bei den Eingeborenen in den Verdacht der straffaren Zauberei zu bringen. Muata Jambo gab einen besondern Recept vor meinen Fähigkeiten kund, wenn er sich regelmäßig allerlei Gegenstände, z. B. Spiegel, Brennglas, Salz, Ziegen u. von mir holen ließ, um sie zu gebrauchen, wenn er, wie üblich, fast alle 4 Wochen einen oder zwei Tage im Geheimen mit seinem Zauberaffistenten beschäftigt war, Staatszaubermedizin zu bereiten.

In Mussumba ist man stolz darauf, schon seit so langer Zeit mit den Europäern gehandelt zu haben, und die ganze Nation betrachtet es als ein besonderes Glück, wenn eine Karavane von Küstennegern oder gar ein Weißer die Hauptstadt besucht. In ganz Lunda, so sagt man in Mussumba, sei noch niemals — so lange ein Muata Jambo regiert — ein Küstenhändler erschlagen worden, und als der jetzige Herrscher im Mai 1874 den schwarzen Händler Deferra, aus Umbacca in Angola, harrichten lassen wollte, weil er nach dem Tode des Vorgängers im Verdacht stand, gegen seine Thronbesteigung intriguiert zu haben, traten sämtliche Kilolos (Edelleute) und die Lufokessa (Königin) zusammen und protestirten gegen die Exekution, um das Land nicht mit der Schande eines Mordes an einem Händler von der Küste zu bedecken.

Der Landwirtschaft ist Boden und Klima von Mussumba besonders günstig. Die weite, nach vielen Quadratmeilen zählende Ebene von Mussumba ist ein Gradmeer mit wenig Büschen und



Bäumen, in dem unzählige Stationen überall die ausgedehnten Plantagen und Viehweiden anlegen können. Überall sind die Thäler zwischen den Fügeln von Bächen durchfurcht, welche stetes und gesundes Wasser liefern und in einzelnen Schluchten der Bäche, sowie auf dem Plateau nach Kabele befinden sich mächtige Urwälder, welche das Bau- und Brennholz liefern. Obgleich die Eingeborenen reichlich Lebensmittel bauen und Kuata Jambo sogar recht ansehnliche Plantagen besitzt, so beschränkt sich der bebauter Boden im Verhältnis zu den weiten unbedauten Flächen auf ein Minimum, sodass von eigentlichem Ackerbau in unserm Sinne überhaupt nicht die Rede sein kann. Ähnlich verhält es sich mit der höchst unbedeutenden Viehzucht, die namentlich durch Einführung von Rindvieh einer außerordentlichen Entwicklung fähig werden konnte.

Dr. Paul Vogge.

(Mittheil. der Anth. Gesellsch. Berlin 1880. II. 3.)

## Dondo, ein Fiebernest in Angola.

Dondo am Koanza, dieses giftigste Fiebernest von ganz Angola, weit berüchlagt wegen seiner Hitze, in dem der Waise zu beständiger Kränklichkeit verurtheilt ist, wo man es kaum wagen darf, während des Tages weiter als eben nur über die Straße zu gehen, liegt gerade am oberen Ende der Koanzaniederung, gerade da, wo sich diese mit einer dreieckigen Bucht zwischen die Berge hineinschiebt. Die vollständig eben gelegene, mit einer Zone von Maisfeldern umgebene Ortschaft, bedeckt einen verhältnismäßig ziemlich ausgedehnten Raum, da alle die in zierlichem und sehr entsprechendem Stil gebauten steinernen Häuser der Kaufleute weite Höfe und Lagerhäuser anschließen. Es mögen davon ungefähr fünfzig hier sein. Hier oder fünf besitzen ein vleres Stockwerk, alle andern haben nur ein Erdgeschos, Glasfenster giebt es hier nicht mehr, sie sind auch gänzlich entbehrlieh bei der gleichförmig schwülen Temperatur, die hier Jahr aus Jahr ein herrscht. Eine sehr schadhafte Kirche, die äußerlich jedes Schmuckes entbehrt, eine Kaserne und

ein Gefängnis, aus dessen vergittertem Innern beständig schwarze Gesichter herausgreifen, dann oben auf dem Berge das höchst dürftige Hospital und zugleich verfallene Fort mit drei zerbrochenen Kanonen sind die öffentlichen Gebäude. In der Mitte ein großer viereckiger Platz, mit Cajabäumen (*Spondias lutea*) aus Brasilien bepflanzt und einige gerade breite Straßen, überall voller Unrath, dahinter und außen herum drei oder vier Gruppen von Negerdörfern mit ihrem Labyrinth schmaler, schmutziger Gassen von Strohhütten und Strohhütten, dann vorne am Palmenufer des Roanza eine zertratene Wiese, auf welcher die kleinen, schwächlich aussehenden Kinder und Ziegen der Gemeinde weiden und wo unter Tamarinden, Mafumerras und Casas der tägliche Markt abgehalten wird, sind die wesentlichsten Sehenswürdigkeiten. Namentlich der Markt mit den großen, zu Reihen geordneten Schüsseln weißschimmernden Maniokmehles, mit den Haufen von Maiskolben, von Bohnen und Erbsen, von Brennholz und gedörrten Fischen, hinter welchen robuste schwarze Hölzerinnen sitzen, um die sich unter dem nie fehlenden Gekläp und Gepolter den ganzen Tag ein dunkles Gewimmel von Negern und Negerinnen strecket, dürften den Ankömmling am meisten interessieren. Dort hat man auch Gelegenheit, zu beobachten, welche elende Rasse dieses feindliche Klima erzeugt. Da ist kaum eines der vielen nackten dünnbeinigen Kinder mit biden aufgeschwollenen Hängebäuchen ohne fauligrothen Nabelbruch und jedes zehnte dieser verkümmerten menschlichen Wesen ist einäugig und lahme. Hier kann man die abschreckendsten Dinge von schlecht geheilten Weinbrüchen, Contracturen, Brandwunden und Geschwüren sehen. Hier sah ich das Entsetzlichste, was mir jemals vorgekommen — ein lebendes Skelett, mit Schmutz bedeckt, in schmutzige Lumpen gehüllt, mit struppigem Haar, statt des Gesichtes nichts als eine unsymmetrische Geschwulst voll vertrockneten Eiters mit zwei tiefen Löchern, von denen das eine Zähne fletschend, Mund und Nase, das andere ein bereits verlorenes Auge bedeutet, während das zweite Auge noch unverletzt aus seiner Höhle hervorleuchtet. Es ist offenbar ein bösartiger Krebs an der Schädelbasis, was diese furchterliche Zerstörung angerichtet hat. Seitdem ich neulich so unvorsichtig gewesen bin, jenem unglückseligen Schicksal einen Macenta zuzuwenden, tanzt es jeden Morgen vor meinem Fenster auf der Straße unten, und ein zahlreiches Publikum von Weibern und Kindern steht herum und freut sich mit äffischem Gebaren des gräßlichen Anblicks.

Nach unter den Weißen und Halbweißen sieht man hier die traurigsten Gestalten. Namentlich die wenigen Mischlingskinder sehen erbärmlich leidend und freudlos aus und auch bei ihnen findet man nur zu häufig Geschwüre der schlimmsten Sorte. Was für elende Existenz führt hier so mancher kleine Kaufmann, der beklagend, gelb und vom Fieber geschüttelt, dazu verdammt ist, Tag für Tag in seinem kleinen Laden zu lauern, hinter lauter Schaustafeln, schlechten Messern und schlechtem Rattun, roten Uniformröden und rot angestrichenen Steinschloßgewehren mit leeren Schäften, eben nur gemacht, um damit die dummen Neger um ihren Kaffee, ihr Wachs oder ihren Kautschuk zu pressen.

Es fehlt übrigens nicht an manchen anziehenderen Bildern in Londo. Man begegnet hier schon einer Menge wild aussehenden, mit Kagenstelen behangenen Volkes aus dem Innern und aus den südlichen Gegenden, welches als Träger hierher gerufen ist, und fast täglich kommen und gehen Karavannen, meist von und nach Kasengo, dem großen Kaffeedistrikt. Am häufigsten sind Watlumbas, kenntlich durch fingerlange Böden über dem ganzen Kopf die sie aus ihren krausen Haaren geflochten und durch Stirnbänder festgebunden haben. Solche Karavannen, bis zu 80 Mann stark, bivouaquieren des Nachts um große Feuer gelagert in den Hölen der Kaufhäuser und ist das Wetter gut, so ertönen schöne melodische Fieber bis zum frühen Morgen gen Himmel. Regnet es, so flüchten sie sämtlich unter den Schup der Gebäude, verlegen Flur und Treppen, und kommt man spät nach Hause, so ist es oft schwer, über alle die schlafenden menschlichen Körper hinweg, sein Zimmer zu erreichen. Während des Tages hungern sie dann auf den Straßen herum und verschachern ihren Verdienst, lange Stücke weißen Baumwollenzuges, gegen andere Artikel, wobei es nicht selten zu Prügeleien kommt.

Fast mit jedem Dampfer gehen jetzt etliche fünfzig kontraktlich engagierte Schwarze aus dem Lande der Libollo als Arbeiter für San Thome nach Loanda. Jeder mit einer Blechnummer um den Hals und mit Gepäc beladen, marschieren sie gewöhnlich in geschlossener Kolonne an Bord und ein mächtig klingender, sehr harmonischer Gesang feiert auch bei ihnen den Abschied vom Vaterlande. Die musikalischen Leistungen der hiesigen Neger, wenigstens soweit sie volker Natur sind, verdienen alle Achtung. Vor einigen Tagen wurde ich morgens um vier, als es noch dunkel war, durch ein

merkwürdig ergreifendes Klagepiel, welches ganz Dondo durchhallte, geweckt. Sechs Negerinnen unter Anführung eines Mannes liefen durch die Straßen und verkündeten singend, daß einer der Ihrigen gestorben sei. An zwei Stellen von Dondo haben sich Schmiede aus Ambacu angesiedelt und fertigen, beschränkt von niedrigen Strohdächern, mit denselben naiven Blaschälgen und Hämmern, von denen bereits Exemplare im Berliner Museum sind eiserne Hacken zum Bearbeiten der Erde.

Die gelehrten Stände sind in Dondo durch zwei Hindus aus Goa vertreten. Hindus aus Goa trifft man überhaupt häufig hier zu Lande, namentlich als Priester. Auch der hiesige Priester und der hiesige Arzt sind Söhne des Lotosblumenlandes. Dr. Collaco ist ein sehr angenehmer und hervorragend gewissenhafter Kollege, mit dem ich mich oft und gern unterhalte. Er ist derselbe, der seinerzeit in Benguela Cameron an seiner Otitis behandelte. Als rühmenswürdige Ausnahme geistigen Strebens, als ein Mann, der seine Bibliothek besitzt und sich lebhaft für Naturwissenschaft interessiert, ist ferner Herr Fortunato Zagury, einem alten Judengeschlecht auf den Azoren entsprossen, zu nennen. Diesem echten Gentleman sind wir Reisende zu großem Dank verpflichtet. Denn er war es, der sowohl Herrn von Reischow als auch mir die nötigen Träger verschaffte.

Dr. M. Buchner.

Wien, den April. Woch. 1879. III.

# Central-Afrika und die Negerbevölkerung.

## Kurzer Blick auf die Geschichte der schwarzen Rasse<sup>\*)</sup>.

Die schwarze Rasse, speziell die Neger, ja selbst die Fulbe haben nie Reiche von solcher Bedeutung und Dauer zu gründen vermocht, wie die Azteken, Centralamerikaner und Germanen. In Negerstaaten sind in ewiger Fluktuation begriffen, in alter Zeit waren in Westafrika die Soninké oder Serrakulé und Mahinké oder Mandingos die Hauptmächte, erstere sind jetzt bedeutungslos und es stehen nur noch die Mandingos und die Fulbe auf der Bühne. Im Mittelalter gründeten die Berbern mit den Serrakulé die Reiche Ghana und Melle. Viele Negervölker sind ganz geschichtslos, es giebt aber selbst in der weißen Rasse ungeschichtliche, roh gebliebene Stämme. Das aus Ostafrika kommende Hirtenvolk der Fulbe drang, nach Barth, vor mehreren Jahrhunderten gegen Westen vor, stürzte mehrere Negerreiche und gründete die Staaten Massina, Gando, Sokoto und Abumua und erreichte im 16. Jahrh. den oberen Senegal, wo es im 18., vermischt mit den Mandingos und Toloßs ein großes westafrikanisches Fulbereich stiftete, während seine Nasenblinde zwischen Niger und Tschadsee das östliche Fulbereich gründeten. 1848 rief sie ihr Haupt El Hadji Omar zu einem Glaubenskampf gegen die heidnischen Neger und Franzosen auf, der 1860 mit einem für letztere günstigen Waffenstillstand endigte. Omar unterwarf hierauf bis zu seinem Tode 1864 eine

<sup>\*)</sup> Nach Berty, Anthropologie II.



Anzahl Völker des Westsudan und vereinigte sie zu einem Reiche, sein Sohn setzte den erbitterten Kampf fort der noch mehrere Jahre wüthete. — Baker behauptet, der allgemeine Charakter des Sudans sei höchstes Elend; von Aegypten schreibt er (die Nilstände in Abyssinien, II, 247), die Menschen seien an den Ufern des Nils noch eben so roh und wild, wie zur Zeit des Baues der Pyramiden. „Der Nil ist ein Segen, der jetzt bloß halb zu Wirkung kommt, aber es wird eine Zeit eintreten, wo die Welt mit Bewunderung auf ein mächtiges Aegypten blicken wird, dessen wogende Kornfelder über dieselben durstigen Wüsten, wo jetzt nur das Kamel mit der erschöpften Natur zu kämpfen vermag, bis in die weitesten Fernen laufen. Von einigen hohen Punkten werden die Menschen auf ein Reichthum von Kanälen und Becken blicken, welches das von Fruchtbarkeit überquellende Land überall durchzieht.“

In Abyssinien blühte im 4—7. Jahrh. n. Chr. das Reich von Axum, wo das Gheez gesprochen wurde; es bestand aber schon vor der christlichen Ära eine Kultur dafelbst, das Christentum wurde von 330 n. Chr. an eingeführt. Später wurde das Reich sehr durch die Kämpfe mit den Mohammedanern geschwächt, seit dem 16. Jahrh. durch die Gallas verheert. Nach der Vernichtung der Herrschaft Kassa's (Kaiser Theodor I.) durch die Engländer 1868 fiel das Land wieder in Anarchie, die wohl zur Stunde noch nicht beendigt ist.

Das berberisch-maurische Reich Marokko ist bis auf den heutigen Tag auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe stehen geblieben, war früher ein Piratenstaat, dem die kleinen europäischen Seemächte bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts Tribut bezahlten, in den letzten Jahrzehnten mit den Spaniern und (wegen Ab el Kader's Unterstützung) wiederholt mit den Franzosen in Krieg verwickelt, der mit Niederlagen endigte.

Die neueste Zeit charakterisirt sich einerseits durch das fast unaufhaltsame Vordringen des Mohammedanismus vom Sudan aus nach Süden und Westen, andererseits durch das Eindringen europäischer Kolonien und christlicher Religion und Kultur von allen Küsten des Festlandes aus nach dem Innern. Hoffentlich wird der Fortschritt des halbbarbarischen, kulturfeindlichen Islams zurückgedämmt werden.

## Die Kulturbefähigung der Neger.

Vom Herausgeber.

In dem letzten Jahrzehnt ist die Negerbewässerung Afrikas von zahlreichen Forschungsreisenden und Missionaren so eingehend studiert worden, daß das höchst ungünstige Urteil mancher Ethnographen sich wesentlich geändert hat; namentlich wird keiner mehr alle Negervölker über einen Kamm scheeren und allgemeine absprechende Urtheile wie die Franks's: „Der Neger ist ein Thier, welches möglichst viel ißt und möglichst wenig arbeitet,“ unterschreiben wollen. Als Carns 1841 die bis dahin angestellten Studien zusammenfaßte<sup>\*)</sup>, kam er zu dem Ergebnis: „Der typische Kopfbau des Negers zeigt ein weniger entwickeltes Vorderhaupt, aber ein ausgebildetes Hinterhaupt.ieht man die Lehren von der Grundbedeutung dieser Kopfgegenden zu Rate, so erhält man den Begriff eines Seelenlebens mit niedriger Befähigung zu hoher Intelligenz, aber bei viel Gemüthlichkeit mit starkem Begehren und kräftigem Wollen. Die Möglichkeit zu einem wenn auch etwas materiellen, aber doch immer echt menschlichem Lebensglück.“ — Bekanntlich ist die Negerrepublik Liberia, die der Geograph Ritter 1853 als einen „Lichtpunkt“ bezeichnete, zum größten Theile in die alte afrikanische Barbarei zurückgefallen; doch zeigen sich auch hier unter allen Mißständen Anläufe einer bessern Gefittung und eines Rechtsbewußtseins, welches diese Neger, im Laufe eines dazu jedenfalls nötigen längeren Zeitraumes, der europäischen Kulturstufe näher zu bringen verspricht.

Zu den Negern, die sich durch Talente und Kenntnisse oder durch literarische Leistungen auszeichnen haben, gehören noch der Negerbischof Dr. Crowther, die Naturforscher Ferguson und Leakey, der Autodidakt Ellis, ein Schmied aus Alabama, der Latein, Griechisch und Hebräisch gelernt hatte. Bekannt ist der Schauspieler Ira Aldridge. Die Civilisationsfähigkeit der Neger ist nach den Stämmen derselben äußerst verschieden. Nohls stellt z. B. die Neger von Fagot sehr hoch: er fand dort eine schwarze Salondame, welche die schwierigsten Stücke von Beethoven und Mozart meister-

<sup>\*)</sup> G. C. Carns, Über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung. Verpßg 1841.

haft spielte. Dagegen spricht der Missionär Morlang von „affenartigen Negervölkern“ am oberen Nil — In den amerikanischen Schulen ist nach Speke vielfach beobachtet worden, daß Negerknaben schneller fassen als die weißen und daß sie besonders untereinander schlagfertig in scharfen Antworten sich zeigen. — Übrigens sind, nach Kohlis, die Negervölker des Sudans in der Kultur weiter vorgeschritten, als unsere Vorfahren vor 2000 Jahren waren.

Die bisherigen Untersuchungen über die geistige Begabung des Negers faßt Friedrich Müller (*Allgemeine Ethnographie*, 2. Aufl. Wien 1879, p. 153—5) in folgenden Worten zusammen:

Der vorwiegend receptiven Grundlage des Gemüthes entspricht auch die geistige Begabung des Negers. Im Allgemeinen sind alle jene Geistesgaben, bei deren Bethätigung es vor allem auf Nachahmung ankommt, beim Neger gut entwickelt, während er in betreff jener Geistesfähigkeiten, wo ein selbständiges Denken erfordert wird, auf einer niederen Stufe steht.

Das Negerkind ist in den ersten Jahren seiner Entwicklung, wo es ausschließlich auf's Aufnehmen von Kenntnissen ankommt, in der Regel dem weißen Kinde überlegen; es bleibt aber in der Periode der Pubertät, wo die selbständige Verarbeitung der aufgenommenen Kenntnisse und Erfahrungen beginnt, stehen, während das weiße Kind stetig fortschreitet. Hiermit in Übereinstimmung steht auch die oft gemachte Wahrnehmung, daß der Neger gleich dem Kinde mit einem enormen Gedächtnisse begabt ist und z. B. sehr leicht fremde Sprachen, oft mehrere zu gleicher Zeit zu erlernen im Stande ist. Dagegen zeigt er gar keinen Sinn für Zahlen. Dies geht so weit, daß oft ein Individuum nicht einmal sein Alter anzugeben im Stande ist. Während die Azteken in Central-Amerika einen Kalender konstruirt haben, der den griechischen an Genauigkeit weit übertrifft, haben die Negervölker es stets nur zu einer unvollkommenen Zeitrechnung gebracht.

Mit diesen Bemerkungen steht jene, daß der Neger namentlich im Handelsverkehr mit den Fremden große Fündigkeit und List zeige, nicht im Widerspruch. Gerade dieser Zug illustriert so recht die Beschränktheit des Negers, aus der das Misstrauen, die Quelle der List, leicht zu erklären ist. Pflegen ja in der Regel geistig nicht besonders entwickelte Weiber in betreff der List und Fündigkeit selbst hochbegabte Männer zu übertreffen.

Die Beschränktheit des Negers offenbart sich auf anderer Seite

darin, daß er alles, was über die Capacität seiner Verstandeskräfte hinausgeht, d. h. was er nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen gesehen hat, dem andern unbedingt glaubt. Über das unmittelbar Gesehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von anderen Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden ist nicht des Neger's Sache. Daher findet selbst das Unfassbarste und Lächerlichste beim Neger Glauben und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielballe seines Willens zu machen.

Diese an einzelnen Individuen gemachten Erfahrungen bestätigen auch vollkommen die Negervölker. Dieselben, seit uralten Zeiten mit höherstehenden Rassen verkehrend, haben es in der sogenannten äußeren Kultur, deren Formen bloße Produkte der Nachahmung sein können, ziemlich weit gebracht, sie haben sich aber nie zu einer selbstständigen höheren Kultur erhoben. In allem, wo es auf die Initiative ankommt, sind sie immer von den höheren Rassen abhängig gewesen; selbst die Bildung von Einheitsstaaten scheinen die Neger dem Impuls des Islams ausschließlich zu verdanken. Gleich dem unselbständigen Kinde wurden und werden sie von anderen gefesselt.

Wenn man bedenkt, daß andere Rassen unter denselben oder viel ungünstigeren climatischen und materiellen Verhältnissen, z. B. die Amerikaner in Mexiko und Peru, es zu denselben oder einer höher entwickelten Kultur gebracht haben, wiewohl sie nicht dem Einflusse höher gebildeter Rassen ausgesetzt waren, oder dort, wo letzteres stattgefunden (z. B. auf Java), sie den Neger bei weitem übertriffen haben, so kann man nicht umhin, eine gegenüber anderen Menschenvarietäten viel geringere geistige Begabung der Negerrasse anzunehmen.

Diese Inferiorität der Negerrasse in geistiger Beziehung zeigt sich auffallend sowohl in der mangelhaften Benützung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches, wie die Geschichte bestätigt, die Negerrasse stets zu den anderen Rassen eingenommen hat.

Manches in Afrika einheimische zähmbare Thier war der Neger zu zähmen nicht im Stande, während dem Wesen dies stets gelang. Seit den ältesten Zeiten finden wir, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler darthun, den Neger als Sklaven im Dienste der weißen Völker, wodurch sich, stritten nicht dagegen Christentum und Moral, ein historisches Recht der am höchsten entwickelten weißen Rasse auf die Sklaverei des Neger's ableiten ließe.

Im ganzen und großen wird man aber in betref des Negers bei der von unbefangenen Beobachtern gemachten Bemerkung bleiben müssen. Der Neger läßt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen.“

Die neuesten Erfahrungen teilt Konst. Rammstedt in der Kolon.-Zeitung von 1887 (J. u. 5. Heft) mit. Er erkennt, wie die neuesten Forscher, im Sklavenhandel, der keine Sicherheit im Besitz des Erworbenen aufkommen ließ, die Hauptursache der Faulheit der Neger. Über die Kulturbefähigung der Neger spricht er sich wie folgt aus:

„Von einzelnen Gelehrten ist die Behauptung aufgestellt, es sei vergleichliche Mühe, Afrika zu erschließen, da der Neger nicht fähig sei, die Kultur in sich aufzunehmen, und die niedrige geistige Stufe des Negers werde durch die niedrige Stufe der Gliederung Afrikas gerechtfertigt. Die Ansicht möchte ich als irrig bezeichnen, wenigstens lassen sich gegen dieselbe hunderte von Beispielen anführen. Die unter der Leitung des schwarzen Bischof S. D. Ferguson stehenden Erziehungsanstalten der Protestant Episcopal Mission nehmen, mit wenigen Ausnahmen, nur Kinder der Natives auf. Sie lernen dort lesen, schreiben, rechnen u. s. w., und werden dort besonders talentvolle Schüler zu Lehrern und Missionaren ausgebildet. In Kap Palmas befindet sich das sogenannte Muhl, eine Erziehungsanstalt für Wälder von Eingeborenen, und in Falf-Cavallo, einem Negerdorfe etwa vier Stunden vom Kap, ist das Hofmanns-Institut, in dem Knaben bis zum sechszehnten Jahre ihre Erziehung erhalten. Verheiratet werden die jungen Christen nach vollendeter Erziehung miteinander und in besonderen Dörfern und Kolonien angesiedelt. Mancher schwarze Missionar oder Lehrer, der im schwarzen Tuschanzug den Weißen mit europäischen Manieren begrüßt und in gutem Englisch zu unterhalten versteht, trägt die über der Nase sich hingiehende blaue Markse, der beste Beweis, daß die direkten Abkömmlinge von sogenannten wilden Eingeborenen sehr wohl unsere Kultur in sich aufzunehmen im Stande sind. Mich besuchte in Harper häufig ein solcher, in dem Hofmanns-Institut erzogener Schwarzer, dessen Vater, ein Grebo-King, ihn der genannten Schule übergeben hatte. In dem Institute hatte er den Namen Appellon als Familiennamen erhalten, und war nach beendigter Erziehung nach Fiftown, einem Negerdorfe, unter lauter Eingeborene als Dorfschullehrer geschickt worden. Bei einem solchen Besuche brachte er auch seine Frau, die im Muhl erzogen war, mit. Ich bat



beide, an meinem Nachmittagskaffee teilzunehmen, und ganz wie Europäer wußten sie sich zu benehmen. Ein Gespräch entwidete sich über haheliegende Sachen, und nur zu natürlich kam Mr. Appleton auf seine Kinder zu reden. Er erzählte mir von seinem zehn-jährigen Söhnchen, der so besonders gut lerne und den er gerne in eine deutsche Schule geben möchte; doch seien die Kosten zu unerschwinglich für ihn; ob ich nicht helfen könnte, seinen Vater zu verwickeln. Über seine Schule äußerte er: Die Schule wird an fünf Tagen der Woche regelmäßig mit dem Vorlesen eines Abschnittes aus den Büchern des Neuen Testaments, in der Ghebrusprache, eröffnet. Die täglich gebrauchten Bücher sind das New American Spelling Book, Reader's Arithmetics, Goodrich's (Child's) Pictorial History of the United States, Mitchell's first and second Lessons in Geography, Richardson's Temperance Lesson Books und Foster's Story of the Gospels and Bible mit farbigen Illustrationen. Die Kinder sind begierig zu lernen. Die Muttelwunder besonders schätzen ein Buch mehr als die Kinder von Liberianern.

## Geistige Erzeugnisse und Geistesverfassung der Neger.

Sprichwörter und Räthel. — Zwei Felsuanenmärchen. — Kulturendlicher Einfluß der arabischen Märchen. — Charakteristische Gespräche: Funtun und der Neger ohne Zahlenkann. Mit dem Obmann der Felscherher Der mohammedanische Glaubensdecker und der heptische Neger. Der Missionar und sein Schüler.

Sehr viele Negersprachen, vor allen die Mpongwe Sprache, sind ungemein reich an Sprichwörtern, worin sich bekanntlich der Witz und die Weisheit eines Volkes am charakteristischsten kundgibt. Die Sprichwörter sind das ungeschriebene Gesetz und das Eittenbuch dieser Naturvölker und bei den Mpongwe stehen dieselben in solchem Ansehen, daß man von einem sehr weisen Manne sagt: Er verzieht die Sprichwörter.

Wir geben einige der Charakteristischsten:

Der Steigbügel ist der Vater des Sattels (Aller Anfang ist schwer).

Der Faden ist gewohnt, der Nadel zu folgen.

Die Fußstohle kommt in allen Schmutz des Weges (Schlechter Umgang ic.).

Ohne Pulver ist die Klinte nur ein Stod.

Fast bringt nichts ins Haus.

Eine eifertige Erzählung ist nicht oßkmal richtig; höre auch die andere Seite, ehe du entscheidest.

Wer eine schöne Frau nimmt, nimmt Unruhe ins Haus.

Heute ist der ältere Bruder von Morgen.

Ein Tag Regen macht die Türe von Wochen gut.

Das Schlinggewächs will mit jedem Baume verwandt sein

Man soll nicht den Fisch fragen, was auf dem Lande geschieht, und die Ratte nicht, wie es im Wasser aussieht.

Der Tod brachte den Fisch in den Palast.

Wenn der Fuchs stirbt, trauert keine Henne, denn der Fuchs zieht kein Hühnchen auf.

Wenn der Fisch getödtet ist, wird ihm der Schwanz ins Maul gesteckt (Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen).

Die Sterne folgen dem Mond, wie die Kälblein der Henne.

Die Pente meinen, der Arme sei nicht so klug wie der Reiche, denn, fragen sie, wie könnte er arm sein, wenn er klug wäre.

Der Sklave ist kein Stück Holz (wörtlich: Kein Kind eines Baumes). Wenn er stirbt, weint seine Mutter, denn auch der Sklave war einst ein Kind in seiner Mutter Hause.

Jorn zieht Pfeile aus dem Köcher, Gebuld Nüsse aus dem Sack.

Wohin ein Mann sich wendet, sein Charakter geht mit ihm.

Außer den Sprichwörtern besitzen diese Völker auch viele Märchen und Rätsel. Wenn die Familien im Mondenscheine an Sommerabenden in dem offenen Hofe sitzen, welcher den Mittelpunkt der Wohnung ausmacht, und die Märchen sind erschöpft, so ergötzt man sich an Rätselanfragen und über glückliche und unglückliche Lösungen derselben erhebt sich ein mehr als homerisches Gelächter. Solche afrikanische Rätsel sind z. B. folgende:

Wie heißt die kleine verschlossene Kammer, die voll Nadeln ist?

— Der Mund mit den Zähnen.

Welchen kleinen Berg kann niemand ersteigen? — Das Ei.

Was kann jeder zerschneiden und doch fleht er nicht, wo er es zerschnitten hat? — Das Wasser.

Im allgemeinen gilt von den Erzeugnissen des dachtenden Volksgestes der Neger das zusammenfassende Urteil von Friedrich Müller,

der dieselben auf Rabeln, Rätseln und Sprichwörter beschränkt. „Namentlich die letzteren, sagt er, zeugen von einer besonderen Originalität und angeborenem Mutterwitz. Die lyrischen Gesänge sind bei dem engen Gefühlskreise des Negers unbedeutend; die besitz derselben lassen fremden, arabischen Einfluß nicht verkennen.“

Charakter und Gemüthsleben eines Volkes treten am augenfälligsten und prägnantesten in dessen Märchen- und Erzählungsliteratur zu Tage, deren Wichtigkeit für die Kulturgeschichte erst gegenwärtig in ihrem ganzen Umfange gewürdigt wird. So zeigen denn auch die zahlreichen Märchen, welche sich die Beischwanas seit alten Zeiten erzählen, trotz manchen ungeheuerlichen, barbarischen Sittenzüge des lebhaft anfassenden afrikanischen Geistes, welchem schon höhere moralische Regungen nicht fern liegen. In dieser Beziehung sind die folgenden zwei Märchen, deren Mittheilung wir dem katholischen Missionar Calais verdanken, weit charakteristischer als manche weitläufige Sittenbilderungen.

## I.

### Kammaya und Pitaoane.

Vor sehr alten Zeiten ging einmal das ganze Menschengeschlecht zu Grunde. Ein Ungeheuer, das man Kammaya nennt, verschlang alle, die Großen wie die Kleinen. Dieses Tier hatte eine solche Länge, daß die schärfsten Augen kaum von dem einen Ende zum andern sehen konnten. Nur Eine Frau blieb auf Erden übrig. Diese entging der Gefräßigkeit der Kammaya, weil sie sich versteckt hatte. Sie gebär einen Sohn in einem alten Kuhstalle. Als sie ihren Neugeborenen genau betrachtete, staunte sie nicht wenig, seinen Hals mit Amuletten geschmückt zu sehen.

„Da dem so ist“ — sprach sie — „soll sein Name Pitaoane (der Prophet) heißen. Armes Kind, in was für einer Zeit bist du zur Welt gekommen! Wie wirst du dem Kammaya entgehen? Was werden deine Amulette dir nützen?“ So sprechend, sammelte sie draußen einige Handvoll Düngerstroh, die ihrem Säugling als Lager dienen sollten. Als sie aber wieder in den Stall trat, wäre sie vor Schreck und Staunen beinahe des Todes gewesen: das Kind war schon zum Manne herangewachsen und hielt Reden voll Weisheit. Pitaoane ging sogleich hinaus ins Freie und wunderte sich über die Stelle und Öde ringsumher. „Mutter“ — sprach er — „wo find

denn die Menschen? Hielt es niemanden auf Erden außer dir und mir?"

„Mein Kind“, — antwortete die Frau zitternd — „noch vor kurzem hat es von Menschen gewinnelt, auf Bergen und in Thälern; aber das Tier, vor dessen Stimme die Felsen erbeben, hat sie alle verschlungen.“

„Wo ist dieses Tier?"

„Ach, es ist ganz in unserer Nähe!"

Litaolane nimmt ein Messer und geht, trotz der Vorstellungen seiner Mutter, um den Weltfresser zu bekämpfen. Kammapa öffnet seinen entsetzlichen Rachen und verschluckt den Litaolane; der Sohn des Weibes ist aber nicht tot; er ist, mit seinem Messer in der Hand, lebhaftig in den Magen des Ungeheuers gefahren und zerschneidet ihm die Eingeweide. Kammapa stürzt unter fürchterlichem Gebrüll zu Boden; Litaolane macht sich sofort ans Werk, um durch den Bauch des Ungeheuers eine Bahn zu brechen; aber sein spitzes Messer bedroht Tausende von Kreaturen, die gleich ihm selber eingeschlossen sind, mit dem Tode. Stimmen ohne Zahl schreien aus allen Winkeln des Bauchs: „Durchbohre uns nicht!" Es gelingt ihm jedoch, eine Öffnung anzubringen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus Kammapas Bauch entkommen. Die gereizten Menschen sagen zu einander:

„Wer ist derjenige, den ein Weib allein geboren und der niemals die Spiele der Kindheit gekannt hat? Welches ist seine Abkunft? Er ist ein Wunder, kein Mensch — er kann nicht mit uns zusammen wohnen; sorgen wir, daß er wieder von der Erde verschwinde.“

Darauf machten sie eine große Grabe, bedeckten sie mit etwas Rasen und setzten eine Bank darauf. Dann schickten sie einen Boten an Litaolane und ließen ihm sagen: „Die Missethäter deines Vaters haben sich versammelt und wünschen, daß du in ihrer Mitte Platz nimmst.“ Litaolane kam; sobald er aber dem Grabe nahe war, stieß er einen seiner Widersacher in die Grabe, und dieser verschwand für immer.

Als seine Feinde diese List verwickelt sahen, versuchten sie eine andere: „Litaolane hat die Gewohnheit“, — sagten sie — „wenn der Tag heiß ist, an einem Röhrchen zu ruhen; verstecken wir einen bewaffneten Krieger in dem Röhrchen.“ Dieser heimliche Angriff gelangt nicht besser, als der erste, Litaolane ruhte alles und

seine Weisheit machte immer die Bosheit seiner Verfolger zu Schanden.

Nachher versuchten einige, ihn in ein großes Feuer zu werfen, aber sie fielen selbst hinein. Als er eines Tages hartnäckig verfolgt wurde, kam er zum Ufer eines tiefen Flusses und verwandelte sich in einen Stein; der Verfolger, erstaunt darüber, daß er ihn so klappt sich aus dem Gesichte verloren, ergriff zufällig diesen Stein und warf ihn an das feste Ufer, mit den Worten: „So würde ich Pitaoane den Kopf zerschmettern, wenn ich ihn drüben bemerkte.“ Der Stein wurde wieder Mensch, und Pitaoane lächelte über seinem Widersacher, der jetzt seiner ohnmächtigen Wut mit Scheltworten und drohenden Gebarden Luft machte.

## II.

### Der Heine Hase.

Eine Frau bekam Lust, von der Leber des Niamatiane zu essen. Ihr Mann sagte ihr: „Weib, du bist toll; das Fleisch des Niamatiane ist gar nicht essbar und außerdem ist dieses Tier sehr schwer zu fangen, da es in einem Sprünge drei Tagesreisen zurücklegt.“ Aber die Frau ließ sich nicht nach, und ihr Mann ging, da er fürchtete, sie würde krank werden, wenn ihr Geliebter keine Befriedigung fände. Er sah in der Ferne eine Herde Niamatianer; Küder und Heine dieser Tiere waren wie glühende Kohlen. Er verfolgte sie mehrere Tage, und endlich gelang es ihm, sie zu erreichen, als sie eben in der Sonne schliefen. Er warf einen starken Zauber auf die Tiere, tötete das schönste von ihnen, schnitt ihm die Leber aus und brachte seiner Frau die ersehnte Speise. Sie aß mit großem Appetit; aber bald darauf fühlte sie ihre Eingeweide wie von Feuer verzehet. Nichts konnte ihren Durst stillen; sie lief an den See der Wüste, trank alles Wasser und Lieh dann, jeder Bewegung unfähig, am Boden liegen. Am anderen Morgen erfuhr der Elefant, der König der Tiere, daß sein See ausgetrocknet sei. Er rief den Haken und sagte ihm: „Du bist ein großer Räuber; esse und sieh, wer mein Wasser getrunken hat.“

Der Hase lief mit Windesschnelle und kam bald wieder, seinem Könige anzuzeigen, daß es eine Frau gewesen. Der Elefant ließ einen Rat der Tiere berufen, es erschienen Löwe, Leopard, Rhinoceros, Büffel, Antelope — und alle sprangen und hüpfen um ihren



König herum, daß die Blüte erhebe. Der Elefant rief zuerst die Hyäne an und sagte ihr: „Du, deren Zahn so scharf ist, geh und durchbohre den Magen des Weibes.“ Die Hyäne antwortete: „Nein, Herr! Du weißt ja, daß ich gewohnt bin, die Menschen nur in offenem Kampfe anzugreifen.“ Dann rief er den Löwen und sagte ihm: „Du dessen Klau so stark ist, geh und zerreiße den Magen des Weibes.“ Der Löwe entgegnete: „Nein; du weißt, daß ich nur denen ein Leid anthue, die mich zuerst angreifen.“ Dann rief der Elefant den Strauß und sagte: „Du, der so gewaltige Schläge versetzen kann, geh und hole mein Wasser.“

Der Strauß rennt fort, mit den Flügeln im Winde rudernd, und wirbelnder Staub bezeichnet seinen Weg; endlich naht er der Frau und stoßt sie so heftig mit dem Fuße, daß alles eingeschluckte Wasser aus ihrem Munde sprudelt und in einem ungeheuren Bogen zurück in das Bett des Sees fällt. Die Tiere tanzten einen Reigen um ihren Schieter und schrien freudig: „Das Wasser des Königs ist wieder da!“

Schon hatten sie drei Nächte geschlafen, ohne zu trinken; sie lagerten sich um den See und wagten es doch nicht, das Wasser des Königs zu berühren. Nur der Hase erhob sich in der Nacht und trank; dann nahm er etwas Schlamm und beschmierte damit das Maul und die Kniee des Springhasen, der neben ihm schlief. Am Morgen bemerkten die Tiere, daß das Wasser sich etwas vermindert hatte, und schrien alle: „Wer hat von dem Wasser des Königs getrunken?“ Der Hase schwur: „Echt ihr nicht, daß es der Springhase war? Seine Kniee sind kotig, weil er sich beim Trinken gebückt hat, und er hat so viel getrunken, daß Schlamm an seinen Lippen klebt.“

So fuhren alle Tiere in die Höhe, tanzten um den Elefanten und riefen: „Der Springhase hat den Tod verdient, er hat sich vermessan, das Wasser des Königs zu trinken!“ Ein paar Tage nach der Hinrichtung des Springhasen fing der Hase, als er sich allem gläubte, zu singen an. „Häschen, wo bist du verschunzt? Dein Nachbar hat für dich sterben müssen.“ Man hörte es und verfolgte ihn, er entkam aber und hielt sich verborgen.

Nach einiger Zeit ging er zum Löwen und sagte: „Freund, du bist sehr abgemagert; die Tiere fürchten dich, und es gelingt dir selten, eines zu erlegen, noch ein Maharis mit mir, und ich werde dich mit Wild versorgen.“ Der Löwe wurde geschlossen; nach

Anleitung des Haken umzog der Löwe einen großen Baum zu ſtarkem Pfahlwerk und grub in der Mitte ein ziemlich hohes Loch. Der Hake ließ den Löwen in das Loch kriechen und bedeckte es so weit mit Erde, daß nur die Zähne hervorſahen. Dann lief er und ſchrie in die Wäſte: „Ihr Tiere! kommt, ich zeige euch ein Wunder: ihr könnt eine Kinnlade ſehen die aus der Erde wächst!“

Die Tiere kamen von allen Seiten herbei; zuerſt erſchienen die Gnus, nach ihnen die dummen Kinnaggas, dann die verzagten Antilopen. Auch der Affe ſtellte ſich ein, ſein Junges auf dem Rücken tragend; er ging auf das Loch zu, nahm einen ſpizen Stab, räumte etwas Erde weg und ſagte: „Kind, halte dich feſt an meinem Rücken — dieſer Tod iſt noch fürchbar!“ Mit dieſen Worten ſtörte er hehrend das Pfahlwerk hinan und eilte fort. In demſelben Augenblicke entſtieg der Löwe dem Loch; der Hake verſchloß den Eingang der Verſchlungung, und alle Tiere wurden erſchlacht.

Die Freundschaft zwiſchen beiden war jedoch nicht von Dauer; der Löwe machte ſeine überlegene Stärke geltend, und ſein kleiner Verbündeter beſchloß, ſich zu rächen. „Mein Vater“, — ſprach er erſt zum Löwen — „wir ſind dem Regen und Hagel ausgeſetzt, bauen wir uns eine Hütte.“ Der träge Löwe überließ dem Haken die ganze Arbeit; dieſer nahm des Löwen Schwanz und ſteckt ihn ſo geſchickt in die Pfähle und das Rohr der Hütte, daß er für immer darin ſtecken blieb. So hatte der Hake die Freude, ſeinen ſtarken Gegner vor Hunger und Wut ſterben zu ſehen; darauf zog er ihm die Haut ab und ſteckte ſich hinein.

Von allen Seiten brachten die Tiere ihm zitternd Geſchenke, man fiel vor ihm nieder und überhäufte ihn mit Ehren. Der Dünkel des Haken wuchs immer mehr; er vergaß endlich ſeine Verſicherung und prahlte mit ſeiner Liſt. Von dem Augenblicke an wurde er verfolgt, von allen Seiten bedroht, von allen Tieren verwünſcht und verabscheut. So oft er ſich zeigte, rief man: „Siehe da, der Mörder des Springhaken, der Erſtüber der Zahngarbe, der grausame Slave, der ſeinen Herrn verhungern ließ!“

Um in ſeinen alten Tagen einige Ruhe zu genießen, mußte er ſich endlich ein Ohr abſchneiden, und erſt nach dieſer ſchmerzhaften Operation durfte er es wagen, unter ſeinen Mitbürgern zu erſcheinen, ohne die Beforgnis, erkannt zu werden.

Bekanntlich ist durch das Vorbringen der Araber in Afrika deren Erzählungsliteratur, natürlich durch mündliche Überlieferung, weit nach Westen und Süden hin verbreitet. Mit ihren Mäthen verbreiten die Mohammedaner ihre fabelhaften geographischen Anschauungen, von denen Burton uns ein Bild giebt. Als er einst einem mohammedanischen Scherch von Fama die runde Gestalt der Erde und ihre Bewegung um die Sonne zu beweisen suchte, wurde der Scherch sehr unwillig und warnte alle vor solchen Reden, welche dem Koran widersprächen. Hierauf setzte er seine elgene richtiggläubige Meinung den Passagieren auseinander:

1. Im Norden der Erde sagte er würdevoll, giebt es ein *Baher-el-Tlemat* d. h. ein Meer der Finsternis, weil am Ende der Erde beständige Finsternis ist, und weder Sonne noch Mond gesehen werden, und die Sterne auseinander schlagen. Es sind dort ungeheure Walfische welche die größten Schiffe umstürzen. Die Franken gehen dorthin, um Gold und Silber im Wasser zu suchen. Dorthin kommt das viele Geld der Europäer, welche Eis und Birde vor die Walfische werfen, damit sie ihre Schiffe nicht umstürzen.

2. Es giebt drei Bänder der Welt welche von allen guten Mohammedanern geglaubt werden. Erstlich die *Minara el-Jesandaria*, d. h. die Minarete von Alexandrien, welche sehr hoch sind und auf ihrer Spitze Kanonen haben, die bei einer Annäherung von Schiffen von selbst losgehen, zweitens die *Moschid-el-Bannamai* (die Moschee von Bannamai, welche jetzt zerstört ist), welche 30 Thore gehabt hat, die sich alle selbst öffneten nachdem ein Thar geduldet war; drittens *El-Schaar-el-Indie* (der indische Baum, welcher eine Frucht erzeugt, die Frauen hervorzubringen, die rufen: „Wasi, Wasi!“)

3. Jenseit China ist eine Insel, welche ihre Lage verändert nach der Beschaffenheit des Windes von Norden nach Süden, Osten und Westen. Dort ist der Baum *Ekir*, welcher keinen Schatten giebt, aber eine Arznei enthält gegen alle möglichen Krankheiten und bösen Geister.

Mit solchen Mäthen unterhalten sich die Araber auf den Schiffen, besonders nichts beim Raidscheln wenn sie lange nicht einschlafen. Aber sie verbreiten sie auch als Glaubensartikel unter den Negern. Sie lernen diesen kulturfeindlichen Aberglauben in den Schulen. (S. Seite 174.)

Die Vorentscheidung der Negr, die Beschränktheit und die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Europäer, vor allen der Wissenschaft, zu bewältigen haben um sich in geringen, namentlich religiösen Dingen verständlich zu machen und in ihre geistige Einsicht einzubringen, läßt sich am effectlichsten aus einigen Gesprächen zwischen Negern, Europäern und Arabern erkennen welche sich hauptsächlich mittheilen und welche das höchste Interesse beanspruchen dürfen.

## 1.

In Ostafrika hatte Burton trotz seiner Kenntnis der Saanen Dialekte Mühe, sich einigen Völkern verständlich zu machen; sie konnten sich z. B. den einfachen Begriff einer Zahl nicht verschaffen. Wenn er sie fragte, wie man in ihrer Sprache 1, 2 und 3 nenne, ließen sie fort oder saßen starrend und schweigend da. Er fragte etwas in folgender Weise:

„Hore, o du mein Bruder! In der Sprache der Kiste (der Kismakel) liegen wir 1, 2, 3 4, 5.“ Dabei bezeugte er die Sache an den Amakern, um sie besser zu verthunlichen.

Der wilde Mann entgegnete: „Hu hu! Wir sagen Jinger.“

„Sie sind nicht gemeint. Der weiße Mann will wissen, wie 1, 2, 3 nennst?“

„Gud, zwei, drei! Was? Schafe Ziegen, Frauen?“

„Das nicht, sondern nur 1, 2, 3 Schafe in deiner eigenen Sprache der Wapoka.“

„Hi, hi! Was will der weiße Mann mit der Wapoka?“

In dieser Weise ging es fort; wenn aber die Wilden einzeln ins Schwagen gekommen waren hielten sie nicht mehr auf. Mit Sklaven, die schon länger in Dienst waren, ging es schon etwas besser, obgleich man auch mit ihnen nach zehn Minuten alle Geduld verlor.

## II.

Burton teilt eine Unterhaltung mit, welche der Elmann der Vielweiber, Tuoniama, anstellte; sie ist sehr bezeichnend. Der Juvangezo erkundigte sich zuerst nach der Gesundheit und sprach: — Dein Zustand, Mkuu? (d. h. Altkühh, der Negrode kann aber dieses Wort nicht aussprechen.) Der Zustand ist sehr (d. h. gut). — Und der Zustand von Epikka? (Es ist Epoke gemeint) — Der

Zustand von Epifla ist sehr. — Nun fährt Taanigana fort: Wir sind den Wagogo entronnen, weißer Mann, Oh! Wir sind ihnen entronnen, mein Bruder. — Die Wagogo sind schlecht. — Sie sind schlecht. Die Wagogo sind sehr schlecht. Sie sind sehr schlecht. — Die Wagogo sind nicht gut. — Sie sind nicht gut. — Die Wagogo sind gar nicht gut. — Sie sind gar nicht gut. — Ich fürchtete mich sehr vor den Wagogo, denn sie töteten die Wanyamuezi. Das thun sie — Aber nun fürchte ich mich nicht mehr vor ihnen. Ich nenne sie (folgen einige derbe Schimpfwörter) und will mit dem ganzen Stamme fechten, weißer Mann, Oh! — So ist es, mein Bruder!

## III.

Außer dem heidnischen „Medizimann“ besitzt der Karawane auch einen Araber, der das Amt eines mohammedanischen Priesters und Wächters in sich vereint. Ob er gleich ein arger Feind ist, lastet doch die Religion schwer auf dem armen Manne. Während z. B. alle untereinander am Feuer sitzen, fährt er plötzlich im Bekehrungseifer auf einen der Heiden los, der den für ihn sehr phantastischen Namen Magunga Mbaya (der Löse weiße Mann) führt, denn er ist so schwarz wie das Bique-Nß und sagt:

„Auch du Magunga Mbaya mußt sterben.“

„Ich!“ antwortete der Angeredete, der sich persönlich beleidigt fühlt, „sprich nicht also. Auch du mußt sterben.“

„Es ist ein hübsches Ding, das Sterben“ fährt Gut Mahomed fort

„Hu,“ sagte der andere, „es ist schlimm, sehr schlimm, niemals wieder schönes Zeug zu tragen, nicht mehr bei seiner Frau und seinen Kindern zu sein, nicht mehr zu essen zu trinken zu schnupfen und Tabak zu rauchen. Hu! hu! es ist schlimm, sehr schlimm.“

„Aber wir werden“, entgegnete der Moslem, „Fleisch von Vögeln essen, sehr viel Fleisch, vortreflich gebraten, und Zunderwasser trinken und was wir sonst wünschen.“

Den Afrikaner bringen diese Widersprüche in Verlegenheit. Vogel hält er nicht gerade für ein gutes Gericht, Meaten dagegen liebt er sehr, „sehr viel Fleisch“ vergleicht er mit seinem halben Pfund um Topfe und sich selbst würde er für Zucker verkaufen; aber er hört nichts von Tabak und fragt verlegen:

„Wo, mein Bruder?“



„Dort“ antwortet Gul Mahomed und zeigt nach dem Himmel. Das versteht der andere nicht. Die Entfernung ist groß und er kann kaum glauben, daß der Kroler eben im Himmel gewesen ist und die Vorräte dort gelassen hat. Er wagt also zu fragen:

„Bist du dort gewesen, Bruder?“

„Verzeihe Allah!“ ruft Gul Mahomed, halb zornig, halb erfreut, aus. „Was für ein Heide du bist! Mein Bruder, eigentlich dort gewesen bin ich nicht, aber Allah sagte es meinem Lehrer, der es seinen Nachkommen erzählte, die es meinem Vater und meiner Mutter mittheilten, daß wir nach dem Tode zu einer Prämie kämen, wo.“

„Ja!“ grunzt Mungana Mbaya, „es ist gut, daß du uns solchen Nahrung von deinem Vater und deiner Mutter erzählst. Also Felder und Pflanzungen giebt es im Himmel?“

„Ganz gewiß,“ antwortet Mahomed, der nun ausführlich die Vorstellung des Kosmos von dem Paradiese an der andersetzt. Er der andere mit allerlei unglaublichen Ausrufungen unterbricht, bis er aus seinem Nachdenken plötzlich auffährt den Kopf emporrichtet und fragt:

„Nun Bruder, da weißt alles; sage mir, ist dein Gott schwarz wie ich oder weiß wie unser Fremder oder braun wie du?“

Darauf weiß Mahomed nicht sogleich zu antworten; er läßt sich vorluring mit Ausrufungen, bis er endlich den weisen Ausdruck hat: „Gott hat gar keine Farbe.“

„Pfin!“ ruft darauf der Heide, der sein Gesicht schrecklich verzerrt und verächtlich auspricht.

Er ist nun vollständig überzeugt, daß ihn der Kroler zum Narren haben wollte. Das „Ich viele Fleisch“ hätte ihn gegen seine bessere Überzeugung beinahe verleitet; jetzt schwand dies und nichts blieb ihm übrig, als das halbe Pfund im Topfe. Er hat auf gar nichts mehr, was der andere auch zu ihm sagen mag.

#### IV.

Es ist eine ziemlich allgemeine Erfahrung der Forschungsreisenden und Missionare, daß die Neger häufig für Belehrung und Überredung durchaus unempfänglich sind. „Die Missionare“ sagt Burton von den Nombas „mußten eingestehen, daß ihre schwarze Herde den ärgsten Ungläubigen und Spöttern in Europa nichts

raufgebe und Unsympathie". Die Schwarzen sagten zu den Sendboten: „Euer Gott ist ein schlechter Gebieter, denn er heilt seine Diener nicht". Ein Mann, welchen man befehrt hatte, starb an einer Krankheit, daraus zogen die Warila den Schluß, daß es einen Erlöser gar nicht gebe; ein solcher müsse ja doch dafür sorgen, daß seine Freunde nicht vom Tode hinweggerafft werden können. Bei Gesprächen über Gott äußern sie den Wunsch, ihn einmal zu sehen, aber wir um an ihm Rache dafür zu nehmen, daß Verwandte, Freunde und Töchter gestorben sind; denn daran trägt ja er die Schuld.

Der westafrikanische Neger gleicht in dieser Beziehung vollkommen seinem ostafrikanischen Bruder. J. Smith, *Trade and Travels in the Gulf of Guinea and Western Africa*, Lond. 1857, erzählt Folgendes:

Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihnen über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich zum Häuptling:

„Was halt ihr gekan, König Pipple?“

„Dasselbe wie ihr; ich danke Gott.“

„Für was?“

„Für alles Gute, das Gott mir sendet.“

„Habt ihr Gott schon gesehen?“

„Sch! Nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben.“

„Werdet ihr Gott sehen wenn ihr sterbet, König Pipple?“

„Das weiß ich nicht (dabei wurde er sehr aufgereg). Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören.“

„Weshalb denn nicht?“

„Das geht euch nichts an und ihr habt nicht danach zu fragen, denn ihr seid hierher gekommen, um mit mir Handel zu treiben.“

Smith schreibt weiter: Ich wußte nun, daß ferner nichts mit ihm anzufangen war, und ließ den Gedanken fallen. Zudem ich von Sterben und Tod sprach, hatte ich eine rarte, sehr empfindliche Saiten berührt. König Pipple sah nun wild und grämlich aus der Ausdruck in seinem Gesichte wechselte rasch, und er war innerlich sehr aufgereg. Endlich gebärdete er sich sehr heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimm, und er fuhr dann mit den Worten heraus: „Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf dem

„Nacke totschlagen.“ Nach so diabolischen Worten trat ich voll Entsetzen einen Schritt zurück.

„Ihr möchtet Gott totschlagen König Pepple? Ihr könnt wie ein Verrückter, ihr könnt Gott nicht totschlagen. Aber angenommen ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja alles gleich aufhören denn er ist ja der Geist, der das Weltall zusammenhält. Er aber kann euch toten.“

„Ich weiß, daß ich ihn nicht totschlagen kann, aber wenn ich ihn totschlagen könnte, so würde ich ihn totschlagen.“

„Wo lebt Gott?“

„Fort oben.“ Er zeigte nach dem Himmel.

„Aber weshalb möchtet ihr ihn denn totschlagen?“

„Weil er die Menschen sterben läßt.“

„Aber, mein guter Freund, ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet ihr das?“

„Ja, ich möchte immer leben.“

„Aber nach und nach werdet ihr alt und dann schwach und hinfällig wie jener Mann dort.“ In der Nähe stand ein blinder, abgemagerter Mensch. „Ihr werdet lahn und taub werden, wie dieser, und blind obendrein, und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, ihr stirbt vorher, und machtet einem Sohne Platz, wie euer Vater euch Platz gemacht hat?“

„Nein, das will ich nicht; ich will bleiben, wie ich bin!“

„Aber bedenkt doch: wenn ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und —“

König Pepple fiel mir ins Wort: „Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Krieger (Skaven) und Kähne; ich bin König, und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich.“

Ich konnte zu keiner Antwort kommen, denn er wollte nichts mehr hören und wir sprachen dann von Handelsgeschäften.

## Die afrikanischen Sprachen.

Die Vortragsarbeit von Robert Needham Gust über die afrikanischen Sprachen. — Einteilung in sechs große Gruppen. — Eigen der Malinonen. — Verschiedenartige Mittheilung der Negersprachen. — Charakteristisches über einige Negersprachen. — Die Sater-Sprache *so kigna franca*. — Das Aesthetische auf der Insel Mauritius. — Formreichtum und Schönheit vorkafischer Sprachen. — Die merkwürdigen Probleme der Hottentotten-Sprache.

Bisher waren die Sprachforscher vor der Thatenarbeit zurückgeschreckt das durch eine lange Reihe von Reisenden und Missionaren auf afrikanischem Boden gesammelte linguistische Material wissenschaftlich zu sichten, um endlich einmal eine genaue Übersicht und Klassifizierung aller heutigen afrikanischen Sprachen zu erlangen. Noch 1879 konnte Friedrich Müller (Allgemeine Ethnographie) nur die Unzulänglichkeit der Wissenschaft trotz der ansehnlichen Hilfsmittel gegenüber der „Unzahl der afrikanischen Sprachen und der beinahe unglaublichen Menge von Völkern“ konstatieren.

Die Arbeit war um so schwieriger, da das oft kostspielige und seltene Material für die afrikanische Linguistik, die noch keinen Lehrstuhl an Universitäten besitzt, in keiner öffentlichen Bibliothek vollständig vorhanden ist. Der Forscher war also auf seinen eigenen Sammelreiß, seine eigenen pekuniären Mittel angewiesen, es mußte ein Mann sein, der, wie Gust selbst in der Vorrede sagt, genügend freie Zeit, Geld, Fleiß und Intelligenz besaß um durch Sammlung und Klassifizierung des ungeordneten Materials „den künftigen Sprachforschern eine solche und gesunde Basis zu verschaffen, von wo aus sie mit Sicherheit weiterstreiten können.“ Das Werk ist nicht bloß für Sprachforscher, sondern auch für Missionare von höchster Bedeutung. Erwägt man, daß Gust 434 unterschiedliche Sprachen und außerdem noch 151 Dialekte bearbeitet hat und daß wohl vier Fünftel des Materials aus den von Missionaren geschriebenen, zum Teil noch nicht veröffentlichten<sup>\*)</sup> Werksammlungen, Grammatiken, einheimischen Fabeln und Geschichten, Übersetzungen von Liedern und heiligen Schriften, Schulaßbüchern, Geleisbüchern, und Katechismen besteht, wie sie von der Mission für die Mission ansgearbeitet werden,

<sup>\*)</sup> In den Archiven der Missionsgesellschaften, in Dr. George Achen's Bibliothek in Capstadt ist noch der größere, wertvollere Teil vergraben.

so kann man seine Enttäuschung über Unwissenheit und Oberflächlichkeit der Tagespresse und selbst eingewandter Forschungsreisenden nicht zurückhalten, welche noch immer die Mäße von der Unwissenheit und Nichtetherei der Missionare verbreiten, die nur darauf bedacht sind unter den Heiden in aller Bequemlichkeit und Gemüthsruhe die Schälchen zu scheren. Im Schlufzworte sagt der Verfasser: „Sagen Sie mich noch einmal den Missionaren Lebewohl, die in hartem und selbstlosen Dienste, welche wohl in ihrem eigenen Lande zu hohen Ehren bringen können und sind doch ausgegangen in elenden Hütten zu wohnen, oft genug, um darin zu sterben; während sie auf dem Arabos Afrika mit dem Hammer des Evangeliums hart arbeiten, auch helle Sonnen Sprachwissenschaftliches Lichtes hervorlocken, eine vorher im tiefsten Dunkel gehüllte Zeit zu erhellten.“ — „Der Missionar ist das besondere Glück, der höchste Ruhm des 19. Jahrhunderts. Ich kümmere mich nicht darum, wer diese letzten Zeilen liest oder ungelesen läßt; aber sie sind durch eine lange, bewährte Erfahrung in Afrika durch eine genaue Beobachtung Afrikas diktiert, durch die Überzeugung, wie gut es für das Menschengeschlecht ist, daß neben dem Lärm der Kriegstrompete, dem egoistischen Ruf des Kaufmanns, dem Zischen der Weitschneide des Sklavenhändlers, inmitten der Kolonien, des Handels, des Krieges in jedem Teile der Welt, besonders im dunkelsten, immer wieder ein ehrlicher selbstloser Mann sich finde, in Person die höchste und nützlichste Form der Moralität gerade dort darstellend, wo dieselbe fast am wenigsten zu finden; einer, der sich nicht fürchtet, für die Unterdrückten zu streiten, die uralten Sitten aufzuheben, gegen das Unrecht zu protestieren.“ — Als Mitglied des Übersetzungs-Komitees der Society for promoting christian knowledge, als honorary secretary der Royal Asiatic society, Komitee-Mitglied der Church missionary society, der Royal geographical Society war Gust im Stande, die zuverlässigsten Erfahrungen über das Vorstehende zu sammeln.

Obgleich eine ganze Reihe von afrikanischen (namentlich die von Friedrich Müller, Allgem. Ethnographie, S. 2 als isolierte bezeichneten) Sprachen sich noch einer strengen Klassifizierung zu entziehen scheinen, da ja mit den vielen Völkermischungen auf afrikanischen Boden auch Sprachmischungen vor sich gegangen sind und selbst noch gegenwärtig stattfinden, so ist doch die von Gust nach dem Vorgange anderer Sprachforscher angenommene Einteilung in sechs große Gruppen im wesentlichen richtig. Eine Übersicht derselben



mit einzelnen bekannten Namen dürfte allgemeines Interesse beanspruchen \*).

### I. Semiten.

#### A. Nördlicher Zweig.

1. Punisch. 2. Arabisch mit 8 Dialekten: ägyptisch-arabisch, tripolitanisch-arabisch, Zanzibari, Sahari, u.

#### B. Ethiopischer Zweig.

8 Sprachen, worunter Amharisch, Tigre, Harari, u.

### II. Hamiten.

#### A. Ägypter.

1. Ägyptisch 2. Koptisch (mit 3 Dialekten).

#### B. Libyer.

1. Libysch (Barokkanischer, Saharischer, Algerischer, Tuni-  
sicher Dialekt). 2. Kalytsch (mit 9 Dialekten). 3. Te-  
mashel (mit 4 Dialekten) 4. = 5. Sechs andere Sprachen  
mit 5 Dialekten.

#### C. Ethiopen.

1. Somali. 2. Galli, u., u., 18 Sprachen mit verschiede-  
nen Dialekten.

### III. Nubisch-Fulah.

#### A. Nubier.

16 Sprachen, darunter Naba, Masai, Monbutto u., u.,  
mit Dialekten.

#### B. Fulah.

1. Fulah mit 5 Dialekten.

### IV. Neger.

#### A. Atlantischer Zweig.

Nördliche Sektion.

28 Sprachen und viele Dialekte; unter den ersteren: Bo-  
lof, Serer, Bambara, Mande, Felup, u.

Südliche Sektion.

39 Sprachen und viele Dialekte (Kru, Ashanti, Dahome, u.).

\*) Eine ausführliche Inhaltsangabe findet man in der Allgem. Missions-  
Zeitschrift von 1854. Wättnar, Die modernen Sprachen Afrikas, S. 242 ff.

## B. Nigritier

Westliche.

23 Sprachen mit Dialekten (Idjo, Ibo, Nupre, u.)  
Östliche.

15 Sprachen (Efi, Molo u.).

## C. Centralafrikanischer Zweig.

31 Sprachen mit Dialekten (Snrha, Haussa, Tibbu, Kala, u.).

## D. Nilotiker.

31 Sprachen (Schiluk, Dinka, Bari, Gosi, Latuka, u.).

## V. Bantu.

## A. Südlicher Zweig.

Östliche.

1. Zulu (mit 4 Dialekten). 2. Xosa. 3. Quamaba.  
Centrale.4 Sprachen mit 7 Dialekten (Suto, Shuana, Kalahari, u.)  
Westliche.

1 Herero. 2. Ndebe (mit Schubeo). 3. Ndonga.

## B. Nördlicher Zweig.

Südliche.

20 Sprachen mit 11 Dialekten (Tula, Nania, Nganga, u.)  
Östliche.24 Sprachen mit 9 Dialekten (Komoro, Rondo, Zonda,  
Ewobiti nebst 3 Dialekten, Sambara, Teila, Tama,  
Chagga u.).

Westliche.

34 Sprachen mit Dialekten (Hehe, Gogo, Songoro, Kima,  
Gamba, u.).

## C. Westlicher Zweig.

Südliche.

25 Sprachen mit verschiedenen Dialekten (Kubele, Ido,  
Nana, Gangella, Bunda, Lunda, u.).

Nördliche.

55 Sprachen mit verschiedenen Dialekten (Kongo mit 1.  
Dialekten, Buma mit 3 Dialekten, Gula, Kamma, An,  
Gdigh mit 5 Dialekten), Lualla, Pangué u.

## VI. Kottentotten - Bushmänner.

## A. Kholi-Kholi.

1. Kholi-Kholi (mit Dialekten Nama, Kora, Tama, u.).

**B. Heloten.**

12 Sprachen (San, Bumanfu, Vola u.).

**C. Pygmäen.**

1. Alfa. 2. Obougo. 3. Balle-Balle. 4. Tolo. 5. Mbitimo. 6. Iwa.

Gust fand wie seine Vorgänger (Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie, p. 177), daß die Negersprachen von einer einzigen Ursprache nicht ausgegangen sein können, sondern im Gegentheil mehrere von einander unabhängige Ursprungspunkte voraussetzen. Denn abgesehen davon, daß die Abweichungen im grammatischen Bau der Negersprachen solche sind, die nur zwischen ganz unverbundenen Sprachen sich finden, lassen sich auch in lexikalischer Hinsicht, abgesehen von einzelnen entlehnten Kultur-Ausdrücken, keine Übereinstimmungen wahrnehmen, die irgend eine Verwandtschaft verrathen könnten.

Besonders in der nördlichen Hälfte des afrikanischen Kontinents ist die Zahl und Verschiedenheit der Sprachen groß; doch scheint das Bedürfnis der Handelsbeziehungen im Sudan der Haussa-Sprache als lingua franca des Verkehrs eine bedeutende Verbreitung gegeben zu haben. Friedrich Müller (p. 20) zählt hier nicht weniger als 24 Sprachen, resp. Sprachstämme, unter denen sich 14 isolierte Sprachen befinden, auf. In der südlichen Hälfte treten besonders hervor die eine große Fam. lie bildenden Bantua-Sprachen (Mafer, Zulu), die ganz eigenthümlichen Sprachen der Hottentotten und Buschmänner, die Zambesi-Sprachen, sowie im Osten die Sprachen von Zanzibar (Kiswaheli, Kamba, u.). Man schließt aus der größeren Verwandtschaft der südafrikanischen Sprachen, daß der nördliche Teil Afrikas durch die Negerrasse weit früher bevölkert worden sei als der südliche, oder daß die Ureinwohner des ersteren in nicht sehr entlegener Zeit ausgerottet worden seien; jedenfalls spricht die außerordentliche Verschiedenheit aller dieser Sprachen gegen einen gemeinsamen Ursprung, wie viele körperliche Ähnlichkeiten auch vorhanden sein mögen.

Wir wollen einiges Wissendwerthe über den Charakter mehrerer Negersprachen mittheilen.

Die am meisten verbreitete Sprache im äußersten Westen, wo der Negertypus am reinsten sich erhalten hat, zwischen dem Senegal und Niger ist die der Wolof (Fulaf oder Fulo, d. h. die Schwar-

zen im Gegensatz zu den Fula, den „Weißen“. Es ist wahrscheinlich die älteste Negersprache im Westen.

Die Ddshi-Sprache ist nicht minder verbreitet: sie wird gesprochen in den Reichen Afante (Afharti), Assin, Fanti, Allin, Atwapim und Akwambu und ist sehr verwandt mit der Ga-Sprache (in Akra) und mit der Webe-Sprache in Whida (Ouida, Joda) etc. zwischen dem Gebiete des Ddshi und Norumba.

Im Nigerdelta und dem Komorungebiete sind die Sprachen ganz besonders zahlreich und wie die Sprachen von Bonny, die des Braß-Landes, die von Kiro und Andonny höchst unverständlich und schwer zu erlernen.

Die Sprache der Mandingo (Mande) ist durch die Eroberungszüge dieses mächtigen Volkes weit in die Gebiete der Wolof und Fula, vorgedrungen und hat sich mehrere westafrikanischen Sprachen assimiliert.

Die Hausha-Sprache, die Handelsprache im Sudan, steht isoliert unter den westafrikanischen Sprachen und weist viele semitisch-hamitische Elemente auf.

Im französischen Senegambien hat sich neben dem Wolof, der Volkssprache der Schwarzen und Mulatten, noch kein französischer Dargon wie auf den Antillen gebildet. Nur haben die Neger eine kleine Anzahl europäischer Wörter, merkwürdiger Weise meistens portugiesischer, die jedenfalls vor der französischen Besitzergreifung aufgenommen wurden. So: *signare*, Dame; *rapace*, junger Diener; *rapareille*, junge Magd, *laptot*, Matrose, *Tougal*, Europa — *Tougal*, d. h. Portugal, war für die Schwarzen, welche die Portugiesen zuerst sahen, ganz Europa. Bekanntlich hat Faidherbe eine kleine Elementargrammatik nebst Vokabular und Phraseologie in Wolof und Französisch veröffentlicht. — An der Südküste des mittelländischen Meeres hat sich dagegen aus französischen, spanischen, italienischen und arabischen Wörtern, eine *lingua franca*, von den Franzosen *Kalir* genannt, gebildet, die besonders zum Handelsverkehr diente, und auch in Algier im Verkehr zwischen Eingeborenen und Soldaten gebraucht wird. Diese Sprache hat keine Syntax, von der Formenlehre nur den Infinitiv.

Moi meskine, toi donner sordi. Je suis pauvre, donne-moi un sou.

Toi bitir lagna. Tu bois de l'eau.

Lui senir drahem bezef. Il a beaucoup d'argent.

Abanioul chapar bourrico, andar labrizon L'Espagnol a volé un âne (bourrique), il ira en prison. — Merkwürdig dabei ist, sagt Faidherbe, daß der französische Trompeter, der sich so ausdrückt glaubt, er spreche arabisch, der Araber, er drücke sich gut französisch aus.

Auf der Insel Mauritius, wo reines Französisch die Sprache der wohlhabenden Klasse ist, hat sich daneben unter dem Einflusse der Kulis aus Bengalen, China, Madagaskar eine französische Kreolensprache gebildet, deren Grundstock das Französische ist, welches die früher ausschließlich auf den Plantagen arbeitenden Schwarzen redeten. Dieser Dialekt hat merkwürdige Eigentümlichkeiten. Der Artikel wächst z. B. mit dem Hauptwort zusammen, l'eleu (le élève), lamort, bei häufig vorkommenden Worten auch der partielle Artikel: dipain (du pain), Brot, dilwa, Holz, dife, Feuer, Hauptwörter dienen oft als Zeitwörter, laguerre, kämpfen, coquin, stehlen.

#### Présent.

mon coquin, ich stehle;	nous coquin, wir stehlen;
tu coquin, du stichst;	vous coquin, ihr stichet,
il coquin, er stiehlt,	vous coquin, sie stehlen

#### Imparfait.

mon il coquin,	tu il coquin, etc.
----------------	--------------------

#### Futur.

mon va coquin,	tu va coquin, etc.
----------------	--------------------

Die Chinesen, Tamulen, Madagassen verändern wiederum dieses Kreolische, oft in der drolligsten, unverständlichen Weise.

Von den südafrikanischen Sprachen (Bantusprachen) weiß man nach den neuesten Untersuchungen jetzt daß sie trotz mannigfacher Verschiedenheiten doch viele Ähnlichkeiten besitzen und ihre gemeinsame Abstammung unzweifelhaft erscheint.

Viele dieser Sprachen, namentlich die, welche an der Seefüste gesprochen werden, haben eine größere oder geringere Anzahl fremder Wörter aufgenommen je nachdem die Völkersämme größeren oder geringeren Verkehr mit fremden Nationen gehabt haben. Die an der westlichen Küste haben viel von dem Portugiesischen, jene in der Nähe des Vorgebirgs bei guten Verkehr von dem Englischen und Holländischen, die von Mozambique von dem Madagassischen, wie von dem Portugiesischen aufgenommen, während die an der nordlichen Küste namentlich aus dem Arabischen schöpfen.



Diese große Sprachenfamilie zeichnet sich, wenn man den Wpongwe-Dialekt als Muster annehmen darf, durch ihre Schönheit, ihre Zierlichkeit, ihren regelmäßigen Bau und ihre fast unbegrenzte Ausbildungsfähigkeit aus. Sie braucht darin den Vergleich mit keiner Sprache in der Welt zu scheuen, ja wenige kommen ihr gleich. Natürlich gilt dieses nicht von jener Seite der Sprache, welche die stetig fortschreitende Kultur und besonders die der Begriffsentwickelung ausdrückt.

Werkwürdig ist, welchen Reichtum an Wörtern und Ausdrücken diese Sprachen durch Vorsetzen von Buchstaben erhalten und nach bestimmten Regeln erfolgt. Als Beispiel diene aus der Sprache Torabao:

so, sündigen;  
 oso, die Sünde;  
 less, in Sünde sein, immer sündigen;  
 oless, Einer, der immer sündigt;  
 iless, das immer Sündigen;  
 aless, das Reinsetzen von Sünde;  
 lalless, das nicht Sündigen, frei sein von Sünden;  
 alalless, Einer, der nicht sündigt.

Die Wpongwes bilden ihre Wörter ebenso durch vorgesetzte Buchstaben, z. B.:

Noka, lügen; laoka, die Lüge, onoka, der Lügner.  
 Jaka, stehlen; ijaka, das Stehlen, Diebstahl; ojaka, der Dieb.  
 sungula, retten; isungula, die Rettung; osungula,

der Retter.

Die Art zu zählen ist verschieden. Der Grebo zählt bis fünf und verdoppelt dann die Zahlen bis zehn, von da bis zwanzig noch einmal, mit zwanzig geht es dann weiter bis zehn-zwanzig, d. h. zweihundert. Die Wpongwes und Mandingos haben eigentlich ein Decimalsystem, denn sie zählen bis zehn, dann folgt eine Verdoppelung, z. B. zehn und eins (elf), zwei-zehn (zwanzig), zehn-zehn (hundert).

Sehr reich sind die Formen der Zeitwörter in der Wpongwe-Sprache, die, ebenfalls meist durch Vorsetzen oder Umändern eines Buchstabens gebildet werden. So wird die vergangene Zeit gebildet durch Vorsetzen eines a und Umwandeln des End-a in i, z. B. mitonda, ich liebe, mitaondi, ich liebte; die längst vergangene Zeit

dagegen durch Ansetzen eines *a* vor die Imperativform und Umänderung des End-*a* in *i*, — *mi arondi*, ich habe gekocht.

Der außerordentliche Formenreichtum mehrerer afrikanischer Sprachen zeigt sich am auffallendsten in der Kaffersprache, welche durch Präfixe und Flexionen die Verbalformen in merkwürdiger Weise variieren kann. So z. B. kann „ich war liebend“ (*umabam*) zunächst durch acht Formen dargestellt werden. Da aber die dritte Person hier, wie im ganzen Verbum, schon des Subjektprefixes wegen zehnmal sich verändern kann, so resultieren für diese allein, durch alle acht Formen des Imperfectes 80 Formen. Und doch handelt es sich hier nur von einer Person einer Unterabtheilung der einen Vergangenheit! — Endemann zählt in seiner *Vosutogrammatik* nicht weniger als 57 Tempora und viel weniger sind es im Herero auch nicht. In jedem Tempus haben wir im Herero circa 20 Formen für die einzelnen Personen.

Wenn sich auch hier der Sprachbildende Geist des Menschen von einer ganz neuen Seite zeigt, so muß man sich doch hüten in dem Wortreichtum mancher afrikanischen Sprache eine besonders hervortretende geistige Entwicklung zu sehen. Völker von beschränktem geistigen Horizont und in einfachen Verhältnissen lebend, haben für dieselben Dinge eine Menge von Wörtern, die Nalgassen z. B. 30 für die verschiedenen Arten das Haar zu flechten, 20 für das Wachstum der Ochsenhauer, die Araber gegen 100 Namen für das Kamel. Livingston hörte bei den Südostafrikanern, die für jeden Hügel, jede Schlucht, jedes Bächlein einen Namen haben, gegen 20 Zeitwörter, um die verschiedenen Arten des Spazierengehens auszudrücken und noch mehr zur Bezeichnung der verschiedenen Arten der Narren. Die Kultur vermehrt mit den Bedürfnissen und Erfindungen auch den Wortschatz, beschränkt dagegen die Zahl der überflüssigen Benennungen der Dinge.

Höchst interessant ist die Rolle, welche die Euphonie in den afrikanischen Sprachen spielt. Bei vielen werden nach Hellrich die Sätze nicht nach der Gedankenfolge, sondern nach dem Wohlklang eingetheilt was durch ein regelmäßiges Alliterationsystem bewirkt wird und Speke sagt von der Sprache um den Nyangasee, sie sei so wunderbar wie die Bewohner, beruhe auf Wohlklang und sei deshalb sehr complicirt; um das Geheimnis ihrer Euphonie zu enträtseln, mußte man die Eigentümlichkeit einer Regerskale kennen. Wo, dem Namen eines Landes vorgesetzt, bedeutet in dieser Sprache

„Menschen“, M vorgesetzt bedeutet „einen Menschen“, U „Ort der Dürchkeit“, Ki, die „Sprache“. So ist Wagogo das „Volk von Gogo“, Mgogo ein „Gogomann“, Ugogo, das „Land von Gogo“, Ki-gogo, die „Sprache von Gogo“. (In den einfidigen Sprachen ist die Stelle der Betonung höchst bedeutend so bedeutet im Ananistischen: ba, bā, bā, bā, drei Tamen gaben eine Ohrsperre dem König des Königs“).

Wir können die kurze Besprechung der afrikanischen Sprachen nicht schließen ohne der merkwürdigsten derselben, der Sprache der Hottentotten zu gedenken welche, von einem der am tiefsten in der Kultur stehenden Völke gesprochen, den Forschern die merkwürdigsten psychologischen und philologischen Probleme darbietet.

Hottentotten und Buschmänner, sagt Polar Vessel (Völkerkunde), bilden eine gemeinsame Rasse; sie sind wie Th. Hahn bemerkt Geschwister einer Mutter. Der eine Name bedeutet Stotterer und wurde ersteren zur Verspottung ihrer Schnalzlauten von den Holländern gegeben. Die Buschmänner werden von den Hottentotten San (Plur. von Sā) geheißen, die sich selbst Koi-koi, d. h. Menschen nennen, welchen Namen man auch gegenwärtig allgemein den Hottentotten giebt.

Sprachlich haben Koi-koi und Buschmänner nur die Schnalzlauten gemein, die durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurück-Schnellen hervorgerufen werden. Einen dieser Schnalzlauten gebrauchen Europäer um ihren Verdruss auszudrücken, einen andern hören wir bei Fährleuten die ihre Rosse ermahnen. Außer den Schnalzlauten besteht zwischen den Sprachen der San und der Koi-koi keine Ähnlichkeit, abgesehen von wenigen Worten die beiderseits ausgetauscht worden sind.

Die Sprache der Koi-koi ist eine große Merkwürdigkeit der Völkerkunde. Der Missionar Moffat war der erste, welcher entdeckte, daß sie Ähnlichkeit mit der altägyptischen zeige. Dies war auch die Ansicht von Lepsius, Pruner Bey und selbst von Max Müller und Whitney. Blau giebt zwar zu, daß die Hottentottensprache in den Lautreihen für die Geschlechter mit dem Altägyptischen und Keptischen einiger übereinstimme, als mit anderen Sprachen, daß sich aber auch wieder Abstände an semitische Formen finden. Wegen die Verwandtschaft haben sich v. d. Gabelentz, Bott, Dr. Müller und Theophilus Zahn ausgesprochen und damit diese Streitfrage erledigt.

Zedenfalls ergibt sich daraus deutlich, daß die Mundarten der Koi sonst eine sehr hohe Entwicklung haben müssen und zwar eine so hohe, daß ein Sprachforscher wie Martin Haug ihre höheren und feineren Bestandteile „nur durch Berührung mit einem civilisierten Volk“ sich erworben denken kann. Ob dieses Volk das altägyptische gewesen sei, müsse vorläufig unbeantwortet bleiben.

Für eine solche Berührung spricht jedoch bis jetzt keine einzige Thatfache. Ob daher nicht strenge Beweise für solche Vermutungen beigebracht werden, müssen wir vielmehr darauf bestehen, daß Sprachen auch durch solche Völker verfeinert werden können, welche ohne Berechtigung Wilde genannt worden sind. Die geselligen Zustände unserer Vorfahren zu Tacitus Zeiten waren nur wenig besser als die der Koi-Koin, und dennoch besaß ihre Sprache schon damals aristische Hoheit.

Das Komma und die anderen Mundarten der Koi-Koin befestigen die stark abgeschliffenen Formlaute am Ende der Wurzel. Aus ko., Mensch, ward koi b, Mann, koi s, Weib koi gn, Männer, koi-ti, Weiber kol-i, Person, kol-i., Leute. Wir wählen dieses Beispiel, um hinzuzufügen, daß aus koi, Mensch, koi si, freundlich, ko.-si-b, Menschenfreund und ko.-s.-s, Menschlichkeit entsteht. Da sehr viele lieblose Anthropologen den altäfrikanischen Volksstämmen vorgeworfen haben daß sich in ihren Sprachen keine Ausdrücke für Abstraktionen oder kein Wort für Gott oder Moral finde, so wollen wir daran mahnen, daß die Hottentotten, eist auf die niedrigste Stufe gestellt das obige Wort für „Humanität“ besitzen.

Als Ergänzung zu dem Vorstehenden dürfte eine Erfahrung die der Missionar Büttner bei der Uebersetzung der Bibel in die Sprache der Herero machte, hier passend eine Stelle finden: es ergab sich aus dem Stadium der Sitte und Sprache derselben, daß sie im Sinken nicht im Steigen begriffen seien und der frühere Zustand der relativ vollkommenere gewesen sei. „So findet man, sagt er (Aus der Studien-Abtheilung des Bibeldrucks des Allg. M.-Zellsch. 1881, S. 199), bei immer erneuerten Versuchen, den vorhandenen Sprachschatz zu fixieren, daß allerdings in früheren Zeiten auch manche jener vermissten höheren Begriffe doch einmal vorhanden gewesen sind, und viele derartige Wörter, wenn sie auch aus dem allgemeinen Verkehr beinahe verschwunden sind haben sich doch noch zuweilen im Munde einzelner alter Leute. So hat es z. B. Jahre lang gedauert, bis man dahinter kam, daß die Herero ein eigenes Wort für du und

eines für 1000 haben, nachdem man vorher geglaubt, sie könnten wirklich nur b. 8 zehn zählen. Glirika hat es viele Jahre gedauert, bis ein Wort für Gott, ein Wort für Götzenbild zum Vorschein kam. Natürlich ging es hierin immer besser, als auch einige von den Christen, zumal von den Ältesten, einmal begriffen hatten um was es sich handelte und nun mit Eifer auch selbstständig an solchen Untersuchungen sich zu beteiligen anfangen.“ — Dieselbe Beobachtung machten Missionare und Forschungsreisende bei den Insulanern des großen Ozeans.

J. Baumgarten.



# Deutsch-Südwestafrika.

## 1.

Erwerbung des ersten deutschen Kolonialgebietes. Grenzen und Umfang von Deutsch-Südwestafrika — Zuverlässigkeit der Nachrichten und Untersuchungen über dessen Kulturwert.

Die Aufzählung der deutschen Reichsflagge in Angola Bequena am 7. August 1884 bezeichnet einen bedeutenden Wendepunkt unserer Geschichte: die Landgroßmacht Deutschland that den ersten Schritt zur Erringung einer Weltmachtstellung, indem sie zum ersten Male ein überseeisches Land unter Kaiserlichen Schutz stellte und damit den Grund legte zu einem Kolonialreiche, welches gegenwärtig in Afrika und Melanesien einen Flächenraum von mehr als 71000 deutschen Quadratmeilen umfaßt.

Die Erwerbung der ersten deutschen Kolonie verdanken wir dreien thatkräftigen Männern, deren Namen flüchtig auf der ersten Seite der deutschen Kolonialgeschichte glänzen werden: dem Bremer Kaufmann J. A. G. Lüderitz, welcher in den Jahren 1883 und 1884 das Küstenland bis an den Drangefluß durch Kaufverträge erwarb und den Reichsschatz dafür nachsuchte; dem Fürsten Bismarck, der mit weitschauendem Scharfblick die günstige Gelegenheit erkannte, durch Gewährung dieses Schutzes das Reich die ersten Schritte auf der Bahn der Kolonialpolitik thun zu lassen, den nationalen Spannkraften ein neues Feld der Thätigkeit, den industriellen und kommerziellen Bedürfnissen neue Hilfsquellen zu eröffnen; endlich dem Grafen Herbert Bismarck, welcher als Kaiserlicher Geschäftsträger in London mit seltener Geschicklichkeit und Energie den Widerstand des durch die Forderungen der deutschen Kolonialbestrebungen gedrängten englischen Kabinetts überwand und dasselbe zu

einer dreimaßigen omgiedten Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft bestimmte. Noch am 1. Juni 1884 schrieb die angesehenste englische Kolonialzeitung „The Colonist and India“: „Nicht einer fremden Macht zu erlauben, Weisig von diesem Lande zu regieren, welches zwischen der Balfischbai und dem andern Theile der süd-afrikanischen Beugungen gelegen ist, würde pure Tollheit sein.“ – Aber bereits am 21. Juni folgte die Anerkennung seitens der englischen Regierung, welche eingesehen hatte, daß sie durch eine Handelskrieg gegen Deutschland ihre letzte Stütze auf dem Festlande verlieren würde, und daß sie überhaupt nicht den geringsten Nachtheil auf die südwestafrikanischen Küstländer befaß. Diese Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft wurde wiederholt und weiter ausgedehnt am 22. September 1884 und im Frühjahr 1886, so daß nun der inzwischen mit Portugal getroffenen Vereinbarung das deutsche Schutzbiet sich vom Franzosfluß bis zum Kuneneffisse und den portugiesischen Besitzungen\*), sowie von der Seefüste bis zum 20. Grad nördlicher Länge erstreckt. England hat noch hartnäckig außer einigen Küsteneinfeln, die Balfischbai festgehalten, welche ihm höchstens zur Erhebung von Zöllen nützlich kann, für Deutschland jedoch zur Entwicklung seines Handelsverkehrs mit dem Hinterlande als bester Hafenplatz nützlich wäre, als selbst die Bucht von Angola Bejuena.

Zu neuester Zeit hat man jedoch um die den Engländern gehörende Balfischbai entbehren zu können, eifrig nach einem andern passenden Hafen geforscht und in dem Sandwichhafen einen ganz vortrefflichen Gefasß entdeckt. „Sandwichhafen“, sagt die Deutsche Weltpost (2. April 1887), „hat den großen Vortheil, daß es einen ausgezeichneten Hafen hat, so daß Schiffe von großem Zielgange bis nahe an die Küste gehen können, so daß nur ein verhältnismäßig kleiner Peert nötig ist, also mit sehr geringen Kosten die Ausfischungsrichtungen herzustellen sind. Das Wasser im Sandwichhafen ist stets ruhig und gegen Stürme vollständig durch eine bedeutende Sandbarriere gesichert. Die Küste wird nie nals durch Springfluten bedroht und überflutet. Dazu kommt, daß in Sandwichhafen

\*) Die nördliche Grenze ist nach dem Vertrage mit Portugal, Ende 1886, der Stromlauf des Kunene von dessen Mündung bis zu dessen zweiten Knie weiter bis zum Kubo-ago auf dem Breiten-Paralel, von hier folgt die Grenze dem Seer. lauf des Andora und wendet sich dann in gerader Linie bis zum Zusammen in der Gegend der Stromschnellen von Kikima.

sich gutes genießbares Trinkwasser findet und der Abbau der Kiste bereits von den dort vorhandenen englischen Fächern mit Erfolg versucht ist. Man wird also dort leicht eine größere Weide herstellen können. Das Terricht hat von dem Hafen bis zu den Sanddünen eine Breite von circa 300 Meter, ist also breit genug, um ein größeres Fabriketablisement anzulegen.

Man hat bisher geglaubt, daß die Dünen, welche im Osten den Hafen begrenzen, ein Hindernis wären. Allein durch die neuen Forschungen ist bereits festgestellt, daß vom Sandwichhafen nach dem Kasiibithale keine allzu große Entfernung ist. Das Kasiibithal enthält ausgedehnte Weidfelder, sodaß dort größere Herden konzentriert werden können.

Deutsch-Südwestafrika ist, wie Kamerun und Togo-land, ein Kronschutzbiet in welchem die Verwaltung und Rechtssprechung durch unmittelbar vom Kaiser oder von der Regierung bestellte Beamte ausgeübt wird wogegen in Gesellschafts-Schutzbieten, wie Deutsch-Ostafrika und Neu-Guinea, jene staatlichen Funktionen von einer Privatgesellschaft auf Grund eines Kaiserlichen Schutzbriefes vollzogen werden.

Da gegenwärtig die Nordgrenze von Deutsch-Südwestafrika sich von der Mündung des Kunene bis Kolima am Zambesi erstreckt und das deutsche Gebiet durch das Hingutreten der Burenrepublik Oranienia (Grootfontein), deren Bewohner, von den Ovambo und Damara gedrängt, sich freiwillig unter deutschen Schutz stellten, auf wenigstens 40 Kilometer nach dem Innern ausgedehnt worden ist, so ist bei einer Länge der Küste von 130 d. Meilen und einer Breite bis zum 20. Grad östlicher Länge der von George G. Brückner\*) auf 20000 deutsche Quadratmeilen berechnete Flächenraum nicht zu hoch gegriffen. Werden noch, was unumgänglich nötig ist, das Ovamboland am Kunene und Kubango, sowie die Länder am Ngami-See und südl. Zambesi unter Reichs-Hut gestellt so wird Deutschland ein südafrikanisches Kolonialgebiet von 30 000 deutschen Quadratmeilen haben.

Die Zahl der Einwohner ist schwer zu bestimmen doch schlagen die Missionare die Zahl der Nama auf 11—13 000, der Bergdama

\*) George G. Brückner, *Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik und des Export* Berlin 1887. Dieses vortreffliche und für alle Kolonialien und handelsbedeutende Werk wird alljährlich die Verurteilung ihrer Kolonien und die Fortschritte ihres Handels und Gutes eingehend behandeln.

auf 70.000 der Herero auf 80.000 an, während die noch ganz un-  
 althätigen Ovambo 28.000, die Damara 150.000 zählen. Die  
 bevölkerlichsten Landstriche befinden sich im Norden, resp. Nord-  
 osten. (S. weiter unten Schilderungen der Bevölkerung.)

Was den Kulturwert Südafrikas betrifft, so haben wir hien-  
 nicht bloß die zuverlässigsten Berichte von Forschungsreisenden und  
 Missionaren (das Land ist seit länger als 30 Jahren ein ergiebiges  
 Arbeitsfeld der deutschen Mission), sondern auch die eingehenden  
 Untersuchungen des kaiserlichen Reichskommissars Dr. Goering, an  
 dessen Anregung in Verbindung mit Dr. Merensky und Witten-  
 welche als Missionare lange Jahre dort gelebt haben, sich im Jahre  
 1881 die „Deutsch-Westafrikanische Kompagnie“ als Sammel-  
 stelle der deutschen Kapitalkräfte zur Ausbeutung der reichen, noch  
 unerschlossenen Naturschätze des Landes gebildet hat.

Die Handelsunternehmungen dieser Kompagnie werden nicht  
 ins Blaue hinein vor sich gehen, sondern haben einen durchaus po-  
 sitiven Boden, auf dem die Engländer bereits voratgegangen sind.  
 Es sollen von der Küste nach den Innern durch Anlage von  
 Handelsstationen der Zugang zum Hinterlande, besonders zu dem  
 überaus fruchtbaren Gebiete am Kubango und oberen Zambesi bis  
 zum Matabeleland, Beiskuanaland und Transvaal erschlossen wer-  
 den. Dieses Ländergebiet, fast dreimal so groß wie Deutschland, in  
 nach Livingstone, der dort länger als 20 Jahre lebte und mehr  
 und nach allen Richtungen hin Reisen unternahm, nicht bloß frucht-  
 bar und stellenweise dicht bevölkert, sondern auch größtenteils gerodt.

Im laufenden Jahre ist mit zwei sehr bedeutenden Handels-  
 expeditionen der Anfang zu diesen vielversprechenden Unternehmungen  
 gemacht worden; dieselben werden in das Herero- und Ovamboland  
 geschickt, um dort Tauschhandel zu treiben, Schlachtereien und Handels-  
 stationen zu errichten. Die deutschen Missionare, deren mehr als 200  
 nicht 15.000 Deutschen in Südwestafrika leben, haben auch hier seit langer  
 Zeit vorgearbeitet und solche Erfolge erzielt, daß man heute manche  
 Herero trifft, welche deutsch sprechen, lesen und schreiben.

Von der Mündung des Oranger-Flusses bis zum 16. Grad  
 nördl. Breite ist die Küste eine kahle Sandwüste. „Es giebt kaum  
 etwas Traurigeres“, sagt der auf der Missionsstation Beikaman ge-  
 borene Deutsche Josaphat Lahn. „Diese Küste trägt, vom Kap der  
 guten Hoffnung bis zum Fort Alexander (16°) denselben wüsten-  
 Charakter bei, wie die Eingeborenen selbst sagen „einen Sand zum

Heulen kriegen würde“, also eine heulende Wildnis (a howling wilderness) im wahren Wortsinne.“

Das trostlose Aussehen der Küste und des einen ähnlichen Charakter zeigenden 750 Quadratmeilen großen Gebietes von Angra Pequena hat den Gegnern der deutschen Kolonialbestrebungen in Südwestafrika einen willkommenen Stoff geliefert, um letztere als thöricht und ansichtslos darzustellen; heute würde ein solches Verfahren als Beweis einer grenzenlosen Unwissenheit jedem Unbefangenen erscheinen, der die auf Augensehen und lange Erfahrungen begründeten Berichte von Merensky, Veldt, H. Kirchhoff, Fabri, Blüthner, Hüfner, Bechmel-Fische, Goering u. a. über die Hinterländer gelesen hat. — Es möge hier zunächst eine Darstellung des Missionars Blüthner aus dem Jahre 1883 folgen, welche auch die „wüste Küste“ wertvoller erscheinen läßt, als man im allgemeinen glaubt.

J. Baumgarten.

## II.

### Die Bedeutung der Südwestafrikanischen Küste.

Wenn Südwestafrika schon an und für sich manche gute Aussicht für verständig geleitete und mit geeigneten Mitteln ausgerüstete Unternehmungen bietet, so darf vor allem auch nicht außer Acht gelassen werden, welcher bequeme Zugang zu dem weiten und reichen Innern gerade hier geboten ist, insofern das Land mit vollem Recht eine Pforte von Innerafrika genannt werden kann. Allerdings ist gerade die Küste dieses Landes das am wenigsten anlockende Terrain. Sicher haben sich wer weiß wie viele in Deutschland, als sie die trostlosen Beschreibungen von Angra Pequena lasen, gefragt: was kann denn dort zu holen sein wo kaum ein paar Fischerfamilien in der armseligsten Weise ihr Leben fristen können? Das Land wird jedoch desto besser, je weiter man von der Küste in das Innere fortschreitet. Und wenn man näher zusieht, weshalb diese Küste so abschreckend ist so findet man bald, daß das einzige, was den Hafen vorzuziehen werden kann, nur dies ist, daß sie kein gutes Trinkwasser bietet. Jede weitere Untersuchung und nähere Vergleichung sowohl der Häfen von Südwestafrika als der Äge, die von ihnen aus ins Innere führen, mit denen des übrigen Afrika wird uns darüber belehren, wo eigentlich der vortheilhafteste Zugang zu dem Innern zu suchen ist.



Schon eine Vergleichung der Häfen allein längs der ganzen afrikanischen Küste von Niederguinea bis nach Sansibar beweist uns, daß kein einziger Hafen (abgesehen natürlich von Sansibar) dem landenden Schiffe so viele Bequemlichkeiten und so große Sicherheit bietet, als die Häfen von Südwestafrika, die Balfischbai und Angra Pequena. Entweder verhindern mächtige Barren alle größeren Schiffe außer zur Zeit der Hochflut den Zugang wie z. B. Port Elizabeth, Darban u. a., oder dieselben sind, wie die Fasilen gerade den gefährlichsten Winden offen, oder der landende Schoner hat, wie in Niederguinea mit einer mächtigen Brandung zu kämpfen. Und dieses alles hat sich bis jetzt auch durch die kostspieligen Hafenbauten nur zum geringsten Theile verändern lassen. Dodman bietet Angra Pequena und die Balfischbai ohne alle künstliche Nachhülfe (der Sandwichhafen mit geringer Nachhülfe, s. oben S. 424) einen fast vollkommenen sicheren Ankerplatz, der, was beinahe alles sagen will, auch bei ungünstigem Winde sehr leicht zugänglich ist. Wie sicher die Einfahrt ist, habe ich selbst erlebt. Einmal waren am einen Nachmittage aus der Balfischbai hinausgezogen, aber bald erhob sich ein Gewitter mit recht starkem Winde, jedoch das Segelschiff, welches offenbar nicht genug Ballast für ein derartigen ähnliches Wetter hatte, einzige Gefahr lief und der Kapitän sich entfloß, die Bai wieder aufzusuchen. Unterdeffen war es dunklere Nacht geworden und an der Balfischbai giebt es weder Landmarke noch Leuchtturm; nichtsdestoweniger wurde der Eingang ganz glücklich forciert, obwohl nur das Geruch der Brandung über den Hafeneingang orientierte. So frei ist das Land im Eingang der Bai ab, daß auch größere Schiffe ganz dicht an den Ufer vorbeisegeln können; in Angra Pequena sind die Verhältnisse nicht ganz so günstig, wie in der Balfischbai, aber immerhin ist auch dort für Schiffe bis 400 Tonnage fast absolute Sicherheit.

Wenn man nun weiter die Wege von den Häfen Südafrikas ins Innere betrachten will, so muß man bedenken was für gewöhnlich auf den Karten nicht angegeben zu sein pflegt. Dem Verkehr stellen sich in Südafrika drei Gegner entgegen: wasserleere Flüsse, die Heiße-Flüge und das Fieber. Beachten wir zunächst das Fieberhindernis der Kalahari.

Dieses merke Beden, in welchen fast das ganze Jahr hindurch so gut wie gar kein Trinkwasser auf der Oberfläche oder in der Nähe derselben zu finden ist, macht allen Verkehr zwischen den

Küstenländern von Südwest- und Südsafrika ganz unnützlich und trennt die Kapkolonie von dem übrigen Afrika. Wo aber die Küste nach Osten hin aufhört und wo sehr bald reichlich fließende Ströme den Abhang Sudafricas schmücken, stellen sich zwei neue Feste ein. Die Buschgegenden um diese Flüsse sind von der Festschließe besetzt, welche allen Hausthieren so verderblich ist. Und wo sonst die Vegetation stärker wird, da pflegen auch beinahe überall die Fieber gerade den frisch herankommenden Europäer nur zu bald Stille zu gebieten. Nur so wird es erklärlich, daß der Verkehr von der Delagoa-Bai nach von Inhambane aus nach dem Innern ein Minimum ist. Sobald man auch nur ein wenig von der Küste sich entfernt, bleibt dort als einziges Beförderungsmittel der Träger übrig und es ist wohl jedem nur zu klar, wie teuer ein solches Beförderungsmittel ist, ganz abgesehen davon, welche Mühen und Lasten die täglichen Streitigkeiten mit unwilligen, unverwundten und dabei frucht samen Trägern einem jeden Reisenden und Händler fortwährend verursachen müssen.

Nun haben die südafrikanischen Kaufleute es allerdings versucht, dem Zuge der Boers von Port Elisabeth und Durban aus mit Ochsenwagen weithin zu folgen, aber ein einziger Blick auf die Karte belehrt, wie ungeheuer lang die zurückzulegenden Wege sind, wenn auch nur die Gegend am Aganisee erreicht werden soll und wie es so gut wie aus dem Bereich der Möglichkeit ausgeschlossen ist per Ochsenwagen Waren aus Natal noch weiter ins Innere, etwa gar bis an den Zambesi, zu befördern. Die Transportkosten, welche sich für die deutsche Meile per Ochsenwagen mindestens auf etwa 4 bis 5 Mark belaufen, steigern sich ins Unglaubliche bei diesen watten Touren und auch die wertvollsten Waren können diesen Aufschlag nicht mehr ertragen. Fast alle diese Schwierigkeiten fallen aber fort, wenn man von Arzua Beaneua oder gar von der Walvischbaai ausgeht; der Weg von hier nach dem Agami oder dem Zambesi ist um ein bedeutendes kürzer als von Durban oder gar von Port Elisabeth bis dorthin, ganz zu geschweigen davon, daß dort nicht jene hohen und gefährlichen Gebirgskette zu passieren sind, wie von Natal aus. Braucht man doch wenn man von der Walvischbaai oder Stigandlague und Olabondwa nach dem Aganisee fahren will, fast gar nicht den Krummstab anzulegen. Dann hat man nicht zu fürchten, daß man die Festschließe berührt, ehe man weit ins Innere vorgedrungen ist und ebenso werden sich auch in den

ungünstigsten Jahren die Heiler in Damaraland und Namaland nur an ganz beschränkten Stellen finden. Es ist eben in Südafrika ein weites, verhältnismäßig sehr sicheres Territorium gegeben, von dem aus neuen Unternehmungen in das Innere Afrikas hinein nach allen Seiten hin die Wege offen stehen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Küster Südafrikas, so bemerken wir wiederum, wie sich die kriegerischen Plantationen wie die Zulu, die Matebele, eben auch wieder nach dem Osten bezogen haben und wie alle Unternehmungen von der Südküste her immer wieder Gefahr laufen, durch die politischen Bewegungen dieser unruhigen Völker gestört zu werden. Jeder Reisende ist von nun an sehr von den jedesmaligen Partien eines einzelnen Hauptlings abhängig, so daß im Handumdrehen alles immer wieder von neuem in Frage gestellt wird. In Südwestafrika dagegen begegnen wir zunächst und bis an den Zambesi heran nur friedliebenden Nationen mit patriarchalischen Sitten, Völkern, die sich einer ziemlich Unabhängigkeit erfreuen und unter welchen auch der Fremde sich ebenfalls leicht eine ziemlich Unabhängigkeit verschaffen kann.

Allem dem gegenüber kann es also nur wenig ins Gewicht fallen, daß an den Häfen selbst nur sehr schlechtes Trinkwasser zu haben ist. Gerade dieses würde sich überall ohne große Schwierigkeit beschaffen lassen und mit jeder Meile, mit welcher der Reisende sich von der Küste entfernt, steigern sich hier nicht die Schwierigkeiten, sondern es wird ihm immer leichter, je weiter er vordringt.

Und nun weise ich noch einmal zum Schluß darauf zurück, wie gerade hier in Südwestafrika durch die deutschen Missionare bereits so viel vorgearbeitet ist, daß ein deutscher Reisender ungehindert bis an den Zambesi vordringen kann. Das Einzige, was zu fürchten ist, daß eine fremde Macht auch auf diese Küste Anspruch legt, um auch hier zu ernten, was nicht von ihr gesät ist. Mit den afrikanischen Schwierigkeiten wird gerade von dieser Seite her am ehesten fertig zu werden sein. (Diese Befürchtung des um die Kolonialfrage so hochverdienten Mannes hat sich glücklicherweise nicht verwirklicht, denn die Küste und das Hinterland stehen jetzt unter Kaiserlichem Schutze.)

C. G. Böttner.  
(März 1883)

## III.

## Kulturwert von Deutsch-Südwestafrika.

Ergebnis der Untersuchungen der Forscher, Ingenieure und Missionare —  
Ovamboland, Kaokoefeld Nama- und Hererolande. — Fisch- und Viehzucht.

In Deutsch-Südwestafrika giebt es außer der dünnen, kahlen Küste und einigen feuchten, heißen und daher ungesunden Niederungen auf den Hochebenen des Innern weite Länderstrecken, deren Klima den Europäern zu sagt und deren Boden zur Viehzucht und oft selbst zum Ackerbau durchaus geeignet ist. Es ist eine unverzeihliche Verlehnung der Wahrheit und der thatsächlichen Verhältnisse, den Wert des ganzen Landes (200000 QM) nur nach den 750 QM umfassenden Angra Pequena-Gebiet und des durchschnittlich 15—20 Meilen breiten Küstenstriches zu beurteilen, wie es noch immer von Gegnern der Kolonialbestrebungen geschieht. Nach den zuverlässigen Untersuchungen der oben angeführten Forscher, Ingenieure und Missionare hat sich unzweifelhaft herausgestellt, daß in Ovamboland, einem reichen Kotulande, auch ausgedehnte Viehzucht betrieben werden kann und von den Eingeborenen zum Teil schon betrieben wird, ebenso im ganzen Kaokoefeld, weiter nach Süden; — im Piet Heitbisch-Gebiete, in Omahela, im Nama- und Hererolande findet sich nicht bloß vortreffliches Weideland, sondern selbst manche zum Ackerbau geeignete Landstrecke. Alfred Kirchhoff berichtet aus dem letzteren Lande, daß in günstigen Jahren die Weizennernte so reichlich gewesen sei, daß z. B. in Dithmarungue von 1 Pfund Aussaat 55 Pfund Weizen geerntet wurden, daß die Speicher der Missionsstationen mit Tausenden von Scheffeln des besten Weizens gefüllt waren, deren jeder an Ort und Stelle einen Wert von 25 bis 30 Mark = 1 Ochse oder 2 bis 3 Sammel hatte.

Dr. Goering, der kaiserliche Reichskommissar, hebt in seiner Denkschrift besonders den unerischypfen Gradreichthum des Damara-Landes hervor, wo einzelne Herero 10- bis 40 000 Rinder besitzen und ausgedehnte Gegenden vor dem Kriege von 1880 von den sogenannten Bastards mit großem Erfolge zur Schafzucht benutzt worden waren. Weizenbau ist mit ausgezeichnetem Erfolg von den Missionaren betrieben worden. Mit Ausnahme der nach dem Abfließen abfallenden Ebenen eignen sich beide Länder ihres gesunden Klimas wegen zu einer tüchtigen Niederlassung. Dr. Goering zählt eine Reihe von Stellen

in dem wasserarmen Namaqualande auf wo sich, ähnlich wie oben in Transvaal, dem Oranje-Kreuzthal und der nördlichen Kap-Länder durch Sanddamme ohne große Kosten die Flussbetten in Seen verwandeln lassen, welche längere Zeit das für Viehzucht und Ackerbau nötige Wasser behalten. In der nördlichen Hälfte des Landes ist die Regenzeit länger an, und ist Wasser in Quellen und Flüssen genug vorhanden. In betreff des Mineralreichthums des Landes muß man die überschüssigen Hoffnungen etwas herabsetzen. Im Laufe der sechziger Jahre die große Kupferminen-Gesellschaft in Deleed im Klein-Namaqualande so glänzende Ausbeute (bis zu 100 Prozent Ertrags) machte, wurden mehrere Jahre hindurch bedeutende Summen auf bergmännische Untersuchung des Namaqualandes verwendet. Man konstatierte nur neuseeländisches Vorkommen des Kupfers. Im Samaralande mußten mehrere Gesellschaften wegen ungenügender Ausbeute liquidieren, weil die schlechten Transportwege die Konkurrenz, welche die Jugoafrikaner zu Tausenden wegtröste, und der Krieg zwischen den Hottentotten und Hereros den Weiterbetrieb hinderten. Das bedeutendste Kupfergebiet in dem Nierod zwischen Dymbingue, Gansberg, Rehoboth und Othysse ist mit Lastenwagen 14 Tagereisen von der Küste entfernt. Eine Gesellschaft von Kapitalisten, welche eine leicht herzustellende schmalspurige Gassabahn oder Drahtseilbahn, wie sie für Minenbetrieb überall gebräuchlich sind, anlegen würde, wäre einer höchst rentablen Unternehmung sicher. Uebrigens ist, wie W. Beld und andere Kenner des Landes konstatiert haben, der Samara- und Damboland noch nicht genügend bergmännisch untersucht; es soll selbst Gold und Silber im Innern vorkommen.

Wilhelm Beld und der Reichs-Kommissar Dr. Goering haben auf den ungeheuren Fischreichthum hingewiesen, welcher durch einen kalten Polarstrom veranlaßt wird, der noch bei Mossamedes (17 Grad Br.) abkühlend wirkt und dort sehr ergiebige Fischereien hervorgerufen hat. Maifonen von Delphinen, Lammern, Haussischen See-Äulen, Sturk (äußerst wohlschmeckend, wird gefalzen und gedert — besser als Stodfisch — zur Proviantierung der Schiffe nach Kapstadt ausgeführt), Stenobranen (Kabelau ähnlich), auch Robben gewähren einen ergiebigen Fang an felsigen Stellen die auch überall mit zahllosen wohlschmeckenden Muscheln bedeckt sind. Dänern und der Engländer Spence haben bereits sehr gewinnreiche Fischereien angelegt, und die Deutsch-südwestafrikanische Gesellschaft wird diesen Vorgängern folgen.



Ein noch weit ergiebigeres Feld der Arbeit wird ganz unzweifelhaft ein großer Teil von Deutsch-Südwestafrika der Häute- und Fleischindustrie Deutschlands bieten, in welcher wir uns namentlich von den Amerikanern haben überflügeln lassen. Man braucht kein Nationalökonom zu sein, um aus folgenden Thatfachen und Zahlen unwiderlegliche Schlüsse ziehen zu können.

Deutschland fährt jährlich für durchschnittlich 19 000 000 Mark Häute und Kelle ein, wovon für circa 8 000 000 M. aus dem britischen Südafrika kommen, ferner für circa 10 000 000 M. frisches und zubereitetes Fleisch, sowie aus den tierischen Massen bereitet (schon im Jahre 1883) für 3 273 000 M. Knochenmehl, für 4 103 000 M. Superphosphate, für 6 650 000 M. Knochenkohle, für 4 111 000 M. Hörner und Hornspitzen und für 15 183 000 M. Knochenkluger. Anstatt diese großen Summen den Amerikanern und Engländern zu zahlen, die bei ihrer hochentwickelten Industrie uns wenig davon zurückgeben, läßt sich der im Hererolande, im Kaosfelde und im Ovambogebiete vorhandene Viehreichtum dergestalt ausbeuten und entwickeln, daß wir einen bedeutenden Teil der oben angeführten riesigen Summen in unsere eigenen Taschen stecken können. Nach Merensky, Rüttner, Beld, Moorling u. a. betreiben die Herero und Ovambo eine großartige Viehzucht, einzelne Hauptlinge haben bis zu 50 000 Stück Rindvieh, auch erstreckt sich zwischen der Walvischbai und dem Cunenefluß oft in kurzer Entfernung vom See-Ufer ein sehr fruchtbares Weideland von fast 2000 deutschen Quadratmeilen Umfang, das gegenwärtig mit von etwa 1000 zerstreuten Hottentottenfamilien bewohnt wird, und den geeigneten Boden bietet zur Anlage von ebenso bedeutenden Schlachtereien und Saladeros, wie in Uruguay und Argentinien, wo jährlich 7- bis 800 000 Stück Rindvieh geschlachtet werden. Gray Ventos fing mit täglich 200 Stück an, verbraucht jetzt täglich 1200 und besitzt ein Weideland von 27 deutschen Quadratmeilen, und es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, um zu bezweifeln, daß wir in Südwestafrika ähnliche Etablissements anlegen könnten. Wenige Meilen von der Sandwichbai beginnt das oben erwähnte Weideland; hier wird die Deutsch-westafrikanische Compagnie ihre ersten Niederlassungen gründen und wahrscheinlich schon im nächsten Jahre mit der Fleisch- und Häute-Exportation aus Afrika anfangen. Dieses ist um so erfreulicher und notwendiger, da die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft mit der Zunahme der Bevölkerung von jährlich wech-

als 200000 Seelen nicht gleichen Schritt halten kann, das Volk uns der Fleischeinfuhr unner bestehen bleiben wird. Je grösser materielle Kräfte die Deutsch-westafrikanische Compagnie erlangen kann, desto bedeutender und rascher wird der Erfolg sein.

Baumgarten

## Die Eingeborenen von Deutsch-Südwestafrika.

### Die Herero oder Tamara.\*)

#### I.

Der Volksname. — Die Herero als leidenschaftliche Fischfänger. — Der Name Tamara und ihre Bedeutung.

Das Hinterland von Walvischbai und Angola Pequena ist, aus dem Süden abgesehen, seit undenklichen Zeiten von nomadischen Bantuvölkern bewohnt, als deren bekannteste Repräsentanten heutzutage in Damaraland die Herero gelten können. Sie selbst nennen sich mit dem Artikel Ova-Herero\*\*), von den übrigen Bantuvölkern werden sie Ba-schinba d. h. wohl „Brunnengräber“, genannt; die Hottentotten bezeichnen sie, vielleicht mit einer Art Schimpfwort, als Daman. Tamara ist davon der Dual form., indeß ist diese Form vor allem durch die Engländer gewissermaßen die offizielle geworden. Ein an mich von einem Freunde in Europa nach „Hereroland“ adressirter Brief ist lange Zeit auf den afrikanischen Postanstalten liegen geblieben und endlich als unbestellbar dem Absender zurückgegeben. Dagegen sind Briefe, welche neben meinem Namen nur die Bezeichnung „Damaraland“ trugen, ohne Unterhalt an mich gelangt.

Die Herero sind ein Volk, das, ohne eigentliches Oberhaupt in eine Menge Familien getheilt, nichts Höheres zu kennen scheint, als möglichst viel Vieh um sich zu haben. Obwohl der Reichthum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und

\*) Wegen der großen Bedeutung dieses Volksnamens für Deutsch-Südwestafrika geben wir mehrere sich ergänzende Darstellungen von Mittheilungen und Forschungen über, welche zum Theil genauer kennen gelernt haben.

\*\*) Nach Watson bedeutet Ova-Herero das frühere Volk, und ist Tamara der Namaqua-Name für Volk, von den holländischen Händlern zu Tamara verberbt worden.

zehntausende Stück von Kindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur wenig, was sonst nach ihrer Ubergangung des Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten giebt es kein größeres Vergnügen, als zuzusehen, wie seine Rinder getränkt werden. Für eine Hererogesellschaft giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Klüfte durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh, überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln nicht, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen u. dgl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben von dem, was die Jagd bietet, von dem, was aus der Herde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gemeinen Manne in Damaraland ist es schon recht, wenn die Herden der reichen Leute durch irgend eine Seuche decimiert werden. Noch heute wird der reiche heidnische Herero, wenn in der dürren Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgurt (welcher deshalb auch von ihnen der „Hungerträger“ genannt wird) alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, um sich einmal wieder satt zu essen.

Neben diesen reichen Nomaden und deren stammesverwandten Vasallen und Knechten treibt sich in Damaraland ein räthselhaftes, schwarzes Volk umher, als wie eine Art Zigeuner, die Bergdamara, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehend. Obwohl an Zahl verhältnismäßig nicht gering, haben sie unter sich gar keinen politischen Zusammenhalt, ein Volk von Sklaven und Tagelöhnen, das nur den einen Gedanken hat, sich den Bauch mit irgend etwas, das nach Ekstasen ausbleibt, vollzustopfen, mit Gummi arakium oder zerflopfen Baumwurzeln, das den Amessen den gesammelten Grasfamen aus ihren Löchern hervorholt, und für das es keine größere Freude zu geben scheint, als wenn die Heuschreckenscharen das Land übersallen, weil dann für sie beständig Kost genug vorhanden ist. Daneben betreiben sie auch wohl allerlei schwarze Künste, kennen allerlei heilsame Kräuter und tödliche Gifte, beschwören die Schlangen und wissen auf geheimnißvolle Weise den Kranken aus den Schmerzen

haften Körperstellen die fremden Körper hinauszusaugen, was durch irgend einen Bölenicht hineingezaubert waren. Daß sie, wenn es nur irgend angeht, ihre Hände auch nicht von den geknagten Rindern der Herero zurückhalten, ist selbstverständlich, wie es natürlich ist, daß die Damaden, um den Raub zu rächen, die Bergdamasfamilien überfallen, die Aiten erschlagen und die Kinder als Skoten mitnehmen.

E. G. Büttner.

(Das Hinterland von Namibhat und Ngama Coruena. Deutschberg, 1891.)

## II.

Religiöse Vorstellungen. — Ihre mehrheitlichen abergläubischen Meinungen und Gebrauche. — Ihre Sitten. — Ihre Gesänge und Musik. — Eigenschaften und Seiten der Damarasprache. — Aussprache von R und L. — Ortsnamen und charakteristische Denkmale der Damara. \*)

Man kann den Namen „Religion“ auf die einfältigen Vorgeschiede der Herero nicht anwenden; die Nacht ihres Daseins wird durch keinen Strahl höherer Anschauung erhellt. Begonnen wir mit ihrer Schöpfungsgeschichte, worin ihr verworrenes Denken besonders hervortritt.

„Zu Anfang der Dinge gab es einen Baum (der Baum ist aber irgendwie doppelt, weil einer zu Omaruru und ein anderer in Omusshamatanda sich befindet), und aus diesem Baume kamen Damaras, Buschmänner, Ochsen und Zebras. Die Damaras zündeten ein Feuer an, welches die Buschmänner und Ochsen verbrachte, die Zebras blieben aber zurück. Daher kommt es, daß Buschmänner und wilde Tiere an allen Orten von unzugänglichen Orten zusammenleben, während die Damaras und die Ochsen das Land besitzen. Der Baum gab alles andere, was da lebt; er ist aber in den letzten Jahren nicht mehr fruchtbar gewesen. So müßt nichts an der Seite des Baumes zu warten, in der Hoffnung, die Ochsen und Schafe zu fangen, die er hervorbringen konnte.

Ferner ungeachtet, daß alles aus diesem Baume kommt, haben die Menschen auf eine abgeforderte Art einen besonderen Ursprung

\*) Nach Francis Galton. Bericht eines Vorichters im tropischen Süd-afrika aus den Englischen, Leipzig u. d. Neben den neuesten vortrefflichen Schriften von Büttner, Göttsch, Hallerstein u. a. enthält Galtons Werk einen bedeutend wertvolleren zuverlässigen und scharfen Beobachter zum ersten Mal das Damara-Land und dessen Bewohner eingehend schildert. Galton gab auch durch seine Reise zu den Ovamboos den Anstoß zu der Entdeckung des intelligenten, fleißigen, ackerbaubereitenden Volkes.

ober Fanda“ Es giebt sechs bis sieben Gondas, und jede Ganda hat eigenthümliche Gebräuche. Die Stämme entsprechen diesen Gondas nicht, weil Menschen von jeder Abkunft in jedem Stamme gefunden werden.“

Die Häuptlinge von Stämmen haben eine Art priesterlicher Autorität — und diese mehr als Kriegerautorität. Sie segnen die Dörfer, und ihre Töchter bespreizen die fettesten alle Morgen mit einem in Wasser getauchten Reisbelen, wenn sie aus dem Kraal herausgehen. Sie erwarten keinen zukünftigen Zustand; doch beten sie über den Ställen ihrer Eltern um Dörfer und Schafe — um fetten und von der rechten Farbe. Kaum ein klein wenig Roman oder Zärtlichkeit oder Dichtung ist in ihrem Charakter oder Glauben enthalten; sie sind ein habgieriger, herzloser, dümmter Schlag von Wilden. Unabhängig von dem Baume und dem Ganda ist auch Omakuru; wohl kaum kann er eine Gottheit genannt werden, obgleich er Regen giebt und ihn zurückhält. Er ist an verschiedenen Orten begraben, an welchen allen gelegentlich zu ihm gebetet wird.

Die Damara haben eine ungeheure Menge abergläubischer Meinungen und Gebräuche, zwar alle sehr dünn, oft lächerlich und sehr grober Art; aber auch höchst charakteristisch. Poten werden mit Fett eingeschnürt, bevor sie auf eine Reise abgehen und auch wieder eingeschnürt, wenn sie zurückkommen; Erwachsene essen nur von einer Art Dörren; Erwachsene tranken nur aus einer besonderen Milchsalzlake, und so bis in das Unendliche weiter. Ein neugeborenes Kind wird gewaschen — das einzige Mal, daß es in seinem ganzen Leben gewaschen wird —, dann abgetrocknet, eingeschnürt und dann ist die Ceremonie vorbei. In irgend einer Zeit werden die Zungen während des Knabenalters beschnitten, aber in keinem besonderen Alter. Ehe findet in einem Alter statt, welches das fünfzehnte bis sechzehnte Jahr zu sein scheint; da aber die Damara keine Jahresrechnung halten, so ist kaum möglich, über ihr Alter Gewisheit zu erhalten; dem Eindrucke nach, den die Damara auf mich machten, waren sie nicht so früh reif, als Schwarze gewöhnlich sind. Die Zähne werden mit einem Feuersteine beschnitten, wenn die Kinder noch jung sind. Nach dem Tode wird der Leichnam in eine lauernde Stellung gebracht, wobei das Kinn auf den Knien ruht, und in dieser Stellung werden sie in eine alte Dörrenhaut genäht (das Ding, worauf sie gewöhnlich schlafen) und dann in ein Loch hinabgelassen, das dazu gegraben worden ist, das Gesicht nach Norden gewendet



und zugedeckt; endlich springen die Zuschauer rückwärts und verwahren sich über das Grab, um zu verhindern, daß die Krankheit herübergehe.

Eine kranke Person findet kein Mitleiden, sie wird von ihren Verwandten aus der Hütte vom Feuer weg in die Kälte getrieben; sie thut alles, was sie können, um den Tod zu beschleunigen, und wenn sie im Sterben zu liegen scheint, häuten sie Ochsenhäute den Leichnam, bis sie erstarrt ist. Sehr wenige Damara sterben eines natürlichen Todes.

Die Hütten sind jämmerlich die Dinger — die Frauen sind die Baumeister. Zuerst schneiden sie eine Anzahl von acht bis neun Fuß hohen Stöcken und streifen auch Quantitäten von Rinde von den Bäumen, welche sie in schmale Streifen schneiden und als Fäden gebrauchen, das werden vorher gekocht (gegraben) in einem Kreise von acht bis neun Fuß in die Quere, in welche die Stöcke aufrecht gestellt werden, dann wird ihr Obertheil zusammengebogen, verflochten und mit den Rindenabschnitzeln gebunden — dies bildet das Gerüste; rund herum wird Dickschiffel verstreut und aufgetragen, bis das Ganze eine compacte Fläche annimmt; an der einen Seite wird ein Loch, drei Fuß lang und zwei Fuß breit, zur Märe gelassen, und eine grob hölzerne Stütze wird in die Mitte der Hütte gestellt, um das Dach zu stützen; das Ganze wird dann beschmieret und getünchet, womit das Werk vollendet ist. Da das Dach von der Hitze des Feuers trocken wird und springt und weil es in der That gemeinlich ein Loch statt der Feueröffnung hat, legen die Damara an der Außenseite alle Ochsenhäute oben darauf, die sie mit Steinen beschweren, damit sie nicht von Winde weggeweht werden können: sobald sie Luftwechsel bedürfen, ziehen sie sie auf die Seite, bei Nacht aber, wenn sie die Hütten recht behaglich zu machen wünschen, ziehen sie sie darüber. Das Meublement der Hütte besteht aus ein paar Ochsenhäuten, um darauf zu sitzen und zu liegen, drei bis vier hölzernen Gefäßen, einem hölzernen Kochtopfe, einem Sack zu Erbsen, einem Lederbeutel, der etwas Puz enthält, wie rote Leinwand, um sich damit zu bemalen, und einem kleinen Beutel mit Fett. Vielleicht befindet sich ein eisernes Messer und Holzspaltmesser dabei; alles Andere wird um die Person getragen oder im Geheimen in dem Boden vergraben.

Die Kinder werden, bevor sie laufen können, von der Mutter in einer Art von Lederhantel auf dem Rücken getragen; dann laßt man sie für sich selbst sorgen und sich den Lebensunterhalt unter den Erbsen, so gut sie können, suchen. Sie haben alle furchterlich

angeschwellene Magen und sind mager gestaltet. Es ist wunderbar, wie sie zu so schönen Menschen aufwachsen können. Die Damara tanzen nicht viel, nur bei großen Gelegenheiten, wo sie Kriegstänze aufführen, auch singen sie nicht zusammen, obgleich sie gern Solo's bei einer Fledersingerlei lieben, wozu sie die Worte beim Singen selbst erfinden und einen Chor haben, der dann und wann einfällt. Ich habe eine Guitarre bei ihnen gesehen, sie war aber, wie ich glaube, von den Ovambo eingeführt; ihr einziges musikalisches Instrument ist ihr Magen. Sie binden ein Stuck Lederriemen um die Kehle und den Griff und binden sie fest aneinander an, dann halten sie den Bogen horizontal gegen ihre Zähne und schlagen mit einem kleinen Stöckchen an die gespannte Bogenschnur. Ein guter Spieler kann große Wirkung damit hervorbringen; auf den Rhythmus wenden sie mehr Aufmerksamkeit als auf die Noten und ahmen mit ihrer Musik das Galoppieren oder Traben verschiedener Tiere vollkommen nach. Das plumpe Geplarr des Fabians ist das Meistesthätige und wenn es gut angeführt wird, macht es, daß alle in ein brüllendes Gelächter ausbrechen.

Die natürliche Farbe der Damara ist keineswegs leicht zu bestimmen, außer während der heftigen Regen, die die Fagen Zeit und roter Farbe herabspülen, mit denen sie sich so reichlich beschmieren. Bei trockenem Wetter erscheint der Damara dunkelrotbraun und glänzend, wie ein alter, gutpolierter Mahagonifisch, er riecht dann Mel nach Del, seine Füge sind dick und geglättet, sein Aussehen ist munter und warm; einige Stunden anhaltende Regengüsse verändern aber den Menschen gänzlich. Seine Haut bekommt ein totes Aussehen und verliert allen Glanz. Keine Spur von Dunkelrot darauf, ist sie nicht einmal schwarz, sondern von bläulicher Schieferfarbe, oder wie altes Eisengeländer, das frisch angestrichen zu werden erfordert, und der Damara wird, wenn er gereinigt worden ist, ein höchst schäbig aussehender Gegeßland.

Bezüglich ihrer Sprache werde ich wenig sagen, weil dies nur Sprachforscher interessieren kann und zu deren Besten haben die ehrwürdigen Herren Hahn und Rath bereits ein sehr reichhaltiges Sprachlehre- und Wörterbuchmanuskript zusammengestellt. Ihre Sprachlehre ist mit der der Tschuana- und Kaffersprache beinahe übereinstimmend, die mit beinahe jeder bekannten Neger Sprache in Afrika verwandt sein sollen. Sie ist höchst biegsam, so daß, wenn ein neues Wort einmal erlangt ist, sie ein jedes Absteigergewort folgensch und

verständlich ausdrücken können. Wenn sie daher das Wort „Pater“ erlernten, würde es ihnen keine Schwierigkeit machen, sofort das Wort „Pater“ zu bilden. Die Hauptunbehilflichkeit der Sprache ist ihr Mangel an Comparativen und Adjectiven. Sie besitzt ein Haupt-, aber nicht eigenthümliche Schönheit in dem Vorsehworte, welches jedes Substantivum hat. Diese Vorsehswörter haben alle eine specielle Kraft, die nicht leicht zu erklären ist, die aber der Lernende bald faßt. Um ein einfaches Beispiel zu geben: Omu ist das Vorsehswort, welches Mannheit bedeutet; Tidschi ist ein Ding. Nun ist Omundu einfach ein Mensch; wenn aber gesagt wird: Tidschimundu, so wird die Idee von einem belebten Dinge der Idee von einem Menschen noch hinzugefügt und das Wort drückt eine alte zahnlöse Frau aus. Das Vorsehswort des Substantivs, welches den Satz regiert, wird durch alle declinirbare Worte desselben fortgesetzt oder angedeutet, und giebt ein Vereinigungsstadium für das Ganze ab. Der Wörserschatz ist von hübschem Umfange, in Bezug auf Bindbuch ist er wunderbar reichhaltig; jede erdenkliche Art von Farbe — wie gesprenkelt, schieflich, fleckig — ist genannt. In den Cardinaltugenden ist sie nicht stark; denn für Dankbarkeit heisst die Sprache kein Wort, bei häufiger Uebersicht meines Wörterbuches finde ich aber fünfzehn verschiedene Formen, welche niederträchtigen Muth ausdrücken.

Hüchtl komisch ist es, daß Damarakinder, welche L. sagen wie alle anderen Kinder, wenn sie das R aussprechen versuchen, sobald sie älter werden, die Sache umkehren und, die Aussprache des L vergessend, stets R statt desselben sagen; so wurde Herrn Kolbes Name in Korube verändert; mein Diener, dem wir den Namen Ma gegeben hatten, wurde von den Tamara „Viro“ genannt. Sie gaben sich ungeheure Mühe, meines Namens Meister zu werden, welcher nach verschiedenen Umbildungen in Bortonio festgesetzt wurde, wobei das „io“ eine zärtliche Berkleinerungsanhangsilbe ist. Anderssons Name enthielt zu viel Mißunter für sie; verzweifelt gaben sie ihn auf und nannten ihn Kabantera (den Vogelstör). Viele Ovambo- und Damaraworte sind sich sehr ähnlich; so z. B. wenn man sagt: „Bringe Feuer!“, so heisst dies in der Damarasprache „el emurro“ und in der Ovambosprache „ella omullloo“.

Anthropologisch hochst merkwürdig ist die Denkweise der Damaras, wie wir in folgendem schildern werden. — In Anbetracht, daß sie Wilde sind und den Instinkt der Sittlichkeit stark entwickelt

haben sollten, sind die Damara schlechte Führer. Bei späteren Gelegenheiten, als wir unsere Routen über weite Landstrecken zurecht machten, war es eine gewöhnliche Belästigung gegenseitig unsere Umrüstung an den Weg zu prüfen, indem wir fragten, was der nächste Gegenstand oder welche die nächste Drehung des Pfades sein werde, an die wir nun kommen würden. Es ist aber schwer, die Idee eines Europäers von einem Lande mit der dieser Wilden zu vergleichen, weil sie es auf so verschiedene Weise betrachten und ihre Aufmerksamkeit auf so ganz verschiedene Dinge gerichtet wird. Ein Damara verallgemeinert nichts; er hat keinen einzelnen Namen für einen Fluß, aber für fast jede Strecke desselben einen anderen Namen; so ist Swatop ein Namaquaname; es giebt fast kein Damara- wort für ihn. Ein Damara, der den Weg von A nach B und ferner von B nach C vollkommen wußte, würde von einer geraden Strecke von A bis C gar keinen Begriff haben; er hat keine Karte vom Lande in seinem Geiste sondern unendlich viel örtliche Einzelheiten. Er erinnert sich an jeden Baumstumpf oder Stein, und je kundlicher der Gegenstand ist, desto stärker scheint er sich daran zu erinnern. Wenn man daher sagte: „ich will an der Seite des großen Berges schlafen, wo das Flußbett dicht unter seinem Fuße läuft“, so würde er den Platz durch diese Beschreibung niemals erkennen; wenn man aber sagte, „unter dem Baume ein wenig an der anderen Seite des Ortes, wo der Schwarze und weiße Ochse brüllte, als der rote Ochse vor ihm war und Gomoti seine Hossagale fallen ließ“, so würde jeder Wilde von der Reisegesellschaft die Stelle genau begreifen, welche gemeint wäre. Die Damara wählen ihren Weg Schritt für Schritt; sie träumen niemals davon, eine Richtung zu nehmen und sich nach ihr zu halten. Ihre ganzen Beobachtungen sind auf Spuren, Stöcke und Steine gerichtet, und sie sehen beständig auf den Boden nieder und nicht um sich her.

### III.

#### Geistige Fähigkeiten der südafrikanischen Eingeborenen, besonders der Herero.

Man macht sich in Europa im allgemeinen keine rechte Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten der sogenannten „Wilden“. Es ist so noch nicht lange her, daß mit großer Begeisterung von

diesen die Meinung kolportiert und angenommen wurde, die „Wilden“ stünden geistig nicht viel höher wie der Gorilla, und wir fanden sicher noch irgendwo in Central-Afrika den Menschen in diesem Urzustande. Davor kann nun ja überhaupt keine Rede sein, wir schon auf Grund der bloßen anatomischen Vergleichung eines Affen und eines Gorillahens wird ja der Unterschied völlig deutlich. Noch mehr tritt es zu Tage, daß sie zunächst genau solche Menschen sind wie wir wenn man sich unter ihnen bewegt, in ihre Sprache und Denkweise eindringt. Da findet man denn bald eine Reihe von Thatsachen, welche mit dem Schatz und der Unkultur, vor der der europäische Mensch heute zu Tages sich abgestoßen fühlt, nicht übereinstimmen wollen, und die darauf hinweisen, daß die geistige Entwicklung dieser Völker sich schon seit langer Zeit nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt, und die man nicht anders als Überreste aus einer besseren Zeit ansehen kann. Dazwischen gehört z. B. der kunstvolle Bau der Sprachen, deren Formenreichtum und Regelmäßigkeit in der Grammatik uns unglaublich fesselt. Dahn weist, daß die vergleichende Sprachforschung es als unumwundelt ergibt, daß auch die Völker ursprünglich Monosyllabiker waren und zum Teil noch bis auf diesen Tag eine Art von Monosyllabikern sein davon haben, wenn sie sich auch um den ewigen unsterblichen Gott im Himmel nicht kümmern und in der Praxis lieber ihre verstorbenen Ahnen anbeten. Daraus weisen die Überreste von zeremoniellen Gebräuchen, deren Sinn dem Volke selbst jetzt völlig verloren gegangen, und die doch nur dann erklärlich sind, wenn man sie mit denjenigen religiösen Ceremonien vergleicht, von denen wir sonst aus der Urzeit der Menschheit hören. Auch die wenigen technischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche sich noch bei den Eingeborenen Afrikas vorfinden lassen sich in Wahrheit nur als Überreste alter Kultur erklären; die Leute selbst haben schon lange nichts Neues erfunden, sondern handeln nur noch nach Anleitung der Tradition. So weist alles darauf hin, daß die sogenannten „wildern“ Völker zu der übrigen Menschheit in dem Verhältnis stehen, wie Vagabunden zu ihren Stammesgenossen, zwischen denen sie umherstreifen.

Auch findet man bei näherem Zusehen beim Unterricht in der Schule immer wieder, daß die geistigen Fähigkeiten dieser „Wilden“ um nichts von den geistigen Fähigkeiten des Durchschnittes in Europa zurückstehen. Allerdings giebt es auch dort Dumme und



Künge, und mit einzelnen Schülern ist auch dort nichts für die Wissenschaften zu erreichen, aber wenn man die besser Begabten und Kleisigen vornimmt, so stellt sich heraus, daß diese Herero und Hottentotten ebenso gut fremde Sprachen lernen, wie ein Europäer, daß sie für die Musik sicher nicht weniger begabt sind, daß sie im Geschäftsverkehr ebenso schlau und listig sind, als irgend ein europäisches Handelsvolk. Auch wenn man das ganze Staatswesen dieser Afrikaner ansieht, unter denen die Unterschiede der Stände genau fixiert sind, obwohl sie alle, mit Ocker und Butter beschriftet, halbnackt umherlaufen so wäre alles unerklärlich, wenn man es mit Wesen, welche sich aus dem herdenartigen Zustande der Tiere „emporarbeiten“, zu thun hätte, während alles verständlich wird, wenn wir die gegenwärtigen Zustände als Überreste aus jener Zeit ansehen, wo ihr einfaches patriarchalisches Regiment von dem der Arier nicht sehr verschieden war.

Wie kommt es nun daß trotz alledem diese Völker auf solch entsetzlich niedriger Stufe stehen? Woher hier dieses traurige Schauspiel daß der Menschengeist mit all seinen Fähigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten als wie mit Ketten und Banden gefesselt erscheint? Da sind bei näherem Zusehen nur die moralischen Schwächen und Mängel als Ursache des tiefen Verfalls zu finden. Denn auf diesen Völkern lastet der schlimmste Geizwurm, der sich denken läßt, der sich bei den Reichen und Vornehmen als der schmutzigste Geiz, bei dem geringen Volke als die verstockteste Trägheit offenbart. So find sie alle miteinander in ihr Elend verketten, keiner hat Lust, die andern, keiner Macht, sich selbst herauszuheben.

Und dazu kommt noch eine andere merkwürdige Erscheinung. Während es bei uns, innerhalb der Christenheit, einem jeden segensagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß die Menschheit im fortwährenden Fortschritte begriffen oder doch wenigstens zu fortwährendem Fortschritt berufen ist, findet man bei diesen „wildem“ Völkern immer wieder den Wehklagengang: alles ist eben so, wie es ist; es ist niemals anders gewesen, als wie es jetzt ist, und wird daher auch niemals anders sein, es ist nirgends anders als wie bei uns, und was sonst von anderen Menschen und anderen Sitten erzählt wird, sind Klagen, sind Märchen.

So ist mir in dieser Hinsicht immer sehr interessant gewesen, die Vorlesungen, welche die Eingeborenen über die europäische Kultur

nach die europäischen Verhältnisse kennen, zu beobachten und zu begründen. Gleichliche Gelegenheit dazu hatte ich bei dem Unterricht der Jünglinge des Augustinimseminars, welche aus den besten Schülern unserer Elementarschulen ausgelesen, nun in den höchsten Wissenschaften, im Deutschen, Englischen, Holländischen, sowie in den Realien unterrichtet wurden. Natürlich kamen wir bei diesem Unterricht oft genug auf die europäischen Verhältnisse zu sprechen, und immer wieder machte ich die Erfahrung, wie wenig die Eingeborenen genügt waren, unsere Erzählungen von den jetzt in Europa vorhandenen Zuständen für wahr zu halten, und wie ich oben angedeutet sie waren viel eher geneigt, die fremdartigen Dinge, welche sie in den Händen der Europäer sahen, für Naturprodukte anzusehen, als für Erzeugnisse einer kunstreichen menschlichen Hand.

Überhaupt inpowerte dasjenige, was der Herero an den Europäern, die in sein Land kamen, sah und von ihnen hörte, ihm sehr wenig. Alle Erzählungen von den europäischen Einrichtungen in den großen Städten, der Ordnung in denselben, dem Verkehr, den Fabriken, den Eisenbahnen u. s. w. waren natürlich Märchen, nach denen der Fremde den Einheimischen täuschen wollte. Kam er doch eingestanden erkennen aus einem Lande, wo die Leute viel weniger Kinder bekamen, wie die Herero; wie konnte es in einem so unfruchtbaren Lande Besseres geben, als in Damaraland. Die Versuche Kornfelder und Gärten einzurichten, erschienen den Nomaden als thörichte Spielerei im Sande, Kinderereien, welche ernster Männer unzulässig wären. Und sie wurden in dieser Meinung nur bestärkt, als im Anfang ein Misserfolg dem andern folgte und die prophezeiten Ernten in den ersten Jahren ausblieben.

Am meisten sprach sich diese vollständige Anschauung über die europäische Kultur in einigen Bemerkungen aus, welche ein Herero mir gegenüber machte, der in der Kapstadt eine nähere Einsicht in das Leben der Weißen genommen hatte. Der englische Gesandte Mr. Polgrave, welcher eine Zeit lang Damaraland bereiste, hatte geglaubt, daß es von Nutzen für die englische Politik sein würde, wenn einige vornehme Herero nach der Kapstadt kämen, um dort einen persönlichen Eindruck von der Macht und Größe Englands zu bekommen. Unter andern wurden dabei auch mehrere vornehme Christen wie z. B. Wilhelm Mahavero, der älteste Sohn des Oberhäuptlings der Herero, und Salomo Inario, einer der tüchtigsten Gemeindevorsteher, nach dem Kap eingeladen. Diese Leute, welche

von Jugend auf in den Häusern der Missionare verkehrt hatten und mit ihrem bescheidenen und feinen Auftreten der Hereromission in der Kapstadt alle Ehre einlegten, waren auch der holländischen Sprache völlig mächtig, so daß ihnen alles, was sie sahen, ganz wohl erklärt werden konnte, und ebenso konnten sie sich überall in der Kapstadt weiteren Aufschluß erbitten. So sahen sie denn dort alles, was irgend des Sehens wert war; die Dampfer, die Eisenbahnen, die militärischen Einrichtungen, die Schulen, die Drudereien u. s. w. Als diese Leute nun von dem Kap zurückkamen, traf ich sie in der Wal-fischbai und fragte den Wilhelm Maharero: „Nun, welchen Eindruck haben denn alle jene Werke der Caropder auf dich gemacht?“ Da antwortete er mir: „Ach Muhonge, jene Sachen kannten wir ja schon alle, Ihr habt uns ja, wer weiß wie oft, davon erzählt und wir haben sie auf Karen Bildern oft genug gesehen. Aber wir hätten es nie geglaubt, daß es so sein könnte. So haben wir uns dem darüber gemunbert, daß alles so war, wie Ihr erzählt hattet.“ So lag es nun nahe zu hoffen, daß es auf die gesamte geistige Entwicklung der Eingeborenen in Damaratland einen günstigen Eindruck machen würde, wenn man ihnen wenigstens in einigen Stücken die Art europäischer Arbeiten, das Leben europäischer Familien zu veranschaulichen könnte. Sie würden dann sehen, wie es allerdings noch eine andere Welt gäbe als die, in der sie von ihrer Väter Zeiten zu leben gewohnt. Sie sahen freilich dergleichen auch schon am häuslichen Leben des Missionars selbst, aber da meinten die Hereros immer wieder, dergleichen sei eben für einen „Lehrer“, der eben ein ganz besonders gearteter Mensch sei, nichts Auffallendes, sie selbst seien aber eben anders geartet. Wenn sie nun aber auch noch an anderen Leuten, die nicht „Lehrer“ sind, sehen würden, wie sie anders lebten als sie selbst, so würde dann vielleicht die Möglichkeit des Fortschreitens auch hier für sie andämmern. Möglicherweise würde man auch junge Leute aus den Eingeborenen zu Lehrlingen heranziehen können und so der ganzen Mission einen neuen Aufschwung geben. Wenn es einmal gelang, die Hereros aus ihrem bisherigen, nur von Schen, Kähen, Schafen und Ziegen erfüllten Gedankenkreise herauszureißen, so hoffte man auch weiter auf sie einwirken zu können.

E. W. Böttner.

Das Vaterland von Wal-fischbai und Ungva Pequena )  
 Heidelberg 1884.

## IV.

## Die Herero als Heiden und als Christen.

Vergleich der gegenwärtigen Zustände eines Heiden- und Christenwerts. —  
Praktischer Beweis der legendären Kulturarbeit der Missionare.\*

Wie die Missionare nach vieler Mühe, Arbeit und Not endlich eine Pflanzstätte in das wohlvertraumte Bollwerk der südafrikanischen Vorherrschaft gelegt und welche Fortschritte die Kultur hier gemacht hat, zeigt am besten ein Vergleich der gegenwärtigen Zustände eines Heiden- und Christenwerts der Herero.

Dah überhaupt auf den meisten Missionsstationen eine Heiden- und Christenwerth unterschieden wird, zeigt zur Genüge, wie tiefgreifend die durch Annahme des Christentums verursachte Änderung ist. Es nimmt freilich auch kein Wunder, daß ein Mensch, welcher seine Menschenwürde im Lichte des göttlichen Wortes kennen lernte, die Werthe der heidaischen Herero nicht ferner als Wohnstätte be-  
nützen kann. Ihre bienenkorbartigen Wohnungen, *Wontoes* genannt, bestehend aus Laubdachwerk mit einer dichten Schicht Rindhaare sind eine Hohlkugel dichter Finsterniß, furchtbaren Schmutzes und zahllosen Ungeziefers. Die einzige Öffnung des 10—15 Fuß im Umkreis fassenden Raumes ist die Thüre, durch welche man nur auf den Knien hereinkriechen kann. Das Auge eines Europäers kann sich kaum an die im Innern herrschende Dunkelheit gewöhnen. Wo man mit Menschen oder Gegenständen auch nur in die leiseste Berührung kommt, klebt eine Schicht dunklen Schmutzes an. Das Ungezieher nistet überall überhand, daß diese empfindungslosen Menschen selbst die Nothwendigkeit erkennen, von Zeit zu Zeit das ganze Haus mit seiner Besatzung niederzubrennen.

Solchen hässlichen Zuständen entspricht auch das Gemeindeleben, welches von schmutzigen Sitten und Gebräuchen erfüllt ist. Den Mittelpunkt der Werthe bildet der Opferplatz mit seinem ewigen Feuer. Hier tritt noch als weiteres Charakteristikum die Furchtsamkeit hervor, das Mißtrauen gegen einander, die Furcht vor dem Feinde, die Furcht vor den Geistern der Ahnen. Diese letzteren zu bannen, ist der Zweck all ihrer Opfer und ihres ganzen niedrigen Kultus.

\*) Nach F. A. Spieder. Mission und Handelsorientierung der Civilisation. Nach praktischer Erfahrung beleuchtet. Allgem. Anst.-Zeitschrift, 1882.

Aus solchen Zuständen und Verhältnissen heraus kommen die Leute, welche durch die Kraft des Evangeliums zu menschenwürdigen Wesen herangezogen werden sollen. Die Notwendigkeit einer äußeren Trennung stellt sich dann gar bald heraus, und dies hat zur Folge, daß von einer Christenwerft gegenüber dem Sammelplatz jener heidnischen Wohnungen die Rebe ist.

Während des vorbereitenden Unterrichts tritt zunächst die Forderung einer anständigen Kleidung in den Vordergrund. Vor der Aufnahme in die Gemeinde muß der Herero sich von der braunen Oderschmiere erlösen. Sein Körper zeigt dann eine schwärzliche Hautfarbe und wird in europäische Kleidung gekleidet. Die stülische Zehung des Volkes bedingt diesen schwierigen Prozeß, welchen die Mission mit stetig fortschreitender Kraft vollzieht. Seine Wirkung reicht jetzt schon über die Gemeinden hinaus, da auf einzelnen Stationen die noch heidnischen Häuptlinge und Großen des Stammes bereits europäische Kleidung tragen. Sie sehen wohl ein, daß sie den Weißen gegenüber durch solche Kleidung ihre Würde besser wahren können. Daß die Annahme europäischer Kleidung seitens dieser einzelnen Heiden nicht dem Einflusse des Handels zugeschrieben werden kann, geht daraus hervor, daß auf dem Felde, fern von den Stationen kein einziger Herero sich auffallen läßt, europäische Kleidung zu tragen.

Wenn ein neues Gemeindeglied sich dann auf der Christenwerft ansiedelt, so ist es nicht immer im Stande, sogleich ein Backsteinhaus zu bauen. Deswegen finden sich auch noch einzelne Pontocos auf den Christenwerften, aber auch diese zeichnen sich schon durch verhältnismäßige Reinheit vor den heidnischen Pontocos vortreflich aus. Wer aber elen kann, wird durch den Missionar veranlaßt, sich ein Backsteinhaus mit Fenstern und Thüren zu bauen, und so weisen die meisten Christenwerften schon eine stattliche Zahl Häuser mit verschiedenen Gemächern auf. Es finden sich in den meisten ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer für die Familie (teilweise mit netten, roten Betten), ein anderes Schlafgemach für das Gesinde und eine Vorratskammer. Das Wenige was zu lochen ist, wird meistens im Freien besorgt, und daß das Seifenlochen eine der häufigsten Arbeiten in diesem Fache ist, zeigt, wie sehr die Leute, welche Melancholie noch vor kurzem ein völlig unbekannter Begriff war, sich in ihr neues Leben eingewöhnt haben.

Wenn die Mission weiter nichts als das bisher Genannte, zu



wege gebracht hätte, so würde man ihr einen hohen kulturellen Erfolg nicht absprechen können. Europäische Kleidung, luftige hohe Wohnhäuser, getrennte Schlafräume haben im Verein mit dem nun durchgeführten Gebot der Monogamie eine außerordentliche Hebung der Sittlichkeit zur Folge gehabt. Daneben hat der Schulunterricht und die Predigt des Wortes Gottes der Gedankenwelt der Hetero, welche früher nur von Viehzucht, Zaubermord, Diebstahl und Götterfurcht belebt war, eine höhere, menschenwürdige Richtung gegeben. Eine Sammlung von etwa 30 Volksliedern, durch Missionare gedichtet, unter welchen sich passende Umschreibungen der Nieder- ist des Deutschen Vaterland; Trarira, der Sommer ist nun da. Weist du, wie viel Sternlein stehen, und ähnliche finden, wird auch immer weiter bekannt und entwirft die Leute dem dumpfen Tadel. Die sehr vorteilhafte das Ganze auf die Charakteren- und gewirkt hat, trat besonders während des letzten Krieges der Hetero gegen die Namaqua (Mit 1880) zu Tage. Die Hetero waren es, welche am zahlreichsten und in den vordersten Reih fielen. Im dem früheren Kriege (1843—1870) verdankten die Hetero ihre einzelnen Siege der Anführerschaft zweier europäischen Jäger, welche sich wiederholt an ihre Spitze stellten. In diesem Kriege waren sie auf sich selbst angewiesen und, wo ein Sieg errungen wurde, da ist er fast unbedingt den Christen zuzuschreiben. Es hat wiederholt vor, daß die Hetero sich weigerten, die Schlacht zu eröffnen, mit den Worten: die Christen sind noch nicht da!

Die Arbeit der rheinischen Missionare unter den Hetero, welche sich auf 8 Stationen erstreckt, steht noch in den Kinderschuhen und hat doch schon herrliche Früchte gezeigt. Es kann kein Zweifel sein: der Widerstand des Heidentums ist gebrochen und die Civilisation resp. europäische Kultur findet in diesem kräftigen Volke einen dankbaren Boden.

Wo der Handel mit seiner civilisatorischen Macht erfolglos stand, hat die Mission durch unermüdliche Geduld und Selbstlosigkeit einen herrlichen Sieg für die Civilisation errungen! —

Vergegenwärtigen wir uns dann wieder das Resultat der beiderseitigen Einflüsse auf das Volk der Namaqua, wo der Handel sich als verderblich und die Mission als Ketterin vom Untergang dieses Volkes erwies, so könnten wir zu dem Schlusse gelangen, daß dem Handel wohl kaum eine wirkliche, kulturelle Fähigkeit innewohne. Wir bezweifeln jedoch, daß eine solche Verallgemeinerung berechtigt

sein würde. In beiden Gebieten stand die Unfruchtbarkeit des Bodens der Entwicklung des Handels entgegen, der sich in anderen Ländern, z. B. in Central-Afrika, für die Kultur ganz anders segensreich entfalten würde.

## Bilder aus Groß-Nama-Land.

### I.

Der Hauptort Bethanien — Nama. — Charakter, Lebensweise, Religion der Hottentotten. — Staatliche Einrichtungen.

Bethanien, die Haupt- und Residenzstadt des Groß Nama-Landes, würde in Deutschland wohl kaum Anspruch auf die Bezeichnung „Dorf“ erheben dürfen: es stehen dort etwa 1 1/2 — 2 Tausend Hottentottenkraale mit hoch gerechnet 100 — 200 Einwohnern. Die Kraale sind in der gewöhnlichen Weise verfertigt: Kienastorbartig zusammengeboogene Äste werden mit Pflasmatten bedeckt, wobei an einer Seite ein etwa 2 1/2 — 3 Fuß hohes Koch zum Hereinkriechen freigelassen wird. Nur Kapitän Josef Frederiks besitzt ein aus Lehmziegeln erbauttes Haus; ebenso ist auch das des Königs, worin er seine Sitzungen abhält, gebaut und mit Fenstern und Thüren versehen. Außer diesen ziemlich trist aussehenden Gebäuden besteht sich dann noch dort die sehr hübsch angelegte Missionsanstalt nebst Kirche unter der Leitung des Missionars Nam und etwas davon abge sondert ein Speicher der Firma G. H. G. Völkler & Co. Was die Bodenverhältnisse anbelangt, so wächst auf Bethanien selbst und auch im Umkreise von einigen Meilen kein Gras; die dort wohnenden Hottentotten meist sehr reiche, d. h. nach hiesigen Begriffen, oder auch sehr arme Leute müssen ihr Vieh sehr weit weg auf die Weide schicken. Dafür hat man aber andererseits eine ziemlich starke Quelle guten Trinkwassers dort. Auch findet sich in allerndächster Nachbarschaft Lehm und Kalk in Menge. Der Boden ist auch hier an und für sich nicht unfruchtbar, das beweist der dort betriebene Ackerbau. Aber wenigstens es hier oben im Lande und namentlich auch auf uns bedeutend häufiger regnet, wie in der Bai (der landesübliche Ausdruck für Angraubaumgarten, Afrika.

Sequena), d. h. 4—6 mal im Jahre, wozu sich auf Aus letzter letzter Tage wegen noch sehr häufige nächtliche Niederschläge gefallen, ist doch diese Menge der Fruchtbildung bei der hier stets herrschenden trockenen Luft durchaus nicht hinreichend für eine rationelle Erbauung des Landes. Wie auf dieser von mir geschilderten Strecke, so sieht auch im allgemeinen das ganze übrige Land aus, wie es von Händlern und anderen Leuten, welche das Land genau kennen, berichtet worden ist. Mir selbst war es nicht möglich, mich hierzu durch den Augenschein zu überzeugen; doch habe ich mich einer Streifzüge nach Norden und Süden unternommen und gefunden, daß in den von mir berührten Gegenden (zwischen dem 20° nördlicher Breite und 27° südlicher Breite) das Land dieselbe Temperatur trägt, wie sie oben beschrieben worden ist. So hat man auf Rhinas (25° 15') eine gute Quelle, aber der Geruch fehlt, so hat man auf Atlas (20° 5'—10') ausgezeichnete Grasweiden, aber es fehlt an Wasser; ein gleiches gilt von Klein Fontain (20° 10') und von Grand Aus (20° 30'), wo ebenfalls gute Weiden, Wasser dagegen nur in sehr beschränktem Maße zu finden ist. Eines wird dem Leser gewiß schon aufgefallen sein, daß nämlich überall, wo gute Weiden sind, das Wasser kalt, und umgekehrt; es scheint dieser Umstand charakteristisch für das Land zu sein; ich ist reiche nehmlich nur von dem Teile, den ich selbst gesehen habe. Doch steht zu erwarten, daß man an den meisten Stellen diesem Mangel durch Bohren von Brunnen wird abhelfen können, namentlich aber an den tiefer gelegenen Theilen des Landes. Aus dem hier Gesagten wird sich nun wohl jeder leicht ein Bild des Landes konstruieren können. mit kurzen Worten: eine langsam ansteigende Hochfläche, aus der sich ziemlich häufig isolirte, nach allen Seiten steil abfallende Berggruppen von 100 bis 700 Fuß Höhe erheben. Der fast durchwegs vulkanische Boden trägt aus Mangel an hinreichenden Niederschlägen nur an vereinzelten Stellen reiche Grasweiden. Hier und wieder tritt eine mächtig stark fließende Quelle zu Tage, aber nur für sehr kurze Zeit, dann wird ihr Lauf wieder unterirdisch; demgemäß enthalten die zahlreichen, auf den Karten verzeichneten Zirkbetten auch nur bei starkem Regen Wasser, zu anderer Zeit scheinen sie völlig trocken zu sein. Aus alledem geht hervor, daß das Land in agrarischer Beziehung wenig Einladendes hat; was ihm in den Augen der Europäer Wert verleiht, das sind seine Mineralische.

Was das Klima des Landes anbelangt, so ist es durchweg günstig für Europäer. Die Hitze ist im Verhältnis zur geographischen Lage nicht zu groß, und der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur meist nicht sehr bedeutend, wenigleich er sich auch, namentlich auf Aus, oft recht fühlbar macht. Die mittlere Tages-temperatur im September betrug 23° C., doch gehört dieser Monat noch der kälteren Jahreszeit an, dem sogenannten Winter. Die Fauna wie die Flora ist eine durchaus nicht mannigfaltige. Von Raubtieren existiert nur noch der Leopard, die Hyäne und der Schakal in größerer Zahl. Strauße sind ziemlich selten, doch würde sich mit Leichtigkeit eine lohnende Zucht einrichten lassen. Außerdem kommt noch eine kleine und eine große Antilopenart, das Bergschaf, hier Gernsbock genannt, der Gase und einige Arten von Nagetieren vor. Als Haustiere werden vornehmlich Minder, dann aber auch Pferde, Schafe, Ziegen und Hunde gezogen; doch verfallen letztere oft dem Hungertode. Schweine giebt es bis jetzt nicht im Lande. Die Bewohner des Landes zerfallen in Jäger-Hottentotten, Buschleute genannt, und in Nomaden-Hottentotten, kurzweg Hottentotten genannt. Die Buschleute sind die Sklaven der letzteren, von ihnen soll später noch kurz die Rede sein. Die Hottentotten, ein, wie man annimmt, vom Norden Afrikas her eingewanderter Volkstamm, besitzen eine gelbe bis gelbbraune Hautfarbe, die Männer sind fast ausnahmslos über 5 Fuß groß, alle aber besitzen sie schwarzes, gekräuseltes Haar und rehbraune Augen, meist eine deutlich ausgeprägte Stirnhaare, eine oder beiden. Auffällig ist auch bei ihnen die Kleinheit der Hände und Füße. Ihr natürlicher Aesthet ist ziemlich stark ausgebildet, dabei aber sind sie entseztlich träge und die denkbar unzuverlässigsten Arbeiter. Zu alledem gefällt sich noch eine große Eitelkeit und starke Neigung für alkoholische Getränke. Sie gewöhnen sich überhaupt sehr schnell an die Bedürfnisse der Civilisation; nackte Hottentotten habe ich hier nirgends gefunden. Nächst Brautweilen ist Tadel und Raub ihre Hauptbeschäftigung. Zum Schutze gegen den Wechsel der Temperatur schmieren sie den Körper mit Fett ein; die Frauen gebrauchen auch eine Art Schminke, die sie aus Knochen und Fett bereiten, und mit der sie den oberen Teil des Gesichtes, einschließlich der Nase, blau bemalen. Hierzu kommt noch, daß sie einen äußerst unangenehmen Geruch verbreiten, dessen Ursache in der Einreibung mit gewissen Pflanzenblättern, von ihnen „Buchu“ genannt, zu sehen ist. Ihrer Religion nach sind

ſie theils Heiden, theils Chriſten, letztere ſind wohl die zohrer und vornehmeren, namentlich aber bekennen ſich alle Häupter in Chriſtlichen Religion. Man würde aber ſchlagen in der Annahme, letztere habe beſonders veredelnd auf ihren Charakter gewirkt, wo Überzeugung ſind wohl nur die Wenigſten Chriſten, und ich ſchwebe wohl kaum, daß einer von ihnen, mit Ausnahme vielleicht des Schultheiſers und Ranzlers Chriman Sohath, zum Märtyrer des Glaubens werden würde. Wie ſchon vorher geſagt, nähren ſie ſich gewöhnlich von Viehzucht und hirt iſt es vor allen Dingen das Rindvieh, welches ihren Reichtum ausmacht; früher ſollen ſie bedeutend reicher an Vieh geweſen ſeyn, aber leiſt ſie ſich an europäiſche Bedürfniſſe gewöhnt haben, verarmen ſie mehr und mehr. Hat das vor kurzem erſt ein vortentotte an einem Tage 60 Schafe vertriehen, natürlich unter getrenntem Beſtande guter Freunde und Nachbarn. — Das Vieh laßt auf den ausgebeugten Weideplätzen ſich von jeder Luſt frei umher; geſchlachtet wird ſelten ein Stück, dagegen viel verhandelt an die im Lande umherziehenden Traber. Doch iſt es z. B. allgemeine Sitte, daß der Mann am Tage der Hochzeit ein Rind ſchlachtet. Sonſt beſteht ihr Hauptnahrungsmittel aus Milch; dazu ſchlachten ſie öfters auch vielleicht 4—6 Schafe oder Ziegen.

Was das ſtaatliche Leben anbelangt ſo zerfällt Groß-Nuſa Land in 8 oder 9 Bezirke, von denen jeder unter einem beſonderen Kapitan ſteht. Jedem derſelben ſteht ſeit Einrichtung der Diſtriktionen ein Rat von 12 der angeſehenſten Männer zur Seite, welcher über alle wichtigen Dinge entſcheidet. Drei dieſer Kapitate ſind von der Kapitonie hierher gekommen und haben das Land von den früheren Bewohnern, ebenfalls Hottentotten, von den Holländern roſe nazi, rote Nation, benannt, gekauft, zu ihnen gehört auch der Kapitän von Weilaumen, Joſef Frederiks. Sie waren es auch, welche nach den Erzählungen der Hottentotten die erſten Kleider und auch Pferde in das Land brachten.

Die Puſchleute ſtehen auf einer viel niedrigeren Kulturſtufe, meiſt beſitzen ſie keine Kraale, ſondern leben, wie es ſchon der Name beſagt, im Buſchwerk, das ſie kreisförmig einige Fuß hoch anbauen. Sie leben von den Erträgen ihrer Jagd, d. h. ſie theils, wenigſtens jetzt ſchon ſehr ſelten, mit Bogen und Pfeilen (meiſt vergifteten Schlangengift), theils mit Feuerwaſſen ausführen; bei den Komaden findet man dagegen nur Feuerwaſſen vor. Gelingt es ihnen nicht, genügend Wild zu erlegen, ſo nähren ſie ſich wohl auch vom Harze



des Kamelbrennbaumes und von essbaren Wurzeln. Dem Genuß solcher Nahrungsmittel sind denn auch die häufig vorkommenden aufgetriebenen Bäuche zuzuschreiben. Können sie trotz alledem ihr Leben nicht fristen, so fressen sie den Hottentotten ihr Vieh weg, wobei sie allerdings im Falle des Ergreifens meistens häufig genug erbarmungslos niedergeschossen werden oder sie bieten irgend einem derselben für Belästigung, d. h. für Milch — denn Fleisch bekommen sie noch viel weniger zu sehen, als die Hottentotten, höchstens wirft man ihnen die Knochen zum Abnagen hin, ihre Dienste an. Auf diese Weise hat sich im Laufe der Zeiten das eigenthümliche Verhältnis zwischen den Hottentotten und Buschleuten herausgebildet, das sehr stark das Gepräge der Sklaverei trägt.

Waldemar Bell.

(Deutsche Kolonialzeitung, 1885. J. O.)

## II.

### Charakteristische Scenen von der Missionsstation Bethanien.\*)

Die Hauptgebäude von Bethanien (1000' über dem Meerespiegel) sind natürlich, da es eine Missionsstation ist, die zweithürmige Kirche und das ziemlich große Missionshaus, beide aus Stein und Lehm unter Strohdach erbaut. Nicht dabei steht das Parlamentsgebäude und der Palast Sr. Majestät des Königs Josef, ebenfalls von derselben Bauart, doch ist derselbe noch nicht fertig und Sr. Majestät wohnt, gleich seinen getrennten Unterthanen, in einer bienenkorbartigen, von Ungeziefer wimmelnden und Schmutz strotzenden Lehmhütte. Die anderen Einwohner, circa 200 an der Zahl, wohnen in theils eben solchen, theils sogenannten Mattenhäusern, welche leicht transportabel und im Sommer bedeutend kühler, als die anderen Hütten sind. Solch eine Hütte hat ungefähr fünfzehn Fuß im Durchmesser und acht Fuß Höhe und die als Thür dienende Öffnung ist nur gerade so groß, daß man in gekrümmter Stellung hindurchkommen kann. Hier lebt nun die ganze Familie. Oft findet man

\* Aus Deutsch-Niska. Tagebuch eines jungen Deutschen als Angra Pequena (1882—1884) von W. B. Wegner, Angehefter in Vordertland. Leipzig, Schulz, 1885. (1 B.) bildet die Nr. 1 der unter dem Tit. „Die deutschen Kolonialgebiete“ beginnenden Reihe von populären Schriften aus der Feder von Augenzeugen über unsere Kolonien. Sie wird einen die weiteste Verbreitung B.

darum, da die Leute ein sehr hohes Alter erreichen, vier bis fünf Generationen. In der Mitte brennt ein Feuer, dessen Rauch in den Ausweg leitet suchen muß, und um dasselbe hockt dann die ganze Gesellschaft bei Mahee, dessen Zubereitung den jüngsten weiblichen Familiengliedern überlassen wird, und einer Pione Lohel die Zeit im seligen Nichtsthan verträumend.

Der Gottentotte ist das kühnste, unverkämteste und freche Subjekt, das man sich denken kann, und es sieht wirklich so aus als ob Gott Land und Leute in Zorn erschaffen hat. Das Volk hungert lieber, ehe es sich zur ernstlichen Arbeit entschließt, und wie sagte neulich ein Missionar, daß man beim besten Willen das Land nicht lassen könne, wenn man mit diesem Volk zu arbeiten hat. Obgleich auf dem Boden in Li Samis und hier bei einer halbwegs vernünftigen Bestellung alles wachsen und gedeihen würde, so hat doch mit Ausnahme des Missionärgartens alles verfault. Nur ein der fleißigeren Eingeborenen haben sich in der letzten Zeit um ihre Gärten auch Gärten angelegt. Alle Gemahnungen und Vorschriften der Missionare helfen nichts: dieselben gehen zu einem Chre herüber und zu dem anderen hinüber. Gar häufig sind die Befehle nach dem Scheine nach Christus und beten kühnlich ihre heidnischen Götter nach wie vor an. Die drei hauptsächlichsten sind: Tausch (Morgendämmerung), Khab (Der Mond) und Hentsi Elibio (der Baumstamm). Über diesen allen steht Kora (Gott), welcher im Hain (Himmel) lebt und Erde und alles geschaffen hat, doch beten sie dieses höchste Wesen nicht an, sondern benutzen die drei Vorigenamen als Vermittler. Vielen Göttheiten werden ebenfalls Opfer der verschiedensten Art dargebracht, doch sind die früher gebräuchlichen Menschenopfer fast ganz abgeschafft und als Ersatz werden die Opfesteine mit roter Farbe beschmiert, mit welcher Substanz die Opfernden auch Gesicht und Brust einreiben.

Die erste Zeit, als wir nach Li Samis kamen, war der Missionar selbst Familie nicht zu Hause, und wir machten es uns in dem vorher gemieteten und in den anderen uns zur Verfügung gestellten Zimmern nach Kräften bequem. Der Herr Missionar kehrte jedoch bald zurück, und wir besaßen zwar danach auch noch in der Schlafzimmer, mußten jedoch, wenn wir Karten spielen oder trinken wollten in unser mitgebrachtes Zelt gehen.

Während der Abwesenheit des Missionars war die Kirche geschlossen gewesen, doch fing der Gottesdienst sofort nach Rückkehr

desselben wieder an und wir versäumten es nicht, denselben beizuwohnen. Sonntag morgens 9. Uhr begannen die Glocken zu läuten und wir betraten gegen 10 Uhr, nach langer Zeit wieder zum ersten Male, vollständig noch neuester englischer Mode gekleidet und von der bereits versammelten Gemeinde neugierig angegafft und bewundert, das Gotteshaus. Dasselbe ist durchaus einfach und primitiv, wird der Länge nach durch einen Gang in 2 Theile getheilt, an dessen Ende sich der Altar und die Kanzel und an den Seiten die einfachen Holzbänke für die Gemeinde befinden. In beiden Seiten des Altars sind noch Stühle für die Familie des Missionars und andere Weiße. Orgel oder Harmonium ist nicht vorhanden. Nachdem ich mich in einem der Stühle niedergelassen, saßte ich die Versammlung etwas näher ins Auge. In der Mitte saß von Altar her die Frauen, Mädchen und Kinder, rechts die Männer. Letztere waren ziemlich respektabel gekleidet, d. h. sie hatten alle eine mehr oder weniger defekte Hose an und ein Hemd, dessen Farbe man allerdings des darauf lagernden Schmutzes wegen nicht mehr erkennen konnte. Die Frauen dagegen schienen die althergebrachte Zellkleidung jeder andern vorzuziehen, und man sah da gar keine Aufsätze. Die Königin und einige Hofdameu hatten Kleider aus europäischen Stoffen an und die Füße der erteren waren in ein paar alte englische fall dress-Schuhe und Stümpfe gekleidet, und Ihre Majestät verfehlte nicht, um ihren Schoß allen deutlich zu zeigen, die Hände sehr in die Höhe zu heben, daß sie auch ordentlich gesehen werden konnten. Die anderen Damen hatten theils Helle, theils große schattliche Schawls um, und die Kinder zeigten sich wie sie Gott erschaffen hat. Meine Betrachtungen wurden jedoch bald unterbrochen, denn der Missionar trat ein, gefolgt von seinem Dolmetscher, einem Hottentotten, der aus einer Missionsschule in Damara-Land erzogen ist. Dieser kleine, aber, wie ich später sah sonst wohlgebaute Kerlchen war in einen Frack gekleidet, der seinem Schnitt und spiegelblanken Aussehen nach längst verschwundenen glücklichen Zeiten angehören mußte; aber trotz aller Anstrengung des jetzigen Besitzers wollte sich nur der oberste Knopf zumachen lassen, während er über der Mitte des Körpers weit auseinander stand, und da keine Weste vorhanden war, dem scharlachroten Hemde freie Aussicht gestattete. Die allzu große Knappheit des oberen Kleidungsstückes schien das untere wieder gut machen zu wollen, denn es war dermaßen weit, daß man annehmen konnte, es habe einst die garten Mischpafen

eines bairischen Braumeisters geschmückt. Es schloßerte somit zu die Beine herum und der Träger hatte, um die ihm von vorn verfallene Rundung herzustellen, ersterer durch die Kunst unter der Arme gegriffen, d. h. er hatte sich einen dicken wollenen Schal in den Leib gewickelt. Zum Schluß baumelte noch ein großes rothumtes Tischtuch aus einer der Noctaschen hervor, und man wird mir wohl bestimmen, daß bei einem solchen Anblicke das Schminkieren keine leichte Sache war. Die Predigt wurde in holländischer Sprache gehalten und von dem Tolmetscher Wort für Wort ins Nama übersetzt. Nach dem Gottesdienste war noch eine Pause, doch habe ich davon nichts Besonderes mitzutheilen. Vemerken will ich noch, daß während des Dienstes ein alter Mann fortwährend auf und ab ging und jeden oder jede, der sich hatte verleiten lassen, Gott Moeybens ein Opfer darzubringen, durch eine gehörige Ohrfeige zur Bußthat zurückrief, und ich kann nicht unterlassen, ihn seiner Ausdauer wegen zu loben denn er hatte harte Arbeit. Montag wohnten wir einer Trauung bei, welche ganz nach christlichem Gebrauch von Statten ging; nachher nahmen wir auch an dem Hochzeitmahle teil, welches allerdings von einem europäischen etwas abwich. Die Gäste waren bereits alle in einem aus Hölzern hergestellten Pavillon versammelt, in der König, die Braut und Bräutigam und wir saßen in einem Mattenhaus nieder und nun ging eine Ehreer los, wie ich sie noch nicht gesehen habe. Jeder ob mit dem mitgebrachten Taschennemer und den Fingern. Bei dieser einen Mahlzeit wurden von 100 bis 150 Essen 2 Ochsen, 4 Schafe, ganze Berge von Fettstücken und eine ungeheure Menge von Kaffee verzehrt, für europäische Begriffe doch kaum glaublich, und Essen ist auch das einzige, woran der Hottentotte etwas leyten kann; ich glaube, daß er an Gefräßigkeit selbst die Hyäne übertrifft.

### III.

#### Charakteristisches über die Nama-choi-choin.

Die heutigen Bewohner des Landes, welche insgemein Hottentotten genannt werden, ließen sich diesen Namen nicht gefallen. Sie wollen selbst in 4 verschiedene Gruppen geteilt sein: 1) die San oder Buschmänner, früher zahlreich, jetzt zerstreut, das Proletariat des Landes; 2) die Huri-San und Gowa-San, vom Fischfang und der Jagd lebend; 3) die später eingewanderten Naman, Viehzüchter

und Jäger; 4) die zuletzt über den Oranje eingewanderten Khoi-Khoi, welche aus den englischen Kolonien schon einen höheren Grad der Bildung mitbrachten und meistens holländisch sprachen, sowie europäische Kleidung trugen und etwas Landwirtschaft trieben. Sie erlangten das Übergewicht über die Namas, mit denen sie sich immer mehr vermischten.

Die äußere Erscheinung der Nama-Khoi-Khoi hat wenig Gewinnendes. An Körperlänge, Muskelkraft stehen sie ihren schwarzen Nachbarn ein wenig nach. Sie besitzen dagegen eine große Biegsamkeit der Glieder — schwingen sich wie ein Vogel auf den Zweig, so mit dem Gewehr in der Hand aufs Pferd, — sind ausdauernde Laufer, gewandte Reiter, tüchtige Schützen, und diejenigen, welche die Ochsenweische zu regieren wissen, brauchbare Fuhrleute. Die Männer erreichen durchschnittlich eine Höhe von 1,60 m. Wohlgenährte Frauen sieht man häufiger als beleidete Männer. Das viele Sitzen am Boden mit den Knieen am Arm und reichlicher Milchgeruch mag Ursache sein, daß ihr Beckenbau Anomalitäten aufweist und das Sitzen erschwert.

Die Farbe ihrer Haut gleicht den Leder in seinen verschiedenen Schattierungen. Bei neugeborenen Kindern ist sie hellgrau; im späteren Alter wird sie brauner, je mehr die Einzelnen der Sonne ausgesetzt sind. Nach 30 Jahren zeigen sich beim weiblichen Geschlecht schon Falten, die zu tiefen Runzeln sich ausbilden. Die Schläfen sind eingedrückt, die Stirn kugelig rückwärts gebogen, der obere Hinterkopf stark ausgebildet. Mit den Jahren treten die Backenbeinhöcker über den hohlen Wangen immer markierter hervor. Die Nase der Neugeborenen ist kaum sichtbar, später wird sie mehr proportioniert. Die Augen sind durch wulstige Lider gut gegen Sonnenstrahlen geschützt; ihre Schloß ist eine außerordentliche und vermag sehr wohl mit unseren bewaffneten Augen zu konkurrieren. Das Armrücken der aufgemorsten Lippen spitzt sich zu und zeigt geringen Wuchswuchs. Die Kopfhaare hängen den „Älten“ einst in Strähnen über die Schläfe und auf die Schultern herab; diese Pflege wird ihnen nicht mehr zu Teil. In ungelämmtem Zustande stehen sie gruppenweis zusammen, so daß kahle Rücken dazwischen sichtbar sind. Im höheren Alter werden sie grau und weiß. Kahlköpfe sieht man aber nur unter bejahrten Bastarden.

Im allgemeinen sind sie mehr ein ideal wie praktisch angelegtes Volk — sanguinärer, seltener fester Charaktere. Wenngleich ihre



Stimme kein Wort für „Lanne“ besitzt, lassen sich die Leute doch meist von ihr regieren. In ihrer Sucht nach Herrschaft und Herrschen kennen sie keine Grenzen. In dem Streben nach Anerkennung der Persönlichkeit, in ihrem Bestehen auf wirklichem oder nur vermeintlichem Rechte sind sie Egoisten ersten Ranges. Wer ihrer Macht nahe tritt oder sie zu beschränken droht, hat es auf lange Zeit mit ihnen verdorben. Das vielleicht schon Jahrtausend lange Kampf um ihre Exzellenz den schwarzen Massen gegenüber, eine zeitliche Unterdrückung heulend der Weissen hat gewiß viel dazu beigetragen, sie sehr reizbar zu machen, wie andererseits die nomadierende Lebensweise jedem Einzelnen reichlich Gelegenheit bietet, im Kampf mit Dornen sich nach allen Seiten zu üben. Strebt doch schon das 6 Monate alte Kind auf allen Vieren aus der dunklen Mutterkammer hinaus ins Licht, in die Freiheit, in der es herumwacht, von Tag zu Tage sich selbst überlassen, bis zum 12. und 14. jährigen Alter.

Ihr Egoismus, soweit er sich aufs Naturreich und die Selbsterhaltung erstreckt, ist bewundernswert ausgeprägt. So leben sie sich z. B. am Zahlverstehe in ihren Herden nicht leicht an, wenn aber, wenn sie abends dieselben gemulket haben, ob von tonight Estrad ein's fehlt, was sie zu dem Ausruß veranlaßt: „ich sehe es schon, das nicht hier ist.“ Die Laune ihres Humors ist unvorhersagbar; ihrer Phantasie lassen sie den größten Spielraum. Wäre ihre Kapazität im Reiche der Zahlen so groß, wie ihre Liebe zu Schach, Musik und Dichtung oder ihre Fähigkeit, fremde Sprachen sich anzueignen, dann wäre manches mit ihnen zu erreichen. — Nicht unbedenklich steht es mit ihrem Charakter. Er ist in seltenen Fällen ganz zuverlässig. So großherzig sie sind im Begehren, so bereitwillig sie vor uns stehen im Versprechen, so glücklich sie sich fühlen im Gernnehmen, so ungeduldig werden sie, wenn ihre Lust unbefriedigt bleibt, so kühl verhalten sie sich über ihre Unselbstmütigkeit und Treulosigkeit die man ihnen vorhält. Daß der Gläubiger der inprüflichen mannigfach veränderten Verhältnisse des Schulners, seien sie nun verschuldet oder unverschuldet, nicht genug berücksichtigt, kann diesen möglicherweise zu arklischen Anklagen veranlassen, eine Auffassung des Rechtes freilich, die mit ihrer traditionell gewordenen Art Kommunismus zusammenhängt. Von derselben Quelle sind auch herzuleiten ihre Gaisfreundschaft, ihre Bereitwilligkeit, einander auszuheilen in brüllenden Lagen. Leben und Lebenlassen ist ihr Grundsatz. Egoismus, was das Irdische anbelangt, Gier, Habluht sind

fiar! verpönte Eigenschaften. Im Ertragen Körperlicher Schmerzen bewahren sie eine störrische Gleichmüthigkeit, aber ebenso unempfindlich zeigen sie sich bei Übernahme eines unerwarteten Geschenkes beim Anhören eines freudigen Ereignisses und dergl. Fällen, womit aber nicht gesagt ist, daß sie nicht im Kreise der Ihrigen zur rechten Zeit in die ungezügeltsten Freuden und Col eserhebungen ausbrechen könnten. Zu tadeln ist ihre unverschämte Bettelerei und Faulheit, Untugenden, die, wenn andere afrikanischen Völker sie nicht mit ihnen theilten, für Europäer noch lästiger zu ertragen wären. Von verderblicher Wirkung wird ihr Hang zu geringen Beträulen, besonders beim männlichen Geschlechte, während Buzsicht und Sinn für Eitelkeit dem weiblichen in hohem Grade eigen ist und die übelsten Wirkungen hervorbringt.

In den ersten Lebensjahren gehen die Kinder unbefleidet. Analen tragen an baumbreitem Lederbände ein handgroßes Fellchen, ganz genannt, um die Lenden. Mit diesem zusammen hängt ein größerer Lappen weichen Leders hinten an. Die Vorderanschürze der Mädchen ist mit Schnüren, Troddeln und Perlen reich besetzt. Rufe-, Arm-, Ohren-, Fingerringe aus verschiedenen Metall waren beliebte Schmuckgegenstände und sind zum Theil heute noch im Gebrauch. Das Skatog, ein aus Schaf- oder Schafsalz zusammengelegter Bekmantel, im Winter die Haare nach innen, im Sommer nach außen gefeiert, hängt durch ein Riemenchen auf der Brust zusammengehalten, über den Schultern und dient nichts auch als Tasse. Das Einsalben des Körpers ist Fettabsktionen, die mit pulverisiertem Holz der im Wasser erstulken zama-Wurzel, oder mit roter Farbe vermischt sind, geschah früher allgemein. Soweit die Einwohner unter christlichem Einfluß stehen, macht diese dürftige Vesserbung der europäischen Platz. Über dem Kallunkleid der Frauen hängt ein wollenes Tuch, um den Kopf ist Werktags ein buntes, Sonntags ein weißes Tuch gewunden. Die Männer tragen entweder selbstgeferzigte Lederanzüge oder schweren Molaskstoff. Ein Hütkut auf dem Kopf, Bändel um den Leib zum Aufbewahren von allerlei Reiseentfalten und Aed-schuhe, nach dem Agerung gemacht, vervollständigen den Anzug eines respektablen Nama-Khoin.

In Groß-Nama-Land befinden sich auf den Missions-Stationen Warmbad, Keetmanshoop, Oriskaba Bethanien, Gibeon, Hoachanas, Rehoboth, Oriskfontein mehr als 1300 Christen und man kann wohl sagen, daß das Volk der Namas im Großen und Ganzen in der

Christianisierung begreifen ist. Jede heidnische Sitten und Gebräuche sind im Gebiete der Missions-Stationen kaum mehr vorhanden und das Volk hat in den letzten 20 Jahren sichtbare Fortschritte zu einer höheren Kultur-Entwicklung gemacht. Möge die neue Zeit die jetzt für Süd-Nama-Land anbricht, das bis jetzt Gemeinheit zu stiften, sondern in gesunder Weise weiter fördern helfen!

Johannes Dipp.

(Ngraja Pequena und Ost-Nama-Land. Oktober 1871.)

## Land und Volk der Kalahari,

des weiteren Hinterlandes von Ngraja Pequena.

Bodenbeschaffenheit und Pflanzenwuchs, geeignet zu bedeutender Schafzucht — Straßenposten-Anlagen. — Gester Abzug der eingekerkerten Bevölkerung.

Durch die Erwerbung von Küstengebiet in Südwest-Afrika gewinnt das größtentheils unfruchtbare Hochland der Kalahari, welches zwischen beiden Besitzungen liegt, eine besondere Bedeutung für Deutschland.

„Als ich im Jahre 1871“, sagt Graf von Krokom, „während meiner südafrikanischen Reise den Orange-Ström überquerte und zu Jagdzwecken in jene Gegend einbrang, habe ich einen Einblick in den Charakter der Kalahari erhalten.“

„Zunächst kann ich nur bestätigen, daß die in unseren Lehrbüchern wiederholte Bezeichnung einer Wüste für diesen Landstrich nicht zutreffend ist, denn unter einer Wüste muß jeder Leser eine völlig unbewohnbare Einöde verstehen. In der That ist aber die Kalahari, ebenso wenig wie die 1864 von mir zwischen Kafalla und Herber nach dem Roten Meer durchreiste Rubische Wüste eine in allen Zeiten trockene unwirthliche Gegend. Es giebt dort wohl Tage, welche nur aus dichtem Flugsand, sowie mit Gerölle und Steinen bedecktem Boden bestehen, ganz wüst und völlig unfruchtbar ist aber selbst eine so armseelig trockene Gegend nicht zu nennen, denn nach der Regenzeit und den darauf folgenden Wochen reichlichen Taufalles pflegt auch der dortige Boden für wenige Wochen sein Frühlingskleid anzulegen.“

Die etwa 3000 Fuß hohe Hochebene ist hier und da von Hügeln durchzogen, im Osten und Westen durch Gebirge begrenzt, im Norden reicht sie bis an die südlichen Ufer des waldreichen Ngami-Sees. Nur da, wo ein bräunlich schmelzendes Wasser in den sandigen Boden bis auf die felsige Unterlage versinkt und der Umgebung einige Feuchtigkeit abgiebt, ist eine Pflanzen- und Baum-Vegetation zu bemerken. Diese Punkte werden von den Bewohnern vor fremden Leuten sorgsam verborgen, da die eigene Existenz von diesem süßsalzig schmelzenden Wasser abhängt. Es quillt in der ganzen Kalahari, wie es scheint, nur wenige reichhaltige Süßwasserquellen; doch diese wenigen geben den Beweis, daß in der Tiefe das nötige Wasser zu finden ist, um dort größere Viehherden zu erhalten\*).

Mit diesen Eigenschaften ist meines Ermessens die hochgelegene, trockene und gesunde Kalahari, ebenso wie im Kaplande die gleichfalls wasserarme große und kleine Karu, ein für Schafzucht vorzüglich geeigneter Landstrich. Die Menge Woss, welche in dieser merkwürdigen sogenannten Wüste wächst, ist überraschend, sogar für diejenigen, welche Judentum genau kennen. Ich habe während meiner Reise durch die Karu an verschiedenen Stellen große Schafherden zu 5- bis 1000 Stück in dem dünnen Steppenlande gesehen. Außerdem würde nach meiner Ansicht, wie im Kaplande, so auch in der Kalahari an geeigneten Stellen die Zucht von Straußen in Beziehung von Vorteil sein. Es sei mir gestattet, hier kurz zu berichten, was ich im Kaplande von Straußenzucht gesehen habe. Ein sandiger, 2- bis 3- Hektar großer Raum, auf dem hier und da Gras und niedrige Sträucher wachsen und, wenn möglich, eine kleine künstliche Biese gebildet ist, wird durch drei Drähte umhegt. Letztere sind 2, 4 und 6 Fuß vom Boden durch Pfähle gezogen, welche 30 bis 100 Schritt von einander stehen. An die oberen Drähte werden alte Reben Lappen oder kleine Riste befestigt, damit die Strauße die Drähte sehen, nicht dagegen laufen und so die Fäße beschädigen oder abschneiden. Vor allem muß der Straußenzucht sorgfältig vor Raubwild geschützt werden. Die kostbaren Federn werden den Vögeln alljährlich ausgeremmt.

Um wieder auf die Kalahari zurückzukommen, so habe ich bemerkt, daß die von mir gesuchte Gegend nur dünn von Menschen bevölkert war. Zwei Dornbüsche, welche ich auf meinem kleinen Absteher besuchte, verdienen nach deutschen Begriffen diese Bezeichnung.

\* Es ist also die Auslegung arabischer Sprüche das nächste Erfordernis für Vervollständigung jedes deutschen an Umfang übertreffenden Vocabes.

nung nicht. Die runden aus Strauch und härtem Gerte gemachten Sitzen konnten sich nicht ermuntern, durch die enge niedere Thüröffnung einzutreten, wo außer grobem Schmutze auch noch sehr viel in Masse von Ungeziefer als frühe Beute angegriffen hätte. Der Willkommen nach setzten sich die etwa 500 Bewohner der Fehd aus Betschuanen, Corannas, wenigen Hottentotten und Gama's zusammen. Die Corannawerber sind sehr häßliche, schlecht gekleidete kleine Personen, welche wie auch die Hottentotten, mit ihrem Baden den Fremden angaffen und wenig Vertrauen erregen. Sie oder weniger unter den Druck der holländischen Buren stehend, bilden alle südafrikanischen Menschentassen und Mischlinge eine Schwärze von Fremden welche nach ihren Bezirken und ihrer Erziehung mit neuen und strengen Herren oder gar Feinde sind.

Das Gras sproßt gewöhnlich in Büscheln, mit kahlen Stielen dazwischen, oder die Zwischenräume werden von Schlingpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen und daher wenig von den Wirkungen der sengenden Sonnenhitze betroffen. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzelnknollen ist sehr groß und fast so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen selbst wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit in anderenwo unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelnknollen hat, dieselben aber unter Umständen bildet, wo jenes Anhangsel notwendig ist, um zur Erhaltung des Lebens zu dienen. Sie gehört zu der Familie der Kürbisse und trägt eine kleine schwarzrote essbare Wurzel. Eine andere Pflanze, *Deschampsia* genannt, ist für die Bewohner der Wüste ein wahrer Baum. An der Oberfläche sieht man nur eine kleine Pflanze mit einem Stengel, der nicht dicker ist als der Stiel einer Tabakspfeife, graben wir aber einen bis anderthalb Fuß tief in den Boden, so stoßen wir auf einen Wurzelnknollen welcher zuweilen die Größe eines Kuckuckseis erreicht; entfernt man die Rinde, so findet man, daß der Knollen aus einem Zellgewebe besteht, welches etwa wie bei jungen Rüben mit Flüssigkeit erfüllt ist. In Folge der Tiefe unter dem Boden, worin der Knollen sich findet, ist diese Masse gewöhnlich süßlich kühl und erquickend. Eine andere Pflanzenart, *Valeriana* genannt, findet sich in anderen Theilen des Landes, wo die anhaltende Hitze den Boden ausdörret; es ist eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelnknollen bildet, von deren manche die Größe eines Mannskopfes erreichen und welche sämtlich



in einem Umkreis von einer bis anderthalb Armeslängen horizontal um den Stengel herum liegen. Die Eingeborenen schlagen den Boden rings herum mit Steinen, bis sie durch die Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Kugel unter dem Boden liegt, graben dann etwa einen Fuß tief nach und finden sie.

Die wunderbarste Pflanze der Wüste ist aber die Kafferngurke oder Wassermelone. In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, sind unabhsehbare Strecken Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt. Dann erfreuen sich Tiere jeder Art und Benennung, den Menschen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräthen. Der Elefant, als wahrer Herrscher des Waldes, schwelgt in dem Genusse dieser Frucht, und seinem Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten, obgleich sie von Natur in der Wahl ihrer Nahrung ganz von jenem abweichen. Mit gleicher Begier laben sich daran die verschiedenen Antilopenarten, und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheinen sämtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu würdigen. Diese Melonen sind jedoch nicht alle essbar; einige sind süß, andere so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürb sie die bittere Wassermelone genannt wird. Die Eingeborenen unterscheiden sie dadurch von einander, daß sie eine Melone nach der andern mit einer Art aßhauen und die Zunge in den Spalt stecken. So wissen sie freilich am schnellsten, ob sie süß oder bitter sind. Die bitteren sind giftig oder wenigstens schädlich, die süßen dagegen sind ganz gesund.

Graf von Krodow.

## Die Ombos in Deutsch-Südafrika.

Bekanntlich entdeckte Livingstone im J. 1841 den merkwürdigen Ngamilsee im Centrum von Südafrika, indem er von Süden (von Kolobeng) nach Norden vordrang; erst 5 Jahre später gelang es dem schwedischen Naturforscher Anderson von Westen her dahin zu gelangen. Auf seinen Kreuz- und Quertügen, die er vier Jahre lang von der Walvischbai ausgehend in das weite, gegenwärtig größtenteils unter deutschem Schutz stehende Hinterland unternahm, verweilte er auch unter den Ombos, von denen er eine interessante Schilderung gab, die wir im Auszuge mittheilen.\*)

\*) S. Entdeckungserzählung im J. 1846 in Atlas. Livingstone der National. Geogr. Society, London, 1846.

Andersen und sein Begleiter waren in der Rastlosigkeit auf einen bestimmten Reiseplan gelaufen, endlich zeigte sich ein Ziel, dessen Erreichung der Mühe wert schien; sie hörten von einer in nördlicher Richtung gelegenen großen Süßwassersee, der Dmanbonde heißen sollte. Von der Station Harman ab gegen Norden lag ein lauter unbekanntes Land; die dort wohnenden Damaraleute wurden von den Eingeborenen als ungesellig, mißtraulich und verrätherisch geschildert. Doch die Reise wurde unternommen, und nach manchen Entbehrungen und Schwierigkeiten gelangte die Reisegesellschaft nach mehreren Wochen an den ersehnten Dmanbonde, der, wie man unterwegs gesagt wurde eine Wasserfläche „so groß wie der Himmel“ haben sollte. Aber groß war nur ihre Enttäuschung, der große Dmanbonde erwies sich als ein kleiner ausgetrockneter Schlammteich ohne einen Tropfen Wasser! Allerdings ergab sich aus der ganzen Entdeckung, daß früher viel Wasser hier gewesen sein konnte — ein neuer Beleg zu der merkwürdigen Verarmung Südwestafrikas an Wasser. Dabei war nur die Hoffnung, an einem laichenden See, umgeben von Elefanten, Rhinocerosen, Nilpferden u. s. w., ein freilichs Jägerleben zu führen, man war aufs neue ohne Reiseplan und wußte nicht, ob man vor- oder rückwärts gehen sollte. Endlich entschied man sich für das Erstere. Die Reisenden hatten Kunde erhalten, daß fern im Norden eine Völkerschaft wohne, welche ihre Wohnstätte habe, das Land bau, fleißig, zuverlässig und sehr gesittet und freundlich sei. Sie hießen Svambos, was eben ihre Eigenschaft als Ackerbauer bezeichnen soll, und trieben mit den Damaras Tauschhandel, indem sie Vieh gegen Eisenwaren einhandelten. Es sei eine sehr zahlreiche und mächtige Nation und stehe unter einem König, der ein ungeheurer Riese sei. Über die Entfernung dieses Landes und die Beschaffenheit der zu durchreisenden Gegenden gaben die Damaras freilich nur unsichere, abenteuerliche Berichte zum besten. Obgleich man sich auf eine mehrmonatliche Reise gefaßt zu machen hatte, wurde doch beschlossen, das Wagstück zu unternehmen und man ließ den verunglückten See hinter sich. Die Gegenden, durch welche die Reise ging, waren wenigstens keine Sandwüsten; man mußte sich meistens durch Gebüsch, hohes Gras und Wald den Weg bahnen. Wasser gab es zur Genüge und an Wild war kein Mangel, so daß die beiden europäischen Reisenden bei immerwährender Fleischkost endlich mäßig wurden, die eingeborenen Begleiter allerdings um so weniger. Einige Tage nach der Abreise vom Dmanbonde wurden

die Reisenden durch das erste Auftreten von Palmen in freudige Stimmung versetzt. Eine Art schlanker Fächerpalmen war in großer Zahl über die Gegend verstreut und verlieh ihr einen ganz ungewohnten Reiz.

Eben an der letzten Damaraniederlassung angekommen, traf die Reisenden das Mißgeschick, daß eine Achse ihres größten Wagens brach. Sie entschlossen sich daher, unter Zurücklassung der Fuhrwerke, die Reise zu den Ovambos mittelst Reits- und Packochsen zu bewerkstelligen. Der Häuptling aber wollte nicht nur keine Führer dazu geben sondern verzögerte auch jede sonstige Auskunft, stellte jedoch den Reisenden anheim, sich an eine Handelskarawane anzuschließen, welche man nachts aus dem Ovambolande erwartete. Die Karawane erschien auch glücklicherweise bald; es waren 23 große starke, sehr kühnfortige einstufige Reute, von Charakter sehr unähnlich den Damaras. Sie brachten Langenreisen, Messer, Ringe, Kupferne und eiserne Beilen u. s. w., alles eigener Fabrik, die sie teuer genug an die Damaras absetzten, z. B. eine Langenspiße für einen Ochsen. Die Reute willigte ein, die Fremden mit in ihr Land zu nehmen, und als endlich die Abreise angetreten wurde, war die Karawane nicht weniger als 170 Köpfe stark, denn es hatten sich viele Damaras, unter ihnen 70 - 80 Frauenzimmer, angeschlossen. Die Ovambos hatten eine schöne Rinderherde zusammengebracht, das Reiseziel sollte vierzehn starke Tagemärsche weit sein. Auf eine angenehme Landtschoß folgten bald wieder Dornbüsche und höchst traurige Gegenden, die Wasserplage wurden sehr selten, und die Reisenden lernten einsehen, wie unmöglich es sei, ohne einen gründlich erfahrenen Führer sich in solchen Wildnissen zurecht zu finden. Buschmänner, denen die Reisenden allwärts begegnet waren, fanden sich auch hier, und es war den Reisenden wohlthuend zu sehen, wie auch diese überall verachteten und verhassten Menschen von den Ovambos gütig behandelt wurden. Sie tauschten ihnen Kupferzerze aus, die jene aus den benachbarten Hügelgegenden brachten.

Nach achttägigem Marsche gelangten die Reisenden auf die ersten den Ovambos gehörigen Weiden und rasteten ein paar Tage. Das landesübliche Willkommen bestand darin, daß jedem Ankömmling das Gesicht tüchtig mit Butter beschmiert wurde. Es wurden Boten vorausgeschickt, um die Fremden bei dem Könige Nangaro anzumelden, und dann ging die Reise weiter, die ersten

Tage durch ungeheure, mit Bäumen umgrätzte „Salvajes“ in dann aber eine endlose Savanne gänzlich baumlos und kahl zu Hütten. Um so heutziger war ihre Uteralchung, als sie endlich in die schönen, fruchtbaren Ebenen Andongas, des eigentlichen Entio-landes, vor sich sahen. Statt der ewigen Dürre, die und Götzen lagen jetzt vor ihnen endlose Gärten, überfüllt mit fruchtbaren Wohnungen, einzelnen riesigen Wald- und Fruchtbäumen und unzähligen Palmen. Die Reisenden glaubten in ein Paradies zu sein, das immer anwüchsig und fruchtbarer wurde, je weiter sie vor- kamen. Dörfer giebt es hier nicht, jede Familie wohnt sammt- lich in der Mitte ihrer Besetzung auf einem Gehäufte, das mit runden Faltstücken eingedaut ist, deren auch viele fruchtlichen Patern ha- einen feindlich gesinnten Stamm in der Nachbarschaft, der die fernwährend zu schaffen macht. Das Getreide besteht hier in Negershirn und einer andern Pflanze mit sehr kleinem Samen: ein treffliches Mehl giebt. Beide erreichen eine Höhe von 6 bis 9 Fuß. Im Herbst werden die Samenköpfe abgelöst und der Rest dem Vieh überlassen. Ihren großen Viehbestand haben die Quambos auf entlegenen Weideplätzen, wo sie auch Schweine in ungeheurer Größe ziehen sehen. Aber die Ausdehnung des Landes und die Stärke des Stammes konnten die Reisenden nichts ersehen.

Am zweiten Tage kamen sie an die Residenz des gefürchteten Mangaro ohne jedoch sogleich Zutritt in die Einsiedelung zu erlangen; vielmehr wurde ihnen eine Baumgruppe in der Nähe der Wartepfahle angewiesen. Das Wartelassen, das auch in Afrika zu vorkommt, währte ganzer drei Tage. Endlich erschienen die Reisenden, ein Miese allerdings, aber nur dem Querdurchmesser nach. Es war ein unförmlich dicker, häßlicher Mann, aber in den Augen seiner Unterthanen doch jeder Zoll ein König, denn das Gesicht gilt dem Afrikaner für ein Attribut, hier und da selbst für ein Vorrecht der Königswürde, während es einem Unterthanen geradezu als Verbrechen angerechnet wird. Die Antwort des dicken Königs auf die glänzende Rede der Fremden bestand lediglich darin, daß er einige Male wohlgefällig oder mitleidig grunzte. Von Feuerwerk hatte er so wenig wie seine Leute einen klaren Begriff; sie nahmen es für einen unschädlichen Dinger, sobald man nur oben in die Luft eine Kugel schickte, und mehrere Neugierige hielten bei jedem Schusse auf das Gesicht nieder. Der König verlangte in der Folge, die

Fremden möchten für ihn Elefanten schießen, deren es in nicht weiter Ferne viele gebe und die oft viel Verwüstungen in den Feldern anrichteten. Die Schützen zogen es jedoch vor, diesen Antrag abzulehnen, da sie besorgten, der Gestränge möchte das Eisenblei dessen Wert er recht gut kannte, für sich allein behalten und sie vielleicht nicht eher wieder fortlassen, bis es nichts mehr zu schießen gäbe. Der Alte vergaß ihnen dies nicht. Übrigens wurden sie allwärts freundlich und gastfrei empfangen. Der König bewirtete sie zuweilen mit Bier, und allabendlich war Hofball, wo die jungen Leute nach dem Tamiam und einer Art Quilotte tanzten.

Das Hauptnahrungsmittel der Dvambos ist ein grober Mehlbrei, der stets heiß mit Butter oder saurer Milch aufgerogen wird. Obwohl sie auch die Fleischkost sehr kochen und ihre Viehställe sehr groß ist, sind sie doch mit dem Schlachten sehr sparsam und scheinen das Vieh fast zum Vergnügen zu halten. Die Einrichtung der Gehöfte im Innern ihrer Palisadenzäune ist eine ziemlich verfallene; man trifft da Wohnhäuser für Herren und Knechte, offene Plätze für Scholung und Besprechung, Scheuern, Schweine- und Viehställe, Geflügelhöfe u. s. w. Die Häuser und Hütten sind rund, zeltförmig und kaum über Manneshöhe, lediglich zum Kriechen und Schließen geeignet. Die Getreidespeicher sind große, aus Thon gearbeitete Körbe, die eine ähnliche Binsenbedachung haben, wie die Häuser. Außer Rindvieh und Schweinen besteht der Haustierstand aus einigen Schafen, Ziegen, Hühnern und Hunden. Viele Bushmänner haben sich als Hinterlassene zwischen den Dvambos angesiedelt.

Ein guter Zug dieser wirklich auf einer gewissen Stufe der Civilisation stehenden Völkerschaft ist es, daß sie nicht stehlen und mehr den Diebstahl für ein todeswürdiges Verbrechen halten. Während die Reisenden bei den Samaras und Ramasas sich vor Diebereien nicht genug schützen konnten, durften sie hier ihre Habseligkeiten getrost ohne Aussicht unlerliegen lassen. Der König hat alle Strafgewalt, und es sind hier und da im Lande Personen angestellt, welche alle vorkommenden Vergehen zur Anzeige zu bringen haben. Die sorgfältige Wache, welche sie Verbrechlichen und Altersschwachen angedeihen lassen, ist ebenfalls ein schöner Zug der Dvambos; ihre Nachbarn, die Samaras, überlassen Erwerbsfähige entweder ihrem Schicksale, oder treiben sie in Wald und Wüste, wo sie die Beute in der Ferne werden, oder fertigen sie ohne weiteres mit ein paar Keulenschlägen ab.



Die Ovambos lieben ihr Vaterland ungemein und sind sehr darauf, Sie nehmen es übel, wenn man sie nach der Zahl ihrer Häuptlinge fragt, und sagen: „Wir erkennen nur einen König an, bei den Damaras freilich will jeder ein Häuptling sein, wenn er nur ein paar Rinde besitzt.“ Rächtlinge von anderen Stämmen werden aufgenommen und dürfen im Lande heiraten, sind aber dann zum Tödtlichen verpflichtet.

Die Handelsleute unter den Ovambos machen jährlich vier Expeditionen nach dem Süden, wo sie Vieh, sowie Kupfer und Eisen erze eintauschen, die in ihrem Lande nicht vorkommen; sie geben dafür, nächst ihren Metallfabrikaten, Elfenbein, das sie sich durch Fangen der Tiere in Fallgruben verschaffen, und nehmen nebst Vieh am liebsten Glasperlen in Tausch, die eine Art Umverfälschung der alten südafrikanischen Stämme bilden und ohne welche ein Handel kaum fortkommen kann. Dabei muß man aber unumgänglich wissen, welche Sorten und Farben in den einzelnen Fällen bevorzugt werden, indem andere als diese gar nicht anzubringen sind.

## Die Buren im Oranje-Freistaat.

Aberes. — Wohnung — Hausleben. — Gastfreundschaft — Brautwerbung — Erbschaften. — Religiöses Leben \*)

Zu seinem Aussehen steht der Bauer entschieden einzig in der Welt da, er bildet die riesigste, kräftigste Rasse, die ich je gesehen. Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, bei Nachtmahl oder Konfirmation viele Hunderte von Bauern zusammen zu sehen und obgleich ich selbst beinahe 6 Fuß hoch in den Strümpfen stehe in der Gesellschaft kam ich nur vollkommen wie ein Zwerg vor. Höher Riesen u. dergl. sind Ausdrücke, die mir gar nicht genügen, denn es war weniger die kolossale Größe und Breite, als die stiermähige Kraft der Männer, die mir imponierte. Ich habe Häubchen gesehen, die einen bei den Hörnern gefaßten Ochsen umwerfen können und deren Handschußmaß mindestens Nr. 24 sein würde. Dabei sagte

\*) Aus dem höchst interessanten Buche des geistvollen Korrespondenten der Kölnischen Zeitung, Wilhelm Zoell, Am Afrika. Nr. 14. 1883. und vielen Zitate von Adl., Verlag von Dunant-Schubert, 1883.

mit der Besitzer derselben halb verlegen, halb ärgerlich: „Oh, Nefse, ich kann doch die kleinsten Sachen anfassen, ohne sie zu zerbrechen.“ Ich mag hier einfügen, daß man den Familienvater „Olm“, seine Gattin „Tant“ nennt, während die jungen Leute mit „Neef“ und „Nicht“, „Nichtje“ angeredet werden, das beruht natürlich auf Gegenfeitigkeit. Der respektvolle Titel ist „Baas“.

Was das schöne Geschlecht angeht, so übertrifft dasselbe das männliche ganz entschieden noch an Körperfülle. Wenn die Gattin ihrem Gelieter das erste Dugend Kinder geschenkt hat — darunter bleibt es selten —, dann setzt sie sich in den Sessstuhl des Hauses und, wenn es irgendwie möglich ist, bewegt sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mehr. Morgens steht sie auf, ihre Toilette ist rasch beendet, da sie sich nie wäscht und in den Kleidern geschlafen hat. Sie wäscht in ihren Sessstuhl, läßt sich im Winter ein Kohlenbecken unter die Füße schieben, nimmt dreimal täglich an der Mahlzeit the aus Fleisch, Mais, Reis, Gruen und Milch besteht, ruhigen Mute, trinkt in den Pausen 15—30 Tassen Kaffee und legt sich bei Sonnenuntergang wieder ins Bett, ohne oft während ganzer Monate auch nur einen Schritt mehr, wie gerade nötig ist, zu thun, den kelen, langen Tag hocht sie im Sessel, denkt an nichts, und thut nichts. Daß bei einem solchen Leben eine Verschlebung des Körpers eintritt, ist leicht verständlich, und Kolosse von 300 Pfund sind gar nicht ungewöhnlich. Die Söhne und Töchter der Bauern sind unbeholfen und schmächtige Miesenkinder; ich lernte indes auch einige junge Damen kennen, die recht hübsch und dabei durchaus nicht schlüchtern waren. Merkwürdig ist es, daß diese unvernünftlich aussehenden Leute nicht entsprechend gesund sind, zumal einige europäische Krankheiten, die ihnen meist wieder von den Farbigen übertragen werden viel Unheil unter ihnen anrichten.

Der Bauer hält viel auf das was wir Stilette nennen würden. Kommt man, sei es zu Pferde oder im Wagen, bei einer Farm an, wo man seinen Tieren etwas Erholung, Futter oder einen Trunk Wasser gönnen will, so wird man den Boer, der ebenso wie seine Gattin nichts zu thun hat und den ganzen Tag Pfeife raucht, Kaffee trinkt und sich langweilt, meist vor der Thar seines Hauses aufgepflanzt finden. Man glaubt nun nicht, daß die Leute in gemittelten, hübschen oder gar reinlichen Bauernhäusern leben. Nein, im Gegentheil, die meisten wohnen in elenden, strohgedeckten Hütten aus Lehm (Modder), der Boden ist festgestampfte Erde, die goldig zum

nung nicht. Die runden aus Strauch und dürrem Grase gemachten Sitzen konnten mich nicht ermuntern, durch die einzige niedere Mit-  
 öffnung einzutreten, wo außer großem Schmutze mich gewiß auch eine  
 Masse von Ingezieler als frische Beute angegriffen hätte. Der  
 Abstammung nach seyen sich die etwa 300 Bewohner der Felsden  
 aus Petschuanen, Korannos, wenigen Hottentotten und Griasas zu-  
 sammen. Die Korannaweiber sind sehr häßliche, schlecht gekleidete  
 kleine Personen, welche, wie auch die Hottentotten, mit ihrem  
 Widen den Fremden angaffen und wenig Vertrauen erregen. Seit  
 oder weniger unter dem Druck der holländischen Buren stehend, haben  
 alle sabbatulanischen Menschenrassen und Mischlinge eine Scheu zu  
 wissen Fremden, welche noch ihren Dogmen und ihrer Erziehung  
 nur neue und strenge Herren oder gar Feinde sind.

Das Gras spricht getrülich in Büscheln, mit kalten Stä-  
 benwischen, oder die Zwischenträume werden von Schlingpflanzen be-  
 genommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen und daher  
 wenig von den Wirkungen der sengenden Sonnenhitze ver-  
 theilt. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzelnknollen ist sehr groß und sie sind  
 so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugesührt bekommen  
 selbst wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit da-  
 anderwärts unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für ge-  
 wöhnlich keine Wurzelnknollen hat, dieselben aber unter Umständen  
 bildet, wo jenes Anhängel notwendig ist, um zur Erhaltung des  
 Lebens zu dienen. Sie gehört zu der Familie der Kurbisse und trägt  
 eine kleine scharlachrote essbare Gurke. Eine andere Pflanze, die  
 schua genannt, ist für die Bewohner der Wüste ein wahrer Senf.  
 An der Oberfläche sieht man nur eine kleine Pflanze mit einem  
 Stengel, der nicht höher ist als der Kiel einer Nabelschere; groß  
 wie aber einen bis anderthalb Fuß tief in den Boden, so stoßen wir  
 auf einen Wurzelnknollen, welcher zuweilen die Größe eines Kopses  
 erreicht; entfernt man die Rinde, so findet man, daß der  
 Knollen aus einem Zellgewebe besteht, welches etwa wie bei den  
 jungen Nüsse mit Flüssigkeit erfüllt ist. In Folge der Tiefe unter  
 dem Boden, worin der Knollen sich findet, ist diese Masse gewöhnlich  
 kühlich kühl und erquickend. Eine andere Pflanzenart, die  
 genannt, findet sich in anderen Theilen des Landes, wo die anhaltende  
 Hitze den Boden ausdarrt; es ist eine krautartige Schlingpflanze,  
 welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelnknollen bildet, von we-  
 nige die Größe eines Mannkopfes erreichen und welche kühn. &

in einem Kreise von einer bis anderthalb Armeslängen horizontal um den Stengel herum liegen. Die Eingeborenen schlagen den Boden rings herum mit Steinen, bis sie durch die Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Kugel unter dem Boden liegt, graben dann etwa einen Fuß tief nach und finden sie.

Die wunderbarste Pflanze der Wüste ist aber die Kafferngurke oder Wassermelone. In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, sind unabsehbare Strecken Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt. Dann erfreuen sich Tiere jeder Art und Benennung, den Menschen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräten. Der Elefant, als wahrer Herrscher des Waldes, schwelgt in dem Genuße dieser Frucht, und seine Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten, obgleich sie von Natur in der Wahl ihrer Nahrung ganz von jenem abzuweichen. Mit gleicher Begier laßen sich daran die verschiedenen Antilopenarten und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheitern sämtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu nuzhigen. Diese Melonen sind jedoch nicht alle eßbar; einige sind süß, andere so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürbisse d.e. bittere Wassermelone genannt wird. Die Eingeborenen unterscheiden sie dadurch von einander, daß sie eine Melone nach der andern mit einer Art anhalten und die Zunge in den Saft stecken. So wissen sie freilich am schnellsten, ob sie süß oder bitter sind. Die bitteren sind giftig oder wenigstens schädlich, d.e. süßen dagegen sind ganz gesund.

Graf von Krodow.

## Die Ovambos in Deutsch-Südafrika.

Ueberraschend entdeckte Livingston im J. 1849 den vierstündigen Ngamißee im Centrum von Südafrika, indem er von Süden (von Kolobene) nach Norden vordrang; erst 3 Jahre später gelang es dem schwedischen Naturforscher Anderson, von Westen her dahin zu gelangen. Auf seinen Kreuz- und Querzügen, die er vier Jahre lang, von der Walvischbai ausgehend, in das weite, gegenwärtig größtentheils unter deutschen Schutz stehende Hinterland unternahm, verweilte er auch unter den Ovambos, von denen er eine interessante Schilderung gibt, die wir im Auszuge mittheilen \*)

\*) E. G. Schridde, abgedr. in: *Journal of the Royal Geographical Society*, London, 1851, S. 10.

starrenden Hottentottin in einem gelblich-grünen Erkalwasser gewaschen“, dann reinigt die Hausfrau die Liane wiederum mit dem Taschentuch, welches sie stets in der Hand trägt und mit dem 2. zumal die fortwährend niederrieselnden Schweißtropfen abwischt. Der Kaffee wird erst „rein“ geleckt, dann mit dem Daumen ausgeleckt, die Tasse halb voll Zucker geschöpft, Milch hinzugegeben und der Rest mit Ochsenabguss angefüllt. Und dieses Gebräu, in dem noch allerhand mögliche organische und anorganische Substanzen herum schwimmen, muß man mit Todesverachtung hinabkürzen, sonst wird man seine Niere aufs tiefste beleidigen.

Eine andere Vorfahrenei der Bauern neben dem ewigen Kaffeetrinken ist ihre Neigung, Säugleiten in ganz unglaublichen Quantitäten zu vertilgen. Versucht ein Bauer die Stadt, so laßt er sich alle Taschen voll Zuckerzeug, die er stümlich leert, bevor er den Weg noch der Korn zur Hälfte zurückgelegt hat.

Die Bauern heiraten in sehr jugendlichem Alter. Sobald ein Jüngling 20 Jahre alt geworden ist, sieht er sich nach einer Lebensgefährtin um. Väter oder sonst welche vermittelnde Einrichtung greift nicht; der Bauer bestreut daher sein Pferd, reitet von Dorf zu Dorf, um sich eine Braut unter den Töchtern des Landes auszuwählen. Man sieht ihm schon von fern an, was er im Sattel führt. Er hat sich auffallend rein gewaschen, der Luxus des morgigen Feindes wird durch einen Papierkragen, vielleicht selbst durch eine Kravatte erhöht, die Stiefel aus Kollerleder werden zur Feier des Tages einmal abgekürstet, der breitkrempige Zylinder erhält ein neues Band aus blau-weißer Seide und unter den Sattel wird eine neue hellbunte Decke gelegt. So geht's im Galopp nach der nächsten Farm; dort sattelt er ab, trinkt einige Riter Kaffee, raucht ein Duzend Pfeifen, ißt dreimal mit der Familie, verschlingt die Töchter mit den Augen und spricht im übrigen so wenig wie möglich.

Nach Sonnenuntergang, wenn Licht in die Stube gebracht ist und die Familie sich anschießt, in die oder das Schlafzimmer sich zurückziehen, dann faßt er sich ein Herz und fragt die Mutter, die natürlich schon lange auf diesen Wunsch wartet, ob sie erlaube, daß er mit Minke, oder wie denn die betreffende Auserwählte heißt, noch etwas aufbleiben (opzitten) dürfe. Der Wunsch wird bereitwillig erfüllt, verlegen kommt Minke in die Wohnstube zurück, sie stellt ein Licht auf den Tisch, setzt sich in eine Ecke des Zimmers und sagt nichts. Der Greter sitzt in der andern Ecke, raucht, spuckt und sagt



auch nichts. Aber dennoch hat Minche verstanden, ihrem Courtmacher anzudeuten, ob er ihr mehr oder weniger gefällt, indem sie dadurch die Größe ihres Talglichtes einrichtete: je größer die Kerze, desto länger können sie opzitten!

Am nächsten Morgen sattelt der Bauer sein Pferd und reitet nach einer andern Farm, wo sich die ganze Sache wiederholt, bis er sich endlich darüber klar wird, welche der Mädchen ihm eigentl. am besten gefallen hat. In dieser reitet er zurück, bleibt wieder eine Nacht opzitten und macht seinen Antrag ohne viel Redensarten, der natürlich mit Freuden angenommen wird. Am nächsten Rathgangstag feiert man die Hochzeit. Sterbt ihm später die Gattin, so erwählt sich der Witwer oft schon nach drei Wochen wieder ein neues Weib.

Die alten Bauern haben jedem Kinde meist schon bei der Geburt einige Schafe und ein paar Stück Vieh als Eigentum reserviert, ein Besitz, der im Laufe der Jahre oft zu einem ganz ansehnlichen Vermögen heranwächst. Land besitzt jeder mehr, als er nötig hat; dem Sohne wird ein Terrain angewiesen, auf dem er sein Haus bauen und sein Vieh weiden lassen kann, und wenn ihm das nicht paßt, so spannt er seine Ochsen ein und zieht nach Norden oder Westen in herrenloses Land. Es ist merkwürdig, welche Abneigung der Bauer dagegen hat, irgend welche Nachbarn in seiner Nähe zu wissen. Er will eben unbeschränkter Grundbesitzer sein, soweit sein Auge reicht, wenn er es von seinem Behnhaufe aus — das ohne eine Spur von Garten oder auch nur einige schattenspendende Bäume da erbaut ist, wo er auf der Wanderung zum letzten Male seine Ochsen ausspannte — über die Gasse schweifen läßt, will er nur eigenes Land sehen, eine fremde Farm in der Nähe wäre ein Nagel zu seinem Sarge, da verkauft er lieber sein Gut und zieht in die Ferne. Das Reisen kostet ihn beinahe gar nichts, denn er läßt sein Vieh auf fremdem Boden weiden.

Dah bei solchem Leben die Geistesfähigkeiten des Bauern sich nicht allzu hoch entwickeln, kann niemand wundernehmen. Dennoch aber liebt er es, und das ist ihm hoch anzurechnen, daß er seinen Kindern eine wenn auch noch so primitive Schulbildung zu teil werden läßt. Schulen gibt es auf dem Lande nicht, dafür findet man aber beinahe auf jeder Farm einen Hauslehrer. Das sind zwar keine großen Weisen und Schriftgelehrten, mehr wie lesen und schreiben kann der größte Teil derselben nicht, und der Bauer gestattet dem Schullehrer unter der Bedingung, seine Kinder mit diesen Kenntnissen ver-

krant zu machen, gerne jahrelang, oft bis zu des Lebers Ende, sonst auf der Farm zu leben. Diese Kulturträger entstammen aus desertirten Soldaten, weggekauften Matrosen und sonst verständlich zum größten Theil aus mehr oder minder herunterkommenen Deutschen. Einer derselben, ein Prochterensdörfler, erzählte sich zuerst, ja welchem Armeekorps die 8. Kürassiere doch im Jahr 1813 gehört hätten und sagte dann: „Ja, sehen Sie, lieber Herr, ich habe auch einmal bessere Tage gekannt, ich war nicht immer da, was ich jetzt bin, ich kann sogar mit Stolz auf meine Vorfahren blicken, denn im Jahre 1818 war ich preussischer Feldwebel.“

Die große Ungleichheit, durch welche sich die Bauern auszeichnen mag ein von ihren Vorfahren überkommenes Erbkapital, den Schmutz haben sie sich auf ihren langen Wanderungen angeeignet. Ich schüttelte lieber zehn Kaffern die Hand, wie einem Bauer, ich hätte lieber zehn Kaffernmädchen oder vielmehr ich hätte lieber ein Kaffernmädchen zehnmal, wie einmal eine Pomeranzerin. Von der Geruch in den Bauernhäusern und dem Schmutz und Ungeheuer: einmal in den Schlafzimmern — immer natürlich mit Ausnahmen — kann man sich keinen Begriff machen.

Der hervorragendste Charakterzug des Bauern aber ist seine Frömmigkeit. In jedem Hause findet man Bibeln und jeden Tag werden im verarmtesten Familienkreise einige Kapitel, vorzugsweise aus dem Alten Testament vorgelesen. Es ist merkwürdig, daß ich verschiedentlich auf meinen Reisen bemerkt habe, die Leute sich schmeichelten, annehmend gute Christen zu sein, stets aus dem jüdischen Alten Testament sich frischen Glaubensmut erhalten. So auch der Puer mit der allen Gläubigen eigenen Bescheidenheit: daß er sein Volk für das auserwählte der Christ, das Gelobte Land liegt oben im Norden und in den Engländern und Kaffern hat er seine Propheten und Analekten. Christliche Demuth wurde fruchtlos weit getrieben, daß die Töchter des Hauses dem Gaste die Hände waschen mußten. Ganz und gar nicht hiermit im Einklang steht es aber, daß der Puer heute noch, wenn er von „Menschen“ redet sich und seinesgleichen versteht, die farbigen sind nur „Schepselo“, Gochopse. Ich glaube im Ubrigen nicht, daß der Bauer seine schwarzen Arbeiter schlechter behandelt, wie etwa die englischen oder deutschen Farmer die ihrigen; oben in Transvaal, wo er noch mit ungeliebten Kaffernstämmen in Berührung kommt und diesen Jahr für Jahr wechelt ihrer Weiden und Wiesen abnimmt, da sind Streitereien,

Diebstähle und Kriege unausschließlich und dieser Kampf ums Dasein wird wohl auf beiden Seiten mit derselben Erbitterung und Rücksichtslosigkeit durchgeföhrt werden.

Merkwürdig ist, daß sich die Bauern, die außerordentlich stolz auf ihr reines weißes Blut sind, beinahe nie mit den Farbigen vermischen haben, ich glaube, in beiden Republiken giebt es keinen Bauer, in dessen Adern auch nur ein Atom farbigen Blutes flöste.

Im gewöhnlichen Leben sind sie maßig, vielleicht mehr infolge ihrer sehr nahe an Geiz stehenden Sparsamkeit wie aus stilklichem Gefühl; an Feiertagen habe ich sie aber häufig ganz bedeutliche Massen des allergemeinsten, weil billigsten Schnapses vertilgen sehen. In ihren Adern flößt trübes Geshluts zu einer Leidenschaft sich viningen sie sich bemale nie empor: Verbrechen gehören denn auch zu den größten Seltenheiten. Ist der Bauer aber einmal gerrizt, dann hält Hohn und Wit lange bei ihm vor wie nir das im Kriege der Transvaal-Bauern gegen England beobachtet konnten. Die ewige schnachvolle Behandlung und Verfolgung seitens Englands hatte endlich ihr Blut heiß gemacht und da haben sie nicht geruht, bis sie den letzten Soldaten, es waren allerdings nur wenige aus dem Lande gejagt oder erschossen hatten; an Gefangenen oder Verwundeten haben sie sich dagegen nie vergriffen. Dieser Sieg ist übergens jedem Bauer in Afrika zu Kopf gestiegen; er bildet sich ein, Transvaal habe die ganze Macht Englands „besiegt“ und er glaubt es jetzt getrost mit jeder europäischen Großmacht aufnehmen zu können.

## (Engländer und Buren. \*)

Nach Mittheilungen eines Südafrikaners.

(1885.)

Bücher, Zeitschriften und Tagesblätter haben sich in den letzten Jahren vielfach bemüht, dem deutschen Volke eine richtige Vorstellung von südafrikanischen Verhältnissen, namentlich von den Buren, ihren Anschauungen und Eigenschaften zu verschaffen. Trozdem herrschen noch heute in Deutschland hierüber vielfach falsche Ansichten und der

\*) Aus einer Darstellung des Dr. A. A. d. (Richmond, Südafrika, 1.) Oktober 1884) in der Deutschen Revue, 1. Febr. 1885.

wißbegierige Leser wird es daher nicht übel nehmen, wenn er das oft behandelte Thema von neuem aufgetischt bekommt, besonders da die Zustände Südafrikas im Augenblick so verworren sind, daß er sich aus den bloßen Zeitungsberichten nicht wohl ein genaues Bild von denselben machen kann.

Es ist noch heute ein allgemeiner Irrthum in Deutschland, da die Buren in den dreißiger Jahren wegen Aushebung der Sklaven aus der Kapkolonie ausgewandert seien. Aber die Aushebung & Sklaverei war nicht „der“ Grund, sondern „ein“ Grund von mehreren anderen von gleicher Bedeutung, welcher einen Theil der Buren zur Auswanderung aus der Kapkolonie bestimmte, worauf ich darauf aufmerksam machen, daß die augenblicklichen Zustände Südafrikas geradezu unverständlich sind, wenn man an dem Irrthum festhält, daß die Buren insgesamt ausgewandert seien. In der That sind es nach den höchsten Schätzungen 10 000, nach anderen Angaben 5000 Seelen gewesen, welche die Kapkolonie verlassen selbst wenn man die höchste Schätzung als die richtige annimmt handelt es sich doch nur um einen Bruchtheil der damaligen Burenbevölkerung des Kaplandes. Die Mehrzahl der Buren blieb natürlich auf ihren Farmen innerhalb der Kapkolonie sitzen, vermerkt sich durch den großen Kinderreichtum der Familien bis auf ungefähr 200 000 Seelen jetzt, und bewirkte also die gerade heute so wichtige Thatsache, daß vom Tafellerge bei Kapstadt bis zum Vimpop an der Nordgrenze des Transvaal, ein und dieselbe Nationalität die herrschende ist, nämlich die der holländisch redenden Buren oder wie sie sich selbst nennen, der „Afrikaner“. Diese Thatsache spricht sich z. B. in dem Umstande aus, daß die Nordigen im Allgemeinen unter sich holländisch sprechen, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich überhaupt einer europäischen Sprache, nicht ihrer eigentlichen nationalen Sprache, bedienen. Freilich haben die Afrikaner nicht überall das Heft in Händen; während der Westen der Kapkolonie fast rein holländisch und nur in den Städten mit englischen Elementen durchsetzt ist, gehört der Osten der Kapkolonie zum Theil, an gewisse Distrikte des Ostens sogar fast ausschließlich englisch redenden Kolonisten an; denn gerade im Osten der Kapkolonie hatte ja das holländische Element durch den großen „Tref“, d. h. Auszug eine bedeutende Schwächung, das englische durch Einwanderung eine moralische Kräftigung erfahren.

Das englische Element ist nun aber keineswegs auf den Osten

der Kapkolonie beschränkt vielmehr hat es in allen Städten und Städtchen, namentlich aber in den wichtigen Mittelpunkten des Handels und Verkehrs festen Fuß gefaßt, und zwar ist, selbst in den holländischen Distrikten, die feste Burg des Englischen der Gerichtssaal, die Schule und die Schreibstube der Kaufleute. Bis jetzt ist nämlich das Englische noch die ausschließliche Mund- und Gerichtssprache der Kapkolonie; in diesen seit 1826 herrschenden Zustand ist insoweit bereits eine Bresche gelegt worden, als seit kurzem das Holländische im Kap-Parlament gesprochen werden darf. Der Unterricht wird namentlich in Mittelschulen und höheren Lehranstalten in englischer Sprache erteilt, was nicht wenig zur Verbreitung des Englischen unter den Afrikanern beiträgt, doch giebt es im Westen auch holländische Schulen höherer Ordnung.

Was endlich das „Geschäft“ angeht, so gehört es ohne Zweifel zu den englischsten Einrichtungen der Kolonie. Denn einmal ist das Geschäft zum großen Teil in den Händen von geborenen Europäern, also Engländern und Deutschen, und dann bedienen sich selbst die Afrikaner in Geschäftsbriefen und in der Buchführung der englischen Sprache; ich weiß dies in Bezug auf meinen Wohnort und glaube es mit Bezug auf selbst den Westen der Kolonie. Ja, wie ich höre, ist sogar in Oranje-Freistaat das Englische die allgemeine Geschäftssprache, obgleich doch dort die amtliche Sprache nicht englisch, sondern holländisch ist. Es sind eben auch im Oranje-Freistaat vorzugsweise Europäer hinter dem Ladentisch. — Afrikaner, die vor dem Ladentisch stehen; und wenn auch einmal ein Afrikaner in der Stadt ein Geschäft eröffnet, so hat er doch jahrelang in einem englischen Geschäft gearbeitet, versteht englisch und muß dies im Briefwechsel mit den großen Kaufleuten in Port Elisabeth oder Port Durban (in Natal) wohl oder übel anwenden. Ja, ich habe Leute, die den Oranje-Freistaat genau kennen, behaupten hören, der Oranje-Freistaat sei englischer, als die Kapkolonie.

Bis zum Jahre 1877 wurden die Fortschritte der englischen Sprache von den Afrikanern gerade so ertragen, wie englische Herrschaft, nämlich nicht eben mit freundlichem Gesichte, aber doch ohne merkliches Widerstreben. Das änderte sich mit einem Schlage durch die Annexion des Transvaal, April 1877.

Das Transvaal wurde annektiert und dies hatte bei den Afrikanern der Kapkolonie die Folge, daß ihre bisherige Abneigung gegen englische Regierung und Engländerthum zu einem heißen



hoffe sich verdichtete. Als nun ger im Sommer 1880/81 die Transvaaler sich erhoben und geradezu verblüffende Erfolge gegen englischen Truppen errangen, als der bald geschlossene (3. August 1881) den Transvaalern ihre Unabhängigkeit zurückgab, da machte die „Patriotenpartei“ in der Kapkolonie rasche Schritte. Sie organisierte sich unter dem Namen „Afrikaner Bond“ und soll alle afrikanisch d. h. antienglisch gesinnter sein. In den Kapkolonie, des Transvaal, des Oranien, des Namaqualand selbst Natal vereinigen, um den Afrikanern und deren Interessen in allen gewählten Ämtern, also insbesondere in den Ständen, in den Distriktsräthen und im Parlament Gehör zu verschaffen; das letzte Ziel des Afrikanerbundes, die Herstellung einer Bundesrepublik nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika ist zwar in den Satzungen des Bundes nicht ausdrücklich erwähnt, aber ohne viel Scheitern zwischen den Jahren 1881 und 1882. Die vollständige Arbeit, welche im Schatten der englischen Herrschaft lagte den Bestrebungen des Afrikanerbundes sein Ziel in den Weg. So stellten denn die einzelnen Zweigvereine des Afrikanerbundes für Munizipal-, Distrikts- und Parlamentswahlen eigenen Bewerber auf, die in vielen Fällen auch wirklich gewählt wurden. Auf diese Weise bekam der Afrikanerbund die politische Gestaltung in die Hand, was sich für die Kapkolonisten sehr fühlbar machte. Die politisch wichtigste Leistung der Bundesthätigkeit im Kap-Parlament war wohl ohne Zweifel die Einführung der holländischen Sprache in dieses hohe Haus, deren sich jetzt jedes Parlamentsmitglied nach Wunsch bedienen darf. Einen weit wichtigeren Erfolg hatte der Afrikanerbund, oder richtiger der vorübergehende Haß gegen die Engländer schon während seiner Entstehung errungen, nämlich die Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Transvaals. Kein geringerer, als Gladstone selbst, hat vor wenigen Wochen öffentlich (in W. dothman) erklärt, daß es wegen der im Kaplande auslöchernde Begeisterung für die Transvaal-Freiheitskämpfer gewesen sei, welche im Jahre 1881 die englische Regierung zur Nachgiebigkeit gegen die siegreichen Buren bewegen habe. Und auch heute nieder soll, wie es scheint, die öffentliche Meinung der Kapkolonisten den Ausschlag geben in einer so wichtigen politischen Frage, in der Beischuanalandfrage. Diese hat sich auf folgende Weise entwickelt:

Den Namen Beischuanaland führt ein Gebiet, das westlich von

Transvaal und nördlich von der Kapländischen Provinz West-Griqualand gelegen ist. Es soll ein schönes und fruchtbares Land sein. Bewohnt wird es von den Baralong, Batlapin und anderen Betschuanenstämmen deren Häuptlinge sich um die Würde eines Ober-Königs der Betschuanen, gelegentlich auch um gefesselte Rinder-Lerden blutig befehden. Nicht an der kapländischen Grenze, also im Südende des Betschuanalandes, waren es die Häuptlinge Gafibone und Manforvane, weiter nördlich, et wa unter demselben Breitengrade wie Victoria die Hauptstadt des Transvaals, waren es die Häuptlinge Montsioa und Mosslette, welche einander in der Walle sogen. Je einem der Häuptlinge in den beiden verschiedenen Gebieten boten sich nun weisse Abenteurer als Hilfstruppen an, unter der Bedingung, daß das Land und Vieh des zu besiegenden Gegners der Lohn für ihre Kriegsdienste sein sollte. Es ist wichtig, zu wissen, daß diese Abenteurer nicht blos aus Buren (Afrikanern) bestehen, sondern daß auch verhältnißmäßig zahlreiche Eingländer unter ihnen sind. Bei der gewaltigen Überlegenheit des weissen Mannes über den Farbigen dauerte es natürlich nicht lange und die Abenteurer hatten einen mehr oder weniger vollständigen Sieg errungen; sie theilten das beste Land des Besiegten unter sich, hielten Farmen ab und ließen sich haaslich nieder. Weil nun aber Privatbesitz ohne eine Art von Regierung nicht bestehen kann, und weil selbst diesen rauen und nicht gerade skrupulösen Grenzern das Bedürfnis des weissen Mannes nach Gesetz und Ordnung innewohnt, so errichteten sie einen Freistaat. Auf diese Art ist vor zwei Jahren die Republik Stedaland im Gebiete der Batlapin, hart an der Nordgrenze der Kapländischen Provinz Griqualand, und vor wenigen Monaten die Republik Geseu im Gebiete der Baralong (Montsioa und Mosslette) entstanden. Von dem Dasein der Republik Stedaland habe ich mich aber zeigen können, denn eines schönen Tages fiel mir eine hübsche Briefmarke dieser Republik in die Hände. Bezüglich der Republik Geseu ist mir ein ähnliches Lebenszeichen noch nicht zu theil geworden.

## Bilder aus dem Leben der Guren.

### Der Poet als Hausdoctor.

Die Gult-Anstalts im Parksteden. — Merkwürdige Anmerkung. —  
Der Poet muß

Das Klima in den englischen Kopländern gilt für sehr gesund und die Luft für sehr rein, doch findet sich in der That dieser Zugang nur auf den Hochplateaus und im südlichsten Theile des Landes. Sonst leidet der Poet an denselben Krankheiten, wie der Knecht, besonders an katarrhalischen; die asiatische Cholera ist dagegen vorgekommen, häufig jedoch die endemische Cholera.

Bei der Seltenheit der Ärzte und dem isolierten Leben des Poets ist der Besitz einiger Hausmittel nötig. Es hat daher der Poet einen grün lackierten Kasten, worauf „Haus-Apotheke“ steht und der mit einer Unzahl Fläschchen und anderen Medicamenten gefüllt ist, die zusammen über 3 Pfd. Sterling kosten und womit ein höchst einträglicher Haushandel getrieben wird.

Jeder Haus-Apotheke ist eine kurze Grillsunde beigegeben, in welcher alles, was des Apothekers Namenszeichnung und Stempel trägt, oporgt ist und natürlich unfehlbar. Dann wird dann der Kluge Rat erteilt, immer je zwei oder drei Mittel zu mengen. So die Wirksamkeit der einzelnen Mittel durch solches Gemengsel erhöht oder nur ein schnellerer Verbrauch befördert werde, überlassen wir dem Urtheile der Konsumenten. Auf alle Fälle sind die Quantitäten, welche der unglückliche Patient, sei es Kind oder erwachsene Person verschlingen muß, wirklich schreckenerregend, und zur besseren Verständlichkeit wollen wir ein paar Skizzen aus dem gewöhnlichen Leben anfügen.

„Nichtje,“ quakt ein altes Weib, „dein Kind hat viel Koorw (Kreier), bring die Haus-Apotheke und das Doctorsbock (das heilige Wampfler, welches dieser Vandenabüchse beilegt).“

Sofort wird der Kasten des Heils geöffnet und ein paar Theriakel aus verschiedenen Fläschchen gereicht, woran das Kind beinahe ersticht.

„Nichtje,“ quakt der alte Bettlumpen wieder, „das kleine Schepfel (Kreier) wird Steupe (Konvulsion) bekommen, steht

du, wir müssen noch von den Steupe-Druppels geben". Und hinein geht noch ein Theelöffel Steupe-Druppels. Natürlich wird der kleine Patient sofort tranken und immer schlechter und noch mehr Medizin (der Herr vergeb' uns unsere Sünde) wird hinein-gefüllt.

"Tante muß noch von dem Pulvis vitalis geben, das Kind wird schlechter," krächzt eine andere alte Trohne.

"Ja, Tante," krächzt eine Jüngere, "aber das Doctorsbock sagt: halb Sol aris und halb Vitalis." Und hinein ruß halb und halb.

"Und hier steht es geschrieben, Nichts, daß noch Lebensessenz beigemischt werden muß," leuchtet die Alte wieder, welche indes mit einer Brille auf der Nase das Doctorsbock studiert hat. Und man filtriert Lebensessenz hinein.

Nach so schnell als immer nur das arme Wesen schlucken kann, wird Trank und Pulver und Gemengsel eingegeführt; und wenn nur ein Wunder den Patienten noch vom Tode erreicht kam, läßt das Doctorsbock noch nicht verlegen, denn sagt es, man gebe dann „Wunderessenz“, bis man sich wundert, daß trotz Wunderessenz und Doctorsbuch der Kranke doch verabschiedet.

Und dieser grenzliche Anschlag wird weder vom Gouvernement verhindert, noch vom ärztlichen Stande gerügt.

Erzählen wir einen andern Fall. „Reef Piet Reef Jaa Dom Glas," schreit ein Mann, eilig aus der Hausthür tretend, einigen Männern zu, welche in kleiner Entfernung von dem Hause in einem Garten arbeiten. „Kommt schnell, ruft Dom Dirk und Reef Andries. Kommt alle hastig! Tante Letje hat die Benaauwdheid (hysterischer Zufall!)“

Mit großer Hast eilen sechs Männer dem Hause zu, um die Benaauwdheid abzuwickeln.

Um diesen Prozeß dem Leser verständlich zu machen führen wir ihn in die Stube, wo Tante Letje liegt und auf bekannte Weise unter dieser Nervenstörung leidet. Da stürzen die sechs Männer mit Geplöter herein. Der eine kniet auf der Brust, der andere auf dem Unterleib; ein dritter zieht an den Füßen; die andern sehen an, wo sie nur können; und alle drücken mit Knien und Fäusten, als ob sie einen Teufel aus der unglückseligen Kranken zu machen beabsichtigen. „Hier ist er (der hysterische Teufel),“ schreit der eine; „jetzt habe ich ihn,“ ein anderer. „drück, drück!“ flucht der ganze Glor, und wo er wird mit Knien und Fäusten geknetet. Neue Exclamationen folgen.

„Er ist weg — hier hab ich ihn wieder — desid, Dom — hab ich  
fehl — reib, Pock — gel — such!“

Alle sind außer Atem und schwitzen und drücken und reiben und  
ziehen und kneten unaufhörlieh, bis das Weib wieder zur Pforte  
kommt. „Dann die Huns-Apotheek her!“ und nun muß sie wieder  
Pöfel auf Pöfel streut in den elenden Wagen: Noode Kanne,  
Bitte Pulvis, Benaaambhads-Truppels, Kramp-Truppel,  
(Hollische Fabrikate oder Kapsche Erfindung), meist alle aus  
einander gemengt, so rat das Doktorbad, die Erziehung der  
sagten Apothekergewes.

In der That ist der Doer so überzeugt daß diese Mittel wirk-  
liche Medizinen sind, denn der zweideutige Hirnan des bösen  
Genies befohl ihm in seinem Glauben, daß er in den meisten Fällen  
dieses Zeug ärztlicher Hilfe vorzuzieh und sollte der Ausgang der  
Krankheit dennoch unglücklich sein, so verdächtigt er keineswegs die  
Mittel, sondern giebt sich mit trübseligem Fatalismus zufrieden, daß  
es so bestimmt gewesen sei — daß der Herr es so gewelt hat.  
Dem praktischen Arzte auf dem Kap ist eine genaue Kenntnis dieser  
Mittel unerlässlich, denn so unerschütterlich ist des Doers Glaube an  
die Vortrefflichkeit derselben, daß er jeden Arzt, welcher mit diesen  
voornaamen (vortrefflichen) Medikamenten unbekannt sein möchte  
als Ignoranten betrachten wird. Somit veranlaßt daher jede  
mehrere Ärzte, zugleich Händler mit jenem Zeuge zu werden.

Dr. Eduard Kieffschew:

## Völkerverschiebungen in Südafrika

seit Gründung der Kolonie und Veränderungen der  
Hottentotten an Gestalt und Sitte durch Einfluß der  
Weißen.

### I.\*

Auf den gewöhnlichen Rassen entspringen sich die Veränderungen  
soweit sie die Eingeborenen betreffen der Betrachtung, da nur ein

\* Aus einer Vorrede von H. Kieffschew in der Zeitung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Linguistik, von 11. März 1871.



bestimmter Zeitpunkt berücksichtigt wird; bei einem von inneren Ursachen zerrissenen Lande, wie Südafrika, ist aber der Wechsel der Verhältnisse so groß, daß auf diese Weise eine richtige Vorstellung nicht gewonnen werden kann.

Für Südafrika schließt eine Epoche, welche zusammenfällt mit der ausgedehnten Etablierung der Kolonie bei völliger Unterdrückung der Hottentotten um das Jahr 1480 ab. Da die Nachrichten nach rückwärts sehr schnell immer dürftiger werden, so lassen sich frühere Phasen nicht wohl abgrenzen, und wir können beim heutigen Standpunkte der Wissenschaft nur festhalten, daß Südafrika mit Gründung der Kolonie in das Gebiet der Geschichte eintritt. Die früheren Berichte sind zu unvollständig und zum Teil mythisch, als daß man daraus eine genauere Vorstellung über die Verhältnisse ableiten könnte. Wir erkennen bei Vergleichung der frühesten Quellen nur, daß sich in den südlichsten Gebieten des Landes beim Eindringen der Europäer Hottentottenstämme vorfanden, deren Ausbreitung an der Westküste weiter hinaufstreckte, als an der Ostküste. Diese Horden zogen wie Strichvögel umher, ohne daß sich ausgebehntere Züge oder Einwanderung nachweisen ließen. Andeutungen über solche größere Wanderungen finden sich nur bei der hiesher gehörigen Abtheilung der Korana, welche längs des Vaal- und Hart-Rivier von Nordosten in ihre späteren Wohnsitze herabgezogen sein wollen.

In allen diesen Gebieten bis hinunter zum Kap fanden sich schon damals in kleinen Gesellschaften oder einzelnen Familien die Bushmänner als Bewohner der Kesselschluchten und Thäler; in ihnen sehen wir unstreitig die ältesten Einwohner des Landes vor uns und die neueren Entdeckungen über die verwandten Stämme des centralen Afrika berechtigen zu der Annahme, daß diese dünne Bevölkerung ohne jede staatliche Organisation in der That die Masse der Ureinwohner des Kontinents darstellt. Der Mangel der Organisation verhinderte sie an großen Zügen, welche in geschlossener Masse ausgeführt werden mußten.

Das Eindringen der Europäer veranlaßte bald ein Zurückweichen dieser Stämme, wir sehen daher die Masse der unabhängig gebliebenen nach dem sterilen Innern oder längs der Westküste linearziehen, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Bis zum Jahre 1800 war die Etablierung der Kolonie in weiteren Grenzen vollzogen, die einschlägigen Veränderungen fallen daher meist in die Periode von 1800—1860,

wo die Ummächtigungen durch die dunkelpigmentirten Stämme Hauptrolle spielten.

Diese dunklen, schwarzbraunen Eingeborenen, die hier waren nach ihren Überlieferungen nach ältesten Berichten und vom Nordosten Afrikas abwärts gezogen, ohne daß man den eigentlichen Ausgangspunkt ihrer Wanderungen bisher aufstellen könnte. Ihre meiste Veränderung erlitten sie durch den Druck der Kolonisten, welche bei der entgegengesetzten Richtung vordringend am Sonnetagehah etwa auf sie stießen und durch Stimmungen veranlaßten deren Wellen sich dann wieder nach aus dem Herzen der Stämme selbst entstandenen brachen.

Die bedeutendsten Züge wurden unternommen gegen Ost durch die zu den Ama-yaku zählenden Ama-sengu (Zupee, etc.) Westen und Nordwesten durch die Natabele, gegen Süden die anderen kreuzend von den Bam-om-ati (Mantati). Diese genannten erscheinen als die spätesten Abkömmlinge in Ost und müssen in verhältnismäßig neuer Zeit von nördlicheren her eingebrochen sein. Sie bildeten den Nachtrab der Kollonisten Stämmen, welche man als Be-quana zusammenfaßt, deren Wanderungen ebenfalls von Nordost gegen Südwest verlaufen, ohne indessen in größerer Ausdehnung mit völliger Sicherheit nach zu lassen. Die am meisten westliche Richtung haben auch die dunkelpigmentirten Stämme die Herero (Tamara) gewissermaßen welche sich bis nahe an die Westküste verschoben und hier gegen die nordwärts ziehenden Namaona prallen.

Es schloß sich so der Völkertwirl, dessen Mitte von der westlichen Kalahari eingenommen wird und deren Haupttrich nach Osten an der Küste abwärts, im Westen an derselben aufwärts führt, wenn auch manche kleinere Strömungen sich eigene Bahnen suchten.

Diese beständigen jaßen Veränderungen ergaben das heutige Völkergemisch des heutigen Südafrikas, wo geschlossen lebende unabhängige Stämme nur noch in kleinerer Zahl existieren, während die meisten als Trümmern zwischen den Kolonisten vegetieren.

Einige dieser Massen haben den Charakter geschlossener Stämme angenommen und wiederum eine selbständige Rolle gespielt, wie die Griqua unter Adam Kol und Waterboer, deren Züge, entsprechend ihrem Ursprunge, mehr konform denjenigen der auswandernden Völker verlaufen.

Nur für die kolonisierten Gebiete wurden nach langen Zwistigkeiten genaue Grenzen festgestellt, während die Eingeborenen selbst den Grund und Boden viel zu wenig achteten, um genaue Grenzregulierung vorzunehmen. Das Bestreben der Kolonisten, den Eingeborenen diesen ihnen unbekannten Begriff zu oktroyieren, ist gerade ein Hauptgrund für die Verwickelungen und Kriege geworden.

## II. \*)

Die Hottentotten schienen sich im Laufe der letzten 300 Jahre durch den Einfluß der Weißen, mit denen sie Südafrika zu teilen mußten, was Gestalt und Eliten angeht, ziemlich bedeutend verändert zu haben. Es ist vielleicht interessant zu hören, wie man sie 1820 schildert. Im Juli desselben Jahres landete nämlich eine englische Handelsflotte in Südafrika unter Sir Thomas Perbert. Dieser schildert die Hottentotten folgendermaßen: „Da sie von Ham abstammen, so tragen sie in Gesicht und Statur das Gebe seiner Verfluchung. Ihre Gesichter sind schmal und die Glieder wohlproportioniert, aber lättowert in jeder Form, wie es ihnen einfließt. Einige rasierten den Kopf, andere haben einen Schopf auf demselben, andere tragen Strohkränze, kupferne Ringe, Eiselchen zum u. s. w. in den Haaren, Dinge, die sie von Seeleuten für Vieh einhandeln. Ihre Ohren sind durch kupferne Ringe, Steine, Stäbe von Straucheneiern und dergleichen schmerztes Zeug ausgedehnt. Arme und Beine sind mit kupfernen Ringen beschwert, um den Hals sind Tierdärme gewunden. Einige gehen ganz nackt, andere binden ein Stück Leder oder ein Löwen- oder ein Pantherfell um den Leib. An den Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, welche die Hottentotten, die bei uns waren, in der Hand hielten, damit die Fische besser stehen konnten, denn sie stahlen geschickt mit den Fischen, während sie uns an sahen. Es waren Heuschrecken vom Winde herbeigetrieben, die aßen sie gern, mit etwas Salz bestreut, aber in Wahrheit öffneten sie selbst Gräber von Leuten, die wir bestattet hatten, und aßen von den Leichnamen. Ja, diese Ungeheuer lassen oft Alte, Kranke und Hilflose auf Bergen umkommen, obwohl sie eine Menge von toten Walffischen, Seehunden und Pinguinen

\* Aus einem Vortrage des Naturhistoriker. A. Merensky. Berl. v. Ges. für Anthropologie, 16. Jan. 1875.

Loben, die sie als Lederbissen verzehren, ohne sie erst zu kauen. Man möchte sie für Abkömmlinge von Sathren halten."

Heutzutage paßt diese Beschreibung glücklicherweise nicht mehr auf die Hottentotten. Für jene Zeit mag sie wahrheitsgetreu gewesen sein, abgesehen von der Beschuldigung, daß die Hottentotten Leichen aßen. Öffnung der Gräber durch Hyänen mag auch zu jener Meinung gegeben haben.

Heute lächelt sich kein Hottentotte mehr, noch bedrückt die Ohren unheimlich aus oder rasselten den Kopf. Es geht auch sonst mehr nackend, und rothe Seehunde würden schwerlich von dem Pelze angerührt werden. Eigentliche Hottentotten würden auch wohl kaum Angehörige in der Art verlassen. Selbst die neuheländischen Hottentotten haben sich allmählich, wie es scheint, zu den Saniten verändert. Das Volk scheint auch im ganzen eine hellere Farbe angenommen zu haben, denn der schon erwähnte deutsche Lehrte Kolbe, welcher Anfangs vorigen Jahrhunderts seine Beobachtungen im Kaplande anstellte, streitet wider die Meinung eines andern Schriftstellers, welcher sagt: die Hottentotten seien schwarz von Farbe. Schwarz, sagt Kolbe, sind sie nicht, sondern nur lobenien- oder kaffeebraun. Heutzutage sind auch diejenigen des Volkes, bei denen an eine Vermischung mit Weißen nicht zu denken ist, nicht etwa braun, sondern nur hellgelb zu nennen. Es wird also die Farbe dieses Volkes seit 170 Jahren sich bedeutend verändert haben, was bei der veränderten Lebensweise desselben auch sehr leicht möglich ist.

Die Hottentotten haben keinen kleinen Körper. Im Durchschnitt sind sie 5 bis 6 Fuß groß, auch hierin von den Negeren sich unterscheidend. Sie sind gut gebaut, starkknochig, Hände und Füße sind klein, Arme und Beine proportioniert. Der Genickswinkel ist etwas kleiner, als bei den Negern. Der Mund ist nicht zu groß, die Lippen sind nur wenig aufgeworfen. Hässlich wird das Hottentottengesicht durch die stark hervortretenden Backenknochen und die eingedrückte Nase. Bartwuchs ist fast nicht vorhanden. Zu wackigen Haare unterscheiden sich vom Negerkopf dadurch, daß sie mehr in einzelnen Büscheln auf dem Schedel stehen.

Die Hottentotten werden sehr alt. Anfangs des vorigen Jahrhunderts sollen Leute von 80 bis 120 Jahren unter ihnen häufig angetroffen worden sein. Beim Cens. d. den man 1805 in der Kapkolonie anstellte, fanden sich 63 Personen über 100 Jahre in der

Kolonie vor. Die Kapbauern werden selten recht alt; wahrscheinlich kommt von diesen 63 über 100 Jahre alten Leuten die Mehrzahl auf Hottentotten.

Unter den farbigen Leuten der Kapkolonie sind etwa ein Drittel zum Christenthum bekehrt. Wohl haben die Hottentotten und Farbigen des Kaplandes keine aus gewinnenden oder interessirenden Eigenschaften; in ihren Ideen, Sitten, nach ihrer Sprache sind sie ihren früheren Herren, den Kapbauern, fast gleich geworden aber sie sind als dienende, als zweite Klasse der dortigen Gesellschaft nützlich und unentbehrlich. Mancher Reisende, welcher flüchtig jenes Land durchzieht, schilt über Bilder von Faulheit oder sittlicher Verkommenheit, die hier und da sich seinem Auge bieten, ohne daß er sich die Mühe nähme, auf Dörfern oder Missionsstationen Schulen, Gottesdienste und Wohnungen des christlichen Theils der Bevölkerung Südafrikas zu besuchen. Ohne das Eingreifen des Christenthums und der christlichen Mission würde die farbige Bevölkerung Südafrikas jetzt ein ungleich traurigeres Bild bieten.

## Die Buschleute oder Saan.

Die Buschleute und die Hottentotten möchte ich fast die interessantesten unter den südwest afrikanischen Völkern nennen. Ziellich sind diese Stämme nicht berufen, die Träger einer eigenthümlichen Kultur zu werden, wie es vielleicht die Kafferstämme sind, aber als besondere Rassen des Menschengeschlechtes bieten sie in Körperbau, Sprache, Sitten und Lebensweise des Interessanten, ja des Mäthelhaften viel.

Beide Völker sind von den Kaffern und den übrigen südafrikanischen Völkern grundverschieden.<sup>\*)</sup> Während die Sprachen dieser dunkelfarbigen Stämme vom Südende Afrikas bis hinauf zum Nualator eine nahe Verwandtschaft zu einander zeigen, ist von diesem

<sup>\*)</sup> Friedrich Müllers (S. 174) und andere Geographen bezeichnen, nach dem Vorgehen des Plinius, die Völker der großen südwestafrikanischen Sprachfamilie mit dem Namen Buntstämme, im Gegensatz zu den Negern. Hieraus leitet die Bezeichnung ebenso wie Neger, als nichtslavisch, da Abhain in der Kaffersprache der Kaffern die „Neger“, „Negeren“ bedeutet, und man doch nicht slavisch nicht von „Negeren“ oder „Negeren“ reden könne.



großen Südafrikanischen Sprachstamme sowohl die Buschmannen, als Hottentotten Sprache durchaus zu unterscheiden. Auch sonst, in Lebensweise, Sitten und Körperbau, haben die Stämme, welche uns beschäftigen, mit den dunkelfarbigen Rassen und Negerstämmen durchaus nichts gemein.

Die Buschleute und Hottentotten stehen einander näher, wenigstens in Farbe und Typus des Gesichtes sind beide Völker einander sehr ähnlich. Auch finden sich in beider Völker Sprachen die 6 eigentlichen Schalllaute, in den Mythen und Sagen spielen Sonne, Mond und Sterne eine Rolle, während die Sagen der dunkelfarbigen Afrikaner mit den Göttern nichts zu thun haben, und doch darf man Buschleute und Hottentotten nicht identifiziren. Schon die ersten Europäer, die sich am Kap niederließen, schweben zwischen beiden Völkern, indem sie ihnen verschiedene Namen beilegte. Unter Buschmann erhielt seinen Namen nach dem Franzosen, den die Holländer in Estraden kennen gelernt hatten. Französisch heißt bekanntlich Waldmenschen, — holländisch „boschman“ oder „boschmaan“. Später ist von Reisenden öfter behauptet worden, die Buschleute seien Hottentotten, die, von den Kolonisten ihrer Herden beraubt, in die Wälder sich zurückgezogen hätten. Das ist grundfalsch, denn Herden konnten dem Volke der Buschleute nie genommen werden, weil es niemals solche besessen hat.

Zwischen der Sprache beider Stämme ist nur eine geringe, vielleicht kaum nachzuweisende Verwandtschaft. Die Sprache der Hottentotten steht auf der agglutinativen, die der Buschleute auf der isolirenden Stufe, jene hat vier sogenannte Schalllaute, diese hat deren mehr und kennt auch Schwinglaute die mit den Lippen hervorgelacht werden. Die Hottentottensprache kennt Geschlechtsunterschied bei den Hauptwörtern, die der Buschleute nicht, jene bildet den Plural der Substantive durch Anhängung von Endsilben (Suffixen), diese durch Verdoppelung des Namens oder seiner ersten Silbe. Jene kennt Zahlbenennungen bis zur Zahl 20, diese nur bis 2, was darüber ist, ist oaya „viel“. Das sind Wahrnehmungen, welche zur Genüge konstatiren, daß beide Völker, wenn auch vielleicht verwandten Ursprungs, doch schon seit langer Zeit sich gänzlich von einander getrennt haben.

Wenn wir die Bewohner Südafrikas nicht nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Anlagen, sondern nach dem Maße der Kultur, welches sie besitzen, einteilen, so nehmen die Buschleute oder Saan, wie sie

sich selber nennen, die letzte Stelle ein. Basuto und Betschuanen, ebenso wie die kriegerischen Zulu und Amaorwazi, sind schlaue Ackerbauer und Viehzüchter; die Hottentotten, welche keinen Ackerbau kannten, ja zum Theil noch nicht kennen, waren reich an Rinderherden. Die Saan aber haben weder Rinder, noch kennen sie auch nur den geringsten Anfang von Bodenkultur, und doch ist der Buschmann, allem Anschein nach, der eigentliche Herr Südafrika's, hier war er ansässig, ehe die Kaffern und Betschuanenstämme, vielleicht auch ehe die Hottentotten einwanderten. Jedenfalls bewohnten die Saan einst Südafrika in großer Ausdehnung und hatten Gegenden wie wo jetzt schwarzbraune Stämme sitzen. Manche Anzeichen bestätigen die Richtigkeit dieser Annahme. Die Buschleute gebrauchen als einziges Ackerwerkzeug, wenn man es so nennen darf einen runden durchlöcheren Stein, er steckt an einem gehärteten Holz, vermittelt dessen man Wurzeln und Aelchen leicht ausgraben kann. Das Gewicht des Steines treibt die Spitze des Stocks beim Stoß in die Erde und der Stein dient beim Ausgraben der Wurzeln weder als Stützpunkt für den Hebel, als welcher der Stock nun dient. Die durchlöcheren Steine, welche der Saan einst zu diesem Zweck gebrauchten, findet man an der Elfküste weit nach Norden hinauf, bis über den Wendekreis hinaus. Im Lande der Bapedi (dem Perlande älterer Berichte, eines Neuen Basa. bostammes unter dem 24° südlicher Breite, finden wir diese Steine, sowie eine, mit von Saan herrührender, kirschrothen bedeckte Felsenwand, die augenscheinlich einer Horde dieses Volkes zum Aufenthalt gedient hatte.

Heutzutage finden wir die Saan nur noch in den Gebieten, in denen sie von Hottentotten, Kaffern und Weissen unbehelligt blieben, weil eben nur Buschleute in ihnen ihre armthümliche Existenz fristen können. Besonders sind es die im mittleren Südafrika befindliche Kalahari-Wüste, sowie die an diese Wüste in Westen und Norden stößenden wüstenähnlichen Gebiete, in denen noch Saan in größerer Zahl umherstreifen. Auch die grasreiche Hochebene, auf welcher der Baalkfluß seinen Ursprung hat, war noch vor 10 bis 15 Jahren ein Lieblingsaufenthalt von vielen Saan, da die hier umherziehenden ungeheuren Antilopen- und Zebraherden ihnen eine unversehbare Nahrungsquelle boten. Jetzt sind sie auch da verschwunden, die Weiden nehmen auch diesen Teil des Landes in Besitz. Einige Haufen haben sich im Frotzgebirge und zwar da, wo der Großfluß oder Garrip seinen Ursprung in unzugänglichen Felsenklüften hat,

zu einer gefährlichen Kette von Menschen zusammengezogen, von wo sie von Zeit zu Zeit Raubzüge hinunter in die Rotafkolonie unternahmen.

Was die Lebensweise der Saan anbelangt, so steht der Putschmann wie bereits oben bemerkt wurde, was Kultur angeht auf der allerniedrigsten Stufe. Er hat kein Haus und keinen politischen König und kein Vaterland, er hat kein Vieh, nicht eine Kuh noch Ziege nennt er sein. Allerdings besitzt er einige halbbarbare Hunde mit denen streift er im Gelande umher, selbst einem Wilde des Landes zu vergleichen.

Seine Wohnung sucht der Putschmann am liebsten unter Felsen er ist noch heute ein rechter Felsloddy. In den Hochflüssen nahe den Quellen des Taalflusses, wo ich wilde Saan beobachtet habe, herrschte im Winter eiserne Kälte, denn diese Flächen liegen 7-8000 über dem Meere, aber auch hier haben sie keine Hütten, Gänge, Wägen werden nach der Seite hin, von welcher her angenehm kalte Winde blafen, an Stäben befestigt hinter diesem Schilden lagerte die Familie auf dürrem Grase. Hier bieten ihnen diese Matten nach dem Vortell, daß sie während des Tages abgenommen und auf den Boden niedergelegt werden können und so dem etwa narkenden Hund sein weithin erkennbares Objekt fürs Auge bieten.

Von Kleidung, Waffen und Geräthen dieses Volkes ist fast nichts zu sagen. Einige Wildfelle, roh zubereitet, dienen als Decken. Felle tragen sie meist von benachbarten Stämmen erhandelt haben, ebenso Speere, die man häufig in ihrem Besitze findet. Ihre eigentliche Waffe ist Bogen und Pfeil, beides war ursprünglich Fleim und unansehnlich, die Pfeile sind vergiftet und werden mit großer Sicherheit geschossen.

Das Wild ist ihnen eine Hauptquelle des Unterhalts. Die Putschleute kennen die Eigentümlichkeiten jeder Gattung Wildes sie vergraben sich im Sande an dessen Sammelplätzen, sie beschleichen es mit lagenartiger Geschicklichkeit, den Strauß z. B. erlegen sie nicht selten, indem sie sich in das Fell eines solchen Vogels stellen und unter dieser Maske ihm endlich so weit nahen, daß der Giftpfeil trifft, sie jagen und hegen das Wild mit Hunden, oder graben Wotrgruben zu dessen Fange. Sonst stellen sie auch Wasservögeln, Fischen und anderem Getier nach; der Hunger treibt sie auch wohl dazu alte harte Wurzeln zu verzehren. man weicht sie ein und roftet sie müssen sie aber diesen eisernen Bestand angreifen, so klagen doch auch selbst die Putschleute über lahme Kumbaden.

Die einzige Art vegetabilischer Nahrung der Saan bilden wilde Früchte, Wurzeln und Knollen des Feldes. Letztere werden mit dem oben erwähnten Instrumente ausgegraben. Wenn ihnen aber andere Erziehungsmittel fehlen treibt sie der Hunger oder sonst auch wohl die Noth nach selten Wissen zur Veraburg und zur Mäanderung ihrer Nachbarn. Wie sie früher die Hottentotten und später die Bannern im Norden der Kapkolonie ausplünderten, so rauben sie noch jetzt in Natal von Zeit zu Zeit den Ansiedlern ihr Vieh. Bei diesen Raubzügen gehen sie mit äußerster Schlaueit und Klugheit zu Werke. In Natal war der Laubhain unzer dem Dralengebirge eine Zeit lang für Weiße fast unbewohnbar wegen der Räuberereien der Buschleute. Angesehen kamen sie vom Gebirge hermiter und fohren ebenso schnell in die unzugänglichen Felsenklüfte zurück. Endlich versetzte die englische Regierung einige kleine Truggesellste Zulustämme in den bedrohten Strich Landes. Man errichtete auch Truppenposten am Gebirge, machte einen von den Buschleuten öfter benutzten Bergpfad durch Fessensprengungen ungangbar, trotzdem hat man den klagen, kleinen Mäubern ihr Handwerk bis heute dort nicht ganz legen können. Ebe die Verfolger sie erreichen konnten, waren sie mit ihrer Beute schon in Sicherheit, oder stachen lieber das geraubte Vieh angesichts der Nachseenden nieder, als daß sie es diesen ausgeliefert hätten. Immer neue Wege witten sie an den steilen Felsenmauern des Dralengebirgs anseindig zu machen. Wenn das Minder Vieh sich vor den steilen Wänden streicht, so helfen sich die Saan dadurch, daß sie Rahdung an die Stellen der Felsen streichen, welche das Vieh betreten soll. Stürzt auch ein Theil der Rinder in die Abgründe, dem Räuber ist es gleich, wenn er nur etwas von der Beute rettet.

Mit eben solcher Schlaueit schützen sich die Buschleute der Kalahari vor ihren Feinden und Verfolgern. Sie wissen die wenigen Quellen der Wüste geschickt anzugraben zu bedecken und wider mit Erde zu überschütten, damit niemand deren Verharber sein ohne und einen Stützpunkt finde, um ihnen in ihr Gebiet hinter zu folgen. Gehen sie hier auf Viehraub aus, so tragen sie oft Wasser vrrat in vielen Straußeneiern mit sich, vergraben hier und da von diesen und bilden so Wasserbedarfs, welche ihnen später die Noth mit dem geraubten Vieh in die Wüste zu ein erndglichen, während der Wasserwangel die Verfolger bald zur Umkehr zwingt.

In Folge dieser Räuberereien lebten die Buschleute mit ihren

Nachbarn von jeher entweder auf dem Kriegsfuße oder muthz. in ihnen unterwerfen. Am östlichen Ende der Kalaharimüste lag zu den benachbarten Betschuannestämmen zinspflichtig und unterworfen und werden von diesen meist hart und grausam behandelt. Die Buschleute auf dem Hochlande am Vaal gehörten theils zu den Krotzwani, theils zu den Katekelen des Häuptlings Rapoch. Sie bezahlten an die Betschuannen und Kasserhauptlinge ihren Tribut in Straußenfedern. Als die Vauernberd.terung der Kapkolonie in Schneeberge erreicht hatte, begann sie einen furchtbaren Ausrottungskrieg gegen die Buschleute. Gewöhnlich wurde ein aufgegriffenes Völkchen in der Nacht murrigt, bei dem ersten Tagesgrauen überfallen, die Männer und Frauen niedergeschossen, die Kinder gefangen und zu Sklaven gemacht. Wie planmäßig man die Ausrottung des Volkes betrieb, geht daraus hervor, daß Colonel Cellins, der im Auftrage der englischen Regierung die Zustände an der Nordgrenz der Kolonie im Jahre 1847 untersuchte, einen sonst respektvollen Mann erzählen hörte, er habe binnen 6 Jahren 3200 Buschleute gefangen oder getödtet. Ein anderer Bauer teilte mit, daß die Strahlzüge, an denen er sich beteiligte, 2700 Buschleuten das Leben gekostet hätten. Noch ein anderer Kolonist hatte in 20 Jahren 32 solche Züge (Kommandos) mitgemacht, auf deren einem 200 Buschleute des Lebens verloren.

In neuerer Zeit tatete man selten das aufgegriffene Völkchen, nur Kinder sucht der afrikanische Bauer noch mauer zu ficher oder zu erhandeln, wo er Buschleute trifft. Wenn der Bauer auf jenen Dachebenen am Vaalfluß auf der Jagd ist, so macht er Jagd auf den Buschmann, den er etwa in der Fläche bemerkt. Hat der letztere einen Vorsprung, so entkommt er meist. Das erste beste Loch vom Weisenbär gegraben, genügt dem geleuten Hühnling, unsichtbar im Boden zu verschwinden. Ward der Buschmann gefangen, so zwang man ihn das Lager seiner Horde anzuzeigen. So sollten Fälle vorgekommen sein, wo solch arme Gefangene sich lieber haben tot weissen lassen, als daß sie die Ihrigen verraten hätten. Findet der Bauer das Volk, so schlächtet er wohl einen Ochsen, und die eingschächteten Knechte geben dann meist ihr beßtes Fleisch einige Kinder her. Einer meiner Schwarzen hat mir erzählt, daß er einst in jener Gegend zu Pferd auf einen Haufen von Eoan, Männern, Weibern und Kindern gestoßen sei; weil man ihn für einen Bauer gehalten, sei Alles eiligst davongeeilt, auf der Flucht aber hätten



einige Weiber die Kinder, die sie auf dem Rücken tragen, fallen lassen in der Hoffnung, daß der schreckliche Reiter die nehmen und sie laufen lassen werde.

Durch solche Nachstellungen sind die Saan mehr zusammengeschmolzen denn wo die Ausrottung eines Volkes so planmäßig betrieben wird, wie es bei den Saan besonders im vorigen Jahrhundert in der Kapkolonie der Fall war, da muß sie wohl von Erfolg begleitet sein. Es leben aber bis zum 14<sup>o</sup> südlicher Breite hinauf noch immer Haufen dieses merkwürdigen Volkes in ursprünglicher Weise. Der Teil der Buschleute, den man zu einer sesshaften Lebensweise gezwungen hat, hat sich mit Hottentotten und anderen Farbigen vermischt.

Wir haben in den Saan einen der interessantesten Zweige des menschlichen Geschlechtes vor uns. Sie gehören zu den kleinsten Menschenrassen; nur etwa 4 1/2 Fuß hoch ist der Mann, das Weib etwa 4 Fuß, wo man sie größer fand, rührt solches wahrscheinlich von Vermischung mit Hottentotten und Koffern her. Ihr Typus ist bekannt er ist dem Typus der Mongolen ähnl. Entstellt wird das Gesicht durch die hervorstehenden Backenknochen und die eingebügte Nase. Haben nun etwa die Recht, welche meinen, wir hätten in den Buschleuten eine Art Mittelraße vor uns zwischen Mensch und Affen, eine Raße, deren Existenz die Richtigkeit der Darwinschen Hypothese beweise oder unterstütze?

Nach unserer Überzeugung ist das nicht der Fall. Zunächst bemerken wir: „Die Saan haben eine Sprache.“ Ihre Sprache scheint unentwickelt zu sein scheint unter den Sprachen der schwarzen Stämme Afrikas zu stehen, — aber sie ist zu wenig bekannt als daß wir uns ein Urteil über dieselbe erlauben könnten. Weil aber die Sprache der Saan und so wenig bekannt ist, so können wir auch das eigentümliche Geistesleben dieses Volkes, welches ja immer erst durch Kenntnis der Sprache erschlossen wird, fast nicht. Was Reisende, was Missionäre von Buschleuten gehört haben, haben sie in Sprachen gehört, die ursprünglich diesen Völkern fremd waren, also die eigenen Ideen des Volkes immer erst in anderem Gewand und anderer Färbung erscheinen ließen.

Wir finden bei den Buschleuten Jährlingen, die andere afrikanische Eingeborene nicht besitzen, z. B. die Gabe der bildlichen Darstellung. In den Schneebergen, im Drakensberge, überall findet man Felsenwände, die mit Buschmannszeichnungen bedeckt sind.

Mr. Erpen, englischer Flagstrat im freien Kaiserthum, dem u rebellischen Eingeborenen die Wege zu verlegen, im Jahre 1871 in das östlich erwähnte Trakengebirge vor. Er mietete einen aus der Gegend stammenden Buschmann, Namens Duing, und befragte ihn nach der Bedeutung der Zeichnungen, die man hier und da an den Felsen sah. Besonders fielen Mr. Erpen Männer und Beute-Antilopenköpfen\*, auf, welche dort dargestellt waren; er fragte, ob die denn seien. Er erhielt die Antwort, daß diese Leute einst umgekommen hätten, nun aber nur noch in den Klüften lebten, sie waren nicht worden, da auch die Gienantilopen vernichtet wurden. Er war von den Leuten, die an den Felsen tanzend dargestellt waren.

Da Duing bei seinen Erzählungen Gagan erwähnt hatte, so fragte Erpen, wer Gagan sei. — die Antwort war: „Gagan macht die Dinge, wir beten zu ihm. Wir beten: Gagan, Gagan, sind wir nicht deine Kinder, stehst du nicht unsern Hunger, gib uns Essen, und er gibt uns beide Hände voll.“ — „Wer ist Gagan?“ fragte man weiter und die Antwort Duing's lautete: „Ich weiß nicht, aber die Gienantilope weiß es. Hast du nicht bei der Jagd seinen Schrei gehört, wenn die Gienantilope schnell davon und seinem Rufe nachsehen? Er ist, sind Gienantilope in Hausen.“ Auf weitere Fragen nannte Duing Gott als Gagan's Weib, woher sie stamme, wisse er nicht, aber leicht sei sie mit den Leuten gekommen, welche die Sonne eintracht. „Aber das sind Geheimnisse,“ fügte er hinzu, „ich kenne sie nicht, nur jene Jäger dort auf den Bildern kennen sie.“

Die Buschleute oder Saan erkennen also ein höchstes Wesen in unserer Erzählung, ward es Gagan genannt, nach anderen Nachrichten heißt es Gaang. Sie reden in ihren Sagen von einer höheren Rasse von Menschen, die vor den jetzigen Erdbewohnern waren. Von diesen Alten hätte viele Waiber thun können, werden seien an den Himmel als Sterne versetzt, die Milchstraße ist also welche ein Mädchen der früheren Erdbewohner dort oben angeordnet hat.

Die Saan haben gute, natürliche Anlagen des Verstandes, haben auch unter allen Südafrikanern die mehr Anlage zur Musik. Liberal bei den Südafrikanischen Völkern muß der Buschmann, zum Tanz aufspielen, die Fiedel ist sein Instrument.

Der „zahme“ Buschmann ist als Diener sehr geschätzt. Er ist

\*) Barth (Noten I. 210) fand in der West von Marzabang Gräber an Felsenwänden eingegrabene Zeichnungen.

freuer, fleißiger, auch energischer als der Hottentott. Besonders als Hirt und Jäger leistet er seinem Herrn die besten Dienste. Ich selbst habe auch Baschleute unterrichtet und gekauft, obwohl ich eigentlich unter Bahlthos arbeitete. Ich fand, daß diese Leute lebhaften Geistes und Nührungen zugänglich waren, daß sie, was ihrer Fassungskraft angemessen war, gut und tief auffakten, und habe an getauften Baschleuten Freude erlebt.

Als Charakterfehler macht sich bei Dienstleuten dieses Volkes geltend, daß sie öfter verdrossen und launisch werden. Jedenfalls aber berechtigen uns die b.ther gemachten Wahrnehmungen zu dem Schluß, daß die Saan nicht halbe Affen sondern Menschen sind.

M. Merensky

Superintendent der Berliner Transvaal Mission.  
Beitrag zur Kenntnis Südafrikas. Berlin 18, 5

## Ein Vehmgericht bei den Kaffern.

Vor einigen Wochen war ich Zeuge und mitemehr Mitspieler einer jener Tragödien, die das Vehmgericht in Pondoland nur zu häufig in Scene setzt.

Unter der Besigung des Herrn Hughes auf einer zehn Minuten entfernten bewaldeten Anhöhe befindet sich ein Kaffertaal aus 6 oder 8 Hütten bestehend.

Stammvater oder Oberhaupt desselben war ein halbcivilisierter Kafir von Riquilliamstown in der Kapkolonie der unter Engländern anferzogen und dann nach Pondoland übersebelt war. Auch seine Frau war aus der Kapkolonie und ziemlich englisiert. Dadurch, sowie durch seinen Reichtum, nahm Jakob dies war der Name des Mannes, eine höhere Stellung unter den Eingeborenen ein, was er aber seine Ungelung bedeutend fällen ließ, so daß die Familie sehr unbeliebt war. Sein Vermögen würde ihn sogar bei uns als einen wohlhabenden Mann leben gelten lassen, denn er besaß viele gut behaute Maiz- und Gemüskelder, einige Stück Rindvieh, was hier im Tarschschu 100 Mark den Kopf wert ist, circa Ochsentiegen, der 1200 bis 1500 Mark kostet, zwei Gepraue je 20 Stück Zuchochten, 120 Mark den Kopf, und ca. 2000 Mark in

barem Welde. Ist werden schon anderweitig gesehen haben, daß Transport in Afrika durch Wagen, mit Ochsen bespannt, kaum wird. Denn da auf diesen ungeheuren Flächen oft (wie oben) weder Obdach noch Lebensmittel angetroffen werden, und man sich ohne Wege nur der Richtung nach über Gebirge und steil hin, durch Flüsse und Thäler zieht, so ist jedes andere Transport unmöglich. Nur auf gebauten künstlichen Wegen nach rühmlichen Plänen fängt man jetzt an, Maultiere zu verwenden. Diese Wagen sind demnach ungeheuer solide und stark gebaut, von dem Material, werden von 16 bis 20 Ochsen gezogen und je nach dem Wege mit 60 bis 80 Zentnern beladen. Es ist erstaunlich, nach unebenen steilen Wege dieses Gewicht passirt, auf denen ein Fußgänger oft Mühe hat, fortzukommen.

Doch zurück zu meinem Thema! Jakob war stolz auf seinen Reichthum und scharte immer mehr zusammen. Hatte keine Frau und Treiber, nahm für die europäischen Händler Fuhren an, wenn er zu Markt den Tag erhielt. Außerdem war er ehrgeizig und strebte danach selbst ein kleiner Häuptling zu werden. Dies war den Hah und die Hahgier seiner Freunde und brachte ihn endlich zu Fall. Eine aufsehnend große Ursache beschleunigte die Arbeit. Jakob arbeitete an der Station eines Kaufmanns am St. Johns-Flusse, ein Schiff abladend. Ein dabei beschäftigter Kaffir, Untertan des kleinen Häuptlings Untage, stahl eine Tabakspfeife von ihm und Jakob brachte den Fall vor Gericht, worauf der Dieb bestraft wurde. Der Häuptling schwor Jakob Rache, und ob auch seine darüber vergehen, ein Kaffir vergiftet wird nie. —

Eine geraume Zeit war vergangen, aber 18 Monate, bis Untage seine Rache ins Werk setzte. Er ging hin zum großen Häuptling Tamahs, der im Lande zwischen dem Umata-Flusse und St. Johns-Flusse oder Ungzinwunu herrscht und fragte Jakob an. Dies ist eine Art Vehmgericht, und das Verfahren ist folgendes: Der Anklager nimmt einen oder zwei Ochsen treibt sie vor den Kraal des Oberhäuptlings, macht denselben ein Geschenk davon und setzt sich dann der Hütte gegenüber mit trauriger, kummervoller Miene, ob und zu jammern und wehklagend. Nachdem er stundenlang geklagt, fragt der große Häuptling, was sein Begehrt? „Königlicher Herrscher,“ sagt der Anklager, „ich komme zu dir damit, da mich tröstest.“ — „Warum, was fehlt dir?“ „Nach laßt auf meinem Kraale, meine jungen Leute und Kinder sterben

meine Frauen sind krank und werden von Tage zu Tage dünner, meine Kühe geben keine Milch mehr und sinken hin wie die Fliegen, darum ist es besser, du tödest mich, damit mein Kummer aufhört.“ —

„Was denkst du, ist die Ursache?“ — „O, es hat jemand mich beherzt.“ „Hast du Verdacht auf irgend jemand?“ „Ja großer Hauptling, auf den und den.“ —

Dann werden Gründe gefordert. Zeugen verhört und endlich die Räte und Zauberdoctoren befragt. Auf deren Aussagen wird dann der Angeklagte verurtheilt und der Kläger ermächtigt, das Urtheil zu vollstrecken.

Dies war auch der Verlauf mit Jakob. — Auf die Frage, auf wem der Verdacht ruhe, antwortete Untaze entschieden: „Auf Jakob und seinem Kraale.“ — Mehrere Zeugen wurden vernommen, welche aus sagten sie hätten vor längerer Zeit Jakobs Leute Gift aus dem Waldelande (eines nämlich vom Untazastusse wohnenden Kaffersammes, der durch seine Kenntnis verschiedener Pflanzengifte berüchthigt ist) holen sehen, wobei dieselben prahlerisch geäußert hatten, ihre Feinde würden bald zu'n Schweigen gebracht werden. Ein anderer Zeuge erzählte, er sei nachts vor Jakobs Hütte gekommen und habe die Thür verschlossen gefunden, inwendig aber Licht gesehen. Darauf habe er durch eine Öffnung gekuckelt und beobachtet, wie derselbe und seine Frau Rosa bei einem Topfe standen, in welchem eine rote schäumende Masse gekocht habe, wobei die beiden Zauberformeln ausgesprochen haben des Inhaltes, daß Untaze solle sterben.

Dies war im Bondalande überzeugend und nachdem Räte und Zauberdoctoren befragt waren, gab Tamahs seine Einwilligung zur Vernichtung Jakobs und zur Theilung seiner Hute unter den bedrängten Stamm Untazes.

Schon lange hatte dieses Unheil über dem Haupte des Verurtheilten gehäht, und derselbe mußte es gar wohl, war aber so muthig und auf seine Macht vertrauend, daß er die drohenden Gerüchte nicht allein mißachtete, sondern sogar herausforderte.

Am 13. November sprengte ein Kaffer zu Pferde an der Hütte vorbei und rief: „Jakob, nimm dich in Acht“ und verschwand dann so plötzlich, als er gekommen. „Ach!“ rief Jakob hörend, „ich bin bereit, laß sie nur kommen.“ Er glaubte, daß im Falle der Noth die Nachbarschaft ihm beistehen würde, täuschte sich aber darin nur zu sehr. Am 14. November morgens gegen 4 Uhr wurde mit einem Male heftig an seine Hütte geklopft und seine Feinde riefen ihm zu,



er sollte herauskommen und sich übergeben. Etwa 100 bis 120 Mann hatten des Nachts im Hinterhalte gelegen und den Kasten umgeben. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit der Kaffern, daß sie alle im Überalle kurz vor Tagesanbruch machen, und man findet nie einen der meisten uncivilisirten Völker. Jakob mußte wohl, daß sein Leben verurtheilt war, daß er getödtet werden würde, sobald er aus der Hütte trat, deshalb beschloß er sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er verweigerte also seine Übergabe, ließ jedoch die Forderungen seiner Frau und Familie auf letzterer Wunsch hin. Sobald dieselben unter der Fackel der Feinde erschienen, warfen sie das Zeug vom Fels gerissen. Sie gingen nämlich europäisch gekleidet und dieselben mißhandelt. Im Ueber aber, die Hauptpersonen zu erhalten, vergaß man die gehörige Vorsicht, so daß die Frau und die Kinder nach der Station des Herrn Hughes entflohen, während ich der Zeit mich aufhielt. Ein merkwürdiges fremdartiges Geräusch weckte mich aus meinem gewöhnlich sehr gesunden Schlummer. Ich emporfahrend horte ich die Stimme des Kafferdieners, der in der Nähe nahe beim Hause schielte. „Um Gotteswillen machen Sie sich die Thür auf, man ermordet Jakob und seinen ganzen Stamm, die ganze Gegend ist im Aufruhr!“

Sofort sprang ich auf und öffnete die Thür, und in jedem Augenblicke stürzte auch Rosa mit ihren Kindern und Mägden in das Haus. Wie ich schon früher einmal erwähnt habe, ist nämlich das Haus eines Europäers ein Sanatorium, das jeden Eingeborenen schützt, der in dasselbe flüchtet.

Jetzt folgte eine schmerliche Scene, im Hause das Jammern und Schreien der Kinder und Mägde, die ganze Gegend lagerte von den angezündeten Kofferhütten, Schießen, Heulen und Schreien, als ob alle Dämonen der Hölle losgelassen seien. Dies dauerte eine Zeitlang, bis der Tag anbrach. Ich stand gerade vor der Thür und wartete der Dinge, die da kommen sollten, als plötzlich einer der Treiber Jakobs, Macesa, atemlos mit ungeheuren Schritten hundert Schritte von mir erschien und sich sodann wie schnell platt auf die Erde in das hohe Gras warf. Im selben Augenblicke kamen zwei Männer, jeder mit 6 bis 8 Speeren bewaffnet, bei ihm vorbei und kamen vor mir zu einem plötzlichen Stillstande. Sie hatten ohne Zweifel die Fährte von Macesa verloren. Als sich dieser niederwarf, hob er noch die Hände blutend zu mir empor, daß ich ihn nicht verrotten möchte. Den Anblick der beiden Verfolger werde ich nie in

meinem Leben vergessen die Augen schienen dreimal so groß als gewöhnlich, die Pupille bligte furchbar unheimlich, während das Gesicht mit Blut unterlaufen war; vor dem Munde stand der dicke Schaum, und kann nur ein Litz zur Tollheit gereizter Tiger so aussehen. Nachdem sie mich und das Hals einige Augenblicke wild angeschaut, als ob sie durch die Mauern des letzteren hindurchblicken wollten, fragten sie vor Wut und Aufregung leuchtend, ob ich den Fälschling nicht gesehen, was ich natürlich verneinte. Bei der Zeit war ich selbst so sehr in Aufregung geraten, daß ich kramphast meine Wuchskante umfaßte und gar zu gern auf die Kanibalen losgebrannt hätte. Dieselben schrien dann wie Blutkünde in das Dickicht hinter dem Hause, um den Entflohenen aufzufahren.

Sobald sie sich entfernt hatten, nahm ich den Fälschling in das Boot und setzte ihn über den hier 200 Meter breiten Fluß, der unmittelbar vor dem Hause vorbeischießt. — Auf der andern Seite herrscht nämlich ein anderer Häuptling, Untengela, so daß Fälschlinge drüben geborgen sind.

Sobald Kosa und die Kinder aus der Hütte Jakobs waren, fingen die Kaffern an, dieselbe zu stürmen. Das war aber nicht so leicht: es hatte die Nacht geregnet, so daß die Feuerkränze nicht recht brennen wollten und sowie sich ein Feind näherte, schoß Jakob durch die Öffnungen des Hauses auf denselben. Endlich aber fing das Strohdach Feuer und als dies einströmte, konnte sich der Eingeschlossene nicht länger halten. Er machte einen ungeheuren Satz durch die offene Thür die Verzweiflung gab ihm Forderkräfte, er brach durch die Reihen der Belagerer und sprang über die Umzäunung in den Kraal, worin einige 60 Krieger sich befanden, durch dieselben und auf der andern Seite wieder hinaus dem Gebirge zu. Aber viele Hunde sind des Hosen Tod. Eine Anzahl verfolgte ihn, ein Speer (Assagai) traf ihn in das Bein und eine Kistenkugel in die Schulter, so daß er stürzte. Im Nu war die Motte auf ihm, man schloß ihn mit einem Assagai den Bauch auf und schnitt ihm die Kehle durch.

Zwei Treiber, der schon vorher erwähnte Macesa und Mangan, den ich später über den Fluß setzte, über welche ebenfalls das Todesurteil gefällt worden war, entkamen, indem sie die Verwirrung, die Jakobs harterbige Verteidigung verursachte, benutzten, zu entfliehen.

Darauf nahmen Untengela und seine Leute Besitz von des Getötenen Hab und Gut, schlachteten eine Kuh und wuschen sich die

Hände im Plute, ein Opfer, welches bedeutet: „Ich will meine Hände rein von Schuld es war ein Gottesgericht.“ —

Des Tages horte kamen mehrere Boten zu uns, die uns sagten, daß wenn man Rosa zu rassen bekäme, sie eben nicht würde; deshalb durfte dieselbe nicht aus dem Hause gehen. Sie sagten ebenfalls auf die andere Seite des Flusses befördern lassen.

Kapitel A M. Weined

## Arbeit mit Hindernissen,

oder

ein Tag eines protestantischen Kaffern Missionars.

Der Missionar Pradel lebt mit Frau und Kind auf einem kleinen Torposten mitten im Kaffengebiet. Er ist so beschuht, daß er nur selten Zeit finden kann, durch einen Brief Kunde von sich zu geben. Nun so interessanter ist ein Bericht von ihm, den das „Jahrbuch der Völkergem.“ 1880 Nr. 3 veröffentlicht und der den reichhaltigen und so spaßenden Wahn von dem unthätigen, müßiggangenden Leben der Missionare in Südafrika in handgreiflicher Weise wiederholt.

Eines schönen Morgens saß Pradel da mit der Feder in der Hand, um seinen Bericht für das Missionsblatt zu schreiben.

„Mein letzter Besuch in Glafolweni . . .“ so viel stand gleich schon auf dem Papier, als der Diebmächtig einbrach, ein Schuß kam auf dem Arm. Das hatte sich ein Bein gebrochen und mußte verbunden und gestiegt werden. Und während Missionar Pradel noch damit beschäftigt ist, kommt ein Mann sein Geld zu holen für die Pferde, die er zu eben jenem Ritt nach Glafolweni geliehen hatte. Na und für sich brauchte diese Zahlung nicht viel Zeit zu kosten, aber die Kaffern sind samt und sonders der Ansicht, die man in Europa zum Glück doch nur bei manchen vertreten findet, daß es besser ist, auf Umwegen zum Ziel zu gelangen, als auf dem geraden Wege und daß es schade wäre, mit zehn Worten sich zu begnügen, wo sich eine so schöne Gelegenheit bietet, hundert anzubringen und wenn man fertig ist, noch einmal von vorne anzufangen. Der Pferdeverkäufer nimmt sich also Zeit. Missionar Pradel läßt sich täufeln in der Geduld und während dessen ruht seine Feder aus, obgleich sie noch gar nicht müde ist. Aber alles nimmt einmal ein Ende, selbst

die wortreiche Unsaublichkeit eines Kaffern, und die Feder kommt wieder in Bewegung. Ach, sie hat nicht Zeit warm zu werden, da thut Hastig an das Ohr des Schreibers, und als er aufschaut, steht er einen Reiter und zwei Reiterinnen vor dem Missionshäuschen absteigen. Ersterer giebt den zwei Suru-„Tomen“ das Ohrengelül. Es ist ein Jüngling, der zwar nur mit einem kurzen Fledchen geschürzt ist, aber eine Mütze und viel schöne Dinge trägt. Die eine Reiterin kleidet sich europäisch und ist eine der 2 oder 3 Frauen des Häuptlings Behnrah. Sie kommt, um für sich und sonst noch jemand Medizin zu holen. Die andere verachtet durchaus jede Anlehnung an europäische Sitte und Kleidung, nur nicht die europäische Kunst des Zahnauszählens. Kein Wunder. Wenn so eine arme von Jahr weh geplagte Frau sich in die Behandlung ihres braunen Herren und Gemahls begiebt, so bohrt er ihr gelegentlich den kranken Zahn mühsam mit dem Taschenmesser heraus und das entzündet auch ein Kaffernkiefer schmerzhaft. Da macht es der reiche „Kehrer“ schon besser, auch wenn er kein gelernter Zahnarzt ist. Diese zahnwelthronke Dame erschien, wohl um ihren Helfer und Retter zu ehren, im höchsten Staat, d. h. reich rot geschminkt, glanzend und niedrig. Wer aber einen solchen „roten“ Kaffern angreift befindet sich. Darum läßt der Zahnarzt die Patienten erst die wollene Zipschürze des Jünglings anziehen, um wenigstens von der Verletzung mit den färrneisenen Hauern geschützt zu sein, er trägt aber nichtsdeshalb weniger ziegelrote Hände davon.

Während er sich wäscht, haben wir Zeit ein paar ergänzende Bemerkungen über diesen Zweig der Missionsarbeit unseres Bruders zu machen. Er ist ihn oft und viel, denn die Leute kommen von weither um Zähneausziehen die Frauen häufig von ihren Männern begleitet, und da kommt es auch wohl vor, daß so ein zärtlicher Vater, wenn er findet, die Operation sei zu schmerzhaft für seine Frau, nimmt und dem Doktor die Hand aus der Hand nimmt. Es ist Sitte und Brauch bei allen Missionaren, daß sie sich für Mühe und Zeiterleid (der durch Zeitfleiß verlorenen Kleider gar nicht erst zu gedenken) eine Kleinigkeit zahlen lassen. Es ist das eine, wenn auch noch so geringe Gewinne für die Statistika. Das müssen die Kaffern auch sehr gut und haben die Gebühren nicht schon richtig abgezahlt bei sich. Trotzdem trotz aber nach alljährlicher vollendeter Operation so ein Kaffer meist mit verengtem Gesicht: „Wo nehme ich Geld her? Ich habe kein!“ Und dann hat der Mis-

tionar das Vergnügen, will er nicht um seinen wohlverdienten Lohn kommen, eines langen und breiten zu mahnen und zu beten zu feilschen und zu markten. Missionar Pradel ist auf ein treffliches Mittel verfallen, dieses ärgerliche und zeitraubende Treiben abzuschneiden. „Hast du kein Geld,“ sagt er, „gut, so komme her, ich lege ich dir deinen kranken Zahn wieder ein. Gleich mal Zahn, oder dich wieder plagen wird.“ Aber darauf hat es noch keine so bedrohlichen ankommen lassen — flugs war das Geld zur Stelle.

Doch zurück zu unserer Tagesgeschichte. Die rote Kometia mag wohl keine Schwierigkeiten wegen der Bezahlung gemacht haben, sie auch vielleicht keine Zeit dazu gehabt, denn ehe sie sich noch auf ihr Pferd geschwungen, ist schon ein anderer Reiter angesprengt gekommen, der viel wichtigeres mit dem „Lehrer“ zu verhandeln hat denn er ist glücklicher Bräutigam und will Tag und Stunde seiner Trauung festgesetzt wissen. Das wäre auch abgethan und das Pferdchen mehr in der Nähe des Platzes zu sehen. Missionar Pradel kann sich wieder an den Schreibtisch setzen, aber nur für zehn Minuten, denn es kommen abermals drei Zahnpatienten hoch zu Rufe und wieder sind es zwei Sutufrauen mit einem Begleiter. Die Scene von vorher wiederholt sich, mit dem Unterschied, daß die eine nun zwei Zähne bestreut sein will, die andere sich mit einem begnügt. Ueberglücklich, die Plagegeister los zu sein, rufen sie ab. Nun noch rasch eine Anzahl Schulkinder befriedigt, die mancherlei Anliegen haben und es ist 12 Uhr geworden, d. h. verspätete Mittagsessenszeit. Wir gönnen es ihnen, nicht wahr? Das Essen und die kurze Ruhe, dem geplagten Missionar und seiner Frau, die wahrlich auch nicht müßig gewesen ist, denn sie hat neben ihren mütterlichen und häuslichen Pflichten auch noch Nähstube gehalten; und noch mehr gönnen wir ihnen den Nachtiß, der in europäischen Briefen besteht, welche gerade während des Essens anlangen — ein seltener, aber um so höher geschätzter Genuß! Wie wäre es sie setzten sich nach Tisch ein halbes Stündchen zusammen, um die Briefe zu lesen? Sie doch auch endlich einer vom ältesten Kunde dabei, nach dem die Elternherzen noch schmerzliche Sehnsucht empfinden! Aber das geht nicht, denn der Tisch ist noch nicht abgeräumt, da steht schon der eingeborene Missionar von Mount Zetscher an der Thür und will Medizin und Schulbücher und guten Rath und noch vieles Andere haben, und als er befriedigt abzieht, ist es 3 Uhr, und da hat sich auch schon ein anderer Mann eingefunden, der gern Arbeit zuge-



wiesen bekäme, und dann ist an der Handmühle, die ein kleiner Junge bedient, etwas wieder in Ordnung zu bringen. Jetzt kann Missionar Pradel endlich einmal sich setzen und schreiben, aber gerade nur 5 Minuten, denn es gilt wieder 2 Bittsteller abzufertigen, einen Vater, der sein Kind zur Taufe anmeldet, und einen Kirchendiener. Über alle dem ist die Sonne untergegangen und wenn der Bericht geschrieben wäre, könnte der müde Missionar Feierabend machen; aber der Bericht ist eben nicht geschrieben und morgen geht die Post ab! — Nicht wahr, lieber Leser, das nennt man Arbeit mit Hindernissen, in einem Grade, wie du's vielleicht nicht kennst!

---

## Anhang.

### Die Station Bismarckburg im Togolande.

March der Expedition Wolf. Die Landschaften zwischen der Küste und B. — Der Reichthum in Abeti. — Abeti lebendiger Kautschuk. — Einige interessante Ansichten der Kolonie. — Die ganzbarsten Pflanzensorten.

Die für die ganze künftige Entwicklung des Togolandes äußerst wichtige Station Bismarckburg wurde in der Landschaft Abeti sehr zweckmäßig auf dem Bergfeger Adabo, 110 m hoch, in der Nähe der Ortschaft Zege, mehr als 150 km von der Küste entfernt, angelegt. Nichts ist lehrreicher über die Zustände und Aussichten unserer jungen Kolonie als der einfache, wahrheitsgetreue Bericht des Dr. L. Wolf\*, aus dem wir hier das Nützlichste entnehmen:

„Die von mir geleitete Expedition ist nach 21 tägigem March bei dem an einzelnen Tagen über 30 km zurückgelegt worden, in Zege angekommen und hat das ihr zunächst gesteckte Ziel glücklich erreicht.

Die von Klein Popo mitgenommenen Träger habe ich hier entlassen und schickte sie nach der Küste zurück, weil ich diese Gegend für Anlage der Station ins Auge gefaßt habe und dieselbe mit den Abetibäyplungen in Verhandlungen getreten bin. Ich habe für die Station einen dominirenden Ort gewählt, dessen Meereshöhe etwa 710 m beträgt. Das Land Abeti ist gebirgig und so weit bis jetzt festgestellt werden konnte, auch wasserreich. Narkob

\* Dr. Freiherr v. Dankelmann, Mittheilungen von Forschungsreisen in und Umgebungen des deutschen Schutzgebietes III. Heft. Berlin 1885.

wird hier gehalten und befindet sich wegen der vorzüglichen Weide in einem sehr guten Nährzustande. Infolge des Gebirgscharakters befindet sich neben zum Ackerbau geeignetem auch viel steinigere Boden. Nach dem Stand der Feldfrüchte zu urtheilen ist die Ertragsfähigkeit des Landes eine gute. Einheimische Baumwolle wird viel angebaut. Die Eingeborenen verarbeiten dieselbe für ihre Kleidung. Reisplantagen sind ebenfalls vorhanden. Auch in handelspolitischer Beziehung ist Adeli von großer Bedeutung, da von hier Verbindungen nach Salaga, Zendi und Sansonne bestehen. Der Hauptverkehr geht dort nach dem Wolta und von dort weiter nach der englischen Kolonie. Eine Verbindung mit Klein Repo war sehr gewünscht, doch ist bis jetzt noch keine gute und sichere Koramantenstraße vorhanden. Infolge der Stationsumlage wird voraussichtlich schon in nächster Zukunft eine solche sich bilden. Der von den Portugiesen eingeführte Name „Repo“ ist übrigens hier ebenso wenig als überhaupt im Innern bekannt. Man hört nur statt dessen Ancho. Adeli sieht wegen seiner mächtigen Felssteine für die ein geregelter Kultus eingerichtet ist, weit und breit in hohem Ansehen. Die Nachbarn aller Stämme pflegen streitige Fragen hier entscheiden zu lassen und stützen sich dann dem Urtheile Adelis. Das Land ist wildreich. Außer Büffel und Antilopen kommen auch Elefanten vor. Die Bevölkerung ist eine nur spärliche. Früher sollen öfters räuberische Einfälle von Nordosten her und auch von Seiten der Aschani stattgefunden haben.

Die von der Küste bis Atakpame (fast auf halbem Wege) durchzogene Gräben ist ein ebenes oder leichtgewelltes Gelände und in der Trockenzeit wasserarm. Die Expedition mußte auf dem Marsche Trinkwasser mit sich führen. Die Eingeborenen haben in ihren Dörfern große Töpfe als Sammelbehälter für Wasser aufgestellt, das stets eine milchig trübe, schmutzige Farbe hat. Rinde und Algen waren fast sämtlich ausgetrocknet. Nach der zweimal durchschrittenen Haho, dessen steiniges Bett 25, bezw. 10 m breit war, sowie der Takakiv-Haho, 10 m breit waren, bis auf einige Hümpel vollständig ausgetrocknet. Der Chrasfluß, 2—15 m breit, ein Nebenfluß des Haho, welcher in der Regenzeit nach Ausfluge der Eingeborenen mehr Wasser als der Haho führen soll, war an der Abgangsstelle u. d. in deren Nähe trocken, so daß, da die Expedition an empfindlichem Wassermangel litt, in seinem Bett nach Wasser gegraben werden mußte. Ich habe den Eindruck gewonnen,

daß sich in jener Gegend leicht Brauereianlagen mit Getreide-  
 lassen düstern, um dem Wassermangel abzuheffen. Der Meeres-  
 vor sehr reich. Die Feldfrüchte, Mais, Maniok, Erdbeeren,  
 Mand, sowie auch Baumwolle, standen vortreflich. Der Charakter  
 der Landschaft ist vornehmlich Baumfavanne und gewährt die  
 eines vernachlässigten Parks oder Lustgartens. Das hohe  
 grüne Gras eignet sich vorzüglich für Weide und ist  
 Nahrung für die Pferde und Vieh der Expedition. Ein  
 Palmengarten, vorwiegend El. und Kokospalmen, wurde  
 beobachtet. Letztere kamen noch in dem ersten Apofogeliet  
 in Basaf. Alle Fruchtarten waren mehr oder weniger reichlich  
 doch bietet die Gegend keinerlei Schwierigkeiten für Anlage von  
 Verkehrsstraßen. Mit dem Uebersteigen des Chrasin, welcher  
 die Grenze zwischen Matpame und Wauasch bildet, tritt meist  
 in Form von Granit, Sandsteinalagglomerat und Basalt  
 stein frei zu Tage. Außer den oben erwähnten Kulturen wurde  
 auch Reisplantagen beobachtet. Die Gegend wird von  
 Der Amu, 15 m breit, bis 1 m tief, kommt aus WNW und  
 an der Übergangsstelle nach O und weiter in den Abgange. Er  
 ein steiniges Bett und eine Stromgeschwindigkeit von 60 m in  
 Minute. Außer zahlreichen Affen- und Antilopen Spuren, und  
 diesen ebenfalls von der Vierbeinige (Hippotragus), wurden  
 die ersten frischen Elefantenspuren beobachtet. Der Matpame-  
 ling Do in Do Koffi am ca. 15 m breiten und 15 m  
 Amuturi, hat eine Viehherde von mehr als 100 Kühen, welche  
 lich gemolken werden. Die Eingeborenen bereiten auch Käse.

Matpame hat seine frühere Bedeutung verloren. Die ehemalige  
 Stadt auf dem linken Ufer des Amuturi in etwa 15 km nordöstlich  
 Richtung vom Lager Do Koffi gelegen, ist vom König von Zabar  
 zerstört und es sollen nur noch Ruinen und zerstreut liegende  
 Dörfer an ihrer Stelle bestehen.

Von Do Koffi durchzog die Expedition in sechs Tagemärschen  
 das noch unerforschte Apofogeliet, überschritt das Apofogeliet  
 am 27. April mit nicht unerheblichen Mühen die Mauern  
 desselben, welche an einzelnen Stellen Steigungen bis 4,5 m  
 Das Apofogeliet zeigt durchgehend den Gebirgscharakter, Höhen  
 von 700 und mehr als 800 m steile Hänge, bewaldete, tief  
 geschnittene Wasserläufe, Schluchten die gewöhnlich einen reichen  
 Bestand an Moosen tragen. Außer mächtigen Baobäben fanden

und besonders Shea-Butterbäume (*Bassia butyracea*) und *Pambus*, sowie auch der nützliche Bordon auf Wasser ist reichlich vorhanden, klar und kühl; die Nächte waren für uns kalt. Bei den Ortschaften wird Tabak angebaut. Geologisch fällt außer Granit, freiliegendem Eisenstein in mächtigen Blöcken, vornehmlich Quarz, Glimmer und Thonchiefer auf. Die Geshengste von Teneziffa bewährten sich auf dem Gebirgsmarsche als Pasturen vortrefflich und jeder trug bequem und sicher bis 100 kg, also viermal so viel als ein Träger."

Infolge der notwendig gewordenen Zurücksendung seiner Träger aus dem Logogebiet zur Küste, hatte sich Herr Dr. Wolf während der Regenzeit auf eine längere Abgeschlossenheit auf der Station gefaßt gemacht, wurde aber am 22. Juni durch den Besuch des Hauptmann von François überrascht, der nach Erfüllung seines Auftrages von Salaga kommend und auf dem Rückweg zur Küste befindlich, die Station herführte. Dr. Wolf war deshalb in der Lage, über den Fortgang seines Unternehmens am 20. Juni, wie folgt zu berichten:

„Der Stationsbau ist auf einer Stelle in Angriff genommen, die 2,5 km in nordöstlicher Richtung von dem unter ca. 10' nördl. Br. befindlichen Ort Zege, Residenz des Oberhauptlings Kontu, gelegen ist. Als Platz ist der dominierende Hügel Adadö, welcher 700 m relative und ca. 710 m absolute Höhe hat, gewählt und scheint derselbe allen Anforderungen zu entsprechen. Das Land Adadö soll bis jetzt den Fremden mehr oder weniger verschlossen gewesen sein, Händler wagten sich aus Furcht vor dem hiesigen Zettichulins nur selten hieher. Durch mein Zutammentreffen mit dem Oberhauptling Kontu und seinem Priester in Apokko, ist nun ein glücklicher Umschlag eingetreten. Es gelang mir, bei dem genannten Oberhauptling, der ein geistig hochstehender Neger ist und in früheren Jahren Reisen nach Salaga, Zendi, Samanne und Wangho gemacht hat, Einfluß zu erhalten und sein anfangs bestehendes Misstrauen zu beseitigen. Er unterließ dann nicht, die übrigen Häuptlinge und die Bevölkerung zu beruhigen und ebenfalls für die Expedition günstig zu stimmen. Am 20. Mai wurde auf einer großen Versammlung in dem Zettichorte Peru die Anlage der Station von den Häuptlingen und der Priesterschaft gebilligt. Es begann dann sofort der Bau der provisorischen Häuser und die Anlage von Feldern, so daß am 2. Juni die Expedition bereits ist



Lager von Jege nach dem Abado verlagern konnte. Am 1. October wurde auf demselben die Anlage geklärt.

Die Expedition ist einhaken am nordöstlichen Ende in den Lössen untergebracht. Das Planieren der steinigen Karre ist beendet und wird dann sofort mit dem Bau der bleibenden Lager begonnen, wozu das Material beschafft ist. Die nahen Gänge liefern vorzügliche Backsteine in reichlicher Menge und kaltes Trinkwasser quillt der 1–2 m breite Abado, welcher in der steinigten Welt am Fuße des Abado von O nach S in den Fluß fließt. Der stille Abhang, 4° im Mittel, ist bereits durch 100 von 170 Stufen für das Wiederholen wesentlich erleichtert.

Ma der Anlage von Wohnungen ist ebenfalls bereits begonnen. Außer verschiedenen europäischen Gemüsen, Nüssen, Getreide, Zuckerrüben, Karren, Mörschen, Salat u. s. w., die anfallen aus dem Boden exportieren und zu Zeit sehr gut sind, sind auch von einheimischen Pflanzengattungen, Bohnen, Soja, Mais, Maniok gemacht. Die Fläche der jetzt bebauten Felder beträgt 800 qm. Baumwolle und koreanischer Kaffee sollen in den Tagen angepflanzt werden. Das Areal umfaßt 3000 qm, das ist bereits eine Ausflanzung von 300 Bäumen angelegt, welche zu vergrößert werden soll. Der einheimischen Bevölkerung ist die Bewertung der Pflanzung zu Hause nicht bekannt, ebenso wenig kennen den Wert der kauschullane Landpflanze, welche hier sehr häufig ist und für den Handel von Bedeutung zu werden verspricht.

Ich glaube schon jetzt darauf aufmerksam machen zu müssen, daß nach meiner Ansicht eine Station hierorts einen hohen Wert für die Zukunft und Fortentwicklung der vielversprechenden Fagolonie haben wird. Durch dieselbe kann ein Verkehr zwischen der Küste und dem Innern, den numerisch schwache, räuberische Stämme bis jetzt zu verhindern suchten, mit verhältnismäßig geringen Mitteln geschaffen und gesichert werden. In Npoko hat man einen meiner Träger einen Weib-Jungen, welcher auf seiner Last entwichen wollte aufgegriffen, bestraft und sofort als Sklave verkauft. Als ich unter Androhen kriegerischer Maßnahmen die Lieferung verlangte, erfolgte dieselbe ohne weiteres. Infolgedessen mühte man sich, die friedfertigsten Versprechungen für die Zukunft zu geben, die jedoch kaum länger gehalten werden, als die Sklave sich hier befindet. Seitdem die Expedition nach hier gekommen ist, sind die Sicherheitsverhältnisse bereits wesentlich besser ge-

worden. Ohne den beschwerlichen Marsch über das Kessengebirge ist es möglich, einen viel kürzeren bequemeren Weg nach Kiem Tovo zu nehmen. Der Boden scheint fruchtbar zu sein, für Reizucht ist er geeignet. Die handelspolitische Bedeutung der Station muß darin liegen, daß sie es sich zur Aufgabe macht, vornehmlich den Verkehr aus den nördlich und nordöstlich gelegenen Gebieten nach unseren Küstenplätzen zu vermitteln. Die Möglichkeit besteht, wie es scheint, gegeben.

Die sozialen Verhältnisse sind hier noch sehr ungeordnet und es scheint hier mehr als irgendwo sonst in Afrika nur die Gewalt zu herrschen. Ich war überrascht, schon nach einer Tagereise von Kiem Tovo, richtiger Ncho, auf Eingeborene zu stoßen, welche in ihrem Äußern und in ihrem Benehmen mehr den Eindruck von „Wilden“ machten, als die Bewohner am unteren Kongo bis Leopoldville oder die Angols bis an den Kongo. Jetzt, hoffe ich, wird jedoch bald alles anders und besser werden. Die Station übt einen mächtigen Einfluß weit und breit auf die umwohnenden Völkstämme aus und ist zweifellos eine große Stütze für unsere Herrschaft an der Küste. Mit den hiesigen Eingeborenen ist das Verhältnis ein andauernd gutes und haben sich dieselben mir vollständig untergeordnet, ohne daß ich mir um die „Regierung“ über sie irgend welche Mühe gegeben hätte. Sie betreiben darauf alle ihre vielen Streitigkeiten, die sich oft Jahrzelente hindurch fortgespielt haben, mir gar keine Bedeutung vorzulegen. Eine derartige richterliche Thätigkeit ist höchst unangenehm und zeitraubend. Wenn man sich ihr bis zu einem gewissen Grade auch im Interesse der Sache nicht gänzlich entziehen darf, so halte ich es doch im allgemeinen für richtiger, den Eingeborenen möglichst das Selbstregieren zu überlassen und sich nicht in alles einzumischen. Ich glaube, daß dadurch unser Ansehen und unsere Macht in Afrika am besten gewahrt und bereinigt wird. Meine ärztliche Thätigkeit ist mir hier in Adelt sehr zu statten gekommen. Als ich im Vpotogebiet noch nicht wußte, ob ich in das verschlossene Fort schland Adelt hinein kommen, und der Gedanke, ob es mir überhaupt gelingen würde, schon in nächster Zeit einen glücklichen Weg für die Anlage einer Station zu finden, mir viele Sorge machte, traf ich den mächtigsten und eifrigsten Adeltshauptling Kontu, welcher an einer schweren und hochschmerzhaften Magerdogenhaut-Entzündung litt. (Je ich mit ihm zusammen kam, hatten sein Sohn und sein Zehnjähriger nicht fern

aufgelaucht und in Gegenwart einer großen Volksversammlung; die Götter Adels, Keijo, Trillo und Nissola, befragt ob es ihr Freund oder ob ihr Feind läme. Um sich hierüber zu gewissern, wurde einem Huhn öffentlich die Kehle fast durchgeschnitten und daselbe zappelnd und mit den Flügeln schlagend weit weg von den Boden geworfen. Das Huhn fiel auf den Rücken und es endete zum Glück für mich und die Expedition in dieser Lage. Ich sahe zum Glück, denn wäre das Tier auf die Brust gefallen und gestorben, so hätte man mich als Feind Adels betrachtet und belandelt. Die Erklärung hierfür ist folgende: Obzwar das Huhn erfert wurde befrucht der Priester mit demselben meinen Dolmetscher und meinen Führer als meine Vertreter. Beide nutzten damit den geöffneten Schnabel herumspucken um dem Tier dadurch zu und vor allem meine Gedanken und Ansichten mitzutheilen. Als das Huhn nun im Todeskampfe auf dem Rücken liegend verstarb, lieferte dieses den Eingekerkerten den Beweis, daß, wie die Ferkel frei da liege, ebenso auch die meynge, i. e. meine Freunde frei von Hintergedanken sei. Einige Tage später traf ich mit dem Häuptling Konu zusammen und konnte ihn bald durch Art u. s. w. von seiner höchst schmerzhaften Augenkrankheit heilen. Tropinblanchen eignen sich vorzüglich für die Tropen und verlieren nicht ihre Wirkung. Man darf eben so wenig Morphium als Chinin in Übung mit nach Afrika nehmen.

Als ich in Adels angelangt war und mit Vorzicht Verzuhrungen über Anlage einer Station anfragen wollte, in der Bevölkerung aber noch ein großes Mißtrauen gegen uns als die erschienenen Wesen bestand, erhielt ich das neugeborene Kind des Sohnes und Erben von Konu welches nahe daran war, der Ersticken zu erliegen, und von der Angehörigen bereits aufgegeben wurde, durch künstliche Atmung am Leben. Der Häuptling Konu und sein Sohn wurden mir meine ergebensten Freunde und versicherten mich fortwährend ihrer Dankbarkeit. Das betreffende Kind zeigte bei der Geburt übrigens auch die helle Farbe wie ein ungekorkenes knolläcker Masse und eine braune Iris. Die Station ist nun so weit gesichert und nimmt ihre Entwicklung einen ebenlichen Fortgang. Der Gesundheitszustand ist andauernd gut und hat das Aufwühlen des frischen Bodens mit seinen Gefahren noch nicht geschadet. Bugslag arbeitet den ganzen Tag von morgens früh bis abends spät mit der Art, Erde oder mit den

Spaten im Garten. Sein Arbeitseifer ist nun mal nicht zu zügeln. Seit einigen Tagen essen wir bereits Gurken, Rad eschen und Salat aus unserem Garten. Alle Früchte stehen gut, Bohnen, Erbsen, Wurzeln, Kohl, Kartoffeln auch Klee und Luzerne. Die landesfälligen leichteren Feller in der Expedition sind bis jetzt stets auf Erkältung als Entzündungsurache zurückzuführen gewesen. Auf dem Adalo pflegt eine frische SW-Brise vorherrschend zu wehen. Wir tragen natürlich alle wolleues Unterz. u. g. Die Jägermoose ist am angenehmsten. Man nimmt Unterjacken und Unterbeinkleider am besten weiter als gewöhnlich in Europa und dünne, die Unterjacke nicht doppelt auf der Brust, sondern links an der Seite von oben bis unten zum Zuknöpfen, wodurch das Aus- und Anziehen erleichtert wird. Ich trage zur Zeit über einer solchen Unterjacke noch ein federnes Hemd, dann eine Weste und eine sog. Wicaz Pluse von blauem Flanell. Die Eingeborenen leiden am meisten an rheumatischen und Lungenkrankheiten und neigen als Gebirgsbewohner sehr zu Kropf. Knaben und Mädchen von etwa 14 Jahren haben oft ein kopfgroßes Struma. Ich bin sehr gespannt auf die Resultate unserer meteorologischen Beobachtungen während der Trockenzeit. Ähnliche Instrumente funktionieren gut. Das Quecksilber-Barometer befindet sich wohl und sicher aufgehoben und wird wie ein Kleinod behütet.

Ich habe nicht umh'n können, mir bis jetzt über die Zukunft unserer Zogololonie und deren Hinterland, soweit ich es kennen gelernt habe, eine sehr günstige Ansicht zu bilden. Der Wechsel in der Terraiformation und der Bewässerung ist überraschend. Während der erste Teil des Marsches von der Küste bis Aatpame (Kessl) über ein ebenes oder leicht gewelltes Gelände führt, dessen Wasseradern, auch die größeren wie der Saho, Chra u. s. w. in der Trockenzeit vollständig angetrocknet sind, so daß oft empfindlicher Wassermangel eintritt, sind die hydrographischen Verhältnisse von dort ab für das ganze Jahr günstiger. Diese Gegend hat einen entschiedenen Gebirgscharakter und ist von zahllosen Bächen und Flüsschen durchschnitten, die nie austrocknen und ein erfrischendes, kaltes Trinkwasser von der bekannten vertrauenerweckenden bläulichen Farbe liefern.

Ich will nicht unterlassen, die von der Küste ab gangbarsten Handelsartikl. über die ich in Deutschland nichts Bestimmtes erfahren

konnte, kurz anzuführen, eine Mitteilung, die vielleicht einen neuen Impuls in die Industrie von Ruken sein könnte.

Die beliebtesten Zeuge sind: Taschentücher und kleine rotgeblühte Muster und sog. *Dansy Points*; Blattetabak in Mädeln (*Shass*), billige Löffel und Messer, gewöhnlich sog. *Popo-Beads*, Glasperlen und echte Korallen, Feuerstein für Steinflöschgewehre, Federn, billige Filzhüte, sog. *Imamph* und Henden, weiß oder gefärbt sind beliebt als Gewichte für Häuptlinge, Perlen, wie Korbperlen, und weiter: Rotgarn in Bäckchen, Blaugarn, dicker Messingdraht (*brass rods*), rote Spiegel (Soldaten Spiegel), Sammet, Nähmaschinen, Schürzen, lila-rotter Kattun, weiße Baumwollenzzeuge (*Crew cut and superior*). Langschäftige Steinflöschgewehre, sog. *Daneqans* und rot angefarbene mit großer Willkür, sog. *Mucaneer*, für Elchjagd, sowie Pulver sind sehr geeignet zum Verkauf von Wägen und Rindvieh, ferner Seide in Stücken oder Fäden, rot oder gefärbt.

Taschentücher und die eingeführten Kattune sind überall beliebt als Kaufartikel. In der Küste und während der ersten Marschzüge waren kleine Silbermünzen, bis jetzt noch englische 3 und 6 Pence, höchst erwünscht und vorteilhaft zu verwenden. Kattune und Seide habe ich in Deutschland erheblich teurer bezahlen müssen als an der Küste. Sollte unsere Industrie diese auch ebenso billig für den afrikanischen Markt beschaffen können als die englische? Gewissen, wie kleine und große Messer (sog. *kat knives*), Hammer und Hacken, Taschenmesser haben als Exportartikel nach hier eine Zukunft.

Seit 8 Tagen lasse ich auf der Station von einheimischen „Damen“ weiße Uniformen echt indigoblau färben. Indigo wird hier wild und kann ebenso wie Kautschuk ein Ausbeuteartikel werden. Die *Landophia* ist sehr verbreitet, doch ist ihre Verwertung den Eingeborenen noch unbekannt. Glücklicherweise, denn da ist es vielleicht noch möglich, den afrikanischen Raubbau zu verhindern und die Ausbeute sowie die Pflege derselben rationell zu betreiben.



## Der Schulmeister von Kamerun.

### Ein Kulturbild aus der deutschen Kolonie.

Deutschland hat bekanntlich zwei Württemberger als „Reichsschulmeister“ nach Kamerun geschickt, um mit deutscher Gründlichkeit die Erziehung der Neger zu unternehmen. Der eine, Herr Christaller, weilt gegenwärtig zur wohlverdienten Erholung in Deutschland, der andere Herr Glad, hat am 8. Mai 1889 im „Schwabischen Merkur“ seinen speziellen Landkolleaten einen höchst interessanten und lehrreichen Bericht über sein Leben und Treiben unter den Afrikanern veröffentlicht, aus dem wir folgendes hervorgehen:

Die schwarzen Tanten begreifen sehr schnell. Im Nachhinein treffen sie oft instinktiv das Richtige, was allerdings nicht zu verwundern ist, da die Quallas ein Handelsvolk sind, das Juden und Armenier weit übertrifft. Es macht mir deshalb, zumal ich mich körperlich so wohl fühle wie in Deutschland, und vom Fieber noch nicht geplagt wurde, das Schulgeschäft viel Freude. Und in einer fremden Sprache sich zu versuchen, hat auch seinen Reiz.

Den zweiten Stock mit drei Zimmern und einer breiten Veranda auf drei Seiten des Hauses bewohnen die Schulmeister. Ein neu angelegter Garten umgibt idyllisch Kameruns Bildungsstätte. Originell, von gewissem Reichtum und nicht unbedeutender Leistungsfähigkeit zeugend, zumahmen, in Ermangelung von Steinen Mauerflaschen seine „Mäuer“ und verwehren dem ergiebigen Boden das Entweichen bei tropischem Regen. Bananen und Planten mit ihren riesigen Blättern und sitzen Früchten siedeln sich angerufen darin an. Mangobäume, unseren Wallnußbäumen ganz ähnlich, mit pilzbaumenartigen Früchten, spenden köstlichen Schatten. Daß ich im Lande, wo der Pfeffer wächst, bin, zeigt wildwachsend ein ansehnlicher Strauch.

Draußen unter der Höhe, auf der das Schulhaus steht, stehen die Wälder des 1 km breiten Kamerun nach Ebbe und Flut abwärts und aufwärts. Eine Menge Jalingege beleben ihn. Scharf Quills beherbergen, äußerst wohllich eingerichtet, englische Kanikente. „Nachtigall“, „Hyäne“ und „Habitat“ sind heute hier, morgen dort als Vorsteher des Jägers zum Kriege gerüstet bereit. Auf dem hohen ich allezeit lieb gehört und konzentriert bis zu kalter Stille und

Berggipfen angehört. Aber algerisch, wie ich es hier habe, ist nahe urgermanisch.

Es ist 7 Uhr schon seit 6 Uhr laßt ohne Unterbrechung heute allerdings prächtige Mondnacht. Von dem Festhause ist einer der Herren Schafflinge oder gar „Aug“ Bell zur Zeit des Tages gegangen und bei dem der Schnaps, oder, um dem Tadel an böseren Namen zu geben, der Rum wie gewöhnlich die Handlung gespielt hat, seinen eingeladenen Gäste von der anderen Seite des Hofes in ihren Kamas unter etwas rauhem Gesang ihrer Rollen wieder glücklich in die Gegenwart zurück und ihre Gesänge veranlaßt. Altmäßig aber weiser und Taster d. h. Zirkaden und Götter und Kuren, Laten auch schon begonnen und sind in Vorbereitung ihrer Kunst unermüdlich. Frische Stimmen vom nahen Rasch als Fräulein mit ein Gläserliche Beleuchtung spendet von oben der Mond und von unten eine Menge fliegender Leuchtfläckerchen, auch sich dem „Nachwandler“ ringend als blühend aufleuchtende Nachtzoger. Zu solchem Leben schwingt auch der Schwärze nicht Tage aber wohl ausgeruht unter schattigen Wanges, lebt er jetzt neu an

Der Lärm von Tänzen und Reigen oder gräßliches Klagegeschrei um jüngst Verstorbene, auch die Nacht durch fortgesetzt um der lebenden Eurgel den labenden Krank zu verdienen, oder Jammer über Verlust von Hühnern Zegen u s w. durch Fiedeln und anderes Gebläse überbietet die nicht un schön klingende von Reigen nicht verstandene Sprache der Trommel. Wackelbare „Arabers“, vom Gouvernment und von deutschen und englischen Konsulaten zur Sicherung von Gut und Leben angestellt, begannen schon um 8 Uhr ihr weithin schallendes Wackelwerk beizubringen oft wiederholtes „Brüllen“. Lange vor Anbruch des Tages tragen auch Kameras Höfne zu tufen an, und ernsthaft nicht bald der „Dhane“, des Aneasschines Tageswache zum Aufstehen.

Ruhiger verläßt der Tag Schon in der Fröhe des Morgens kommen Männer und Jünglinge kräftigen Schloßes mit langen stäbenden Stäben angewandt, um sich unter Schattenbäumen sitzend oder liegend bequem zu machen. Ihre Ausdauer ist zu bewundern. Stunden und Tage verbringen die Kerle oft in hockender Stellung zu 20 und 30 beisammen im Nachtstuhm. Daß sie da im Stillen viel philosophieren, bezweifle ich. Doch da kommt plözlich jammernd und klagend ein Weib und verkündet einem aus der faulen Gesellschaft den Tod seiner Frau. Obwohl dem Cheman

noch 17 geliebt, ergreift ihn doch diese Trauerpost tief. Denn sie war sein Hauptweib und ein gut Theil seines Vermögens und er hat sie einst als schöne Maid von Ring Bell um 4000 Mark käuflich erworben. Und kräftiger Tralermuth verkauft nacher manch labenden Schlich, deshalb säumt keiner, alsobald mit gretlichem Gehetel zu beginnen und dem Hause der Toren zuzueilen.

Unterdessen hat die Sprechtrummel die Botschaft auch schon nach allen Ecken der Stadt hingebacht und die innigste Theilnahme wird den überall her befannt. Die Weiber finden sich vor der Hütte der Toren zu Töngzen zusammen und „niemand troestet mich!“ Ist dabei ihre Klage. Drei Tage und drei Nächte geht solches fast ununterbrochen fort. Am neunten Tage nach ihrem Abscheiden von diesseits kam mit die Verstorbene wieder, um ihre Kleider zu holen, und zur Feiert des Tages gelangt das lange Gehörte nochmals zur Aufführung.

So lange die Ketle zu essen haben, werden sie nicht zur Arbeit greifen das ist Sache der Weiser. Der Fischfang, den sie nachts in Gesellschaften anstellen, liefert reichlich Fleisch zu Samst und Mannet, ihren Lieblingsessen aus dem Pflanzenreich. Ein und wieder wird auch eine Seele gefangen oder ein Kiesel erlegt und alles lebt in Hille und Külle. Wer außer auf Frilung seines Lebens auch auf Vergrößerung seines Mannens, das heißt auf Erwerb eines bedeutenden Weirichthofes bedacht ist, geht auf den Handel ins Innere ist so Vermittler zwischen Bunneländern und Weisen - und erwirbt ein Weib nach dem anderen.

Die Kaufpreise sind sehr verschieden. Künftige, kleine Jungfrauen werden teuer bezahlt. Bell hat es nur 31 gebracht, während sein Nachbarkönig Alna noch um zehn reicher ist. Erlauben einem armen Heirathelandidaten seine Mittel den Kauf eines Weibes nicht, so ist dessen Vater, wenn er nicht im stande ist, seinem Sohne eine Maid zu kaufen, verpflichtet, von seinen Weibern ihm eines abzutreten.

Was thut denn aber der Weise unter diesem glücklichen, immer heiteren Naturvolk? höre ich Sie fragen. Deutsche und engliche Kaasleute in Faktoreien und auf Fuhrn beglücken mit Rum und Pulver beide Haupthandelsgegenstände natürlich von den besten Sorten, und außerdem mit Kleidungs- (Lendentuch, Rock, Hut und Halskette für Gentleman und Haushaltungsstücken. Dafür handeln sie Balsekne und Natmil ein und lassen solches in großen Massen nach Deutschland wandern.

Die Herren vom Gouvernement suchen Alt- und Neu-Indlands Beites. Mit Rechtsbrüchen, Friedensstiften, Ordnungsstiftungen, um den hier stehenden Ausverkauf anzugehen, mit „Friede sein“, giebt es da und dort immer viel zu thun, denn es haben alle Augenblicke Handel.

Wer auf Europäer gleiche Anspruch macht und sie nicht so schmerzen zu können glaubt, ist übel dran. Alles was ich in dieser Zeit erlebt und war auch anfangs meine Klage. Aber seitdem ich zu bemerkt, nach die guten Seiten afrikanischen Lebens zu blicken, fühle ich mich nicht mehr so unglücklich. Einem Deutschen, der der Frühe des dämmernden Morgens der Vogel Sang gern lauscht und in der Mühle des Abends an schön strahlenden Hohen und Geyfeln sein Auge gewendet, der am Wechsel zwischen Tagen des Sommers und Winters und Frühlings und Herbstes viel Freude finden will es zwar nicht recht passen, daß die Tagesordnung immer um jahraus, jahrein dieselbe ist, daß, ob Dezember oder Juni, um 6 Uhr der Tag und um 6 Uhr die Nacht einbricht. Aber das ist Götterverbrach und Augenverderben bei Morgenstudien auf sich gesunken, denn die Sonne des Tages sendet schon in der Tiefe der klüftigen Nacht.

Allerdings trillern nicht Verden durch die Luft und der Wachtel Schlag und der Amsel Song sind nicht zu vernehmen, wohl aber geauert und nicht geschulter Papageien merkwürdig Geplirr und anderer Vögel schönklugende Lieder. Im Gasse hüpfen nadelartige Schwarzkeipchen, auf blühenden Bäumen allerliebste, vielstimmende Kohlmeis. Und Ebenen, Hügel und Berge ringsum eine jung, ewig grün!

Um 7 Uhr des Morgens ladet die Glocke Kameruns Kinder zur Schule, um 8 Uhr hießen „Gyffip“, „Nyane“ und „Nachtigall“ ihre Klaggen, und in demselben Augenblick thut des Schulhauses Glocke durch acht Schläge kund, daß der Unterricht beginnt. Im Mittagsschlaf höre ich per Rami, Stunde aufwärts in die Mission, wo mir's sehr gut gefällt.

Von 2 bis 4 Uhr nachmittags halte ich wieder Schule. Die Kleidung dabei ist etwas einfacher als in Europäer's Mittelschule. Kragen, Arabette, Man Schen und Weste kommen in Regenfalt. Im weißen, aus Hute und Zuppe bestehenden Anzug erscheint der Schulmeister, wenn er gar noch eine silberne Kette trägt, seinen

mit Hüftentuch bekleiden, und wenn's hoch kommt, mit einer Halskette geschmückten Schülern als Stüper.

Die Hitze ist zu ertragen. Um 12 Uhr erlischt der frische, kühlende Seewind des Landwinds Rätheln, damit das Thermometer 2.° K nicht erreiche. Von Ungeziefer sind wir hier nicht viel belästigt. Ich arbeite am Schreibtisch ohne Moskitoneß und ohne Rauchen den Tag über so ungestört wie in Deutschland im Winter.

In den Abendstunden bekomme ich allerdings viel lichtsuckende Gasse. Da begibt die Gottesanbeterin Gulaß durchs Fenster. Bod- und Harschlofer stellen sich unangemeldet ein, und es wird ihnen Trunk und Bad in dem hier vielbegehrten Zusef gestattet. Auch lubische Nachkaltz verirren sich in des Schulmeisters Behausung. Abendlich zeigen sich gelockt durch des Hornomms Töne, bescheiden an die Wände gekammert, einige niedliche Eidechsen als treue gestrenge Polizisten, die jeden Ruhestörer unbarmherzig mit dem Tode bestrafen, wenn er in ihren Bereich kommt. Vergeblichen Kumpf kämpfe ich mit ihnen gegen „Kastrischen“ und „Kalerlaken“, die ehrenwerten Vektoren unserer „Schwaben“. Den Tag über vollbringen diese lästigen, marküberzogenen Dinger in Schlafswinkeln an Kleidungsstücken u. s. w. ihr Verschönerungswerk in aller Ruhe, um abends mit merkwürdiger Schelligkeit die Lampe zu auszuwürgen, an Wände oder an des Schreibers Schädel mit erschreckendem Geräusch zu stoßen und dann, mit Büchern und Heften oder auch mit dem Haarschuh verfolgt, bald da, bald dort sich zu zeigen und wieder zu verschwinden.

## Der Kongostaat.

### 1.

### Aussichten des Kongostaates.

Nach Pesmann und de Brazza.

Der Kongostaat dessen Umschließung für den internationalen Handel und gesicherte Stellung vor allem dem eufratischen und thaltrantigen Eingreifen des Kantons Triomard gegenüber den Separatbestimmungen Englands und Portugals auf der Berliner Konferenz (1884) zu verdanken ist, gilt trotz des Antriebes des gemalten



Königs der Belgier, welcher für denselben aus seiner Tasche als 12 Millionen Francs gespendet hat, einer ungemein stark entgegen, da diesem ungeheuren Völkergebiete von 5 Millionen Quadratkilometern mehrere Hauptbedingungen einer gesunden Entwicklung noch fehlen. Er hat nur eine Seefläche von 17 km. Die größte Theil des Unterlohngebietes ist in den Händen von Frankreich und Portugal, die Wasserstraße ist durch Saramischellen, Wasser- und endlose Felsenriffe beeinträchtigt, die Grenzen nach Norden und Süden gegen Angriffe nicht gesichert, die unentbehrliche Seemacht noch viel zu schwach; der Handelsverkehr trotz der Stationen (3 am Unterlauf, 14 am Mittellauf 6 am Oberlauf) wenig bedeutend als man erwartete. Der Bau der Eisenbahn am unteren Kongo, zu dem Belgien 10 Millionen giebt, wird im nächsten Jahr beginnen und jedenfalls in allen Beziehungen außerordentlich nützlich sein. — Die allgemeine Theilnahme welche das Schicksal des jungen Staates in Deutschland erregt, wird es rechtfertigen, dass wir hier die neuesten Zustände und Aussichten desselben von der besten Sachkenntnis, Bismarck, de Brazza und Karl v. Mevius besprechen lassen. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung liegt die Zukunft des Kongostaates in seinem Oberlaufe und dessen Verkehrsentwicklung mit dem Grenzgebiete nach Deutsch-Ostafrika, resp. der vom Tanganika nach der Ostküste zu bauenden Eisenbahn. Es liegt auch ein äußerst bedeutendes, kolonialpolitisches Interesse des Deutschen Reiches!

Auf meiner ersten Reise von Loanda nach Sansibar habe ich den ganzen Süden der Kongostaaten — von 21° bis 30° nördliche Länge — zu Lande durchwandert, auf meiner zweiten Reise habe ich abermals den Süden der Staaten zwischen 11° und 21° nördlicher Länge, theils zu Lande, theils zu Wasser dem Laufe der Flüsse folgend kennen gelernt. Wenn ich auch Herrn Pechuel zu gebe, dass man auf einer Flussreise verhältnismäßig wenig von Land und Leuten sieht wie bisher Herr Stanley und alle anderen späteren Erforscher des Kongobekens, so bin gerade ich auf Grund meiner Landreisen nur eine ausreichende Beurteilung der durchkreisten Striche fähig und da ich auf diesen Reisen nicht Flussläufe sondern sondern dieselben kreuzend nicht nur Flussbäler, die ebenbürtig bewässert, reicher und bewohnter sein könnten, sondern auch höhere Land sah, berechnigte Schlüsse auf bewohnte Länder ziehen oder auf unter gleichen meteorologischen Verhältnissen sich befinden

Gegenden ziehen. Ich theile der Gegend nach die Kongo-Staaten in drei Theile.

Der bei weitem größte Theil, das eigentliche äquatoriale Zentralafrika, ein Rechteck zwischen 17° und 60' östl. Länge von Greenwich und 4° nördl. und 1° südl. Breite der mittlere Kongo, ist ein immens reich bewässertes Tropenland in einer günstigen Höhenlage über dem Meere, ohne ausgedehnte große Versumpfungen. Das Land ist außerordentlich stark bevölkert.

Der zweite Theil, der obere Kongo (Kualaba), südlich des 1.° südl. Breite bis hinauf zum Bangweulu-See, zwischen 21° östlicher Länge und dem Tanganjika, ist weniger gleichmäßig bevölkert, d. h. hat eine nicht gleichmäßige Trockenzeit, hat viele Versumpfungen und ist geringer bevölkert.

Der dritte Theil, von 17° östl. Länge bis zur Küste der unteren Kongo, ist ein ungünstig bewässertes, schwach bewohntes, zum Theil tief liegendes Land. In dieser kurzen Charakteristik sind die Hauptmomente, die den Wert eines Landes für Zivilisation bedingen enthalten.

Herr Pechuel-Loelche kennt durch eigene Anschauung nur den letzten, flachen, ungünstigsten Theil, den Theil der nur in Frage kommt als Verbindungs- des reichen Inneren mit der Küste . . . Herr Dr. Pechuel-Loelche sagt, daß die zu lange anhaltende Trockenzeit waldbildende Holzgewächse durchaus nicht anbauen könne. Die ungünstige Trockenzeit nun existiert nicht; die Galerie-Wälder sind bei der kolossalen Bevölkerung vielfach so häufig und so breit ausgebreitet, daß sie, wie in dem Namor starkem Glanz gleich das Gelände durchziehen, ja sich oft auf den zwischen zwei Kanälen liegend niedrigen Plateauresten begegnen. Auch die Regenwälder deren Fellen Herr Dr. Pechuel-Loelche als ein Zeichen der Unfruchtbarkeit angiebt, existieren in großer Ausdehnung. Zur den- lang zu durchwandernde Urwälder ist der Reisende häufig zwischen dem Kassa und Tanganjika, tagelang den Reisenden beschattende Urwälder sind vielfach nachgewiesen. So fand Vogge zwischen dem Kassa und Kassa, südlich der Vereinigung beider Flüsse, wohl den weitaus größten großen Urwald in dieser südlichen Zone. Auf dem ganzen Plateau zwischen Kassa und Lubilaß durchwanderte ich einen ununterbrochenen Urwald. Man denke an Etahens Mamba. Der ganze untere Kassa und der Kassa von der Kassa-Mündung bis weit abwärts der Zairi-Mündung sind von ununterbrochenen.

unabhängig weit ins Land gehenden Urwäldern eingestakt. Das ganze nördliche Manuema, ebenso wie Uregga, wird als ein trockenes Urwaldgebiet geschildert. In allen diesen Wäldern wohnt der Kame. Zwei Urwälder sind unbewohnt, um so weniger dagegen die vom Walde frei gebliebenen Prärien und Savannen, und in welcher Anzahl gehen diese Savannen der Geborenen ihre Lebensbedürfnisse!

Man macht sich an der Kiste keinen Begriff davon, zu wie vielen Stämmen, Rassen und Nationen Maniok, Mais, Hirse und die Getreide gedeiht. Ich verweise auf den Bericht meiner ersten Reise, und die Beschreibung des von mir die Missionen schneidend, durchwandelten Centralafrika ansehe, und doch sagt Dr. Vogge, daß er erst auf seiner Nachsicht von Nyenque nach Westen, da die Expedition nun von der Friedfertigkeit der Expedition überzeugt sich ganz Gewissheit hatte, die immerliche Bevölkerung zu bewundern. Die bewohnten Prärien und Savannen sind trotz der Anwesenheit meist damit verbandenen Horde der Stämme auch für Viehzucht brauchbar. Vom Osten aus ist das Vieh schon bis weit vom Komani vorgeedrungen; vom Westen aus ist es von Bog und nur bis östlich über den Nilus gebracht worden. Die Viehzüchter sind Vieh, überall fand ich dasselbe in vorzüglichem Stande. Mit richtiger Anwendung von Weiden kann man es für den Viehdiebstahl zuträgliches Gras sorgen. . . Ich bin der Überzeugung, daß mit der Kongo-Eisenbahn, die nun zu weitgegriffen Genehmigung zur Ausführung gelangen soll, die Lebensfähigkeit der Kongostaaten gesichert ist. —

Dem Virenen Savorgnan de Brazza, einem der tüchtigsten Forscher, der neben Barth Livingston, Nachtigall, Speke und Stanley gestellt zu werden verdient, verdankt Frankreich die Eroberung seiner schönen Kolonie am Ogowe bis an den Kongo in die Wissenschaft und Kenntniss des oberen Ogowe und der Wasserscheide zwischen demselben und dem Kongo, sowie die Entdeckung der schiffbaren Nebenflüsse des letzteren, Alima und Sangha. Durch seine beiden ersten Entdeckungsfahrten 1873 bis 1874 und 1875 bis 1882, wobei er einmal 8 Monate lang vorwärts unter Lebensgefahr durch die Wildnis wandern mußte, suchte er einen Weg für die künftigen Handelsbeziehungen mit dem mittleren und oberen Kongo von unermesslicher Bedeutung werden konnte, da es seit der Benutzung des mehr als 100 km langen schiffbaren Zulu-

des Ogowé und der Kongouflüsse Atima und Yfoma das schwierige Katarakten-Gebiet des Kongo umgehen und zur See die 700 km lange Küstefahrt von der Mündung des Ogowé bis zur Kongomündung ersparen würde. Das Hauptergebnis seiner Reisen war jedoch nicht das anfangs bezweckte denn er fand, daß nicht der Ogowé, sondern das Thal des 500 km südlicher in das Meer mündenden Kulu die beste Eingangspforte in den Kontinent und zunächst zum mittleren Kongo sei, bequemer als die Kongoroute selbst. Die französischen Kammern hatten Einsicht genug, um Brazzas kolonialisatorische Pläne mit reichlichen Mitteln zu unterstützen, so daß er nicht weniger als sieben jetzt in Blüte stehende Stationen gründete, von denen Brazzaville am Kongo seinen Namen erhielt.

De Brazza vollendete seine Kenntnisaufnahme des Kongo auf einer dritten Reise 1882. Er ist jetzt Gouverneur der von ihm Frankreich geschenkten vielversprechenden Kolonie.

Sein Urteil über die Aussichten und Aufgaben des Kongostaates stimmen mit dem von uns nach andern Forschern gegebenen Ansichten S. 367 - 373 ziemlich genau überein.

De Brazza nennt den unteren Kongo absolut unfruchtbar, der Kongostaat habe eine gute Zukunft nur durch den oberen Kongo. Plantagenwirtschaft und Handelsniederlassungen seien allein möglich, von Kolonisation resp. Ackerbau durch Europäer könne keine Rede sein. Die nächste Aufgabe des Kongostaates müsse die Anlage von Straßen und einer Eisenbahn sein, welche große Dienste leisten würde. Ein bedeutender Kostenaufwand sei erforderlich, allein derselbe werde sich durch die Steigerung des Gutsverkehrs lohnen. Auch die Absatzartikel der Eingeborenen werden dereinst mit der Zunahme der Bevölkerung in Europa an Wert steigen, so daß in Afrika selbst schwerlich jemals eine Überproduktion der Bodenerzeugnisse eintreten könne. So betrachtet, schließt de Brazza, erscheint die Besiedelung von Afrika vielleicht zwar verlockend, aber nicht verlockend. Mag aus den besiedelten Gebieten zunächst werden, was da wolle, sie müssen eben doch besetzt werden. Sonst hätten andere zugegriffen, so daß in hundert Jahren, wenn sie sich als gute Anlagen erwiesen, nichts mehr zu machen gewesen wäre. Dabei müssen wir uns für jetzt beruhigen und bedenken: für die Zukunft des Kongostaates gab es keinen andern Weg. Hiermit ruft Graf de Brazza die Praxis der Kolonialpolitik aus, welche England zur ersten überseeischen Weltmacht gemacht und demselben mehr als

71 Prozent des Weltverkehrs gegeben hat. Die Engländer haben in Neu-Seeland, Australien und Ozeanien mit Völkerverbündungen und Anlage von Kolonien nicht gewartet, bis man ihnen den Entwurf oder authentische Inkorporations derselben auf einem öffentlichen Entgegenbrachte. Die modernen Völkerverbündungen treten am besten in ihre Fußtapfen, sie können dort die so nützliche Gelegenheit annehmen im Begriffe den ganzen Kongressstaat „königlich belgisch“ zu machen, was für Wohnung aller Interessen das Beste wäre. Ähnlich wird es mit unserem Deutsch-Österreich. Die Kontinentalität muß so weit wie möglich der direkten Völkerverbündung weichen.

Nur die geographische und ethnographische Verbindung ist die Grundlage der Belgier am Congo schon recht ursprünglich gewesen. Inlekt hat nach der Kapitän H. van Gèle das große Uebel beseitigt, indem er mit dem Dampfboote „En Avant“ am 21. Nov. 1887 die Zangoschwärme des Molange oder Abomje erreichte, der von Grenfell im „Peace“ bis zum Congo (4° 30' nördl. Br.) befahren und von ihm nie von Wankers für gleich mit dem Uebel gehalten worden war, und darauf nach Bugierung des Uebels durch die Stromschnellen den Fluß bis zum 22° nördl. Länge führte, wodurch er den Endpunkt von Zimbar vom 21. Februar 1887 fast erreichte. Hierdurch werden schon manche Nachteile der Wirtschaft einzelner Beamten ausgeglichen.

## II.

Die verschiedenen Ansichten über die Zukunft des Kongressstaates. Widerlegung der absprechenden Urtheile über denselben.

von Karl von Arnim, 1887.

Was die Zukunft des jungen Staates anlangt, so herrschen die verschiedensten Ansichten. Ich will dieselben nur kurz aufzählen.

„Das Personal des Staates ist faul und thut nicht son-

\*) Es ist die Gründung des Reichs und Kaiserthums. Neben u. a. Arnim von Karl von Arnim, 1887. Die 13. November, 12. November, 1. über schriftliche. Leipzig, Braunschweig 1887. Seite 100.





Stehender aber sind die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen.

Matadi - Leopoldville . . . . . 151 km

Leopoldville - Antwerpen . . . . . 76 „

Antwerpen - Bengala . . . . . 135 „

Bengala - Stanley Haf. . . . . 254 „

Leopoldville - Quete Walfshafen 1891 „

Bei gegenwärtiger personlicher Unternehmung kann daher bei den oberen Stationen gar keine Rede sein. Das fñhlt jeder Stationschef und deswegen denkt er hauptsächlich an die Sicherung der eigenen Station, auf der er monatelang aushalten muß ohne Hilfe von irgend welcher Art. Worauf konnte sich nun die gegenwärtige Unternehmung erstrecken? Darauf muß geantwortet werden. Auf die Überweisung von Vorräthen an Laashwerter, Lebensmittel etc. an Stellen wo eine Station Überflüß hat, und auf regelmäßige Überwachung des Nachschubes, an welchem es von Europa her nicht fehlt. Nun, das ist ebenfalls sehr schwierig und mit Recht beurtheilt die Generaladministration die Fähigkeit des Stationschefs und hier in dieser Hinsicht wird viel aus Ehrgeizigkeit und Egoismus genüßigt. Auch für die Stationen sollte und würde viel mehr geschehen, wenn das Personal weniger häufig wechselte und besser zusammengefaßt wäre. Manche Stationschefs sagen sich: Warum dich überflüssigerweise anstrengen? Lange bleibt da nichts. Wozu da erst viel Arbeit und Schereerei machen? Nachher kommt ist mir egal.

Ich solche Anschauungen mir als deutschem Dampfer ganz besonders aufstellen, die wir gewohnt sind, Stein auf Stein zusammenzubauen und jedem Kameraden ebenso zur Arbeit, als ob wir selbst die Arbeit genießen sollten, was mir zu erklärlich. Diese Verhältnisse werden aber bestimmt besser werden, denn wie viel oder wenig jetzt gemacht werden mag, die Vorräthe sind überall gethan und etwas wird überall dabei geschehen. Die Stationen werden zahlreicher und gesunder und die Vorsteher werden länger bleiben. Mit den regelmäßigen Verbindungen und der gegenseitigen Unterstützung und das Geißel der Zusammengehörigkeit wachsen.

Die Zusammensetzung des Personals aus Angehörigen verschiedener Nationen ist allerdings ein Mangel. Europäer, die sich verschiedene Sprachen sprechen lassen sich nicht ohne Schwierigkeit

durch einen Gouverneur befehligen. Daß der Generaladministrator alle diejenigen Angestellten welche seine Sprache reden, unwillkürlich vorzieht, ist ein naturgemäßes Ergebnis der Bequemlichkeit. Eine absichtliche Bevorzugung von Belgiern und Engländern die sich in gegebenen Vorschriften aussprechen mißte, habe ich nicht gemerkt. Ob die Gehälter nach den Nationalitäten verschieden hoch bemessen werden, wie man dies häufig hört, weis ich nicht. Ich weiß nur, daß alle Agenten des Staates jährlich 3000 Francs und die Wandwerker 2000 Francs erhalten.

Was soll das nun heißen: „Die Ausbeute wird nie lohnen?“ Warum soll die Ausbeute eines von etwa 24 Millionen Menschen bewohnten Gebietes und 60000 Quadratkilometer Flächenausdehnung, worunter wenigstens ein Drittel fruchtbarsten Bodens, nicht lohnen? Irgend etwas muß doch in einem solchen Raume vorhanden sein, was mit Vorteil ausgenutzt werden kann. Es giebt doch keine bekannte Gegend der Erde, welche nicht mit einem Erzeugnisse die weitesten Reisen durch schwerer passiertere Gegenden machen muß. Was für riesige Strecken durchqueren die Produkte Amerikas, Australiens und der Südlsee, welche den europäischen Markt überschwemmen! Der chinesische Thee kommt auf dem denkbar schwierigsten, 15000 km langen Landwege durch Wälder, Hochgebirge, Steppen und Waldlandschaften, heiße und kalte Gegenden bis in die entlegensten Städte des russischen Reiches. Viel größer wie dort sind aber die Transportschwierigkeiten im Kongo Becken nicht. Ja, wenn erst eine Eisenbahn die Katarakte des unteren Kongo umgeht, werden wenig Verkehrsschwierigkeiten vorhanden sein. Schon jetzt lohnt der Transport von Eisen, Gummi und Kopal. Ein großer Teil des Gummis der in Loanda verladen wird, kommt auf dem 1500 km langen Landwege aus dem Lande der Balika, und der Handel findet dabel seine Rechnung.

Der Export würde außerdem noch folgende afrikanische Produkte liefern, sobald erst eine Bahn die untere Kataraktengegend umgeht. Es sind dies: Angelaholz, Ebenholz, Paludl, Balmlerne, Erseile, Riechstämme, Erdnüsse, Kolonnie, Zucker, Wachs, Hippopotammshäute und Felle. Das sind lauter vorfindbare Produkte die von den Eingeborenen nicht schon gewonnen werden oder deren Gewinnung leicht zu erreichen ist. Hierzu können durch Anpflanzungen noch treten: Reis, Kaffee, Banane, Tabak und Baumwolle.

Der ganze Abfall der unteren Hochebene, die Kataraktengegend

das zur Afrike schon unerschwingbar sein nicht einmal erbeutliche Fische müssig so den fortkommen.

Da woher kommen dann die Mengen Warenbahren, die aller Arten von Kammern des Koanda aufgestellt sind? Die Zeit doch gewiß aus dem als unerschwingbar vertheuerten Land gebiete. Und wenn sie weiter herkommen, inwieweit dies denn der beste Beweis dafür sein, daß der Export aus dem Innern lohnt?

Sei es ich dieses Innere bis jetzt kenne, das ist das was ja Sater einer etwa 400 km langen Route, scheint nur doch einer leichten Tropengrenze anzugehören. Die Vegetation in Madina ist allerdings veränderlich. Am geringsten scheint er in der polibule und in Unterseite des Storo zu sein, dagegen in den Gegenden am mittleren Korai, an deren linken Nebenflüssen dem Fluss vorwiegend fruchtbar und für Plantagenanlagen geeignet.

Als diese Nachbarschaft würde aber nichts nützen, wenn das Klima dem europäischen Ansiedler es nicht erlaubte, länger für längere Zeit zu wohnen. Das unterliegt keinem Zweifel ist das afrikanische Klima für den Europäer Gefahren enthaltend. Die anhaltend hohe, leuchtende Wärme, der häufige Verwesungsgeruch, die fürchterliche Gabe der Sonne an klaren wolkenlosen Tagen, die schädlich und gefährlich sein. Sie haben lähmende, kalte und verärende, zerfetzende oder auch schleimende Fieber im Gehirn. Zahllose Giftbakterien scheinen in der Luft zu schweben und verursachen ekelhafte Hautgeschwülste. Auch mit dem Wasser kann keine des Verderbens aufnehmen scheußliche Magenblatzen der Glineanlumen, die sich durch den ganzen Körper kriesen und sich an irgend einer Stelle in Ventilen ausstern.

Doch genug von diesen Gefahren. Es würde zu weit führen, wenn ich alle die hundertfachen Gefahren aufzählen wollte, welche das Klima und die niederen Organismen dem Aufsteher bereiten. Es könnte auch danach scheinen, als ob ich die Bewohnerschaft des inneren Afrikas bezweifle. Ich bin aber weit davon entfernt. Nach meiner Ansicht kann der Europäer in Innerefrika besonders nachteil für seine Gesundheit wohnen und sogar einige Stunden am Tage arbeiten.

In der Mehrzahl der Tage im Jahre ist der Himmel bedeckt und dann ist die Temperatur sehr erträglich. Auch an den wenigen sonnenhellen Tagen ist es wohl möglich, früh von 5-8 Uhr zu

obends von 4, — 6 Uhr, also fünf Stunden zu arbeiten. Bewegung ist sogar ebenso nöthig wie bei uns. Nur müssen alle Dinge noch sorgfältiger vermieden werden welche wie bei uns die Gesundheit schädigen können: Zug, Erkältung und unbedeckter Aufenthalt in der Sonnenglut.

Wenn aber der Handel jetzt schon lohnt wenn europäische Umfledung möglich, dann soll Amerika keine Zukunft haben, 20.000 Quadratmeilen ergiebigen Bodens sollten nicht im Stande sein eine Fülle von Produkten für den Weltmarkt zu liefern! 20.000 Quadratmeilen fruchtbaren Landes sollten nicht im Stande sein, viele tausende von Plantagenbauern und ebenso viele Kaufleute reich zu machen?

Nun ich bin der festen Ansicht, daß das ganze Mercurium-nehmen Erfolg haben wird, sobald eine Eisenbahn die Katarakten-gegend des unteren Kongo umgeht. Das ganze ist eben kein Unstun und kein Schwindel, sondern ein Auktorial von nichttrugender Bedeutung.

## Notizen.

Der Gebrauch des Namens Damaraland auf den Landkarten statt Hereroland ist nicht zu rechtfertigen; richtig ist nur das von den deutschen Missionaren hiesig gebrauchte Wort Hereroland (s. S. 434). — Nach Habri (Kunst Jahre d. Kolonialpolitik S. 75) ist der Name Nama (eigentlich Namian) und Namaland ausreichend und zulässig, und die frühere Form Namaqua bezeichnet nur die männlichen Einwohner des Landes.

Der Name „Somali“ und andere geographische Namen (zu S. 7 u. 417). — Burton und Hartmann geben zwar an, „Somali“ sei der Singular „Somal“ der Plural, aber nach genaueren Untersuchungen (Kolonial-Politik Korresp. 1887, Nr. 17) lautet der Singular „Somäl“, der Plural „Simal“; jedenfalls ist also der Gebrauch von „Somali“ überhaupt zu verwerfen. Die verschiedenen Abtheilungen des Wortes sind also zweifelhaft: von So wail d. h. Wehe, melle' (Haggenmacher), oder von Tumul, Schmelz: Hildebrandt sagt, somal bedeute „schwarz“ in der Landesprache, aber in der Somal-sprache heißt schwarz malon; nach Paulischke vom arab. samad.



b. h. tapfer, oder von somal, hohe Hügel, rc. Die Somal selbst kennen den Namen nicht, und die Araber nennen das Land Har Har.

Zum Verständniß mancher geographischen Namen zwischen ostafrikanischen Küste und den Seen diene noch folgendes: In der Suahel Sprache, einer Präsenssprache wie alle Bantusprachen, heißt Wa Volk, Bewohner, Wasuuhili, die Bewohner des Suahellandes, Ki Sprache, also Kiwuhili, die Sprache des Suahellandes; der Vorsetzer eines m bedeutet: Mann, Person aus einem bekannn Volke, also Mwasuhili ein Suahili, u bedeutet Land, also Mwasu das Land Sagara, Miamesi das Land Miamesi.

Die Stationen und Expeditionen der Deutsch-afrikanischen Gesellschaft (zu S. 58). — Die Deutsch-afrikanische Gesellschaft hat in kaum fünf Jahren eine wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit entfaltet. Vom Dezember 1884 bis Anfangs 1888 hat sie 17 Stationen, Faktoreien und Depots angelegt, die wichtigsten sind: Zanzibar, Smatthal, Kieta, Sami Turba, Madumbula, Koroque, Mwangula, Peterohöhe, Bagamoyo, Tanguanyo, Hohenzollernhafen, Masi sowie nicht weniger als 16 Expeditionen ausgeführt, worunter 2 Kilima-Ndjaru- und 4 Somali-Expeditionen. — Der Gesamthandel zwischen Deutschland und Zanzibar war in Ein- und Ausfuhr auf ca. 3 Millionen Mark geschätzt und wird mit der Wiederherstellung der Ruhe sich rasch heben.

Dazu kommen die Stationen der Ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft: Deutschenhof, Mbyini, Kibura, Manampya. Auch da waren fast alle im ersten, besten Aufblühen begriffen, als der Unstern losbrach. Die dabei zerstörten Niederlassungen werden jetzt allmählig im nächsten Jahre (1889) wieder hergestellt sein.

Die Kaffersprache (zu S. 19). — Die Kaffersprache lehrt die Flexionen durch Präfixe und geht in der Wortbildung resp. Begriffsentwicklung so weit, daß sie u. a. für die Personalpronomina im Präsens, Perfektum und Futurum besondere Formen hat: ich heiße du im Präsens, du im Perfektum und du im Futurum. Das Präsens von akabiza, rufen, lautet:

akabiza, ich rufe;	akakabiza, ich rufe nicht;
nabiza, du rufst,	akabiza, du rufst nicht;
akabiza, er ruft,	akabiza, er ruft nicht;
siakabiza, wir rufen;	akakabiza, wir rufen nicht;
enabiza, ihr ruft.	akakabiza, ihr ruft nicht;
siakabiza, sie rufen;	akakabiza, sie rufen nicht

Thompson fand merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen der Kaffersprache und den Mandarten auf den Komoreninseln, Anjouan und Madagascar, andere weisen hin auf ethnographische Ähnlichkeiten zwischen den Taurulen in Süd-Hindostan, den Totta-Beddahs (Mitschthones), den Arabern und den Eingeborenen von Madagascar, den Komoren und Seychellen. Harris hebt die Ähnlichkeit der Kaffern und Araber (Beduinen) in Gestalt, Gesichtsbildung, Lebensweise, Gewohnheiten und Charaktereigenschaften besonders hervor.

Organisation des KongoStaates (31 S. 370—1) — Der Kongostaat steht unter einem Generaladministralor an der Spitze eines Exekutivkomitees, das aus dem Appellationsrichter und den Pleusibirektoren (den Direktoren der Justiz, der Finanzen und des Marine- und Transportdienstes) besteht. Der Staat zerfällt in Distrikte unter je einem Distriktscommisarius. Die KongoStaate besteht heute aus 14 Dampfern (wovon 13 auf dem oberen Kong.) Die öffentl. Macht besteht aus 2000 Schwarzen mit 12 Kanonen und 2 Mitrailleusen unter dem Befehl belgischer Offiziere.

#### Klima und Bewohnbarkeit der Tropenländer.

Es darf nicht verschwiegen werden daß zu allen Zeiten die Kaufleute, um die Konkurrenz abzusprechen, sogenannte Handelsklagen, das heißt ökonomische Schlägerangen der entgegen gesetzten ihrer Thätigkeit, namentlich übertriebene Darstellungen der Gefährlichkeit des tropischen Klimas verbreitet haben. Zeller, Kerstiens, Decken, Kachhoff, Mohls, Hübner-Schleiden u. v. a. Forschungsreisende haben dieses ausdrücklich hervor und erklären sich entschieden gegen die von Jektiden, welche nur einen ungeringen Teil Afrikas gesehen haben aufgestellte Behauptung, das tropische Afrika sei ungesund. „Hätte man“, sagt W. Mohls in seiner vorzüglichen Schrift: „Zur Klimatologie und Hygiene Afrikas“ Leipzig 1855. S. 14, „anstatt schlechthin die heiße Zone ungesund zu nennen, mehr darauf gehalten, nach den lokalen Ursachen der Ungesundheit zu forschen, und wäre nach Mithitung derselben darauf bedacht gewesen, sie zu entfernen, zu heben und zu vermehren, so würde man sich ein viel größeres Verdienst um die Menschheit erworben haben, als jetzt zu erhalten zu nennen, die die Welt erstrecken wollen mit dem so unmotivierten, nie zu beseitigenden Satze: Die Tropen sind ungesund, die Subgermanen können dort nicht leben. Da sich Schlagworte die wir gar nicht mehr gelten lassen dürfen.“ Die durchaus ungeeignete Lebensweise der Engländer, des

volltes in den Tropen, hat wohl am meisten zur weiten Verbreitung dieses Schlagwortes beigetragen; aber die Hamburger und Bremer Kaufherren lassen sich nicht dadurch abschrecken, jahraus, jahrein 250—300 Faktoristen in Äquatorial-Afrika zu beschäftigen und guten Gewinn einzustreichen. [Nach Hb. Durbo (Niger et Benué, P. 1880) machen die Kaufleute am Niger 52 Prozent!]

---

Von den neuesten Schriften über das afrikanische Klima heben wir hervor: „Gustav Leipoldt. Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Ein Beitrag zur Förderung der deutschen Kolonisationsbestrebungen. Leipzig 1887.“

Durch längeren Aufenthalt im tropischen Afrika und ausgedehnte Kenntnisse dazu befähigt, schrieb Hermann Sphaur sein für viele koloniale Fragen maßgebendes Werk: „Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen. Leipzig, Brockhaus. 1888“, worin u. a. Das Klima unserer Kolonien. — Die Pflanzung. — Versuchspflanzungen. — Die Erziehung afrikanischer Eingeborener. — Produkte der Gegenwart und Zukunft. — Die koloniale Erziehung unseres Volkes — eingehend besprochen werden.

---

# Inhalt.

Vorwort . . . . .	III
-------------------	-----

## Zur Übersicht der deutschen Kolonien in Afrika.

Togo-Land. Heutige Ausdehnung und Grenzen . . . . .	Die und Völkern der Kolonien . . . . .	IX
--	--	----

Namen. Deutsche Ansiedler — Die letzten Kolonialkämpfe — Die Geschichte von Kamerun und Togo, die Bedeutung für die Zukunft der Kolonien — Die deutsche Herrschaft in der Kamerun — Zustand der vormaligen Kolonien . . . . .		XII
--	--	-----

Südwestafrika Ursachen der Entdeckung und Befriedigung der Kolonien — Die Geschichte dieses Landes, die Bedeutung für die Zukunft der deutschen Herrschaft — Der jetzt bestehende Staat — Vom ersten europäischen Expedition . . . . .		XVIII
---	--	-------

Deutsch Ostafrika . . . . .	XXII
-----------------------------	------

## Das deutsche Ostafrika.

Einführung Umfang nach der Vertheilung auf die Länder — Beschreibung der Länder . . . . .		
--	--	--

Bilder aus Deutsch-Ostafrika.		
1. Die Landschaften Uga, Uga, Uga und Uga		8
2. Die Geschichte von Uga und deren Bewohner . . . . .		12
3. Der Uga in Uga-Lande. Charakteristika der Bewohner des Landes . . . . .		14
4. Das Uga-Land seit und die Entwicklung der Uga-Länder . . . . .		16
5. Uga, der Uga-Länder (Uga-Länder) . . . . .		20
6. Uga-Länder Uga-Länder . . . . .		22
7. Uga-Länder Uga-Länder und Uga-Länder . . . . .		24
8. Uga-Länder Uga-Länder in Uga-Länder . . . . .		26
9. Uga-Länder Uga-Länder . . . . .		28
10. Uga-Länder Uga-Länder . . . . .		30
11. Charakter der Uga-Länder . . . . .		32

## Deutsch-Italienland.

Die Geschichte von Vind und Vind . . .

Die Geschichte

Die Geschichte der Geschichte - Charakteristik des Geschichte Regens -  
der Geschichte - Geschichte der Geschichte und Geschichte

## Die Mann-Mann und Mann-Mann

## Die Entdeckung des Albert-Mann-Mann Sees.

Entdeckung - Die Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Zweiter aus Wombassa und Zeteloren an der Geschichte Mann-Mann

## Die Geschichte der Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Die Geschichte der Geschichte der Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Die Stadt Mann-Mann, das Mann-Mann in Mann-Mann

## Lebensweise und Mann-Mann in Mann-Mann

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Das Mann-Mann und dessen Mann-Mann.

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Der Mann-Mann Mann-Mann Mann-Mann .

## Mann-Mann.

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Mann-Mann Mann-Mann.

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Mann-Mann Mann-Mann

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

## Szenen aus dem Mann-Mann in Mann-Mann.

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte

Die Geschichte der Geschichte der Geschichte der Geschichte - Geschichte



	Seite
<b>Arabische Erzählungen.</b>	
1. Ibrahim Ismaelentränen . . . . .	194
2. Schmerzhafte Wahl . . . . .	197
<b>Das Klima von Najten . . . . .</b>	<b>198</b>
<b>Mohammedanische Lebensbilder aus Algerien.</b>	
1. Das Att el Kebch oder Hammelfest . . . . .	200
2. Das Porträt eines Mannes . . . . .	201
3. Tod Abd el Kas der Erhebener in der christlichen Gewandlung . . . . .	203
4. Strafe über den Asten . . . . .	205
<b>Bilder aus der Sahara</b>	
1. Die Harte-Sträßer und die Karamane — Am Berenun . . . . .	203
2. Eine arabische Gährung — Der Handier . . . . .	206
<b>Der arabische Adel in der Wüste . . . . .</b>	<b>208</b>
<b>Die Bevölkerung Marokkos (1881)</b>	
1. Wohnung in der mohammedanischen Welt Die Bevölkerung Marokkos Die Hauptstadt Die Landessprachen — Junde mann der Marokkaner . . . . .	206
II Die Bewohner des Hof . . . . .	231
<b>Bilder marokkanischen Aberglaubens</b>	
1. Der rettende Mann . . . . .	233
2. Die besorgte Zinnuhr . . . . .	234
<b>Kulturschwankel des Mohammedanismus.</b>	
1. Die marokkanische Frage Der Mohammedanismus heute und heute ist der Staat ist ohne Vater und Gesetz . . . . .	236
2. Islam und Afrikaforschung . . . . .	237
<b>Werber und Arbeiter in Marokko.</b>	
Wegende ihrer Charaktereigenschaften und Lebensweise . . . . .	243
<b>Die Westküste von Afrika.</b>	
Die Küste von Sierra Leone zum Westafrikaner-Ström — Schilderung von F. L. F. F. — Der Westafrikaner — Die Eingeborenen . . . . .	245
<b>Die Krugger . . . . .</b>	<b>252</b>
<b>Das Klima in Senegambien.</b>	
Am Tag während der Regenzeit am Senegal . . . . .	258
<b>Bilder von der Goldküste.</b>	
1. Bild der Goldküste von Sierra Leone — Die Küste — Fische fluten — Capes Coast alle . . . . .	261
2. Die Küste der Goldküste . . . . .	265
3. Ein Fischhaus auf der Goldküste . . . . .	282
<b>Das unbekannte Land zwischen der Goldküste und dem oberen Niger.</b>	
Neue Karte durch die große Wüste zwischen den Arabern und Fulbe — Die Gegend der Wüste — Die Stadt Senegal ist die Festung der Erde — Zuzug der Fulbe. Die große Lande- wüste ist nicht Senegal Der Wüstengraben der Senegal und Lulaga Rom erzählt die Geschichte der neuen Wüste . . . . .	284
<b>Abesutia.</b>	
Was er aber eben Jahre lang sich selbst bestanden ohne fremde in einer sehr frischen Zeit . . . . .	297

## Deutsch-Aquatorial-Afrika.

### Logoland.

Notwendigkeit des Reichschutzes in Westafrika. — Umfang des Logolandes (1887). — Beschreibung der Küste und des Binnenlandes.  
— Die Hauptortschaften. — Ein afrikanischer Kero. — Kulturzustände 34

### Eine Faktorei im tropischen Westafrika.

Bau und Aussehen einer Faktorei. — Lebensgewohnheiten und tägliche Arbeiten. — Die Kruneger, ihre Sitten und Sprache. — Haushalt der Weißen . . . . . 310

### Bilder aus der Kolonie am Kamerun.

- I. Umfang und Wichtigkeit Kameruns. — C. R. Flegel. Seine Vorbereitungen zu Forschungsreisen. — Die Frage der Gesundheitsstationen (Sanatorien). — Schilderung der großartigen Natur Kameruns. — Kamerun und das Benuuegebiet nach Flegel und Brügge . . . . . 315
- II. Die Erstbesteigung des Götterberges . . . . . 322
- III. Kamerun und die Küste bis Kap St. John. — Bodenbeschaffenheit. — Bewohner. — Die Küste südlich von Kamerun . . . . . 327
- IV. Kulturbilder aus den Anfängen der Kamerunmission. — Geseel des Heidentums. — Der Missionar Sater; seine heldenmütige Ausdauer und Wirksamkeit. — Wie er die Dualasprache lernt. — Verfolgungen . . . . . 330
- V. Die Negervölker am Kamerun . . . . . 334
- VI. Ein Bild westafrikanischer Kultpflege . . . . . 344
- VII. Der Geheimbund des Egbos-Ordens unter den Negeren in Nkalabar . . . . . 345
- VIII. Klima und Gesundheitsverhältnisse der Kolonie Kamerun.
  - 1 Die Vorzüge . . . . . 351
  2. Die wirklichen Gefahren . . . . . 353

### Fernando Po.

Der Clarence-Bif, dem Kamerun gegenüber. — Die spanische Stadt Isabel. — Tropische Scenerieen. — Die Bevölkerung . . . . . 354

Am Benuue . . . . . 360

### Der Kongostaat.

- I. Umfang des Kongostaates. — Ergebnisse deutscher Durchforschungen des Landes. — Das eigentliche Königreich Kongo. — Die eingeborenen Könige und Hauptleute. — Die internationale Gesellschaft . . . . . 365
- II. Charakteristik der Bevölkerung. — Die Neger am unteren Kongo . . . . . 373
- III. Die Negerkönigreiche am unteren Kongo . . . . . 379

### Mussumba.

Ein Städtebild aus dem Lunda-Reiche im Süden des Kongostaates 385

Dondo, ein Fiebernest in Angola . . . . . 388

Kurzer Blick auf die Geschichte der schwarzen Rasse . . . . . 392

Die Kulturfähigung der Neger . . . . . 394

## Geistige Erziehung und Geistesverfassung der Neger.

Erpöckender und Räuber — Heiße Welt mit einem Herzen — Nicht, sondern  
 nicht, sondern ist der große fichte Schatten! Charakteristik der Völsperger  
 Partien und der Wege ohne Gefahr! Mit dem Licht der  
 Erleuchtung! Der Mahnung, das die Völsperger und der  
 fichte Heuer, Der Mahnung, das die Völsperger und der

348

12.5 10 10

4152

## Die afrikanischen Sprachen.

Die Reichsordnung von Albert Neudamm hat über die afrikanischen Sprachen — Unterung in sechs große Gruppen — Exam der H.H. der — Festschätzung der Abklingung der Vokalreihen — Charakteristisches über einige Negationen. Die Sadr Sprache als 1979 heraus. — Das Krev. hie ist der. Jahr. Platz 118 — F.d. meiste hied und Eho hat a n d e r E p o c h e n . - Die west- wärtigen Probleme der Gegenwart.

111

### Deutsch-Südwestafrika.

- |      |  |  |     |
|------|--|--|-----|
| I.   | Erwerbung des ersten deutschen Kolonialgebiets.                        | Grenzen und Umfang von Deutsch-Ostafrika | 121 |
| II.  | Die Bedeutung der Kolonialpolitik für die Welt.                        |  | 127 |
| III. | Die Bedeutung von Deutsch-Ostafrika für die Gegenwart und die Zukunft. |  | 131 |

Die Eingeborenen von Deutsch-Südwestafrika.

Ein Herz oder Lungen

- I. Der Hellenismus. Die Hellenen als leidenschaftliche Krieger, Lehrer.  
— Die Republikano und ihre Areben . . . . . 431
- II. Helgen und Krieger. Ihre tiefmündigen obergewaltigen  
Moralen und Gewalten — Ihre patriot. Zug, Sieges-  
und Krieger. Vögen III schreien der Farnahme wache — Was  
sprache an. II und I. — Dritt und schreien die Dämonen  
der Farnahme . . . . . 437
- III. Die Hellenen der biblischen Welt, besonders  
der Hellenen . . . . . 441
- IV. Die Hellenen der Hellenen und Christen.  
Der Hellenen der Hellenen und Christen einer Hellenen und  
Christen . . . . . 445
- V. Die Hellenen der Hellenen und Christen.  
Der Hellenen der Hellenen und Christen einer Hellenen und  
Christen . . . . . 449

Wieder aus Obeng. Roma Land.

- |      |  |           |                         |    |
|------|--|-----------|-------------------------|----|
| I.   | Der Fall, der Betreffende                            | - R. in - | Charakter, Lebensweise, |    |
|      | Verlauf des Geschehens                               | -         | Staatliche Verhältnisse | 44 |
| II   | Charakteristika des Falles von der 49. bis 50. Seite |           |                         | 13 |
| III. | Charakteristika des Falles von der 51. bis 52. Seite |           |                         | 56 |

Land und Volk der Kalchuri, des weiteren Hinterlandes von  
 Bhara Regime.

Wald- und Bergbau und Pflanzengewächse, geeignet zu bedeutender Schen-  
kung - z. B. Bergbau-Verein - Unter Anblick der eingetragenen  
Verzeichnung

439

bis zur Küste sollen unerschöpflich sein, nicht einmal eingezäunt zu werden, sondern sich selbst überlassen.

Ja, weiter können dann die Mengen Zuckerbalken, die aus allen Zuckerorten von Kamerun bis Yeando aufgesteuert wird, zu Zeit doch gewiß aus dem als unerschöpflich beschriebenen Land geliebt. Und wenn sie weiter herbeistromen, würde dies doch der beste Beweis dafür sein, daß ein Export aus dem Innern möglich ist.

Wenn ich dieses Innerland wie jetzt kenne, das ich durch zu Zeiten einer etwa 100 km langen Route, scheint mir das eine begünstigte Freiland zu sein. Die Erzeugnisse des Bodens ist allerdings verschieden. Am geringsten scheint es in der Höhe und im Inneren des Koupo zu sein, dagegen sind die Gegenden am mittleren Khar, an dessen linken Nebenflüssen, dem Vilua vorwiegend fruchtbar und für Plantagenanbau geeignet.

All diese Fruchtbarkeit würde aber nichts nützen, wenn das Klima dem europäischen Afrikaner so nicht erträglich wäre, für längere Zeit zu bewohnen. Das unterliegt keinem Zweifel, das afrikanische Klima für den Europäer Gefahren enthält. Es anhaltend hohe, feuchte Wärme, der häufige Verwesungsgeruch, die furchtbare Glut der Sonne an klaren, wolkenlosen Tagen, die schädlich und gefährlich sein. Sie haben lähmende, kalte und eiskalte, verlaufende, zerschneidende oder auch schlafende Fieber im Gefolge. Zahlreiche Giftkugeln scheinen in der Luft zu schweben und verursachen eitrige Hautgeschwüre. Auch mit dem Wasser kann keine der Verdauung aufnehmen, schreckliche Magenblutungen, Blasenentzündungen, die sich durch den ganzen Körper fressen und schließlich an irgend einer Stelle in Eiterbeulen ausmünden.

Doch genug von diesen Gefahren! Es würde zu sehr führen, wenn ich all die hundertlei Gefahren aufzählen wollte, welche das Klima und die niederen Organismen dem Afrikaner bereiten. Es blühte auch danach, als ob ich die Gefahren des inneren Afrikas bezweifle. Ich bin aber weit davon entfernt. Nach meiner Ansicht kann der Europäer in Innerafrika, besonders in Ostafrika für seine Gesundheit wohnen und sogar zu Stunden am Tage arbeiten.

In der Mehrzahl der Tage im Jahre ist der Himmel hell und dann ist die Temperatur sehr erträglich. Auch an den hellen, sonnenhellen Tagen ist es wohl möglich, früh von 5-5 Uhr

abends von 4 u. 6 Uhr, also fünf Stunden zu arbeiten. Bemes-  
gung ist sogar ebenso nützlich wie bei uns. Man mußten alle Dinge  
noch sorgfältiger vermeiden werden, welche wie bei uns die Gesund-  
heit schädigen können: Zug, Erkältung und unbedeckter Aufenthalt  
in der Sonnenhitze.

Wenn aber der Handel jetzt schon lohnt, wenn europäische An-  
siedelung möglich, dann soll Zairethal keine Zukunft haben,  
20000 Quadratmeilen ergiebigen Bodens sollten nicht im Stande  
sein, eine Fülle von Produkten für den Weltmarkt zu liefern?  
20000 Quadratmeilen fruchtbares Land sollte nicht im Stande  
sein, viele tausende von Plantagenbauern und ebenso viele Kauf-  
leute reich zu machen?

Nun, ich bin der festen Ansicht, daß das ganze Kongounter-  
nehmen Erfolg haben wird, sobald eine Eisenbahn die Naturstren-  
gegend des unteren Kongo umgeht. Das ganze ist eben kein Unfug  
und kein Schwandel, sondern ein Kulturwerk von weittragender  
Bedeutung.

## Notizen.

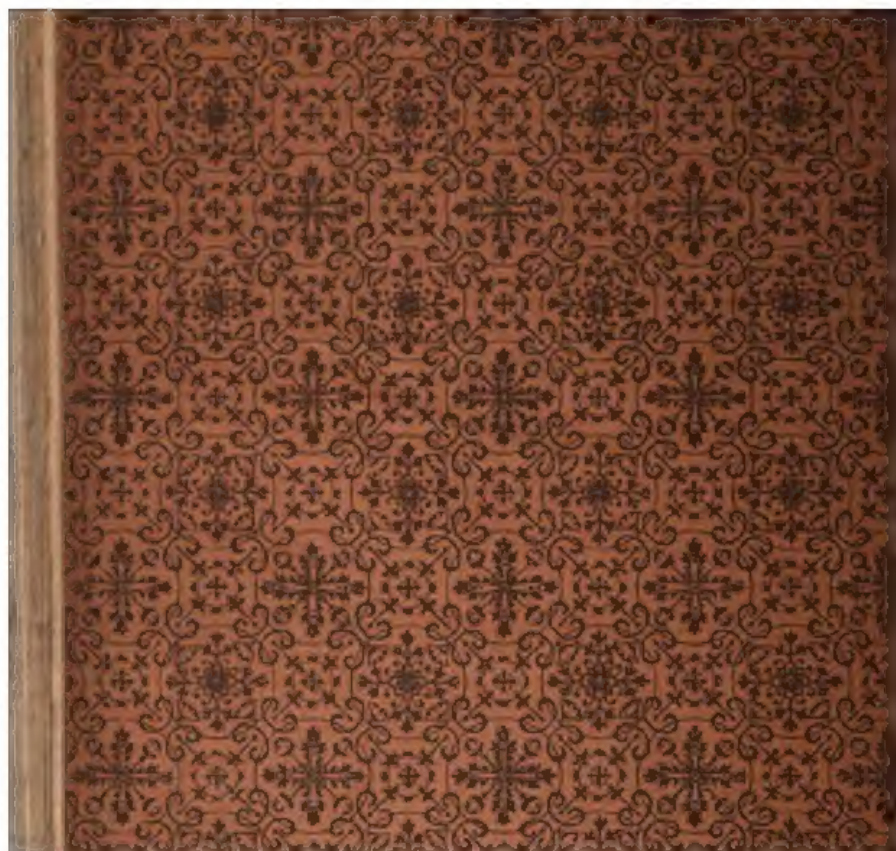
Der Gebrauch des Namens Damaraland auf den Vandratten  
statt Hereroland ist nicht zu rechtfertigen, richtig ist nur das von  
den deutschen Missionaren stets gebrauchte Wort Hereroland  
(s. S. 41). Nach Habri (Kunst Jahre d. Kolonialpolitik S. 58)  
ist der Name Nama (eigentlich Hamar) und Hamaland aus-  
reichend und zutreffend und die frühere Form Namaqua bezeichnet  
nur die männlichen Einwohner des Landes.

Der Name „Somali“ und andere geographische Namen (zu  
S. 7 u. 419). — Burton und Hartmann geben zwar an, „Somali“  
sei der Singular, „Somal“ der Plural, aber nach genaueren Unter-  
suchungen Kolon.-Polit. Korresp. 1887, Nr. 13) lautet der Singular  
„Somal“, der Plural „Simal“, jedenfalls ist also der Gebrauch  
von „Somali“ überhaupt zu verwerfen. Die verschiedenen Ab-  
leitungen des Wortes sind alle zweifelhaft: von So mali, d. i. Gehe,  
melke! (Haggenmacher), oder von Tumas, Schmuck; Hildebrand sagt,  
somal bedeute „schwarz“ in der Landessprache, aber in der Somal-  
sprache heißt schwarz wadun; nach Paulische vom arab. samal,









DT 34 .B3 1890  
Deutsch Afrika und seine Nachb  
Stanford University Libraries



3 6105 041 529 061

DT  
34

Stanford University Libraries  
Stanford, California

Return this book on or before date due.

--	--	--

